Lothar Baus (Hrsg. und Autor)

Die „genialen“ Syphilitiker

I. Teil

Die genialen Syphilitiker

von

Brunold Springer

Unveränderter Nachdruck der
4. Auflage von 1926

II. Teil

Nachträge und Ergänzungen

von

Lothar Baus

III. Teil

Rousseau - Goethe - Rilke - noch drei „geniale“ Syphilitiker

von

Lothar Baus

III. erweiterte Auflage

IV. Teil

Gegen den Strich

von

Joris Karl Huysmans

ASCLEPIOS EDITION

II. erweiterte Auflage (Konzept)

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Der Jugend der Welt [gewidmet]

Die Krankheiten der Gesellschaft können ebensowenig wie die Krankheiten des Körpers verhindert oder geheilt werden, ohne daß man offen von ihnen spricht.

John Stuart Mill

Die Existenz-Bedingung der „Guten“ ist die Lüge – anders ausgedrückt, das Nicht-Sehen-Wollen um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist ... „gute“ Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die „Guten“; in Lügen der „Guten“ wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die „Guten“.

>Warum ich ein Schicksal bin<, von Friedrich Nietzsche

Zeichenerklärung:

[ ] Text in eckigen Klammern = Erläuterungen des Herausgebers
[...] drei Punkte (auch in Klammern) = Auslassungen des Herausgebers

Die Interpunktion wurde der heute gebräuchlichen Norm angepasst.
Offensichtliche Druckfehler wurden kommentarlos korrigiert.

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2026

II. erweiterte Auflage (Konzept)

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288- ? - ?

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Inhalt

Verlauf einer Syphilis-Erkrankung und Merkmale	Seite 7
Was wussten die Ärzte im 19. und 20. Jahrhundert über die Syphilis?	
Dr. med. Christoph Girtanner	Seite 10
Dr. med. August Forel	Seite 14
Dr. med. Wolfgang Bohn	Seite 20

I. Teil
Brunold Springer
Die genialen Syphilitiker

Vorwort von Brunold Springer	Seite 27
Berthold Graf von Henneberg, Kurfürst von Mainz	Seite 49
König Ludwig XII. von Frankreich	Seite 50
König Franz von Frankreich (1505-1547)	Seite 50
König Philipp II. von Spanien	Seite 50
König Ludwig XIV. (1643-1715) von Frankreich	Seite 50
König Ludwig XV. (1715-1774) von Frankreich	Seite 50
August II. Kurfürst von Sachsen (1694-1733)	Seite 50
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840-1861)	Seite 50
Papst Alexander VI., gestorben 1505	Seite 51
Papst Julius II., gestorben 1513	Seite 51
Papst Leo X., gestorben 1521	Seite 52
Ulrich von Hutten, gestorben 1523	Seite 53
Benvenuto Cellini, gestorben 1571	Seite 55
Henri de Latour d'Auvergne, gestorben 1675	Seite 55
Moritz Graf von Sachsen, gestorben 1750	Seite 56
Jean Baptiste de Boyer, gestorben 1771	Seite 56
Charles de Rohan, gestorben 1787	Seite 56
Honoré Gabriel Riqueti Graf Mirabeau, gestorben 1791	Seite 57
Sebastien Roch Nicolas Chamfort, gestorben 1794	Seite 57
Jean Francois de La Harpe, gestorben 1803	Seite 58
Napoleon Buonaparte, gestorben 1821	Seite 58
Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, gest. 1822	Seite 60
Ludwig van Beethoven, gestorben 1827	Seite 62
William Hyde Wollaston, gestorben 1828	Seite 65
August von Goethe, gestorben 1830	Seite 66
Christian Dietrich Grabbe, gestorben 1836	Seite 68
Nikolaus Lenau, gestorben 1850	Seite 71
Heinrich Heine, gestorben 1856	Seite 76
Robert Schumann, gestorben 1856	Seite 78
Arthur Schopenhauer, gestorben 1860	Seite 79
Henri Murger, gestorben 1861	Seite 83
Ferdinand Lassalle, gestorben 1864	Seite 83
Edouard Manet, gestorben 1883	Seite 86
Hans Makart, gestorben 1884	Seite 86

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Richard von Volkmann-Leander, gestorben 1889 Seite 87
Karl Westphal, gestorben 1890 Seite 87
Guy de Maupassant, gestorben 1893 Seite 87
Alphonse Daudet, gestorben 1897 Seite 90
Robert Reitzel, gestorben 1898 Seite 91
Friedrich Nietzsche, gestorben 1900 Seite 92
Oskar Wilde, gestorben 1900 Seite 94
Paul Gauguin, gestorben 1903 Seite 96
Niels Ryberg Finsen, gestorben 1904 Seite 96
Otto Erich Hartleben, gestorben 1905 Seite 97
Hugo Wolf, gestorben 1907 Seite 97
Walter Leistikow, gestorben 1908 Seite 98
Hans Jaeger, gestorben 1910 Seite 99
Emil von Behring, gestorben 1917 Seite 100
Andreas Ady, gestorben 1919 Seite 100
Hans Paasche, gestorben 1920 Seite 101
Paul Deschanel, gestorben 1923 Seite 102
Lenin (Wladimir Iljitsch Uljanow) gestorben 1924 Seite 103
Woodrow Wilson, gestorben 1924 Seite 105
René Viviani, gestorben 1925 Seite 106

[Verdachtsfälle]

Greco (Theotocopoulos) Seite 107
Jonathan Swift Seite 107
[Jakob Michael] Reinhold Lenz Seite 107
Heinrich von Kleist Seite 107
August von Kotzebue Seite 107
Ferdinand Raimund Seite 107
Giacomo Leopardi Seite 107
Alfred Rethel Seite 108
Antoine Wiertz Seite 108
Friedrich Overbeck Seite 108
Fritz Reuter Seite 108
Gustave Courbet Seite 108
Carl Gutzkow Seite 108
Robert Mayer Seite 108
Heinrich Leuthold Seite 108
Fjodor Dostojewski Seite 108
Victor Scheffel Seite 108
Karl Stauffer-Bern Seite 109
Hermann Conradi Seite 109
August Strindberg Seite 109
Eduard Keyserling Seite 109
Vincent van Gogh Seite 109
Otto Weininger Seite 109
Walter Calé Seite 109
Benito Mussolini Seite 110
Primo de Rivera Seite 111

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

II. Teil
Lothar Baus
Nachträge und Ergänzungen

Jean Jacques Rousseau, gestorben 1778	Seite 114
Polyxena Katharina Louisa Christina von Passern, geb. von Ro(u)ssillon, gestorben 1789	Seite 114
Jakob Michael Reinhold Lenz, gestorben 1792	Seite 122
James Boswell, gestorben 1795	Seite 167
Franz Schubert, gestorben 1828	Seite 167
Achim von Arnim, gestorben 1831	Seite 167
Johann Wolfgang von Goethe, gestorben 1832	Seite 168
Clemens Brentano, gestorben 1842	Seite 168
Ludwig Tieck, gestorben 1853	Seite 168
Alfred Rethel, gestorben 1859	Seite 179
Bettina Brentano, verh. von Arnim, gestorben 1859	Seite 179
Charles-Pierre Beaudelaire, gestorben 1867	Seite 181
Karl Stauffer-Bern, gestorben 1891	Seite 181
Joris-Karl Huysmans, gestorben 1907	Seite 194
Gustav Klimt, gestorben 1918	Seite 194
René Maria Rilke, gestorben 1926	Seite 195

III. Teil
Lothar Baus
Rousseau - Goethe - Rilke -
Noch drei „geniale“ Syphilitiker
IV. erweiterte und überarbeitete Auflage

Jean Jacques Rousseau	Seite 197
Johann Wolfgang von Goethe	Seite 243
Indizien in Werken Goethes	Seite 275
René Maria Rilke	Seite 309
Indizien in Rilkes Werk: >Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge<	Seite 334

IV. Teil
Joris Karl Huysmans
Gegen den Strich

Vorwort des Hrsg.: War Huysmans ein Syphilitiker?	Seite 353
Auszüge aus >Gegen den Strich<	Seite 358

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Verlauf einer Syphilis-Erkrankung und Merkmale

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner derber Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich oder am Mund. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Die sogenannte Neuro-Syphilis, auch Meta-Lues, Neuro-Lues oder progressive Paralyse genannt, tritt meist erst lange Zeit später, bei manchen erst nach 10 bis 20 Jahren oder sogar noch später auf. Bei ihr sind die Hirnhäute, die Nervenstränge oder das ganze Gehirn befallen. Nur ungefähr 10% der Syphilitiker sind davon betroffen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer unbehandelten Neuro-Syphilis ist die progressive Paralyse. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die ärztliche Kunst immer weiter entwickelt und verbessert, sodass ständig mehr Menschen vor der Paralyse gerettet werden konnten. Im 18. und 19. Jahrhundert war diese Hoffnung in erster Linie eine Frage des Geldbeutels.

Die Syphilis lässt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauerten.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit der Neuro-Syphilis ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, lässt Wörter aus, verwechselt oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher oder ungenaue Wortwahl vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift.

Im psychischen Befund können moralische Enthemmungen aller Art mit Neigung zum Witzeln oder ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. wundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obszön in seinen Gesprächen.

Präparalytiker, heute Neuro-Syphilitiker genannt, sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerungen entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass Syphilitiker zu Unwahrheiten und Größenwahn neigen.

Das Gemüt der Syphilitiker schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird schnell beruhigt und aufgeheitert.

Neben dem Endstadium der Syphilis, der Paralyse, gibt es noch den

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zwar zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Auswirkungen wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulantium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit und Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen.[1] Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.

2. Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewußte Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, daß die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt: *„Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das Bewußtsein des Talents, eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.“*

Hans von Hentig, >Zur Psychologie der Einzeldelikte<, Tübingen 1957, charakterisiert den Betrüger wie folgt: *„Von den Wesenszügen des Betrügers steht die Kunst der Verstellung obenan. Er selbst ist ein Teil der Welt, die er irreführt. Man könnte sagen, daß er zuerst sich täuschen muß, um andere*

1 Siehe >Betrug und Urkundenfälschung bei progressiver Paralyse<, Inaugural-Dissertation von Hildegunde Fanderl, München 1964; und >Progressive Paralyse - Verlaufs- und Korrelations-studien<, von Prof. Dr. Wilhelm Zeh, Stuttgart 1964.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

täuschen zu können. [....] Was ihn auszeichnet, ist instinktive Menschenkenntnis und tierhaftes Gefühl für jede leichte Schwingung menschlicher Beziehung. [...] An seine Suggestivkraft, die sich gegen eine Einzelperson und nicht die unbestimmte Masse richtet, werden härtere Ansprüche gestellt. Dazu gehört in erster Linie hohes Selbstbewußtsein und zweitens der Drang zum Handeln, das den Täter tief innerlich befriedigt, einem bewußten oder unbewußten Vakuum der Gefühle abhilft. [...] In der Hauptsache sind es Gedächtnisleistungen und hypomanisches Temperament, die den Schwindler intelligent erscheinen lassen."

Lombroso charakterisiert den Betrüger folgendermaßen: *„Die Betrüger sind - wie die Spieler - sehr abergläubisch und ausschweifend; übrigens mehr als die anderen Verbrecher einer sehr guten, aber auch sehr schlechten Handlung fähig; dazu bigott und heuchlerisch, süßlich, von wohlwollendem Äußeren, eitel und verschwenderisch mit ihrem unredlich erworbenen Reichtum, sehr oft Simulanten, oft wirklich irr, oft auch beides zugleich."*

Der Autor und Herausgeber ist nach einem über zwanzigjährigen umfangreichen Studium von Goethes Persönlichkeit und seines künstlerischen Oevres zu der Überzeugung gelangt, daß sein inkonsequentes, ja widersprüchliches Denken und Handeln die Zeichen einer syphilitischen Erkrankung offenbaren. Dies mindert keineswegs das Verdienst Goethes um die deutsche Literatur und Aufklärung. Goethes Enthusiasmus könnte man ebenfalls eine „Euphorie des Paralytischen" bezeichnen, wie der Leipziger Nervenarzt Paul Möbius bei Friedrich Nietzsche diagnostizierte.

Bei Goethe ist als Folge einer Präparalyse der klare Tatbestand des notorischen Literatur-Schwindels zu erkennen. Er veröffentlichte mehr oder weniger gesellschaftskritische, satirische und halbphilosophische Werke, die von der ultrakonservativen Zensur verboten waren, entweder völlig anonym oder pseudonym. In seiner Jugendzeit schenkte er diese Werke seinen mittellosen Dichtergenossen, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, Leopold Wagner, Maximilian Klinger, Karl Philipp Moritz, u. a.; mit zunehmendem Alter veröffentlichte er zuerst anonym und „schenkte" dann später diese Werke seinem Sohn Ludwig Tieck, der sich als Verfasser dieser Werke ausgab. Wohlgemerkt, der Tatbestand der schriftstellerischen Schwindelei liegt nicht darin, dass er gesellschaftskritische Werke anonym veröffentlichte, sondern dass er nachhaltig – während seines ganzen Lebens – versucht hat, zuerst Freunden und später seinem Sohn Ludwig Tieck, die Verfasserschaft zuzuschieben.

Außerdem stellt Goethe einen „leichten aber deutlichen Fall von ästhetisch-wissenschaftlicher Kriminalität" dar. Lombroso schreibt: *„Der Kaiser von Rußland - so berichtet Lewes in seiner >Vita di Goethe< - hatte dem großen Chemiker Döbereiner eine Platin-Barre geschenkt, die von diesem an Goethe zur Untersuchung und zum beliebigen Experimentieren verliehen wurde. Goethe, dessen Leidenschaft für Mineralien bekannt ist und der einen außerordentlichen Sammeleifer besaß, legte die Barre zu seinen besonderen Prachtstücken und schwelgte dergestalt bei ihrem Anblicke, daß er sich ihrer nicht wieder entäußern konnte. Wie oft sich Döbereiner an ihn wandte, es ging ihm nicht anders, als dem Prof. Büttner, der Goethe Prismen und andere optische Instrumente geliehen hatte und immer wieder vergeblich nach ihnen schrieb, bis er endlich seinen Diener schicken mußte mit dem Auftrag, sie mit*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gewalt fortzuholen! Goethe gab die Platin-Barre nie wieder her. Es ist auch zur Kenntnis gekommen, daß Goethe aus der Sammlung Knebels ungefähr 100 Stiche Dürers des bequemeren Studiums halber mit nach Hause nahm, und daß Knebel diese Stiche nie mehr wieder sah." [2]

Was wussten die Ärzte im 19. und 20. Jahrhundert über die Syphilis?

Abhandlung über die venerische Krankheit

von
Dr. med. Christoph Girtanner
Wien 1803

[Ab Seite 246:]

Beschreibung der Krankheit

... Die Wirkungen des, durch das venerische Gift verdorbenen, Lymphsystems und die darauf folgenden Zufälle [Symptome] sind äußerst mannichfaltig und in verschiedenen Körpern sehr verschieden. Es ist daher schwer eine vollständige Beschreibung der Lustseuche zu geben.

Die ersten Wirkungen des eingezogenen Giftes zeigen sich im Schlunde, oder auf der Haut, die folgenden [sekundären] Wirkungen auf den innern Theilen.

In dem Schlunde [im Hals], an dem Gaumen und an der innern Seite des Mundes, vorzüglich an dem Zäpfchen und den Mandeln, zuweilen auch an der Zunge, entstehen kallöse, weisse Geschwüre. Diese Geschwüre sind gewöhnlich nicht sehr schmerzhaft, zwingen den Kranken durch die Nase zu sprechen, und hindern ihn, mehr oder weniger am Schlingen [Schlucken]. Sucht er nicht bald Hülfe, so fressen die Geschwüre in kurzer Zeit um sich, zerstören das Zäpfchen, und greifen die Knochen des Gaumens und der Nase an. Diese Knochen werden kariös, und gehen stückweise verloren, womit ein unerträglicher Geruch aus der Nase verbunden ist.

Auf der Haut zeigen sich die Wirkungen des venerischen Giftes auf die Lymphe durch Flecken, Risse und Ausschläge aller Art. Die Flecken entstehen meist auf der Brust gegen die Achselgrube zu, und auf dem Rücken zwischen den Schultern. Sie sind von verschiedenen Farben: hellroth, dunkelroth, gelblich. Ueber die Haut erheben sie sich nicht. Entweder sind sie einzeln, und abgesondert, oder zusammenfließend und breit; gemeiniglich [gewöhnlich] von der Grösse eines Zweygroschenstücks, oft auch grösser. Diese Flecken werden zu kupferfarbigen Krusten, welche abfallen, wornach immerfort wieder neue entstehen, bis sie sich endlich in Geschwüre verwandeln. Diese Risse (scissurae, rhagades) zeigen sich vorzüglich an der innern Seite der Hände, und an den Fußsohlen. Die Haut springt auf, der Riß verwandelt sich in ein venerisches Geschwür, die Ränder werden hart, dick, kallös und schmerzhaft, sie jücken stark und es fließt eine dünne Gauche daraus. Diesen Zufall findet man vorzüglich häufig bey gemeinen [gewöhnlichen] Leuten, bey denen die Haut an der flachen Hand, und an den Fußsohlen sehr dick, und hart ist;

2 Quelle: Lange-Eichbaum, W. / Kurth, W.: >Genie, Irrsinn und Ruhm – Genie-Mythus und Pathologie des Genies<, 6. vollst. umgearbeitete und vermehrte Auflage, München-Basel, Reinhardt 1967.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

vornehmere bleiben gewöhnlich von diesem Zufalle [Symptom] ganz frey. Zu den venerischen Hautausschlägen gehören: a) Pusteln, welche wie kleine Furunkeln, oder sogenannte Hitzblätterchen aussehen. Sie sind klein, hart, rund, erhaben, roth, jückend, haben aber keine eiternde Spitze, wie die gewöhnlichen Pusteln, sondern verschwinden wieder, ohne in Eiterung überzugehen. Die Oberhaut schält sich ab, und es bleibt an der Stelle ein kupferrother oder gelber Fleck zurück. Sie entstehen vorzüglich auf der Stirn an dem Rande der Haare. Zuweilen steht von einer Schläfe zu der andern eine ganze Reihe derselben, welches die venerische Krone (corona veneris) genannt wird. Auch hinter den Ohren, um den Mund, auf dem Kopfe, in der Schaamgegend, und an allen haarigen Theilen des Körpers trifft man sie zuweilen an. b) Kleyenartige Ausschläge. Es zeigen sich ganz kleine, kaum sichtbare Pusteln, welche stark jücken. Bald darauf sondert sich an der Stelle die Oberhaut ab; es entsteht eine neue, die sich wieder abschält: und so immer fort. Dergleichen Ausschläge entstehen vorzüglich häufig hinter den Ohren, in den Winkeln des Mundes und den Winkeln der Nase. c) Flechten und Krätze, die sich oft von der gewöhnlichen Krätze kaum unterscheiden läßt.

Auch die Fortsätze der Haut leiden; besonders die Haare und die Nägel. Die Haare des Kopfes fallen aus, und an der Stelle wachsen keine anderen, so lange die Krankheit fortdauert; oft sogar nachher nicht, so daß der Kranke lebenslänglich kahl bleibt. Auch die Augenbraunen, die Barthaare, und die Haare an den Schaamtheilen fallen zuweilen aus. Die Nägel werden rauh, uneben, schälen sich an der Wurzel los, und fallen ab.

Wird die Lustseuche in diesem Zeitraume nicht geheilt, so geht sie in den zweyten Zeitraum über, in welchem sich die Wirkungen des Giftes vorzüglich an den innern Theilen [des Körpers], besonders an den Knochen, und der Knochenhaut zeigen.

Der Kranke beklagt sich über unangenehme Empfindungen, und stechende Schmerzen in den Knochen, vorzüglich des Nachts. Diese Schmerzen sind immer in der Mitte solcher Knochen, welche nahe unter der Haut liegen, und nur dünn mit Muskeln bedeckt sind, z. B. in dem Schienbeine, dem Armbeine, dem Brustbeine, in den Stirnknochen, und den Knochen des Schädels. Die venerischen Knochenschmerzen (dolores osteocopi) werden des Nachts in dem Bette, besonders gegen den Morgen außerordentlich heftig, so, daß es dem Kranken scheint, als wenn ihm die Knochen durchbohrt würden: bey Tage sind sie kaum merklich. An den Stellen, wo diese Schmerzen sich zeigen, entstehen allerhand Knoten und Geschwülste, welche verschiedene Namen haben, und bey den Schriftstellern nodi, tophi, exostoses heissen. Nach längerer oder kürzerer Zeit brechen diese Knoten auf, es entsteht ein Geschwür, woraus ein dünnes Eiter fließt, und der Beinfraß fängt an sich zu zeigen.

Die vorzüglichsten Arten dieser Knoten, und Knochenauswüchse sind:

a) Nodi. Wirkliche harte Knochenauswüchse, welche die Knochenhaut ausdehnen.

b) Gummata. Weiche Knochengeschwülste auf der Oberfläche des Knochens, zwischen dem Knochen, und der Knochenhaut.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

c) Tophi. Ebenfalls weiche Knochengeschwülste, kreitenartige Anhäufungen in dem Knochen selbst, wie die Gichtknoten.[3]

Zuweilen entsteht auch die sogenannte Weichheit der Knochen (osteosarcosis). Die Knochen werden alle weich und brüchig, so daß sie bey der geringsten Berührung sich biegen oder brechen.

Zu diesen Zufällen [Indizien] gesellen sich eine Menge anderer: vorzüglich die venerische chronische Augenentzündung,[4] *welche sehr langsam entsteht, und schwer zu heben ist. Oder die venerische Taubheit, welche gewöhnlich eine Folge venerischer Geschwüre an dem Rachen zu seyn pflegt, von denen die Eustachianische Röhre angefressen, und zerstört worden ist. […] Dieses sind die vorzüglichsten Zufälle [Indizien] der Lustseuche: man darf aber niemals erwarten, sie bey einem Kranken alle zugleich zu finden.*

Zweytes Kapitel: Diagnosis der Lustseuche

Wo örtliche Zufälle [Indizien] vorhergegangen sind, und der Kranke es gesteht, ist die Diagnosis der Lustseuche leicht: aber in vielen Fällen wird sie dadurch schwer, daß der Kranke die venerische Ansteckung, und die vorhergegangenen örtlichen Zufälle [Indizien] hartnäckig läugnet, und also den Arzt in die Nothwendigkeit setzt, aus den vorhandenen Zufällen [Indizien] allein zu schliessen.

Durch die Gegenwart eines oder mehrerer der angegebenen Zufälle [Indizien] kann man niemals zuverläßig versichert seyn, daß der Kranke an der Lustseuche leide. Nicht ein einziger derselben (die nächtlichen Knochenschmerzen ausgenommen) ist ein untrügliches Kennzeichen der Lustseuche: alle können auch aus andern ganz verschiedenen Ursachen entstehen. Indessen haben doch die venerischen Zufälle etwas Eigenes, wodurch sie sich von ähnlichen nicht venerischen unterscheiden.

Venerische Geschwüre in dem Munde, in dem Halse, und an dem Gaumen nennt man, wie diejenigen an den Zeugungstheilen (welche ich unter den örtlichen Zufällen bereits beschrieben habe), Schanker. Die Schanker an den Zeugungstheilen sind ursprüngliche [primäre]; die in dem Halse und dem Munde nachfolgende venerische Geschwüre. Jene sind eine unmittelbare Folge der venerischen Ansteckung: diese hingegen die Folge der durch das Gift verdorbenen, und auf gewisse Theile abgesetzten Lymphe. Nachfolgende venerische Geschwüre sind ein untrügliches Kennzeichen der Lustseuche: nur lassen sie sich oft schwer von skorbutischen unterscheiden. Wahre venerische Schanker erkennt man an ihrem dicken, weissen, speckigen Rande, an der Röthe rund um das Geschwür herum, und an dem tiefen, speckigen Grunde. Es ist nöthig, den Hals eines jeden Kranken genau, und zu verschiedenen Malen zu untersuchen; denn oft sitzen diese Geschwüre tief, und man entdeckt sie erst bey einer wiederholten Untersuchung. Sie finden sich in allen Theilen des Mundes, des Schlundes, und des Gaumens. Gemeiniglich verursachen sie wenig Schmerz, aber eine Empfindung, als wenn ein fremder Körper in dem Schlunde [Hals] steckte, und machen das Schlingen beschwerlich. Skorbutische Geschwüre erkennt man an dem allgemeinen kachektischen Aussehen des Körpers, an der Neigung zum Skorbute, an dem leichten Bluten

3 Fußn. Hrsg.: Ludwig Tieck glaubte wohl anfangs an ein Gichtleiden, in Wirklichkeit war es die Syphilis. Auch später gab er seine venerische Krankheit als Gichtleiden aus.

4 Fußn. Hrsg.: Ludwig Tieck klagte auch über Augenentzündungen und über Ohnmachtsanfälle. Alles Indizien für eine Syphilis, ja für eine Präparalyse.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

des Zahnfleisches, und an andern bekannten Kennzeichen des Skorbuts. Venerische Geschwüre greifen gewöhnlich zuerst die Mandeln an, und breiten sich vorwärts gegen das Zahnfleisch aus: skorbutische Geschwüre hingegen zeigen sich an dem Zahnfleische zuerst. Venerische Geschwüre fressen mehr in die Tiefe: skorbutische mehr in die Breite. Skorbutische Geschwüre haben keinen harten kallösen Rand, keinen weissen Grund, wie die venerischen. Aus den skorbutischen Geschwüren wächst wildes Fleisch hervor: aus den venerischen niemals. Skorbutische Geschwüre sehen gelblich aus: venerische weiß, und rund um dieselben ist die Haut hochroth. Venerische Geschwüre breiten sich zuweilen gegen die Nase, und über die Schneiderische Membran aus: dieß thun die skorbutischen niemals. Venerische Geschwüre fressen die unterliegenden Knochen an, und verursachen den Beinfraß, welches bey den skorbutischen Geschwüren niemals geschieht. […]

Die venerischen Flecken auf der Haut unterscheiden sich von andern ähnlichen vorzüglich dadurch: daß sie sich nur auf der Brust, und zwischen den Schultern finden [Fußnote Girtanner: Entstehen aber auch nicht selten im Gesichte]; da hingegen andere Flecken über den ganzen Körper vorkommen. Aehnliche skorbutische Flecken erkennt man aus den Nebenumständen, und den bekannten Kennzeichen des Skorbuts.

Die venerischen Risse (rhagades), können nicht leicht verkannt werden.

Venerische Pusteln haben viel Aehnliches mit den kleinen Furunkeln, welche zuweilen in dem Gesichte und an andern Theilen des Körpers entstehen: sie zeigen sich aber nur an Theilen, welche mit Haaren besetzt sind, und eitern niemals, wodurch sie sich von den Furunkeln unterscheiden.

Venerische Knochenschmerzen (dolores osteocopi), sind das allersicherste, gewisseste, zuverläßigste und untrüglichste Kennzeichen der Lustseuche. Sie unterscheiden sich von andern Knochenschmerzen dadurch, daß sie des Nachts in dem Bette viel heftiger werden, bey Tage nicht sehr merklich sind, und sich durch die gewöhnlichen schmerzstillenden Mittel weder heben noch lindern lassen. Arthritische Gliederschmerzen werden des Nachts auch heftiger; sie sind aber in den kleinen Gelenken, die venerischen hingegen sind in der Mitte der Knochen. Auch die rheumatischen Schmerzen werden des Nachts heftiger; aber hier ist der Sitz des Schmerzes in den Muskeln, und daher thut auch die äußere Berührung weh: der Sitz der venerischen Schmerzen ist hingegen in der Knochenhaut, und die Stelle schmerzt bey der äußern Berührung eben nicht sehr.

Venerische Knochengeschwülste (exostoses), sind leicht zu erkennen. Sobald auf der Mitte eines Knochens eine runde, schmerzhafte Geschwulst sich zeigt, wobey die Haut roth und entzündet wird: so ist gar kein Zweifel, daß diese Knochengeschwulst venerisch sey. Sie unterscheidet sich von andern nicht venerischen Knochengeschwülsten durch folgende Kennzeichen:

a) Von einer gutartigen Knochengeschwulst, die zuweilen nach einem Schlage oder Falle auf den Knochen entsteht, dadurch: daß die gutartige Knochengeschwulse klein bleibt, nicht schmerzt, und daß die äußere Ursache, nach welcher sie entstand, bekannt ist.

b) Von einer angebornen Knochengeschwulst, oder Ungestaltheit des Knochens, dadurch: daß diese nicht schmerzte, und niemals geschmerzt hat, und daß der Kranke sich der Entstehung derselben nicht erinnert. […]

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die beyden zuverlässigsten, pathognomonischen Zufälle [Indizien] der Lustseuche [der Syphilis] sind: Geschwüre in dem Halse, und nächtliche Knochenschmerzen.

Die sexuelle Frage - Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete

von

Dr. med. AUGUST FOREL

7. Auflage München 1907

[Ab Seite 228:]

Kapitel VIII: Sexuelle Pathologie

2. Die Syphilis ist eine noch furchtbarere venerische Krankheit, bei der wir den die Infektion veranlassenden Organismus noch nicht kennen. Um so besser kennt man ihren Verlauf. Sie ist viel schleichender als der Tripper, und beginnt mit einem oft kaum beachteten Geschwürchen mit verhärteter Umgebung, sei es, wie meist, an den Geschlechtsteilen, sei es anderswo, z. B. auch am Mund infolge von Küssen oder unzüchtigen Berührungen desselben mit den Geschlechtsteilen des anderen, infizierten Individuums. Das Syphilisgift bleibt aber nicht innerhalb eines bestimmten Körperbezirkes lokalisiert, wie die Gonococcen, sondern verbreitet sich im ganzen Organismus mittelst der Blut- und Lymphbahnen. Nach einigen Wochen erscheinen Ausschläge im Gesicht oder am ganzen Körper und dann fängt die Misere an, deren bleibende Heilung durch das ganze Leben hindurch niemals sicher ist, denn die Syphilis kann nicht nur monate-, sondern jahrelang latent (schlummernd) verbleiben, um dann plötzlich wieder in irgend einem Körpergewebe oder Körperorgan neue Störungen zu verursachen.

Sie macht Geschwüre überall, auf der Haut und in allen Schleimhäuten, zerfrisst gelegentlich die Knochen, vernichtet innere Organe, wie die Leber, führt zu Lungenverhärtungen, verursacht Erkrankungen der Blutgefässe, die dann hart und brüchig wie Pfeifenröhren werden, gewisse Krankheiten der Augen, vor allem der Iris und der Netzhaut. Geschwülste im Gehirn, sowie auch eine ganze Reihe Nervenlähmungen beruhen nicht selten auf Syphilis.

Eine der furchtbarsten Folgen der Syphilis bilden heutzutage die Rückenmarksdarre (Tabes) und die allgemeine fortschreitende Hirnlähmung (Paralyse oder fälschlich sogenannte Hirnerweichung), die erste das Rückenmark und die zweite das Grosshirn langsam verhärtend und zerstörend. Beide Krankheiten kommen nur bei früheren Syphilitikern vor und entstehen in der Regel erst fünf bis zwanzig Jahre, am häufigsten zehn bis fünfzehn Jahre nach der syphilitischen Infektion, meistens bei Menschen, die sich völlig geheilt glauben. Unter mannigfachen Qualen und Schmerzen führt die Rückenmarcksdarre nach mehrjährigem Verlauf zum Tode. Die Grosshirnparalyse erzeugt ihrerseits Grössenwahn und überhaupt Geistesstörung, lähmt langsam alle Geistes- und Nervenfunktionen, Empfindung, Bewegung, Sprache und Intellekt, wandelt den Menschen in die denkbar traurigste Ruine um, bis endlich ebenfalls der Tod sich dieses kaum mehr menschlich aussehenden, geistig längst toten und kaum noch vegetierenden Körpers vollends erbarmt. Bei dieser Krankheit kann man direkt und Schritt für Schritt beobachten, wie die ganze Seelen- und Nerventätigkeit

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

des Menschen mit der fortschreitenden Schrumpfung des Hirngewebes abbröckelt.

Die Syphilis wird nicht selten ihres schleichenden Verlaufes wegen übersehen, besonders wenn ihre erste Periode geringe Symptome macht; kleine Ausschläge können mit anderen Hautausschlägen verwechselt werden. Mit Quecksilber und anderen Mitteln lassen sich wenigstens die groben Erscheinungen ihrer Anfangsperiode (primäre und sekundäre Syphilis) beseitigen. Solche „geheilte" Syphilitiker sind jedoch, wie gesagt, vor Paralyse, Rückenmarksdarre und anderen Späterscheinungen niemals sicher. Die Geschwüre der ersten zwei bis drei Jahre der Krankheit sind sehr ansteckend und hindern doch den Beischlaf nicht, da sie weder zu jucken noch zu schmerzen pflegen. Die schmerzhaften Erscheinungen kommen, wenn sie überhaupt eintreten, später. Nach drei- bis vierjährigem Bestande pflegt die Krankheit, in der Regel wenigstens, nicht mehr anzustecken. Dagegen kann ein solcher Syphilitiker, der in diesem Krankheitsstadium heiratet, ohne seine Frau anzustecken, syphilitische Kinder erzeugen, die manchmal schon im Mutterleibe oder bei der Geburt sterben, wenn nicht, ihrer angeborenen Syphilis häufig später noch erliegen. Ein unglückliches, angeboren syphilitisches Kind kann auch zwischen seinem zehnten und zwanzigsten Jahre an Hirnparalyse oder Rückenmarksdarre zugrunde gehen, wie ich es auch selbst einige Male beobachtet habe. Es ist schwer, genau die angeborenen Gebrechen zu schätzen, die durch die Syphilis der Eltern den Kindern übertragen werden können. Vielfach gehen auch gesunde Kinder aus solchen Ehen hervor. Häufig bleiben letztere steril. Es gibt viel mehr syphilitische Männer als Frauen, was der Prostitution und dem Bordellleben zu verdanken ist Die Zahl der sich prostituierenden Frauen ist im Verhältnis zur Zahl der die Prostituierten besuchenden Männer gering und ein einziges prostituiertes Weib steckt eine Masse Männer an. Die jungen Männer ihrerseits, die sich der Prostitution bedienen, bringen Tripper und Syphilis in der Ehe ihren Frauen vielfach bei und so verbreiten sich diese Seuchen in der ganzen Gesellschaft in einer furchtbaren Weise, mit dem ganzen Elend, das sie nach sich ziehen.

3. Der weiche Schanker ist die dritte Form der venerischen Krankheiten. Harten Schanker nennt man die erste harte Infektionsstelle der Syphilis. Der weiche Schanker ist die ungefährlichste der venerischen Krankheiten, aber auch die seltenste. Er macht nur lokal beschränkte Erscheinungen, wenn er nicht — was häufig vorkommt — mit Syphilis kompliziert ist. Er ist einfach ein mehr oder weniger grosses, um sich fressendes Geschwür an den Geschlechtsteilen. Was zerfressen wird, wird zerstört; dann tritt in der Regel Vernarbung und Heilung ein.

Die venerischen Krankheiten gehören zu den schlimmsten Begleiterscheinungen des Sexualtriebes. Wir werden später sehen, wie die Menschen, wenn sie nicht so einfältig wären, sie am besten allmählich beseitigen könnten. Einstweilen hat die Medizin, in Verbindung mit der Genusssucht der Männer, eine der zugleich absurdesten und niederträchtigsten Einrichtungen getroffen, die man sich denken kann, nämlich die staatliche Duldung, Organisation und vermeintliche Reinigung der Prostitution. Unter dem Vorwand einer sanitärischen Massregel zwingt man die sich prostituierenden Weiber, sich polizeilich einschreiben oder in Bordelle (Prostitutionshäuser) sperren zu lassen und unterzieht sie dann regelmässigen

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ärztlichen Visiten, die den Zweck haben sollen, die Angesteckten aus der Zirkulation zu entfernen und sie einer Zwangsbehandlung im Spital zu unterziehen. Es liegt auf der Hand, dass der mehr oder weniger anrüchige Dienst eines Bordellarztcs im ganzen (es gibt Ausnahmen) eher von minderwertigen Ärzten ausgeübt wird, die nicht die allerbeste Gewähr bieten. Wir werden aber später sehen, dass das ganze System überhaupt seinen Zweck völlig verfehlt. Man hat den Wert der Behandlung der venerischen Krankheiten stark überschätzt. Viele Ärzte fangen an, die Syphilis ohne Quecksilber zu behandeln und manche Tripper werden durch ungeschickte Behandlung mehr verschlimmert als gebessert. Die einzige ganz zuverlässige Behandlung der venerischen Infektionen besteht darin, dass man sie vermeidet. Es ist fast unglaublich, dass edle Damen, in der Meinung, ihre Töchter damit vor der Gier der Männer zu schützen, solche barbarische Institutionen wie die Kuppelei, die Prostitution und ihre Reglementierung noch zu verteidigen wagen. Nur die Suggestion, unter welcher das Weib von seiten des Mannes so oft steht, kann solches begreiflich machen.

Dass viele Männer und Ärzte dieses System befürworten, beruht auf einem Gemisch von blindem Konservatismus, Autoritätsglauben und Urteilsunfähigkeit auf der einen, mit verkapptem, oft unbewusstem Erotismus auf der anderen Seite. Wir werden diese ganze Frage in Zusammenhang im Kapitel IX besprechen.

Eine der tragischsten Folgen der venerischen Krankheiten ist ihre Übertragung auf ein unschuldiges Eheweib, dessen ganzes reines und keusches Leben dadurch in brutaler Weise um seine Frucht betrogen und mit allen idealen Zukunftshoffnungen und Träumen so gut wie vernichtet wird. Besonders Ehefrauen - gelegentlich aber auch Ehemänner - können dadurch in einen Zustand der Verzweiflung und der Verbitterung gegen das Schicksal und gegen das Leben geraten, was wohl zu begreifen ist. In neuerer Zeit haben vorwiegend französische Autoren, wie Brieux (>Les Avariés<) und André Couvreur (>La Graine<) in dramatischen Werken und Romanen die tragischen Folgen der venerischen Krankheiten und der Vererbung für die Familie, sowie deren soziale Konsequenzen dargestellt. Aus durchaus zuverlässiger Quelle weiss ich, dass es in Wien einen Volksaberglauben gibt, nach welchem venerisch angesteckte Männer sich einbilden, dass, wenn sie den Beischlaf mit einem unreifen keuschen Mädchen von 11 oder 12 Jahren ausüben, dieses sie von ihrer Krankheit kurieren wird. Dieser entsetzliche Aberglaube hat die Notzucht und Ansteckung einer Unzahl armer unschuldiger Kinder zur Folge. Es lässt sich schwerlich die Grausamkeit der menschlichen Dummheit und Roheit auf treffendere Weise illustrieren. […]

8. Die sexuellen Abnormitäten bei Geisteskranken und geistig Abnormen (Psychopathen).

Wenn man mit der Bevölkerung einer Irrenanstalt vertraut ist, muss man auf sexuellem Gebiet vor allem eine sonderbare und ganz auffällige Erscheinung feststellen. Ein beträchtlicher Teil der weiblichen Insassen der Anstalt zeigt sich hochgradig sexuell erregt. Diese Erregung äussert sich bei der einen Kranken in exzessiver Onanie, bei der anderen in obszönen Redensarten, unzählige Male in sinnlicher oder rein psychischer oder eingebildeter Verliebtheit, nicht selten in direkter Aufforderung an die Ärzte

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zum Beischlaf, in beständigen, tollen Eifersuchtsszenen, und nicht am wenigsten in sexueller Verdächtigung anderer. Kurz, alle Varianten des weiblichen Geschlechtslebens kommen gewöhnlich in der widerwärtigsten Verzerrung und Entartung in den Irrenanstalten zum Ausdruck: Kokettes Wesen, der Trieb, sich mit allerlei Tand zu schmücken, sich infolge sexueller Aufregung mit Kot und Urin zu besudeln, vor allem aber unflätiges Schimpfen über vermeintliche sexuelle Attentate oder unsittliche Handlungen anderer, besonders ihrer Person gegenüber. Geisteskranke Frauen wähnen sich mit Vorliebe Bräute oder Ehefrauen eines Kaisers, Christi, Gottes etc. Die Schwangerschaften, die Geburten spielen dabei eine Hauptrolle. Manche Kranke leiden am Wahn, schwanger zu sein, behaupten, sie seien heimlich geschwängert worden, heimlich in Narkose niedergekommen und man hätte ihnen das Kind entwendet. Eine meiner früheren Kranken behauptete unter wütendem Schimpfen, ich besuche sie heimlich in der Nacht, um mit ihr Unzucht zu treiben. Auf diese Weise erzeuge ich ihr mindestens alle acht Tage ein Kind, wofür sie mich mit dem Kosenamen „Schnellschwängerer" belegte. Die Hunderte von Kindern, die auf solche Weise erzeugt und ihr dann heimlich entwendet worden seien, würden nun von mir in den Wänden der Anstalt versteckt und fortwährend gemartert, sodass sie beständig ihr Gewinsel hören müsse. Eine andere Kranke, die an heilbarer Manie litt, war während dieser Zeit so furchtbar erotisch, dass sie jeden besuchenden Arzt zum Beischlaf aufforderte. Ihr Kopf war derart mit erotischen Bildern gefüllt, dass sie nach erfolgter Heilung in der Angst war, schwanger zu sein, obwohl sie während der ganzen Krankheit unter strenger weiblicher Aufsicht in der unruhigen Abteilung gehalten wurde und selbst bei vernünftiger Überlegung zugeben musste, dass keine Möglichkeit einer Schwängerung vorläge. Selbst die sittsamsten und im normalen Zustand sexuell kühlsten Frauen können, wenn sie geistig erkranken, dem wildesten Erotismus verfallen und zeitweilig sich wie Prostituierte aufführen, wie man es besonders bei periodischen Hypomanien beobachtet. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in der unruhigen Frauenabteilung einer Irrenanstalt die Ärzte stets von erotischen Weibern umringt, gezerrt und gekniffen werden, sodass sie oft ihre Not haben, durchzukommen, ohne mit wenig angenehmen Liebesbezeigungen, Küssen usw., oder umgekehrt mit den wilden Angriffen wütender Eifersucht beglückt zu werden. Daneben ist freilich der grössere andere Teil der weiblichen Geisteskranken sexuell fast oder ganz indifferent.

Wenn man umgekehrt, selbst in weiblicher Begleitung, durch die Männerabteilung der Irrenanstalt geht, ist man über die blöde Gleichgültigkeit und die tiefe sexuelle Indifferenz fast aller geisteskranken Männer erstaunt. Nur eine geringe Zahl davon ist erotisch und befriedigt sich mit Onanie, einige wenige mit päderastischen Versuchen (ausserhalb der Anstalten mit sexuellen Exzessen). Mit Ausnahme der unruhigsten, können fast immer alle Abteilungen, selbst von jungen Damen, ohne dass sie Zudringlichkeiten riskieren, besucht werden. Eine junge, starke Assistentin, Fräulein Dr. G., die allerdings couragiert war, machte in der Züricher Irrenanstalt allein die Visite durch die ganze Männerabteilung, sogar durch die unruhigste, ohne je von den Kranken belästigt zu werden, während sie selbst, obwohl eine Frau, von der Zudringlichkeit der erotischen Weiber fast ebensosehr behelligt wurde wie die männlichen Assistenten. Ich erwähne dies, weil einige Leute sich eingebildet

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

haben, die sexuelle Aufregung der geisteskranken Frauen sei durch den Besuch männlicher Ärzte verursacht.

Diese Tatsachen sind im höchsten Grad auffällig und beweisen vielleicht am besten, wie der weibliche Sexualtrieb viel mehr im Grosshirn, der männliche dagegen eher in den untergeordneten Hirnzentren wohnt, wie wir es schon früher zeigten. Die Geistesstörungen beruhen auf Grosshirnreizungen und es dürfte darin der Grund liegen, warum sie bei Frauen eine derart gewaltige Erregung sexueller Vorstellungen hervorrufen, was bei Männern umgekehrt so viel weniger der Fall ist. Die wichtigsten pathologischen Eigentümlichkeiten auf sexuellem Gebiet bei Geisteskranken [und bei Syphilitikern] sind die folgenden:

a) Erotomanie (Satyriasis und Nymphomanie), d. h. abnorme Steigerung des Sexualtriebes. Sie kommt besonders bei akuten Manien, im Beginn der progressiven Paralyse und des Altersblödsinnes, sowie bei manchen anderen Psychosen vorübergehend oder dauernd vor. Sie gibt sich durch Verliebtheit, sexuelle Exzesse, obszöne Redensarten und exzessive Onanie kund. Die konstitutionelle Nymphomanie und Satyriasis besprachen wir früher bei der sexuellen Hyperästhesie.

b) Depressionszustände und manche Verblödungsprozesse, sowie die späten Stadien der Paralyse und des Altersblödsinnes rufen umgekehrt oft sexuelle Anästhesie und Impotenz hervor. Bei der progressiven Paralyse tritt oft im Beginn eine enorme Libido sexualis verbunden mit tatsächlicher Impotenz oder geschwächter Potenz ein. Dieses ist auch oft beim Alkoholismus der Fall.

c) Schreckliche sexuelle Exzesse können Verrückte begehen, die an Grössen- und Verfolgungswahn leiden; sie sind oft sexuell sehr erregt, tyrannisieren und quälen ihre weiblichen Opfer in grauenerregender Weise. Zu den schlimmsten Äusserungen des verrückten Erotismus kommt es bei religiösen Formen der Verrücktheit, wo er, mit religiösen Wahnideen und Zuständen fanatischer Verzückung vermischt, häufig in sexuelle Orgien widerwärtigster Art ausartet. Ich habe einen Verrückten kennen gelernt, der sehr fromme Redensarten im Munde führte, sich für eine Art Prophet ausgab und dabei eine arme Arbeiterin und ihre Mutter derart unter seine Gewalt bekam, dass er im gleichen Zimmer mit beiden schlief, beide abwechselnd sexuell missbrauchte und schliesslich die Tochter zwang, ihr Menstrualblut mit seinem Samen gemischt im Kaffee zu geniessen. Dieses sollte eine religiöse Bedeutung haben und ein Mittel sein zur Erzeugung eines kräftigen Geschlechtes. Schliesslich zündete er noch das Haus der armen Frau an. Durch ihre religiös-asketischen Phrasen verdrehen manche Verrückte armen Frauen den Kopf, um sie dann sexuell zu missbrauchen. Die bösesten sind die sogenannten „partiell" Verrückten, die ihren Wahn sorgfältig verbergen und dem Volk nach aussen als Gesunde oder gar als Heilige imponieren. Ich habe einen frommen Pfarrer untersucht, der grosses Ansehen, selbst in Fachkreisen, genoss, streng orthodoxe, asketische Predigten hielt, und dabei zu Hause seine Frau misshandelte, manchmal halb zu Tode würgte, von ihr die schmutzigsten sexuellen Handlungen forderte, sein Vermögen und das seiner Frau vergeudete, aber dessen Wahnsystem zu wenig auffällig war, um von den deutschen Juristen anerkannt zu werden, so dass der Frau nur noch die Flucht

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

übrig blieb. Wir könnten Bücher schreiben, wenn wir alle sexuellen Scheusslichkeiten schildern wollten, die von Geisteskranken verübt werden.

Doch müssen wir noch eine der häufigsten Formen der pathologischen Liebe irrsinniger Frauen erwähnen, die sexuellen Wahnsysteme. Solche Frauen kombinieren ihre Liebesgefühle für irgend einen Mann mit den tollsten Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen (Trugwahrnehmungen). Der Gegenstand ihrer Liebe wird zum Beispiel zum Christus, oder zum König gestempelt; die Kranke selbst hält sich für die Braut Christi, oder für eine Königin, Weltbeherrscherin etc. Träume und Trugwahrnehmungen lassen dann diesen „Christus" oder „König" zu ihr ins Bett kommen. Sie fühlt denselben (Gefühlshalluzinationen) und zwar sehr leiblich, wie er den Beischlaf mit ihr ausübt, was mit oder ohne Wollustempfindungen einhergehen kann. Die Folgen bleiben aber auch nicht aus. Sie glaubt sich schwanger und trägt neun Monate lang ein eingebildetes Kind im Leibe. Selbst die Geburt kann noch halluziniert werden. Dann aber hat man ihr das Kind entwendet, dasselbe misshandelt, sie betrogen u. dgl. mehr. Unzählig sind die Wahnsysteme, die sich an derartige pathologische Vorgänge der sexuellen Sphäre des Zentralnervensystems knüpfen (siehe z. B. den weiter oben angeführten Fall).

Man sieht, wie solche psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Pathologie quälende und zur Raserei führende Vorstellungen erzeugen, die sich mit entsprechenden krankhaften Empfindungen und Schmerzen (Parästhesien) und Trugwahrnehmungen verbinden. Die Erinnerungsfälschungen spielen hierbei eine grosse Rolle, denn Vieles, worüber solche Kranke klagen, haben sie nie gefühlt und beruht auf Illusionen der Erinnerung. Bemerken wir gleich hier, dass auch bei Gesunden die sexuellen wie die anderen Leidenschaften sehr zur Fälschung der Erinnerungen beitragen und viele falsche Deutungen und Auslegungen des wahren Sachverhaltes später als Gewissheit erscheinen lassen. Man wirft sich dann gegenseitig Lüge und Falschheit vor, wo beiderseits nur Erinnerungsfälschung vorliegt. [...]

Anmerkung des Hrsg.: Obwohl erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Medizin der Begriff des „defektgeheilten Paralytikers" geschaffen wurde, ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass es auch früher, z. B. im 18. und 19. Jahrhundert, defektgeheilte Paralytiker gab! Ja es ist sogar davon auszugehen, dass es damals mehr defektgeheilte als geheilte Syphilitiker gab, und dass viele Menschen an den Folgen ihrer Syphilis starben, ohne dass dies von den Ärzten erkannt wurde. Die Bäder- und Schwitzkuren waren ja nichts anderes als Wärmebehandlungen, als eine Art Fieberbehandlung, später Malariabehandlung. Falls noch ein natürliches Fieber als Abwehrmaßnahme des Körpers hinzukam, konnte ein Paralytiker leicht remittieren, d. h. seine Paralysepsychosen verschwanden, zumindest zeit- oder teilweise. Der Syphilitiker wurde anscheinend wieder gesund. Es blieben jedoch sogenannte Defekte zurück. Die gesundheitsbewussten Syphilitiker, zumeist die Adeligen und die wohlhabenden Bürger, bekämpften lebenslang durch regelmäßige jährliche Bäderkuren ihre Syphilis, um diese unter einem gewissen unschädlichen Niveau zu halten. Dies wurde im 18. und 19. Jahrhundert allerdings mehr vermutet als gewusst. Man bekämpfte die Symptome, wie zum Beispiel rheumatische Schmerzen, Gicht oder Gelenkschmerzen, und erzielte

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

damit unbewusst eine Reduzierung der Spirochäten im Körper. Goethe zum Beispiel kämpfte Zeit seines Lebens durch seine vielen Bäderkuren gegen die Syphilis in seinem Körper. Viele seiner Krankheiten waren Spätfolgen der Syphilis.

Die sogenannten „genialen Syphilitiker“ müssten daher richtiger heißen: „geniale defektgeheilte Syphilitiker“ oder „geniale Präparalytiker“.

Die Syphilis

von

Dr. med. Wolfgang Bohn

Leipzig 1919

Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten

Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, daß die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene Schleimhautstellen, sogenannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonderes Kennzeichen, daß die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, so daß Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen in den Ohren als Zeichen, daß die Eustachische Ohrtrompete an der Schwellung teil hat.

Die fortschreitende Gehirnerweichung

Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozeß mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergeßlichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...] Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides, der seine Zubereitungen aus Zinnober [Quecksilber] kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, daß Speichelfluß auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber, hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluß zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohltätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, daß diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkurialisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...] Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, daß das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisyphilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigem Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, daß

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch syphilitischen Ursprungs sein können.

Homöopathische Quecksilberanwendung

[...] Die Wirksamkeit des Quecksilbers beschränkt sich also auf die Tatsache, daß es das Eiweiß der Gewebe vor weiterem Zerfall schützt. Wirklich heilen kann es nicht. Es liegen keine Beweise vor, daß es das Gift zerstört oder aus dem Körper austreibt.

Die Fähigkeit, Eiweiß zu binden, kommt übrigens dem Quecksilber nicht allein zu, in geringerem Maße besitzen sie auch das ihm an Giftigkeit wenig nachstehende Blei und wahrscheinlich die meisten Schwermetalle. Es ist also zu erklären, daß auch andere Metalle, besonders die Goldsalze in die Behandlung der Syphilis Eingang gefunden haben. Sie sind bald wieder von der Bildfläche verschwunden, das Quecksilber ist geblieben. Die beiden Forderungen: das Syphilisgift zu zerstören und auszuscheiden, können sie sämtlich nicht erfüllen, das vermögen nur die Entziehungskuren und die Schwitzkuren oder Ausscheidungskuren im weiteren Sinne. Die reine Syphilis aber ist keine gefährliche Krankheit und kann, wenn es sich nicht gerade um elende, schwächliche Personen handelt, dauernd und ohne Nachteile geheilt werden. Schwere Schäden bis zum tödlichen Ausgange entstehen durch den Mißbrauch des Quecksilbers.

Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht möglich ist, sich des Quecksilbers zu bedienen, ohne sich seinen Nachteilen auszusetzen. Dies könnte geschehen durch beträchtliche Verminderung der Arzneimenge bei Erhöhung der Wirksamkeit. Die Homöopathen haben diesen Weg betreten, mit niederen Potenzen (3-6) des Quecksilbers vorzügliche, durch keine Nachteile getrübte Erfolge erzielt, besonders bei den Spätformen der angeborenen Syphilis, aber auch in ganz frischen Fällen. Die Form der Anwendung empfiehlt sich besonders, wenn es gilt, dem Gewebszerfall, der edle Teile zu zerstören droht, rasch Einhalt zu tun, oder bei Personen, deren Reaktionskraft darniederliegt und eines Anstoßes bedarf. Hätte man die Gewißheit, daß andere Mittel immer rasch genug wirken, so könnte man auch auf das stark verdünnte Quecksilber verzichten; so lange dies aber nicht der Fall ist, ist es besser, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, als aus Prinzipienreiterei einen Menschen lebenslänglicher Entstellung auszusetzen.

Die Bewegung gegen das Quecksilber

Schon in der ersten Zeit der Syphilis gab es Ärzte, die das Quecksilber nicht anwandten, sondern verwarfen. Eine Reihe hervorragender Ärzte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nannten es unzuverlässig und fürchteten seine Giftwirkung. Die bald einsetzende Guajakbehandlung vermehrte die Zahl seiner Gegner. Die trotzdessen bald einsetzende Quecksilbermode wurde als eine unheilvolle Kur während dreier Jahrhunderte empfunden und trotzdem man sie milder gestaltete, und anstelle des Dampf- und Einatmungsverfahrens und der rohen Schmierverfahren innerlich nur geringe Dosen anwandte, begann ein einfaches diätetisches Verfahren immer mehr Anhänger zu bekommen. Englische Militärärzte hatten in Portugal und Spanien, wo ein wärmeres Klima den Schweißausbruch begünstigte, gelernt, daß Syphilis auch

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ohne Quecksilberanwendung wohl heilbar sei. Zwei berühmte englische Ärzte, die ihre Kranken – Soldaten - lange beobachten konnten, hatten bei hundert so geheilten Kranken nur 6 Rückfälle, von denen 5 ohne Quecksilber noch geheilt wurden, der sechste bei Gebrauch von Quecksilber schließlich auch genaß. Syphilis aller Formen wurde ohne Merkur [Quecksilber] gründlich geheilt und die Berichte darüber stammten aus den verschiedensten Krankenhäusern Europas. Am meisten Gewicht legte man damals auf Bettruhe und eine strenge Diät. Nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Formen fanden Heilung. Ein Dr. Wilhelm in München machte 1830 seine günstigen Erfahrungen bekannt. Er heilte durch Steigerung aller Ab- und Aussonderungen, Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur jede syphilitische Krankheitsform schön und vollkommen. Die Kranken wurden schneller gesund, bekamen ein gutes Aussehen und blieben frei von Rückfällen. Aus den Militärkrankenhäusern Frankreichs war der Merkur [das Quecksilber] ganz verbannt. [...] Die berühmten Untersuchungen Desruelles erstreckten sich über mehr als 1.000 Kranke. Innerhalb von etwa 40 Jahren erbrachten die Ärzte der europäischen Krankenhäuser den unzweifelhaften Beweis, daß venerische Erkrankungen ohne Merkur heilbar sind, daß eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jeder Kur zu bilden habe, daß die einfache Behandlung am wenigsten Rückfälle zu verzeichnen hätte. Schwedische Ärzte berichteten über annähernd 50.000 Fälle und rühmten den bedeutend schnelleren und besseren Heilungsverlauf der nicht mit Quecksilber Behandelten. Die Diätkur ist am wirksamsten, wenn vorher noch kein Versuch mit Quecksilber gemacht worden war.

Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, daß sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, daß der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzweckmäßiger Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüsenschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen[5]. Es scheint, daß der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch

5 Heißwässer, wie die heißen Quellen von Wiesbaden.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung. [...]

Zur Trinkkur verwendet man alkalische Bitterwässer und Kochsalzbrunnen, weil diese starke Ausscheidungen durch den Darm und die Nieren begünstigen.

Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und daß man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte[6].

Dr. Desruelles' einfache Behandlung der Syphilis

Die einfache Behandlung wurde angegeben in dem Buche des französischen Forschers Desruelles, der seine ausführlichen Beobachtungen über die quecksilberfreie Behandlung zu einer Zeit veröffentlichte, als durch die schweren Gefahren der Quecksilberkur veranlaßt, zahlreiche Ärzte sie aufgegeben hatten, und in mehr als 600.000 Beobachtungen günstige Erfolge niedergelegt worden waren.

Die Hauptregel in der Behandlung der venerischen Krankheiten, die man damals nicht besonders voneinander unterschied, besteht in der Beobachtung der strengen Regeln der Gesundheitslehre und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten mit vernünftiger Anwendung von Heilmitteln. Die Diät oder der Gebrauch einer leichten, der Ruhe des Körpers und des Geistes angemessenen Nahrung, der Genuß blutreinigender Tränke, die Gleichheit der Temperatur, dies alles bewirkt die Reinigung der [Körper-]Säfte, denn die Aussonderungen nehmen alles Unreine mit, und es werden nur solche Substanzen in den Körper geführt, welche überall die Reizbarkeit vermindern, sowie die zu schnelle Aufnahme der flüssigen Stoffe verzögert. Je mehr ihr unreinen Körpern Nahrung gebt, sagt Hippokrates, desto mehr Übel verursacht ihr in ihnen. Dieser Lehrsatz findet hier die richtige Anwendung.

Die Behandlung der venerischen Krankheit kann in drei Stufen geteilt werden: die Vorbereitung, die Umänderung, die Heilung.

Die Vorbereitung: [...] Eine alte gute Regel und Sitte ist es, den Geschlechtskranken aus seinem oft recht lebhaften Lebenskreise auszuschalten, ihn zuerst als einen akuten Schwerkranken anzusehen und ihm Bettruhe zu verordnen. Die körperliche und seelische Ruhe und gleichmäßige Erwärmung befördert die Heilung sehr. Sind die akuten Erscheinungen vorüber, so kann der Kranke wieder seine Berufsarbeiten aufnehmen, falls er nicht längere Zeit sich einer Anstaltskur unterwerfen will. [...] Schon Desruelles empfiehlt als wichtigste entzündungswidrige Vornahmen den Gebrauch von Bädern; er läßt dieselben allerdings möglichst lange ausdehnen, in der Ansicht, daß kurze Bäder keinen großen Nutzen bringen. Man verlängert, sagt er, die Bäder auf mehrere Stunden, halte das Wasser immer in gleichmäßiger Temperatur und man erzielt damit besonders bei Entzündungen der Harnröhre, der Hoden, der Drüsen gute Erfolge. [...]

6 Goethe war mehrere Jahre nach seinem Italienaufenthalt von den Auswirkungen seiner Syphilis-Erkrankung beschwerdefrei.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Pflanzenbehandlung der Syphilis

Die Zahl der Heilpflanzen, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Syphilis empfohlen wurden, und die immer dem einen oder dem anderen Beobachter als wahre Spezifika imponierten, beträgt etwa 150. Alle Weltteile und wilde, wie kultivierte Völker haben in diese Liste Pflanzennamen eingetragen, Indianer und Inder, Russen und Ungarn, die Neue wie die Alte Welt, Abendland wie Morgenland. Trotzdem ist die Zahl der wirklich hilfreichen Pflanzenmittel recht beschränkt geblieben. Es ist ja leicht zu verstehen, daß bei einer Krankheit, die die Neigung hat, besonders im warmen Klima und bei entsprechender Pflege und Ernährung in einiger Zeit leicht und dauernd zu heilen, auch jedes Mittel, das gebraucht wird, von einer Heilung gefolgt sein kann, ohne doch selbst die Heilung irgendwie verschuldet zu haben. So galt ja eine Zeit lang sogar das Opium als Heilmittel.

Sehen wir näher hin, so sind als wirksam gerade die Pflanzen empfohlen worden, die zur Klasse der scharfen, schweiß- und urintreibenden Mittel gehören, vom Guajaholz Amerikas bis zu den Fruchtschalen des Walnußbaumes und zu dem Gnadenkraut unserer Flur. Selbst den Quecksilbergebrauch verbanden die alten Merkurialisten mit dem Gebrauche von Holz- und Wurzeltränken, und das durch ein Jahrhundert gefeierte Zittmannsche Dekokt enthielt nur noch Spuren oder meist gar kein Quecksilber und stellte einen stark konzentrierten Holztrank dar. Mit dem Zittmannschen Pflanzentrank haben Hunderte von Ärzten Tausende von Syphiliskranken geheilt. Es grenzt, sagt ein Arzt des anfangenden 19. Jahrhunderts, ans Unglaubliche, was der methodische Gebrauch in vielen eingewurzelten und hartnäckigen Fällen sekundärer Syphilis leistet. Es war lange Zeit Geheimmittel, wie die Pflanzensirupe, mit denen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wahre Glanzkuren geleistet wurden.

Unter den Pflanzenmitteln standen lange an erster Stelle das Dreigestirn: Guajakholz, Sarsaparillwurzel, Sassafrasholz. Sie stammten aus Amerika und waren recht teuer. Deshalb setzten heimische Ärzte, die in alter Zeit ja auch das Fach der Botanik zu beackern pflegten, an ihre Stelle bald drei heimische Wurzeln: Sandsegge, Klette und Seifenkraut. Hufeland war es, der für gewisse Fälle den abendländischen Lebensbaum und die Rinde des Seidelbastes empfahl.

Auf derselben Linie der schweiß-, urin- und stuhlfördernden Wirkung liegen nun fast alle geheimen und nichtgeheimen Pflanzenmittel gegen Syphilis, von denen einige noch besonderer Erwähnung verdienen, allerdings unter Wahrung der Tatsache, daß sie weder Spezifika darstellen sollen, noch daß sie etwas anderes als die Ausscheidung des Syphilisgiftstoffes ebenso wie des Quecksilbers fördernde Hilfsmittel neben der Kur mit äußeren Naturheilmitteln, Schwitzbädern und Packungen sein können.

Daphne Mezerem – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachseln der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal, wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann totbringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist, ganz besonders von dem großen Hufeland empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenerkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Eßlöffel zu nehmen ist.

Die Wasserbehandlung des weichen Schankers

Die Grundlage der naturgemäßen Behandlung bildet die Absicht, die Reinlichkeit, die Basis aller Gesundheit, innerlich und äußerlich, auf der Haut wie im Blute wieder herzustellen. [...]

Meistens wird der Kranke seinem Berufe nachgehen können, aber stärkere körperliche Anstrengungen, Turnen, Reiten, Tanzen wird er vermeiden müssen. Die Kleidung werde so eingerichtet, daß die Haut dauernd dünstet, lieber schwitzt als friert. In der Stube halte man auf ziemliche Wärme bis heran an 20 Grad R. = 25 Grad Celsius von 20 bis 25 Grad R. wöchentlich zweimal und einem oder zwei Vollbädern von 26 bis 28 Grad R.

Die wichtigste Heilanwendung ist das Sitzbad. Man läßt den Kranken im Hause und gut gewärmten Zimmern täglich 2 Sitzbäder nehmen, die eine laue Temperatur von etwa 22 bis 24 Grad R. haben sollen, und in denen der Kranke je nach seiner Konstitution 5 bis 10 Minuten bleibt. Durch sie wird das Geschwür dauernd rein gehalten und Stauung und Weiterleitung des Eiters zu den Lymphdrüsen verhindert.

Der erkrankte Teil bedarf natürlich eines Verbandes, der in Form eines feuchten Wickels ausgeführt wird. Es sollen nicht einfach kalte Umschläge sein, sondern feuchte Wärme erzeugen, die das Krankheitsgift aus dem Körper herauslocken. [...]

An folgenden Indizien können wir eine Neuro-Lues erkennen - meist treten mehrere oder alle Indizien zusammen auf

- Silbenstolpern, Versetzen von Buchstaben und Wörtern,
- ungenaue und unzutreffende Wortwahl,
- Erschöpfungszustände, Konzentrationsschwierigkeiten,
- Neurasthenie,
- Depressionen und Euphorie, häufiger Wechsel der beiden Extreme,
- Seh-, Gehör-, Geschmacks- und Geruchs-Halluzinationen,
- Erotomanie, sexuelle Enthemmung, obszöne Wortwahl,
- Rücksichtslosigkeit, brutaler Egoismus,
- Erinnerungsverlust, führt zu Unwahrheiten und Größenwahn,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

I. Teil
Die genialen Syphilitiker
von
Brunold Springer[7]

Das Leben der Menschheit hat - im Lichte der Ewigkeit - keinen Sinn, solange es die Syphilis gibt. Sie ist nur durch das schrecklichste Bild des Altertums auszudrücken, den Sisyphus-Vergleich: die tausendjährige Mühe, mit der die Menschheit den Block ihrer Kultur bergan wälzt, ist immer wieder vergeblich, so lange dieses Gift der Gifte nicht nur Hekatomben der Zahl nach, sondern Menschenopfer unerhört - die Besten - frißt.

Selbst der Alkohol, wahrlich ein Moloch der Vernichtung, ist harmlos im Vergleich zur Syphilis. Sie besorgt die Zerstörung der Säfte, die Verseuchung der fernsten Geschlechter, die höllische Verbrennung der Zukunft noch um vieles gründlicher. Der Alkohol ist im wesentlichen das Laster der Minderwertigen. Die Zahl der Genien, die ihm erliegen, ist klein. Und die Trunksucht ist in den meisten Fällen nur eine Folge der syphilitischen Erkrankung.

Die Syphilis wirft sich gar zu oft auf die Besten, die heißen Herzen, die jugendlichen Stürmer. In frühen Jahren werden sie ergriffen, jahrlang und qualvoll vernichtet. „Hier ist ein edles Organon zerstört," läßt Konrad Ferdinand Meyer in seiner herrlichen Dichtung >Huttens letzte Tage< den großen Arzt Paracelsus sprechen. Das Hirn, die Quelle des Geistes und des höheren Lebens, ist verseucht.

Das nächste Jahrhundert wird der Aufzucht, der Bereinigung, der Wiedergeburt, der biologischen Hygiene gehören. Die Syphilis aber macht jede Hochzucht unmöglich.

Und was ist aus der Liebe geworden? - Die Wollust der Kreaturen ist gemengt mit - Syphilis.

Zivilisation ist Syphilisation, - solange dies nicht anders wird, ist das Schicksal der Menschheit besiegelt.

Zahlenangaben ergreifen nicht, alles Rechnen läßt kalt. Nach wieviel Millionen die Zahl der Syphilitiker in der Welt rechnet, stört niemandem die Ruhe; aber wenn ihm die große Verlustliste der Genien des Menschheitgeistes vor die Augen gehalten wird, muß jeder Fühlende tödlich erschrecken, wird er ans tiefste Herz gegriffen. Wie anders wären Welt und Leben, wenn alle diese Geister in guten Säften erhalten geblieben wären.

Ein Beispiel aus unserer eigenen letzten Zeit: In einer und derselben Woche sind Woodrow Wilson und Wladimir Iljitsch Lenin ihrer Paralyse erlegen! Reicht die menschliche Phantasie aus, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie alles gekommen wäre, wenn sie bei Kräften geblieben oder von der Krankheit früher weggerafft worden wären?

Man stelle sich vor: Napoleon des Ersten Ende ist durch die Syphilis beschleunigt! Und sein Schicksal war nicht nur Frankreichs Schicksal, sondern das Schicksal Europas.

Weiter! Ein General, der im Kriege ein ganzes Heer befehligt, ist geisteskrank infolge Syphilis. Der Wahnsinn, den er anrichtet, ist unmeßbar.

7 Fußn. Hrsg.: Der Herausgeber hat das Werk von Brunold Springer unverändert gelassen, obwohl einiges überholt ist.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Und doch, dieses Beispiel ist nicht erfunden. Hunderttausende von Österreichern hatten das Unglück, unter dem Paralytiker General Potiorek zu dienen und, was bei diesem Marschall des Irrsinns dasselbe war, zu sterben. Und es hat recht lange gedauert, bis man an höchster Stelle merkte, daß dieser mit der größten Machtfülle ausgestattete Mann wahnsinnig war. Sollte sich, da Krieg ja überhaupt Geisteskrankheit ist, das Handeln der anderen Generäle nicht allzusehr von seinem unterschieden haben?

Oder sind die Menschen etwa gegen paralytische Zugführer, Straßenbahnfahrer, Autokutscher, Köchinnen, Kellnerinnen gesichert?

Ging nicht unlängst durch die Zeitungen die Nachricht von einem paralytischen Apotheker, der die ungeheuerlichsten Gifte als Medizin verkaufte?

Man erinnert sich noch des geisteskranken Strafrichters, dessen Urteile von Blut trieften. Er war der letzte nicht. Gibt es überhaupt ein Feld des menschlichen Lebens, und sei es das kleinste, auf dem nicht ein unerkannter Paralytiker grauenhaften Schaden stiften könnte?

Und nicht besser steht es mit den Kindern der Syphilitiker. Zahllos sind die Krankheiten und besonders die geistigen Störungen, die diese ärmsten der Erben tragen. Die vielen unbenannten und unbenennbaren Zwischenstufen der Geisteskrankheiten, die man unter groben Sammelnamen, wie Neurasthenie, Hysterie, Neurose und ähnlichen zusammenfaßt, enthalten die größte Fülle menschlichen Elends, der Menschheit ganzen Jammer. Wäre es außer der Möglichkeit, daß einer der Brandstifter des Weltkrieges oder einer der Schuldigen des Versailler Friedens der eigenen oder der erblichen Paralyse verfallen wäre? Für einen von den Hauptspielern des Weltkrieges ist der Verdacht, daß sein Vater an Syphilis gelitten habe, sehr groß. Gibt es nicht noch heute oder gab es nicht bis vor wenigen Jahren Männer, die, nach Neros Wunsch, die Welt wie ein Taubenei in ihrer Hand hielten, um es zu zerdrücken?

Die Aufgabe ist, die Einwirkung der Syphilis auf die Kultur zu untersuchen. Die ärztliche und die rechtliche Seite können hier nicht behandelt werden.

Die Kultur in diesem Sinne, das geistige, seelische, künstlerische, wissenschaftliche Leben ist das Werk der Genialen. Für die Frage, wie die Syphilis unter den Genialen haust, ist das wichtigste, den Eintritt der Erkrankung und die Wirkung auf ihr Werk festzustellen; zwei schwierige Aufgaben, deren volle Lösung erst in später Zeit möglich sein wird, wenn die Geschichte der Literatur, der Kunst, der Philosophie, der Politik biologisch unterbaut sein wird.

Es fehlt nicht an solchen, die in den Geschlechtskrankheiten so etwas wie einen Kulturfaktor, einen Schutz sehen; sie wollen die Ausrottung der Geschlechtskrankheiten deshalb nicht, weil die Ansteckunggefahr die Unsittlichkeit einschränke, weil viele, die heute aus Furcht vor der Ansteckung den Verkehr mit Dirnen [Prostituierten] und Dirnengleichen meiden, dann ein lockeres Leben führen würden. Sie wollen die Furcht vor der Ansteckung, die heute schon bei dem einzelnen oft zu einem ungesunden Zug ausartet, möglichst verallgemeinern. Sie vergessen, daß die Vertilgung der Geschlechtskrankheiten das ganze Bild mit einem Schlage ändern würde; denn sie würde der Unfruchtbarkeit der Dirnen, die heute die Vorbedingung dieses

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gewerbes ist und lediglich in den Geschlechtskrankheiten ihren Grund hat, ein Ende machen. Wer aber das Elend der schuldlosen Frauen und Kinder und die Vergiftung alles Lebens begriffen hat, weiß, daß man von guten Seiten der Syphilis nicht reden darf; sie loben, ist ebenso wie den Krieg preisen, weil er hier und da einen edlen Zug im Menschen entwickelt.

Die Wildheit des Geschlechtslebens bei den Völkern des Abendlandes ist nicht eine abgesonderte Erscheinung, sondern aus vielen Ursachen zusammengesetzt und muß bis auf den letzten Grund zurückverfolgt werden. Die unaufhörliche Reizung der Geschlechtsnerven, die schließlich nach jeder Ausschweifung greift und ohne das Dirnentum nicht leben kann, ist die Folge unserer falschen Lebensweise. Nicht nur Alkohol und Tabak zerstören Kraft und Ruhe des Geschlechts; Bernard Shaw und Mahatma Gandhi haben es besonders gut, auch durch ihr eigenes Leben, gezeigt, daß jede körperliche und geistige Hochleistung von der Art der täglichen Nahrung abhängig ist. Hierdurch vor allem ist die Selbstzucht und auch die Abwehrkraft des Körpers bedingt.

Die Syphilis folgt wie alle Seuchen eigenen Gesetzen, sie steigt und fällt.

Die erste Welle[8] setzte mit furchtbarer Gewalt, eine alles überschwemmende Flut, in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts ein. Sie geht von dem Lumpenheer König Karls VIII. von Frankreich aus, das nach Neapel zieht und sich der zügellosesten Ausschweifung überläßt. Woher sie gekommen ist, weiß man nicht; aber von dieser Zeit an ist sie in Europa heimisch, wächst und wächst, und niemand kann sagen, ob sie je aufhören wird. Tausende dieser schmutzigen Landsknechte aus aller Herren Länder waren mit ihr behaftet, wanderten auf allen Landstraßen und breiteten sie über ganz Europa aus. Schon 1495 ist sie in Nördlingen und im Elsaß. 1548-war zu St. Marx in Wien schon ein Hospital für 190 Syphiliskranke. Sie endete damals in sehr vielen Fällen mit Tod, fast immer mit Entstellungen. Ganze Länderstriche wurden verheert. Die Menschen standen der Seuche, die schlimmer als Pest und Aussatz war, ratlos und untätig gegenüber. Die Medizin blieb über Entstehung und Heilung völlig unwissend und fassunglos. Die Ärzte faselten von Einflüssen der Gestirne. Jeder Stand, jedes Alter mußte ungeheure Opfer bringen. Die Theologen fanden als die ersten das Wort wieder und erklärten die scheußliche Krankheit als die Strafe des Himmels für die Sünden der Menschen. Der deutsche Kaiser Maximilian hat mit seinem Namen den Erlaß unterschrieben, das malum Francicum - jedes Volk schob die Schuld dem anderen zu, bis ein hochgelehrter Mann den heutigen Namen aus dem im Niobe-Mythos des Ovid vorkommenden Hirten Syphilus gebildet hat[9] - sei so wie Pest und Erdbeben eine Strafe der Gotteslästerei.

Die Folge war eine maßlose Verängstigung, die alles Leben hemmte. Dann ging es an Wallfahrten und Kirchenopfer, um Gott zu versöhnen. Aber als die Krankheit sich durch Beten nicht beschwören ließ, sondern immer weiter wuchs und wucherte, sann man auf Heilmittel. Bei der grauenhaften Schwere der Krankheit, dem unverstandenen Nebeneinander der

8 Annie Francé-Harrar, >Über die Lustseuche als Kulturfaktor< in: >Telos<, Heft 7 und R. H. Francé, >Das Buch des Lehens", S. 402. Dr. Iwan Bloch und Georg Löwenstein, >Die Prostitution<, 2. Band, 1. Hälfte, S. 557.

9 Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 4; Dr. Gaston Vorberg, >Der Ursprung der Syphilis<, S. 69. - Die Zigeuner nennen den Syphilitischen: Walsches (von welsch).

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Erscheinungen aller drei Stadien, wollte man schnelle und gründliche Heilung. Die Quecksilberanwendung wurde so sinnlos übertrieben, daß mindestens ebensoviele Menschen an Quecksilbervergiftung gestorben sein werden wie an der Syphilis. Sechs Jahre lang tobte das Übel. Die Hälfte Europas erkrankte. Viele Tausende waren schon gestorben, ehe man erkannte, daß die Krankheit durch Ansteckung übertragen werde. Sie war damals etwas unerhört Schreckliches, war etwas ganz anderes, als die Syphilis von heute. Die Kranken waren vom Scheitel bis zu den Knien mit einer schwarzen, schmutzigen Krätze überzogen, die nur die Augen unbedeckt ließ. Sie starrten von Warzen und Pusteln an allen Gliedern, aus Ohren und Nase ergoß sich eine pestige Jauche. Sie wurden ins freie Feld getrieben, wo sie verlassen, jeder Not preisgegeben, ein Haufen stinkenden Menschenfleisches, verreckten. Man hatte es besonders auf die Badestuben abgesehen, die man für die Herde der Ansteckung hielt. Sie, die einer der schönsten und besten Züge des frühen Mittelalters sind, wurden geschlossen. Die derbe, unbefangene Lebensfreude, die Sinnenfröhlichkeit, die Natürlichkeit des Geschlechts hatte einen Stoß ins Herz empfangen. Der Aberglaube, die Todesangst, der Verfolgungwahn wuchsen ins Endlose. Das Böse war in die Welt gekommen. Die finstere Zänkerei um religiöse Streitfragen ergriff und zerriß die Gemüter. Der Fanatismus war geboren. Die Erde wimmelte von Dunkelmännern. Der Urquell gab nur noch Gift statt Glück.[10]

Unbekannte Ursachen machten das Dunkel noch größer. In Deutschland trat die Syphilis viel ärger auf als in Italien. Niemand weiß, was auf die Rechnung des Klimas, der Ernährung, der körperlichen Kräfte kommt. Ebenso rätselhaft war der Absturz der Krankheit; 1520 wurde sie allgemein schwächer. Niemand weiß, ob das Gift nachgelassen oder ob der Körper sich innerlich selbst seinen Schutz geschaffen hat.

Die zweite Welle folgte im 18. Jahrhundert. Sie ist wieder verbunden mit Ausschweifungen. Die Zeit des Absolutismus bahnte der Lustseuche den zweiten Siegeszug durch Europa, Der Absolutismus ist die Ausschweifung. Die Ausschweifung ist die Syphilis. Die Guillotine, sagte man mit Recht, köpfte eigentlich die Syphilis, oder leider nur einige Köpfe dieser Hydra.

Schnell hatte durch die Syphilis die Tracht sich geändert.[11] Man konnte die Haut, den freien Hals nicht mehr zeigen. Mann und Frau verbargen die Schwären und die Narben unter sinnlos mächtigen Kragen, den sogenannten Mühlsteinkragen. Der Ausfall des Haars, der damals noch viel stärker war als jetzt, brachte die Perücke und das Nachmalen der ausgefallenen Augenbrauen, sowie das Schminken der zerstörten Haut. Die Perücke herrschte ein Jahrhundert und verdarb den Haarwuchs weiter. Die ekelhafte Schönheitkunst haben wir noch heute.

Nicht viel weniger entsetzlich war die zweite Flut der Seuche, wenn auch die Menschen sich schon besser auf die Bekämpfung eingerichtet hatten und widerstandsfähiger geworden waren. Aber die Lebenslust, das leichte Genußleben jener Zeit ließen in der Abwehr oberflächlich und nachlässig sein. Die Verzweiflung war nicht mehr so groß. Der Mensch gewöhnt sich leider

10 Filerio dalle Tuatte sagt schon 1496 in seiner Geschichte Bolognas, daß Todesfälle dann aufträten, wenn man die Krankheit zurückdränge - wie ja die heutigen Gegner der Giftkuren auch.

11 Erasmus von Rotterdam erzählt, es habe der „für gemein und bäuerisch“ gegolten, der verschont geblieben wäre.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eben an alles, sogar an die Syphilis. Man nahm die Krankheit fast wie etwas Selbstverständliches. Sie hatte ihre höllischen Schrecken verloren. Diesmal war die Nachkrankheit, die nach 10-20 Jahren kommende Zerstörung der Organe, besonders des Gehirns, das Schlimme. Die Krankheit war nach innen geschlagen oder getrieben. Bei Erwerb und Zeigung der Krankheit war man leichtfertig geworden. Die Syphilis gehörte fast zum guten Ton. Die Großen und Mächtigen, der Hof mit seinem ganzen Hofstaat, die reichen und herrschenden Stände litten fast ohne Ausnahme an ihr.

Aber die Syphilis war keineswegs nur das privilegium odiosum der Großen. Es war nicht anders als heute. Auch damals tanzte man schon den Schnitzlerschen Reigen. Die Syphilis floß von oben nach unten und von unten wieder nach oben, vom Hof auf die Stadt, von der Stadt auf das Land und wieder den umgekehrten Weg.

Die Krankheit endete in dieser Zeit weniger oft mit Tod als mit Siechtum. Verfall und Unfruchtbarkeit breiteten sich aus, rätselhafte Krankheiten stellten sich ein, so Magen-, Darm- und Augenleiden, offene Füße, Ausschläge, Nervenleiden und noch viele andere, deren Art und Ursache dunkel erscheinen. Die schlimmste Folge war die geistige Störung, die Lebensverneinung, die Freudenverachtung, die ganze Länder erfaßte, Frömmelei und Düsternis. Wieder wurden Moden und Sitten durch sie gewandelt, Schönheitpflästerchen und Schmuckbänder der Frauen, die hohen Spitzenwesten der Männer sollten das Auge täuschen. Der Gebrauch der Handschuhe war gesetzlieh vorgeschrieben wegen der Gefahr der Ansteckung und Vergiftung. Das ist der Ursprung des vornehmen Handschuhs! Eine Unmasse von Geheimmitteln, Wunderkuren und Schwindelbüchern kam auf, deren Fluß sich bis heute erhalten hat.

Die dritte Welle erhob sich zur Zeit der napoleonischen Kriege. Die aus Spanien, Italien und Afrika heimgekehrten Truppen waren vollständig verseucht. Napoleon war nicht nur selbst von der Syphilis befallen, sondern wurde von ihr, nicht von den Russen, 1812 geschlagen, zu der sich Typhus und Hospitalwundbrand gesellten. Die Verbreitung der Syphilis im Heere Napoleons und durch seine Feldzüge überschreitet jede Vorstellung. Die Kälte in Rußland, 12-15 Grad, war nicht größer als sie in mittelstrengen Wintern in Deutschland zu sein pflegt; aber die durch die Syphilis zermürbten Krieger starben schnell, allein in Wilna in vier Tagen 15000 Mann. Schon im Beginn des Feldzuges in Wilna gab es bei ungenügendem Sanitätwesen 5000 Kranke, seit dem 25. September 1812 schon 80000. Durch die Plünderungen und Ausschweifungen in Moskau sinkt die Zahl der Kriegsverwendbaren von 160.000 auf 80.000, und nur 65.000 erreichen Smolensk; 40.000 kostet der Übergang über die Beresina. Von der halben Million Menschen, die Napoleon aufgeboten hatte, kehrten ein Jahr später 4.000 Mann zurück, und auch sie dem Tode näher als dem Leben. Es kann in keinem Feldzug viel anders sein; denn es gibt keine Vorbereitung, die bei Hunderttausenden von jungen Männern in ungeregeltem Leben die Syphilis unterbinden könnte.

Noch heute hat Frankreich an dieser Last zu tragen. Sein Geburtenrückgang, das heißt sein ganzes Elend, eine Mitursache des Weltkrieges und die Wurzel seiner Angst vor Deutschland, auf beiden Seiten ein Hindernis der Verständigung, schreibt sich weniger von dem großen

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Verlust an Männern her, als von dem noch größeren Verfall der zeugenden Kräfte durch die Syphilis.

Die vierte Welle kam aus dem Weltkriege. Wenn wir heute schon mit seinen sittlichen Folgen mehr als genug zu tun haben, so werden wir die physiologischen Folgen, alle möglichen Formen der Entartung, die Masse der Minderwertigen, die vollen Zuchthäuser und die noch volleren Irrenhäuser, alle denkbaren Schwächen und Zwischenstufen erst nach einem Menschenalter vor uns sehen. Die Kette seiner Wirkungen ist noch lange nicht abgeschlossen. Aber die Schönfärber sind schon wieder fleißig am Werke. Was sie als einen Erfolg ausgeben, ist in Wahrheit nichts anderes als die selbstverständliche Tatsache, daß unter den zwölf Millionen Männern, die gefallen sind, auch Hunderttausende Syphilitiker waren, deren Gift untergegangen ist.

Schon Goethe hatte gesehen, wie sehr die Übel der Venus durch die Kriegsläufte verbreitet werden.[12]

Wir sehen den Strom immer breiter und breiter werden, sehen seine Zuflüsse; aber den Quell, den Anfang kennen wir nicht.

Und bald hallten die ersten Klagerufe der Seher. Shakespeare hat die ganze Größe des Unheils erkannt.[13] Am schrecklichsten und bittersten in dem Fluch des Menschenhassers, Timon von Athen, geschrieben 1607, 4. Aufzug, 3. Szene:

Timon (zu Alkibiades):

„Hier deine Dirne
trägt mehr Zerstörung in sich als dein Schwert,
trotz ihrem Engelblick.
Bleib' Hure stets! Dich liebt nicht wer dich braucht;
gib Krankheit dem, der seine Lust dir läßt.
Nütz deine üppigen Stunden aus. Die Wichte
verkrüpple für das Bad; zur Hungerkur
den rosenwangigen Jüngling.
16

(Zu den Kurtisanen):

Auszehrung sät
in hohl' Gebein des Manns, lähmt Schenkelknochen,
des Reiters Spornkraft brecht, des Anwalts Stimme,
daß er nie falschen Anspruch mehr vertrete
und Unrecht kreische laut; umschuppt mit Aussatz
den Priester, der, auf Sinnenschwachheit lästernd,
sich selbst nicht glaubt; fort mit der Nase, fort,
glatt weg damit! Vernichtet ganz die Brücke
ihm, der sich eigene Jagd erschnüffelnd, nicht
für alle spürt. Krausköpfige Raufer macht sie kahl;
dem unbenarbten Kriegesprahler gebt
gehör' ge Qual von euch. Verpestet alles,
und eure Tätigkeit erstick' und dörre
die Quelle aller Zeugung.“

12 Gespräch mit dem Geheimen Hofrat Stark in Jena am 22. September 1809.

13 Hamlet, 5. Aufzug, I. Szene, König Heinrich V., 5. Aufzug, 1. Szene, König Heinrich IV., II. Teil, I. Aufzug, 2. Szene.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Rembrandt scheute sich nicht, Syphilitiker zu malen. Sein eigenes Schicksal ist verdächtig. Drei Kinder der Saskia sterben bald nach der Geburt, sein Sohn Titus stirbt, 27 Jahre alt, „mit der traurigen Ironie des Unschuldig-Siechen“; auch das Töchterchen der Bauernmagd Hendrickje stirbt früh. „Die Trauerspiele der kaum geborenen Kinder müssen ihre Herkunft wohl in Rembrandt haben ... Malt er nicht auch, wie er Kinder zeugt? ... Jählings kommt der Moment, wo es ihn verdrießt; jählings kommt der Moment, wo es ihn zum Wüsten hinreißt, das aber leicht auch das Höhere sein könnte[14].“

In der zweiten der vier unterdrückten seiner >Römischen Elegien<[15] hat Goethe der Syphilis gedacht:

„Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt? -
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an. -
Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt, du, du zeigtest dich mutig,
du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz !
Aber dieser verteidigt nichts - und wo er sich findet,
sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
Eins nur fleh' ich im stillen, an euch ihr Grazien wend' ich
dieses heißes Gebet tief aus dem Busen herauf.
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
jegliches Übel von mir, reichet mir Amor die Hand.
Oh! So gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue
ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.“

Dieser geheimgehaltenen, mit ihrem Stoffe wundervoll spielenden Elegie folgte ein langes Schweigen, da man von solchen Dingen nicht sprach, und diesem Schweigen folgte ein feuerspeiender Ausbruch.

Einem Gipfel gleich, wie Ödipus oder Hamlet oder Iphigenie, ragt Henrik Ibsens höchstes Werk >Die Gespenster<. Als pessimistisch ist es verschrien, in Wahrheit zuckt, was mehr ist als Optimismus, die melioristische [die verbessernde] Flamme, der Glaube an die Möglichkeit des Besseren, der Wille zum Gutmachen hervor. Der schwärzeste Hintergrund: Der Väter Sünden werden heimgesucht an den Kindern, die wurmstichig sind durch anderer Schuld, elend durch die Gewissenlosigkeit ihrer Schöpfer, welk und vergiftet, daß sie ihre Mütter anflehen, ihnen das Leben wieder zu nehmen. Und die heldenmütige Mutter Frau Helene Alving, die alles und sich selbst geopfert hat, um ihrem Kinde ein besseres Leben zu schaffen; auch sie sieht den ganzen schaudervollen Zusammenhang zu spät. „Alles wird verbrennen, nichts bleibt übrig von dem, was an Vater erinnert. Ich verbrenne ja auch“, schreit das zerstörte Gehirn des Sohnes Osvald, der mit dem Rest des Begreifens sucht, was er nie finden kann: „Bei allem, was ich gemalt habe, hat es sich um die Lebensfreude gehandelt, Licht, Sonnenschein und Sonntagsmusik, strahlende und vergnügte Menschengesichter.“ An Einem Tage, in demselben Zimmer rollt das geballte Schicksal ab. Wunderbar gewebt ist das Netz von Lüge und

14 Wilhelm Hausenstein, >Rembrandts Kinder< in >Die Weltbühne<, 1926, S. 582.
15 Propyläen-Ausgabe, Band 6, S. 39.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Heuchelei, Feigheit und Selbstsucht, und wunderbar wird es aufgelöst. Der schöne, lebenslustige Vater, der von der Welt als Ehrenmann betrauert wird, die Mutter, die ihren Sohn fern und rein von der Berührung mit dem Vater erziehen läßt, um ihm zu einem schöneren und freieren Leben zu verhelfen, die ihn in Ehrfurcht vor dem ungekannten Vater erhalten will, die das Kind dieses Mannes mit ihrem Dienstmädchen, Regine, das prächtige, hübsche, kerngesunde Mädchen, das wunderbar leichtsinnig ist, in ihr Haus nimmt, - alle Opfer sind verloren, der Kampf gegen die Macht des Blutes ist vergeblich, Kammerherr Alvings Asyl brennt noch vor der Einweihung ab; mit dem Rest des Geldes wird eine Weiberkneipe für Seefahrer errichtet von dem törichten Seelsorger Pastor Manders, der im Glauben lebt, ein guter Mensch zu sein und nicht die leiseste Ahnung hat, wie feig, eng und dumm er ist, und dem niedrigen, skrupellosen Mann aus dem Volke, dem Tischler Engstrand, der ihn betrügt und ausnützt. Das wilde Gift, das Erbteil dieses ruchlosen Vaters, siegt, das Hohngelächter der Hölle rollt drüber hin - aber am Ende des Tages bricht durch den trüben Nebel die Sonne; die Sonne, die der irre Sohn von der Mutter haben will; das schöne, das herrliche Haus der Freiheit erscheint in Fernen, die Stimme der reinen Brust kündet sich an.

Was hilft's? Die Polizei verbietet, das Publikum meidet solche Stücke, weil es das immer nur unheimlich findet, was Erlösung bringen will.

Auch das Drama >Les Avariés< (Die Schiffbrüchigen) von Brieux verfiel, trotz seines hohen sittlichen Wertes und einer von aller Schlüpfrigkeit freien Behandlung seines Stoffes - ein Syphilitiker, der dem Arzt nicht gehorcht und heiratet - dem Verbot „aus sittlicher Entrüstung“, nur weil es offen, ehrlich und unverblümt das Ekelhafte mit nacktem Namen nennt.[16]

In >Venus Pandemos< seiner erotischen Rhapsodie >Die Verwandlungen der Venus< schildert Richard Dehmel den Besuch eines geheimnisvollen Paares in einem Nachtcafé der Vorstadt. Es setzt sich stumm in den Lärm der bunten Dirnen und der Freier:

„Es wurde immer stiller durch den Raum,
sie blickten alle auf den stummen Mann
und auf das sonderbar geduckte Weib,
... während ihr grauer Blick den Saal belauerte;
das Gaslicht gleißte drin wie giftiges Grün.
... Sie ging; er folgte automatisch nach.
... mir schauderte.
Ich blieb für mich - ich kannte sie auf einmal:
es war die Wollustseuche und der Tod.“

Der Roman der Syphilis, einer Seele stündliches, leibliches Sterben, ist noch nicht geschrieben. In einem leider zu zahmen Buch >Lori Graff< schildert der Arzt und Dichter Hans von Hoffensthal das Elend einer in der Hochzeitnacht angesteckten Frau. Clara Viebigs Roman >Passion< gibt mit warmem Gefühl und großem Geschick, aber ohne die niederschmetternde Wucht, das Schicksal eines jungen Mädchens mit erblicher Syphilis. Über des Norwegers Hans Jaeger >Kranke Liebe< wird später besonders zu sprechen sein. Nur ein Dichter von der Kraft und unbestechlichen Redlichkeit Knut Hamsuns oder Upton Sinclairs - ich weiß leider keinen Deutschen von diesem

16 Siehe Prof. August Forel, >Die sexuelle Frage<, S. 581.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ausmaß - könnte die Hölle beschreiben - könnte das Werk geben, dem Wahrheit der höchste Gott sein muß.

Nichts anderes kann helfen als Wahrheit - man muß dem Gorgohaupt in die Augen sehen.

Die Syphilis beginnt mit der Bildung eines harten Knotens (Schanker) an der Stelle der Ansteckung, meist an den Geschlechtsteilen, bei Übertragung durch Kuß oder unreines Trinkgerät am Munde. Dieses erste Stadium bringt nur selten Beschwerden oder Schmerzen. Die Drüsen in der Nähe der Ansteckung schwellen an.

Im zweiten Stadium verbreitet sich ein Ausschlag über die Haut des ganzen Körpers und auf die Schleimhäute. Das Gift hat sich jetzt im ganzen Körper rasch und unaufhaltsam ausgebreitet.

In diesen beiden Stadien ist der Kranke besonders ansteckungfähig; er fühlt sich oft gar nicht krank, wenngleich mitunter selbst hohes Fieber und Unbehagen im Anfang des zweiten Stadiums vorkommt.

Die Ansteckungsfähigkeit dauert in der Regel ungefähr fünf Jahre.

Im dritten Stadium bilden sich Hautgeschwüre und Knocheneiterungen. Es gibt kein Organ, das nicht von Zerstörungen des dritten Stadiums ergriffen werden könnte. Besonders häufig sind die Schädigungen der Schlagadern, nicht selten ist die Bildung von syphilitischen Herden im Gehirn. Die Erkrankung der Schlagadern führt zu plötzlichen Blutungen im Gehirn, Schlaganfällen mit folgender Lähmung. Erleidet ein Mensch unter 60 Jahren einen Schlaganfall, so ist er fast immer Syphilitiker oder Trinker. Der Erreger ist der von Dr. Schaudinn 1905 entdeckte Bazillus „Spirochaeta pallida“.

Die herrschende Medizin verwendet als Heilmittel von alters her Quecksilber und seit 1914 Salvarsan, das 30% Arsen enthält, also ein starkes Gift ist; eine Maximaldosis ist nicht vorgeschrieben.

Die schlimmsten Folgen, die erst 8-15 Jahre nach der Ansteckung auftreten, sind Rückenmarksdarre (Tabes), Ungeschicklichkeit im Gebrauch der Glieder und allmählich fortschreitende Lähmung, von blitzenden Schmerzen und Magenkrämpfen begleitet, und Paralyse, Gehirnerweichung, die in einer Zerstörung der grauen Rinde des Großhirns besteht.

Die Paralyse ist häufiger als die Tabes. Ihre Anzeichen sind: Leichte Vergeßlichkeit, Verstöße im täglichen Verkehr, Veränderungen der Sprache und Schrift, Störungen der Pupillentätigkeit des Auges, Abweichungen der Reflexe, Ohnmacht- und Krampfanfälle, Verlust der Urteilskraft, Größenwahn, Tobsucht, zuletzt Verblödung, die nach wenigen Jahren zum Tode führt. Man kennt sie erst seit hundert Jahren; ihre Erforschung begann in den achtziger Jahren. Den Zusammenhang mit Syphilis hat Dr. Noguchi entdeckt, der im Gehirn der Paralytiker die Spirochaeta pallida gefunden hat. Die Syphilisheilmittel helfen nicht. Quecksilber und Jod erwiesen sich als nicht ungefährlich. Die auf das Salvarsan gesetzte Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Paralyse tritt auch bei Personen auf, die bald nach der Ansteckung gründlieh behandelt worden waren und nach jahrelanger, scheinbar völliger Ausheilung ihr Leiden als erledigt ansahen, bis dann eines Tages nach zehn oder mehr Jahren sie doch hereinbrach.

Die Paralyse ist eigentlich eine Krankheit der kalten Zonen. In den heißen Ländern bei den primitiven Völkern, die eine sehr viel höhere

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Syphilisziffer haben, kommt sie fast nie vor. Es wird wohl ancenommen werden müssen, daß Licht und Hitze den Körper zu starkem Schweiß anregen, der das Gift aussondert. Das Blut der südlichen Völker scheint eine stärkere Abwehrkraft zu haben.

Wahrscheinlich ist die Syphilis, ihrem Wesen nach ein Eiweißzerfall, eine Krankheit heißer Länderstriche, die sich besonders bei der dortigen Ernährung leicht abspielt, während die Menschen des Nordens sie sehr viel schwerer ertragen.

Viele schuldigen [klagen] als Ursache von Paralyse und Tabes Quecksilber und Salvarsan an, wovon jene [südlichen] Länder frei sind, wir aber einen übertriebenen Gebrauch [davon] machen.

Die Syphilis ist eigentlich eine schwer übertragbare Krankheit. Die Ansteckung geschieht fast immer im Geschlechtsverkehr, und zwar dann, wenn die Oberhaut oder wenigstens ihre Hornschicht verletzt ist. Die Dirnen schon im zweiten Jahre sind ohne Ausnahme krank. Ebenso kann die Krankheit die Frauen - wie auch die Männer - mit wahllosem Geschlechtsverkehr nicht verschonen; auf die Dauer widersteht keine dieser Quasi-Dirnen der Ansteckung. Die Untersuchung solcher Frauen ist wertlos, allein schon deswegen, weil zwischen zwei Untersuchungen viele Akte liegen und die Kunden dieser Frauen fast alle ebenfalls krank sind. Die jungen, vielbegehrten Dirnen sind die schlimmsten Überträgerinnen, nicht zu vergessen, daß viele ihre Krankheit nicht merken. Der Alkohol steigert die Unvorsichtigkeit, er ist der schlimmste Kuppler. Wer einmal an einem Freunde das ganze Trauerspiel hat abrollen sehen und für immer gewarnt ist, weiß, was stellvertretender Tod ist.

Hunderttausende von Ehefrauen werden durch den eigenen Mann angesteckt; wenn auch selten ein Mann mit einer ungeheilten Syphilis in die Ehe tritt, so heiraten doch entsetzlich viele mit einer angeblich geheilten, und viele erwerben eine neue bei einer anderen Frau. Manchen Eltern paßt der Bewerber nicht, weil er nicht reich oder vornehm genug ist, nach der Freiheit von Geschlechtskrankheiten wird nicht gefragt. Die Zahl der Jungverheirateten, die mit frischen Geschlechtskrankheiten behaftet sind, übersteigt alle Vorstellungen.

Seine Gesundheit kann ein Geschlechtskranker mit dem höchsten Gelde nicht zurückkaufen. Ganz ausgeheilt zu werden, ist ein seltenes Glück. Sicher aber ist er auch dann noch nicht. Fehlschläge und Rückfälle sind weit häufiger als Heilungen.

Das Schrecklichste ist die Vererbung der Krankheit. Jahr für Jahr werden Tausende von schuldlosen Kindern im Zeichen der Verwesung geboren. Die Fehlgeburten der syphilitischen Frauen zählen nach Millionen. Viele Kinder sterben bald nach der Geburt an Lebensschwäche oder werden später Opfer der Tuberkulose.

Die am Leben bleiben, sind verkümmert, schwerhörig, taubstumm, gelähmt, geistig minderwertig, entstellt durch eingefallenen Oberkiefer, Sattelnasen oder Meißelzähne, geschädigt durch Augentrübungen und empfänglich für Skrofulose und Tuberkulose, unfruchtbar, zwergwüchsig, epileptisch; der angeborene Schwachsinn macht sie zu Verbrechern und Dirnen. Alle Formen der Entartung treten auf.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Es kann zur Geburt einer dritten syphilitischen Generation kommen. Es gibt Kinder, deren beide Eltern Erbsyphilis haben.

Diese angeborene (erbliche) Syphilis ist es, die fortzeugend Böses gebären muß.[17] Die richtige Erkennung der Krankheit ist schwer, da es eine große Zahl von Fällen gibt, wo nur ein einziges Zeichen, und das auch nur in leichter Andeutung, vorhanden ist.

Man rechnet heute für Deutschland auf 1 und 1/2 Millionen Neugeborene 58.500 mit angeborener Syphilis, das heißt jedes 25. Die Zahl ist wahrscheinlich viel zu niedrig. In Frankreich nimmt man 20-30% an; man schätzt die Zahl der in Frankreich lebenden Menschen mit angeborener Syphilis auf mehrere Millionen und glaubt, daß jährlich etwa 150.000 erbsyphilitische Kinder geboren werden. In Italien nimmt man 25,6% an. Amerika und England haben ebenfalls eine starke Zunahme. Eine sehr große Zahl der Mütter ist heute syphilitisch.

30-42% aller Fehlgeburten, 50-80% aller Frühgeburten sind syphilitisch. Deutschland hat mindestens 25.000 syphilitische Totgeburten im Jahr. 34% aller Blinden, 17,25% aller Tauben sind syphilitisch.

Schon ist der Vorschlag gemacht, alle Schwangeren auf die Wassermannsche Reaktion zu untersuchen und zwangsweise zu behandeln.

Was wird aus diesen Kindern? Die Sterblichkeit ist im ersten Lebensjahr 25-60%, die Zahl der Lebensschwachen beträgt gegen 20%, die derer mit Nervensyphilis 13-15%.

Dazu noch der Kindermord durch Ansteckung. Kinder erwerben zu Tausenden die Krankheit bei der unbeschreiblichen sittlichen Verwahrlosung in engen Räumen unter der Nachwirkung des Krieges und seiner Folgen durch Verkehr mit Schuljungen, Schlafburschen, Stiefvater.[18] Die Politik der Vertuschung hat hier eine schwere Sündenlast. Wir sind bereits so weit, daß wir Kinderdirnen, syphilitische Schulmädchen haben. Auch in der Kleinstadt und auf dem Lande fehlen sie nicht.

25% aller Schulkinder in Berlin werden von den Schulärzten als erholungbedürftig bezeichnet. Die Berichte der Schulschwestern sind erschütternd. Mit zahlreichen, oft kaum erst aus der Schule entlassenen Mädchen muß sich jede Jugendamtssitzung wegen sittlicher Verwahrlosung befassen.

Die Mietkaserne ist die Brutstätte für Geschlechtskrankheiten.

Auch die Fachärzte und die Kreise der öffentlichen Wohlfahrtpflege kennen den Umfang und die schrecklichen Einzelheiten dieses syphilitischen Kinderelends nicht.

Die Sittlichkeitverbrechen haben sich 1924 um 60% gegen das Vorjahr vermehrt. In 66-77% der Fälle ist der Alkohol der Urheber.

Es ist unmöglich, die Zahl der Syphilitiker zu berechnen. Sie ist immer viel größer als sie geschätzt wird; denn sie wächst jeden Augenblick. Da allein die Dirnen in jeder Stunde Tausende von Männern anstecken und angesteckt werden, da täglich Hunderte von syphilitischen Kindern geboren werden, was

17 Prof. Dr. A. Buschke und Dr. M. Gumpert, >Geschlechtskrankheiten bei Kindern<. Dieselben, >Syphilis und Unterbrechung der Schwangerschaft<, in >Medizinische Klinik<, 1926, Nr. 5.

18 H. Hammerschlag, >Geschlechtskrankheiten bei Kindern< in >Die Neue Generation<, 1926, S. 94. Fritz Zielesch, >Schulkinder auf Abwegen< in >Berliner Tageblatt< vom 31. Oktober 1925, Nr. 516.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

soll bei so unheimlich-mächtigem Zuwachs das Nachrechnen nützen? Auf den finstersten Wegen, die kein Licht erhellen kann, schleicht die Pest stets und stündlich weiter vor. Jede Zählung scheitert schon an den Kunststücken, mit denen die armen Syphilitiker sich ihr zu entziehen suchen und entziehen müssen; denn die Kundwerdung der Lustseuche ist in fast allen Fällen der bürgerliche Tod. Von den vielen Selbstmorden aus „unbekannter Ursache" haben die meisten in der Verzweiflung über das syphilitische Elend ihren Grund.

Jeder Sehende weiß ohne Zählen und Zahlen, wie viele seiner Freunde und Schulgenossen weggerafft, wie viele Menschen, die er auf den Straßen, in den Läden, in den Bahnen, an allen Orten sieht, von der Syphilis gezeichnet sind.

Nur ein paar Proben: Blaschko nahm vor einigen Jahren an, daß in Berlin von den über 30 Jahre alten Männern jeder vierte und fünfte syphilitisch ist. Die Syphilis ergreift in Berlin 10-12% der Bevölkerung. In Hannover haben 60% der ledigen Männer Syphilis. In Hamburg jeder vierte Mann und jede sechste Frau. Man schätzt in Deutschland die Erkrankten auf 6 Millionen.

In den gebildeten Klassen sind die Geschlechtskrankheiten viel stärker verbreitet als in den Arbeiterschichten. Die höchsten Zahlen finden sich in den östlichen Provinzen.[19]

Die neuesten Zahlen gab in der Sitzung des Preußischen Landtages vom 24. März 1926 der Kommunist Bartels: in Berlin über 80% aller Männer geschlechtskrank, 43% aller Männer bis zu 50 Jahren syphiliskrank oder verdächtig, von je 100 Totgeburten 45 von Syphilis. Allein in Preußen standen nach einer Stichprobe an einem Tage 140.000 Menschen wegen Geschlechtskrankheiten in ärztlicher Behandlung.

Eine gute Möglichkeit der Zählung und Behandlung bieten die Gefängnisse.[20] Fischer berechnet im Untersuchunggefängnis in Breslau in den Jahren 1920-1922 17% Syphilitiker. In Ratibor fanden sich 20%. In Königsberg wurden bei 1.000 Neuaufgenommenen 205 Syphilitiker festgestellt, das heißt 20,5%.

Fischer kommt auf einen Durchschnitt von 20%. Er errechnet für Preußen 80.000, für Bayern 16.500 und für das ganze Reich 145.000 auf das Jahr. Behandelt werden in den Gefängnissen rund 25.000. Rund 120.000 syphilitische Gefangene im Jahr werden danach in Deutschland nicht behandelt.

Nach dem Bericht des französischen Kriegsministeriums ist jede vierte Person, jeder zweite Erwachsene an Syphilis krank. Jeder zehnte Krankheitfall in Frankreich beruht auf Syphilis.

Der fünfte Teil aller Erwerbslosen ist von der Syphilis angesteckt. In den letzten 10 Jahren hat sie in Frankreich 1 1/2 Millionen Menschen getötet.

---

19 Weitere Zahlen bei Prof. Delbanco, >Vor der Entscheidung<, S. 36-39, Prof. Dr. Blaschko, >Hygiene der Geschlechtskrankheiten<, S, 301 und über die Verbreitung in den einzelnen Erdteilen, S. 327, Dreuw, >Sexualrevolution<, S. 223.

20 Prof. Dr. Galewsky, >Die Geschlechtskrankheiten in den Justizgefängnissen Sachsens< in >Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten<, 1926, S. 23. Ebenda die Richtlinien für die Behandlung. Prof. Dr. Herwart Fischer, >Über die Notwendigkeit durchgreifender ärztlicher Versorgung der Geschlechtskranken in unseren Strafanstalten<, ebenda S. 33.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Syphilis ist heute wesentlich eine Krankheit der unerfahrenen Jugend. Beim Mann ist die Ansteckung am häufigsten zwischen 18 und 26 Jahren, bei der Frau zwischen 18 und 21 Jahren; 8% der Männer und 20% der Frauen steckten sich vor dem 20. Lebensjahre an.

Die größere Sterblichkeit der Großstädter ist in erster Linie der Syphilis zuzuschreiben. Von den Mitgliedern der deutschen Krankenkassen erliegen 33% der Syphilitiker ihrer Syphilis. Die Paralyse macht mindestens 4% aller Sterbefälle zwischen dem 30. und 70. Lebensjahre aus. Schon vor dem Kriege erkrankten in Deutschland jährlich mindestens 3.000 Menschen an Paralvse.

Bei einer dänischen Versicherung sind von 100 Sterbefällen 16 auf Syphilis zurückzuführen.

Nun nach dem Kriege ist auch das Land verseucht, die Quellkammer der Menschenkraft. Nach Schluß des Krieges ergossen sich Hunderttausende geschlechtskranker Soldaten über die Heimat. Aber auch schon vorher war es unmöglich, sie in den überfüllten Lazaretten bis zur Heilung festzuhalten.

Die Sorge ist berechtigt, daß auch bei uns ein Drittel oder gar die Hälfte der Männer von der Syphilis ergrifIen sein mag.

Überall Syphilis. Die äußersten Grenzen des Erdkreises sind von der Syphilis ergriffen. Die Eskimos im höchsten Norden, ja die fast unbekannten Stämme an der Dease-Straße und der Königin-Maud-See, kennen sie.[21] Ebensowenig wie die Ultima Thule schützt der dichteste Urwald. Die Europäer haben sie den Indianern gebracht.[22]

In der mongolischen Volksrepublik haben 99% des mongolischen Volkes die Syphilis.[23]

In Indien ist das Bild nicht besser, wie im englischen Unterhaus T. Johnston in einer Rede über das schauerliche Wachstum der Geschlechtskrankheiten in Bombay festgestellt hat.

Die anderen Erdteile scheinen die Syphilis von Europa bezogen zu haben. Sie gelangte auf dem Seewege durch europäische Seefahrer vom Jahre 1497 bis zum Jahre 1505 über Afrika nach Vorder- und Hinterindien und von hier aus an die chinesische Küste. Vom Jahre 1512 bis zum Jahre 1549 wurde sie durch die Faktoreien der mit Japan Handel treibenden Völker und durch Seeräuber von den Inseln her nach Japan gebracht.[24]

Seefahrten und Reisen sind noch heute die Hauptströme der Ansteckung.

Da Reinlichkeit der beste Schutz für den Kranken und seine Umgebung ist, kann man sich vorstellen, welche grauenhaften Wirkungen unsere Wohnungsnot hat.

Mehr als 200.000 Menschen in Berlin schlafen zu je vier in einem Bett zusammen. Über 250 geschlechtskranke Kinder, die Opfer dieser stinkenden Zustände sind, wurden 1924 im städtischen Virchow-Krankenhause behandelt, eine Zunahme von 88% gegen 1923.

Dem deutschen Volke fehlen heute 1.200.000 Wohnungen, das heißt auf je 1.000 Einwohner 10 Wohnungen.

---

21 Hans Fehlinger, >Geschlechtsleben und Fortpflanzung der Eskimo<, S. 32.

22 Theodor Koch-Grünberg, >Zehn Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens<.

23 Sven Hedin >Von Peking bis Moskau<.

24 K. Dohi, >Beiträge zur Geschichte der Syphilis, insbesondere über ihren Ursprung und ihre Pathologie in Ostasien<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Bereits 1920 wohnten in deutschen Industriestädten durchschnittlich 30-50 Menschen in einem Hause. Die Wohndichte je Haus betrug durchschnittlich in London 7,89 und in Berlin 75,9.

Von den Kranken der Berliner Ortskrankenkasse hatten 1922 mehr als 19%, 1923 mehr als 16% kein Bett für sich allein. Bei solchen Haushalten von 8 Köpfen schliefen nur 30% im eigenen Bett, bei mehr als 11 Köpfen schläft niemand allein in einem Bett. Unter den Bettgenossen befanden sich fast 8% Männer und Frauen, die an Geschlechtskrankheiten litten.

Im Jahre 1924 hatten von den Kleinkindern kein eigenes Bett zum Beispiel im Kreise Sagan 52,8%, in Öls 44,4%. In Schweidnitz wohnten von 268 Kleinkindern 37 mit 5 und mehr Personen in einer Stube. Sie teilten ihr Bett mit anderen Kindern, 56 mit Großen, 3 schliefen überhaupt nicht in einem Bett. Und so geht das immer schrecklicher fort.

Das Reichsheimstättengesetz von 1920 ist ein erster, kleiner Schritt zur Besserung. Wann wird ein wirkliches Reichsbodenreformgesetz kommen?[25]

Nun zu den Müttern der Syphilis, die nichts anderes gebären.

Das Dirnenturn ist ebensowenig mit Zahlen zu erfassen, wie der Umfang der Syphilis.

In Berlin sind zurzeit rund 9.000 Dirnen [Prostituierte] unter Aufsicht, man schätzt aber ihre Gesamtzahl, also mit den heimlichen, auf 100.000.

Nur einige Proben: Wien beherbergt rund 40.000 Dirnen, Hamburg 20.000. Budapest hat 1.600 eingeschriebene und mindestens 40.000 heimliche[26].

Die Grenze zwischen den Käuflichen und den vielen Halben und Zeitlichen wird immer schwächer. Vor dem Kriege kamen in Deutschland auf 1.000 Männer 1.024 Frauen. Nach dem Kriege ist das Verhältnis 1.000 zu 1.084. In den wichtigsten Altersklassen vom 15. bis 20. Jahre sogar 1.000 zu 1.116. So sind fast 2 und 1/2 Millionen Frauen verurteilt, ledig zu bleiben[27], das heißt ehelosen Verkehr in großen Scharen zu suchen.[28]

Seit dem Eindringen der Frau in alle Zweige des Erwerbslebens hat das Dirnenturn von heute nicht nur einen ganz anderen Umfang, sondern auch eine ganz andere Zusammensetzung angenommen. Die Verbindung: Geschlechtskrankheiten - Dirnentum ist nicht mehr so einfach wie früher. Heute ist die Dirne nicht mehr die Hauptquelle der Geschlechtskrankheiten. Es geht nicht mehr, nur den weiblichen Teil, am leichtesten die recht- und schutzlose Dirne, erfassen zu wollen. Die altgedienten Dirnen stecken wahrscheinlich überhaupt nicht mehr an. Die weitaus stärkste Quelle ist die Riesenmasse der Männer und Frauen, die hemmunglos ihren Genuß suchen, jeder Verantwortung ausweichen, sich aus der Not der anderen und der Zerstörung ihres Glücks kein Gewissen machen. Nicht in den Dirnen, sondern in dem wilden Durcheinander liegt heute die Quelle der

25 S. Victor Noack, >Die Büchse der Pandora<, Geschlechtskrankheiten und Wohnungsnot in >Vierteljahrsschrift Deutscher Ärztinnen<, I926, S. 39, und >Kulturschande, die Wohnungsnot als Sexualproblem<. Dr. Georg Löwenstein. >Schlafstellenwesen und Geschlechtskrankheiten< in >Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten<, 1926, S. 25.

26 Malvy Fuchs, >Die Prostitution in Budapest< in >Die Neue Generation<, 1926, S. 32.

27 Fußnote Hrsg.: Weil so viele Männer im Krieg starben.

28 Siehe Margot Klages-Stange, >Prostitution< in >Die Weltbühne<, 1926, S. 579.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Geschlechtskrankheiten.[29] Früher war das anders. In den Volksliedern des 16. Jahrhunderts sind die Dirnen als die Trägerinnen der Syphilis gefürchtet. Die trostlosen Zustände des Dreißigjährigen Krieges und der Kriege des 17. Jahrhunderts taten alles, um die Syphilis in alle Kreise des Volkes zu verschleppen. Dann kam die Verseuchung der deutschen Frauen durch die französischen Emigranten.[30]

Unter allen Himmelsstrichen zeigt dieselbe Wirtschaft dasselbe Bild; zum Beispiel: in Bombay gibt es Straßen, in denen Hunderte von Dirnen in großen Eisenkäfigen ähnlichen Häusern sitzen, oft 6-12 in einem Raum. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten in Indien wächst entsetzlich. Gandhi berechnet eine Million Dirnen für die indischen Städte. Unaufhörlich aber werden die Tatsachen gefälscht und weggedichtet. Joshiwara, das sogenannte „Freudenviertel“, ist in Wahrheit eine Hölle. Elend, Leid, Qual, Dunkelheit ist das Los der mehr als 50.000 japanischen „Freudenmädchen“, die von ihren Sklavenhaltern obendrein noch betrogen und ausgebeutet werden. Im letzten Jahr hatten nach polizeilicher Angabe die öffentlichen Häuser Japans einen Besuch von 27.456.053 Gästen; 119 Millionen Jen wurden eingenommen.

Marseille, Genua, Liverpool, Hamburg - lauter Quellen der fließenden Syphilis. Aber die Art der Völker verleugnet sich auch hier nicht. Bei den Engländern, die überall die klügsten und tätigsten sind, steht es am besten. Der Amerikaner Flexner in seinem Buch: >Die Prostitution in Europa< stellt fest, daß Liverpool die reinste aller von ihm besuchten Städte ist.

Das Dirnentum kann von der heutigen Gesellschaft nicht überwunden werden. Es ist ein Teil von ihr. Es ist immer Unsinn, ein einzelnes Krankheitzeichen wegbehandeln zu wollen. Solange die Gesellschaft die schwersten sozialen Schäden weiter bestehen läßt, die die Jungen in großen Scharen zu Geistesschwachen und -kranken machen, darf sich niemand über Dirnen und Rechtsbrecher wundern.

Die Heilbarkeit der Syphilis ist auch heute noch sehr zweifelhaft. So sagt Professor Jadassohn, einer der Führer der Salvarsanärzte:[31] „Wir können auch jetzt leider noch nicht sagen, daß wir jeden Fall von Syphilis mit Sicherheit heilen.“ Und: „Freilich sagt man mit Recht: Die Syphilis ist eine Krankheit, über deren Ausgang man mit Sicherheit erst nach Jahrzehnten urteilen kann.“

Unstreitig haben die Geschlechtskrankheiten unter der Herrschaft der Militär- und Kassenärzte, die Salvarsan- und Quecksilberanhänger sind und durch Staat und Presse unterstützt werden, während des Krieges sehr stark zugenommen; damals war allen Nichtärzten die Behandlung verboten.

Bei den Salvarsanheißspornen klingt es trotzdem ganz siegessicher. „Es gelingt mit Hilfe des Salvarsans unter gewissen, hauptsächlich von dem Verständnis des Kranken abhängigen Bedingungen, die Syphilis radikal durch eine Kur zu heilen[32].“ Die Wiederansteckung, die heute keine große Seltenheit mehr sei, zeige, daß die erste Syphilis vollkommen geheilt gewesen sei.

29 Prof. Dr. E. von Dühring in >Vierteljahrsschrift Deutscher Ärztinnen<, 1926, S. 12. Prof. Delbanco, >Vor der Entscheidung<, S. 39.

30 Magister J. Ch. Laukhards Leben und Schicksale II, S. 16-18.

31 >Die Salvarsanbehandlung der Syphilis<, 1923, S. 18.

32 Sanitätsrat Dr. Jeßner, >Die moderne Syphilisbehandlung< in >Archiv für Menschenkunde<, 1. Jahrgang, S. 243.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Manchmal wird die Syphilis jahrzehnte-, selbst jahrhundertelang nicht erkannt und geht unter anderem Namen.[33] Bei wenigen Krankheiten sind diagnostische Irrtümer so häufig, wie bei der formreichen Syphilis. Sie wird besonders bei Frauen häufig übersehen. Viele Kranke können auch beim besten Willen die Behandlung nicht durchführen. Die große Wohnungnot, die Berufstätigkeit der Angestellten, die Gefahr der Entlassung, der Geldmangel, die Kurdauer von mehreren Jahren sind schwere Hindernisse. 90% aller Syphilitiker unterbrechen die Behandlung vorzeitig.

Wer einmal erlebt hat, wie der Kranke, der nach der Ansicht des Arztes ungefährlich war, geheiratet und über Frau und Kinder das größte Elend gebracht hat, - der hat ein Trauerspiel gesehen, wie es schauerlicher kein Dichter schreiben kann. Man kann dem Kranken keinen Vorwurf machen, denn er hat das Urteil seines Arztes eingeholt; man kann dem Arzt keinen Vorwurf machen, denn er hat sich nach den Stand seiner Wissenschaft gerichtet; aber die arme, gliederweise verfaulte Frau klagt zum Himmel.

Die jahrelangen Kuren zermürben die Geduld und den Anstand des Kranken; vom Trieb gepeitscht, bricht er schließlich aus dem Gehege. Und was ist Heilung ? Wen der Hautarzt als geheilt betrachtet, der kommt später häufig vor den Irrenarzt. Es ist eine traurige Tatsache, daß die Irrenhäuser viel Zuwachs erhalten. Wieviel tausendmal ist es vorgekommen, daß die Heilung nichts weiter war als Stillstand, Unterdrückung, „Latenz“. Ein Verschwinden der äußeren Erscheinungen und der Übertragbarkeit ist noch lange keine Heilung. Mit der Wassermannschen Reaktion kann man noch 20, 30 und 50 Jahre nach der Ansteckung die Gegenwart von Syphiliskeimen nachweisen. Die Untersuchung auf Syphilis setzt so große spezialistische Kenntnisse voraus, daß die meisten Ärzte gar nicht imstande sind, sie auszuführen. Ein sicheres Kennzeichen der Heilung gibt es nicht.

Ehe die Syphilis eine allgemeine Seuche wird, hat man sich zu ihrer Bekämpfung aufgemacht. Es haben sich in fast allen Ländern Gesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gebildet. Bei allem guten Willen können sie wesentliche Leistungen nicht aufweisen. Schon ihr Ausgang ist falsch; nicht Bekämpfung, sondern Vertilgung muß das Ziel sein. Sie werden die Volksbewegung, den Kampf aller Völker, die aus Stumpfsinn und Schlafsucht aufgerüttelt werden müssen, nicht entfesseln. Sie haben die Völker nicht begreifen lehren, daß das Leben auf dem Spiele steht ; daß sie sich zu einem Entschluß aufraffen müssen, wie er noch nie von ihnen gefordert worden ist, daß etwas geschehen muß, was in seinem Ausmaß unerhört ist, wenn wir nicht alle in der Giftflut ersticken sollen.

Wenn von den ungezählten Milliarden, die im Weltkrieg zur Zerfetzung von blühenden Menschenleibern verpulvert worden sind, nur einige dazu verwendet worden wären, diese Jauchegrube im Hause der Menschheit wegzuschaffen, - welch' einen Sprung nach vorn hätte das Glück der Erde [der Menschen] machen können!

Deutschland ist aus dem Stadium der Gesetzentwürfe noch nicht herausgekommen. Es ist völlig rückständig. Es hat noch die Dirnenüberwachung.

Wir haben Beratungstellen, die sich auf allerlei gute Ratschläge beschränken müssen, aber keinen Kranken behandeln dürfen. Sie sind im

33 Prof. von Notthafft, >Geschlechtskrankheiten und Ehe<, S. 44.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ganzen Reich von den Landesversicherunganstalten eingerichtet; sie untersuchen unentgeltlich und sollen jedem Kranken, der die Kosten seiner Kur nicht selbst bestreiten kann, Behandlung und Heilung verschaffen.

Die Verordnung vom 11. Dezember 1918 ist ein kleiner Versuch zur Bekämpfung, dem sich nichts Gutes nachsagen läßt.

Seit der Begründung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist die Verbreitung der Krankheiten um mehr als das Dreißigfache gewachsen.

Wie kann man dulden, wenn man das Salvarsan für das Heilmittel hält, daß das Kilo, dessen Rohstoff 8 Mark und das fertig 80 Mark kostet, bei der Anwendung durch die Ärzte 16.000 Mark kostet? [34]

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Ausland steuert auf den Behandlungzwang los.[35]

Frankreich hat Meldepflicht und Zwangsbehandlung nicht. Zurzeit bestehen 239 Beratungsstellen. Der Staat gewährt Beiträge. Behandlung und Untersuchung sind kostenlos. Zur Behandlung von syphilitischen Schwangeren und Säuglingen bestehen 45 Sonderberatungstellen. Für die Gefangenen ist eine ärztliche Versorgung eingerichtet. Für die Kranken auf dem Lande und in kleinen Städten erhalten Ärzte, die die Genehmigung des Präfekten haben, die Heilmittel kostenlos. Die Unterbringung im Krankenhaus ist für Unbemittelte kostenlos; es werden auch in manchen Fällen die Kosten aus dem Fonds zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vergütet.

Die „Reglementierung der Prostitution“ besteht noch.

Dänemark hat seit 1906 die Überwachung der Gewerbsunzucht und Bordelle aufgehoben. Es besteht Behandlungzwang auf öffentliche Kosten. Der Arzt soll die Kranken belehren und besonders zur Nachprüfung auffordern. Dänemark hatte als Durchgangsland während des Krieges eine sehr große Verbreitung der Geschlechtskrankheiten zu erleiden.

Schweden hat seit 1918 ein neues Gesetz. Alle Maßnahmen erfolgen unter Aufsicht der Gesundheitbehörden. Es besteht Behandlungzwang und bedingte Meldepflicht bei Unbotmäßigen. Behandlung, Heilmittel, Krankenhaus ist für alle Kranken ohne Ausnahme, auch Ausländer, kostenfrei durch staatlich angestellte Ärzte. Der Arzt muß der Ansteckungquelle nachforschen und den Kranken belehren. In Schule und Heeresdienst wird Aufklärung geboten. Die Überwachung der Dirnen [der Prostituierten], die seit 1851 bestand, ist aufgehoben.

Schweden hatte durch den Einbruch des russischen Heeres im Jahre 1809 eine sehr schwere Verseuchung erfahren. Die Erholung ist unverkennbar. Der Grund muß im reinlichen und gesundheitliebenden Charakter der Schweden liegen, die niemals Bordelle hatten.

---

34 Dr. med. Wolfgang Bohn, >Die Syphilis<, S. 73; Dr. Dreuw, >Die Sexualrevolution<; Dr. von Brehmer im Preußischen Landtag vom 24. März 1926.

35 Dr. med. Montreuil-Strauß, >Praktische Wege in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten< in >Vierteljahresschrift Deutscher Ärztinnen<, 1924/25, S. 165. Stadtarzt Dr. Georg Löwenstein. >Verordnungen und Maßnahmen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Prostitution im Auslande seit 1914< in >Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten<, 1925, S. 84, 1926, S. 15. Dr. Dreuw, >Sexualrevolution<, S. 361-432. Dr. Hans Haustein. >Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Finnland<, ebenda, 1926, S. 82. Derselbe, >Geschlechtskrankeit und Prostitution in Skandinavien<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

In Deutsch-Österreich besteht seit 1918 allgemeine Behandlungpflicht während der Dauer der Übertragbarkeit und beschränkte Anzeigepflicht, wenn Weiterverbreitung zu befürchten ist, Untersuchung Krankheitverdächtiger durch die Gesundheitbehörde, Behandlung und Überwachung nach Entscheidung durch den ärztlichen Leiter der Beratungstellen, Belehrung durch Wanderärzte, Fürsorgestellen für junge Dirnen, gewerbliche Beschäftigung und Ausbildung weiblicher Kranker, Arbeiterkolonien für unheilbare Dirnen, Heime für erbsyphilitische Kinder, Kostendeckung aus dem Staatsschatz für Mittellose.[36]

Die Tschechoslowakei hat seit 1922 Behandlungszwang. Jeder Ansteckungfähige ist verpflichtet, sich von einem Arzt behandeln zu lassen. Mittellose werden auf Staatskosten behandelt. Es besteht Zwang zur ärztlichen Untersuchung und Nachuntersuchung bei Verdacht und zur folgenden Untersuchung nach Anordnung des Arztes. Bei Widerständigen bedingte Anzeigepflicht des Arztes. Überwachung der Dirnen und Bordelle sind aufgehoben. Es sind vom Staat Anstalten zur Besserung von Dirnen und Aufsicht für verwahrloste Jugend eingerichtet.

England ist am weitesten vorgeschritten. 1916 wurde die unentgeltliche Behandlung aller Geschlechtskranken in Behandlungzentren eingeführt. Schon 1922 gab es 194 Behandlungzentren; kranke Schwangere und Säuglinge werden in den Fürsorgestellen behandelt. Der Besuch der Behandlungzentren ist freiwillig. Die Kranken erhalten auch freie Fahrt. Sie werden nicht als Patienten zweiter Klasse oder als Lästige angesehen, sondern mit der größten Schonung und Rücksicht behandelt. Man baut Musterhäuser mit Einzelzellen, die alle in den ärztlichen Arbeitraum münden und durch Vorhänge abgeschlossen sind; kein Kranker kann den anderen sehen.

Durch das Gesetz vom 24. Mai 1917 ist in den Bezirken, die die freie Behandlung eingerichtet haben, Nichtärzten die Behandlung Geschlechtskranker verboten.

Eine Anzeigepflicht besteht nicht; die Frage werde von neuem zu prüfen sein, wenn Erfahrungen gesammelt sein würden.[37]

Und doch wird diese wahrhafte Wohltat der freien und menschlichen Behandlung, die dem englischen Volke vom Staat mit großen Kosten dargeboten wird, keineswegs in vollem Umfange ausgenützt. Besonders bleibt die Zahl der hilfesuchenden Frauen hinter der vorsichtig ausgerechneten Zahl der Kranken und auch hinter der Zahl ihrer männlichen Partner weit zurück. Trotz der besten Belehrung bleiben die Kranken, auch hier wieder besonders die Frauen, häufig vor Abschluß der Behandlung weg. Auch freundliche Mahnschreiben führen nur die wenigsten wieder zurück. Da keine Möglichkeit besteht, den anderen Gatten einer kranken Ehe zur Behandlung zu zwingen und den Träger der Ansteckung zu ergreifen, geht der schwererkaufte Erfolg bald wieder zum Teufel. Und dies alles, obwohl die englischen Grundsätze: kein Behandlungzwang und volle Unentgeltlichkeit, richtig sind.

36 Oberregierungsrat Dr. med, Breger in >Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten<, 1925, S. 10. - Ebenso Holland.

37 Prof. Dr. E. von Düring, >Anzeigepflicht und Behandlungszwang oder völlige Freiheit in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten?< in >Vierteljahrschrift Deutscher Ärztinnen<, 1926, S. 11: „Musterhaft ist, was ich in England sah.“ - Auch Holland sieht von jedem Zwange ab.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Es gibt eben keine Möglichkeit, den Ansteckungquellen nachzugehen. Die meisten Männer kennen die ihre nicht und eine solche Angabe könnte auch nie das Recht geben, einen anderen Menschen in Zwangsbehandlung zu nehmen.

Der Engländer hofft seinem ganzen Wesen nach das meiste von der besseren Erziehung in Haus und Schule, von der Hebung der sittlichen Kräfte, Abschaffung des Alkohols, Schaffung schöner Erholungstätten für beide Geschlechter, Beschränkung von Kino, Tanz und Theater.[38] Die Habeas-corpus-acte von 1679 haben den Grund für die Freiheit des einzelnen gelegt.

In Amerika beginnt man einzusehen, daß die Massenbehandlung nicht genügt. Die Unterdrückung des Dirnentums und die Einrichtung von freien Behandlungzentren führen ja auch allzu sichtbar nicht weiter. Man fordert, den einzelnen Krankheitfall genau zu verfolgen, und zwar durch gut ausgebildete Helferinnen den Kranken und seine Angehörigen zur Untersuchung zu bringen und zur Dauerbehandlung zu bewegen, sowie die Anzeigepflicht einzuführen.[39] Es hat sich ergeben, daß man durch Mahnbriefe die Kranken nicht zur Behandlung bekommt, die Helferinnen sollen durch ihre Besuche in der Art von Schlepperinnen wirken. Dazu käme die Unterstützung der Notleidenden und Arbeitunfähigen. Man sieht; welche ungeheueren Kosten entstehen würden und ein wie kleiner Teil der Kranken nur erfaßt werden könnte.

Eine ganz neue Richtung hat Rußland eingeschlagen.[40] Professor Bronner in Moskau schildert die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wie folgt:[41] Die Syphilis ist in Rußland größtenteils eine Milieukrankheit, die auf außergeschlechtlichem Wege erworben wird. Der Kranke, der deshalb nicht das Gefühl von etwas Schändlichem hat, sucht willig den Dispansair auf und leistet keinen Widerstand. Die Dispansairs tragen den Spruch: „Geschlechtskrankheiten sind keine Schande. Sie sind eine Folge sozialer Mißstände.“ Die Behandlung ist vollständig unentgeltlich. Kurpfuscher gibt es nicht. Um die Verbreitung der Syphilis unter den Bauern zu erfassen, wurden 1924 Erheber von Hof zu Hof geschickt; sie fanden, daß die Syphilis des Landvolkes einen Herdcharakter trägt, und daß in einzelnen Dörfern bis 45% der Einwohnerschaft erkrankt waren. Die Milieusyphilis beträgt in vielen

38 Artbur Newsholme, >Die moralischen Seiten der Sozialhygiene< in >Journal of Social Hygiene<, 1924, Nr. 9, und Sybil Rolfe, >Sozialhygiene<, ebenda, 1925, Nr. 1.

39 A. J. Lanza (New York), >Geschlechtskrankheiten und Familie< in >Journal of Social Hygiene<, Oktober 1925, und Maida Hermana Salomon (Boston), >Die Notwendigkeit der sozialen Fürsorge bei Fällen von Syphilis<, ebenda, November 1925. Es soll am psychopathischen Hospital in Boston gelungen sein, 80% der Familienmitglieder zur Untersuchung zu bekommen, 23% der Familien waren an späterer Neurosyphilis erkrankt, ohne es zu wissen, 30% der Gatten und 12% der Kinder waren syphilitisch.

40 Der Volkskommissar des Gesundheitwesens, Semaschko, hat in der Bekämpfung des Fehlgeburtfiebers, das durch Verschmutzung der Gebärmutter entsteht, Großes geleistet. Die Abtreibunggesetze mit ihrem Verbot der ärztlichen Hilfeleistung bewirken die mörderischste Pfuscherei. Die syphilitischen Frauen sind am meisten gefährdet. In Rußland ist nun der Gebärzwang aufgehoben, die Abtreibung aus dem Dunkel der Heimlichkeit herausgehoben und allen Frauen die Möglichkeit kostenloser ärztlicher Behandlung in den Krankenhäusern gegeben; s. Dr. med. Martha Huben-Wolf, >Semmelweis und Semaschko< in >Die Neue Generation<, I926, S. 87.

41 In >Das Neue Rußland<, 3. Jahrgang, S. 40. Siehe auch >Blätter des Roten Kreuzes<, I926, S. 43. Dr. Batkis, >Die Sexualrevolution in Rußland<, Bronner, >Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Sowjetrußland< in >Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten<, 1926, S. 12.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gouvernements 90%. In einem Dorfe stieß man auf zwölf Brustkinder mit hartem Schanker auf der Lippe und sieben Frauen mit hartem Schanker an der Brust. Die Schuld an diesen Zuständen trägt das Zarentum, das jahrhundertelang dem Vordringen der Kultur in die Dörfer geflissentlich den Weg sperrte.

Im Kaukasus geht die Syphilisation bis zu 36%, in der Mongolisch-Buriatischen Republik bis zu 61%. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Syphilis eine der Hauptursachen des Aussterbens der kleinen Völker ist.

Von den Soldaten des jetzigen russischen Heeres litten von 4.613 Mann an Syphilis 15,2%. [42]

Die neue ökonomische Politik Rußlands (Staatskapitalismus mit Zugeständnissen an den Privatkapitalismus) brachte ein Wiederaufleben des Dirnengewerbes und damit ein Wachstum der Geschlechtskrankheiten. Es sind >Richtlinien zu Maßnahmen im Kampf mit der Prostitution< herausgegeben[43], die auf allerlei Fürsorgemittel und Einrichtung von Beratungstellen abzielen.

Wir erleben an Rußland ein eigenartiges Experiment im größten Ausmaße: die denkbar größte Zwangsbehandlung mit Salvarsan und Quecksilber. Es werden jährlich 1.800 kg Salvarsan hergestellt und 300 kg aus dem Ausland eingeführt; die Behandlung durch Nichtärzte ist gesetzlich verboten. Dort ist also erreicht, was die herrschende Medizin bei uns einführen will. Die Kontrolle des Salvarsans ist nicht nur chemisch und biologisch, sondern auch klinisch. Nach einem Menschenalter wird sich entscheiden, ob diese Therapie heilt, das heißt die Syphilis zum Verschwinden bringt oder ob sie Paralyse und Tabes befördert.

Die Zwangsbehandlung ist ein totgeborenes Kind. Zur Genesung muß der gute Wille des Kranken mitwirken.

Auch die Meldepflicht würde nur ein Zankapfel zwischen Ärzten und Kranken und die Quelle endlosen Mißtrauens werden. Die Versuche, den Arzt zu bestechen, würden nicht aufhören.

Dazu ist die Erkennung der Syphilis, dieses Chamäleons unter den Krankheiten, schwer. „Die Wirkung des Fehlens jeglichen Zwanges beweisen die Erfolge in England. Freiheit wirkt erziehlich zur Selbstverantwortung.“ (von Dühring.)

Der Rest wäre Aktenhaufen und Bureaukratendünkel. Die kostenlose Behandlung ist aller Erfolge Anfang. Sie ist das Wirkende.[44]

Für die Bekämpfung gäbe es nur ein wirkliches Heilmittel: Alle Menschen untersuchen und die Kranken so lange absondern, bis sie nicht mehr anstecken können.[45] Alles andere ist Halbheit. Ja, der Kampf gegen andere Übel, zum Beispiel den Alkohol, hat keinen Sinn und Zweck, wenn man die Syphilis fortwüten und die Nachkommenschaft verkrüppeln läßt. Aber die Durchführung? „Die Mehrzahl der Ärzte will nicht ihre Zeit und Kraft opfern,

42 Dr. S. Weißenberg, >Das Geschlechtsleben der Roten Armee< in >Zeitschrift für Sexualwissenschaft<, 1926, S. 26.

43 Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 1926, S. 29.

44 Dr. Dreuw, >Sexualrevolution<, hat ein ganzes System der allgemeinen gleichen diskreten Anzeigepflicht entworfen. Er hofft alles von der Anzeige ohne Namensnennung. Die Schweiz hat sogar die namentliche Meldepflicht.

45 Prof. Dr. med. et phil. G. v. Bunge, >Die Ausrottung der Geschlechtskrankheiten<; Dr. med. Th. Christen, >Die menschliche Fortpflanzung<, S. 145.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

um das eigene Geschäft zu schädigen. Und das ist menschlich.“ (von Bunge.) Aber auch wenn von Bunges Forderung: „Wir brauchen zweierlei Mediziner: solche, die für das Verhüten, und solche, die für das Kurieren der Krankheiten besoldet werden“, je erfüllt sein würde, auch dann ist noch ein weiter Weg.[46]

Der Gedanke ist alt, schon einer der frühesten Schriftsteller, der Arzt Gaspare ToreIla, Leibarzt des Papstes Alexander Vl., sprach 1500 den Gedanken aus, daß man auf diese Weise die Syphilis im Keime ersticken könne. Damals wäre es gegangen; heute haben sich die Dinge aber geändert.

Voltaire ist der erste, der die Begründung einer internationalen Vereinigung zur Bekämpfung der Lustseuche verlangte. Im >Mann mit den vierzig Talern< läßt er den Regimentsmedikus sagen:

„Für die Ausrottung gibt es nur einen Weg, nämlich, daß alle europäischen Fürsten sich miteinander verbündeten, wie zu Zeiten Gottfrieds von Bouillon. Ein Kreuzzug gegen die Syphilis wäre wahrlich vernünftiger, als die damals so unglückliche gegen Saladin, Melek-Sala und die Albigenser unternommenen. Es wäre freilich besser, sich zu einem gemeinsamen Kampfe gegen den Feind des Menschengeschlechts zusammenzutun, als fortwährend auf der Lauer liegen, um den günstigen Moment abzupassen, wo man des Nachbars Land verwüsten, die Felder mit Toten bedecken, und ihm zwei oder drei Städte und ein paar Dörfer wegnehmen kann. Ich spreche da gegen meine Interessen, denn der Krieg und die Syphilis machen mich reich; aber man muß eben erst Mensch und dann Regimentsmedikus sein.“

Es gibt heute eine internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die im Oktober 1925 in Paris einen internationalen Kongreß abhielt. Außer der sehr nützlichen Einrichtung kostenloser Behandlungstätten für Seeleute in zahlreichen Hafenstädten ist da nichts beschlossen oder gar gehandelt worden. Auch die Feststellung, daß in Belgien, Dänemark, Schweden und der Schweiz die Syphilis sehr erheblich, in Deutschland und Frankreich weniger zurückgegangen sei, wird sich manchen Abstrich gefallen lassen müssen.

Auch wirtschaftlich ist diese halbe Art der Bekämpfung ein schlechtes Geschäft. „Welche unberechenbaren Verluste, wenn die Männer in den besten Jahren sterben, nachdem Vermögen für Ärzte und Apotheken vertan sind und Frauen wie Kinder der Not, dem Verbrechen, lebenslänglicher Krankheit preisgegeben sind.

Die Staaten täten besser, alle ihre Mittel zum Zweck der Ausrottung zusammenzuballen, nirgend Kosten zu scheuen, - sie würden dabei Geld sparen.

Schon jetzt kostet die sehr mangelhafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten über hundert Millionen Mark im Jahr.[47] Frankfurt am Main zum Beispiel verwendet 10-15% aller seiner Wohlfahrtpflegemittel zur

46 Universitätsprofessor Dr. Fritz Lenz, >Menschliche Auslese und Rassenhygiene<, S. 170: *„Daß es bei genügender Energie möglich wäre, die Geschlechtskrankheiten so gut wie ganz auszurotten, daran kann gar kein Zweifel sein. Auch auf diesen Gebieten stehen freilich der Gesundung schwerwiegende Interessen entgegen. Man muß sich nur mal klarmachen, daß durch eine wirklich ernsthafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht nur viele hundorte von Fachärzten brotlos werden, sondern auch zehntausende anderer Ärzte in ihren ohnehin kaum zum Leben ausreichenden Einkünften schwere Einbuße erleiden würden.“*

47 Geh. Medizinal-Rat Dr. Solbrig, >Was kosten Epidemien?< in >Berliner Tageblatt< vom 27. Januar 1926, Nr. 44.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Hamburg gibt 2 Millionen dafür aus. Die Syphilis in Frankreich kostet dem Staat 1,5 Milliarden Francs im Jahr.

Die staatliche Bekämpfung des Dirnentums kostete 1918 bei 48.000 Dirnen jährlich 3,5 Milliarden Mark.

Wenn wir doch endlich lernen wollten, daß Verhütung viel besser ist als Bekämpfung. Vorbeugen! Was der Weltkrieg mit seiner Massenwanderung der Männer und dem Geschlechtshungertyphus der Frauen an wahlloser Vermischung geleistet hat, ist unbeschreiblich. Die Belehrung ist gegenüber dem elementarsten Trieb, von dem die Menschheit lebt, machtlos; sie ist auch eigentlich nichts anderes als Abschreckung. Der Mensch sträubt sich aber mit Recht dagegen, sich seinen schönsten Genuß verekeln zu lassen. Er verlangt Ordnung und Heilung. Es muß mit dem letzten Rest der Auffassung aufgeräumt werden, daß diese Krankheit eine Sünde oder eine Schande sei; sie muß als Krankheit wie alle anderen, nur als eine sehr viel schwerere behandelt werden.

Man schaffe ein unparteiliches Forschunginstitut; alle Heilmethoden müssen freie Bahn und gleiches Recht bekommen. Niemand darf gezwungen werden, sich einer allein selig machenden Behandlung zu unterwerfen.

Die Volksbelehrung in allen Ehren; aber man hoffe von ihr nicht zu viel für die Vertilgung der Krankheit. Man vergesse doch nicht, daß auch sehr viele Ärzte, denen die Belehrung gewiß nicht gefehlt hat, an Syphilis leiden. So wie der Mensch ist, brechen seine Triebe, und besonders sein Grundtrieb, das allgewaltige Geschlecht, der Allherrscher Eros, trotz aller Belehrung immer wieder durch. Die Verweisung auf die Sittlichkeit, gute Ratschläge zur Enthaltung helfen den Vollblütigjungen nicht. Sie können von den Alten eine solche staatliche Ordnung der Zustände verlangen, die ihnen ein volles, starkes und reines Leben gestatten. Das Negative kann niemanden begeistern. „Entbehren sollst du, sollst entbehren“, ist kein Gesang für junge Herzen. Gar nicht zu reden von dem Heer der Leiden und Schwächen, die die freudlose Unterdrückung und Verdrängung der Triebe erzeugt.

Man lehre die Jugend durch eigenes Beispiel Zucht. Man erleichtere den Verkauf von Schutzmitteln.[48] Am besten dienten die Automaten diesem Zweck, die früher in den Kasernen aufgestellt waren, und trotz sehr heilsamer Wirkungen leider bald auf Betreiben sogenannt religiöser Kreise entfernt werden mußten. Ebenso ging es in der englischen Flotte mit den Desinfektionstuben.

Wenn die Ärzte auf dem Posten wären, würde den kirchlichen Kreisen ein solches Attentat auf die Volksgesundheit nicht gelingen.

Noch heute wissen wir das Ursprungsland der Syphilis nicht und können ihr Alter nicht bestimmen. Gleich nach dem ersten Ausbruch am Ende des 15. Jahrhunderts kam die Meinung auf, daß Kolumbus sie auf seinen Schiffen aus Amerika eingeschleppt habe. Eine Unmasse von Büchern sind hierüber

48 § 270 des Entwurfs zum Deutschen Strafgesetzbuch bedroht öffentliche Ankündigung oder Ausstellung einer „zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Sache“ [Verhütungsmittel] mit Gefängnisstrafe bis zu 2 Jahren - als wollte man die Geschlechtskrankheiten künstlich züchten.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

geschrieben worden. Neuerdings hat Iwan Bloch[49] die alte These von neuem verteidigt und hat viele Anhänger gefunden.

Gegen ihn wendet sich Gaston Vorberg.[50] Nach ihm war die Syphilis schon vor der Entdeckung Amerikas in Europa einheimisch. Er sieht den Ursprung der amerikanischen Theorie in der Weissagung der Sterndeuter von der Ankunft einer furchtbaren Seuche. Ob die Syphilis bei den alten Völkern gewütet hat, wird wohl nie aufgeklärt werden. Jedenfalls war sie den Ärzten des Altertums als sondere Krankheitform nicht bekannt; ob unter den von den Schriftstellern des Altertums erwähnten Krankheiten Syphilis war, ist nicht festzustellen. Verbreitet kann sie nicht gewesen sein.

„Trotz einer jahrhundertelangen mühseligen Forschung ist die Syphilisgeschichte eine Geschichte medizinischer Irrtümer und Irrlehren.“ (v. Notthafft.)

Es ist ein unentschiedener Zweikampf zwischen Bloch und Vorberg. Jedenfalls ist seitdem Ende des 15. Jahrhunderts die Syphilis an Schärfe des Giftes und Verbreitung etwas ganz anderes, als sie früher gewesen sein kann, wenn sie damals überhaupt schon bestanden hat. Die Ursache dieser tausendfachen Verschlimmerung ist unbekannt. Sicher ist nur, daß der Heereszug König Karls VIII. von Frankreich nach Neapel der Ausgangspunkt ist.

Schon der alte Hiob zeigt ein der Syphilis ähnliches Krankheitbild.

Sokrates (470-399 vor Christus) weist eine richtige Sattelnase auf.[51]

Bei dem römischen Kaiser Augustus (63-14 vor Christus) könnte man an eine angeborene Syphilis denken.[52]

Der Syphilis verfallen gewesen sein soll der deutsche König Wenzel (1378-1400).[53] Er bemühte sich vergeblich, die Fürsten und Städte zu einigen und das päpstliche Schisma beizulegen. Er überließ sich mehr und mehr seiner Neigung zum Trunk. Verstimmung und Jähzorn gewannen immer mehr Macht über ihn. Zuletzt ließ er den Priester Johann von Nepomuk zu Tode foltern und in die Moldau werfen.

1492 [war] die Entdeckung Amerikas.

1494 überstieg der 24jährige König Karl VIII. von Frankreich, der letzte aus der älteren Linie der Valois, mit einem zahlreichen Heere die Alpen, um das Königreich Neapel zu erobern, auf das er als Nachfolger der Anjous Anspruch zu haben glaubte. In Rom mußte Papst Alexander VI. ihn mit Neapel belehnen und ihm eine Reihe fester Plätze ausliefern. In Neapel zog er ohne Schwertstreich ein. 1495 traten Mailand, Venedig, Maximilian und Ferdinand der Katholische zusammen, um ihn aus Italien wieder zu vertreiben. Weil ein König Anspruch auf ein Königreich erhob, versank die Welt in Syphilis.

Berthold Graf von Henneberg,[54] Kurfürst von Mainz (1442 - 1504), 1484 Erzbischof von Mainz. Sein Streben ging auf Sicherung des Friedens, er hielt

49 >Der Ursprung der Syphilis<, und >Das erste Auftreten der Lustseuche in Europa<. Ebenso Prof. Dr. von Notthafft, >Geschlechtskrankheiten und Ehe<, S. 23. Prof. Dr. Blaschko, >Hygiene der Geschlechtskrankheiten<, S. 356.

50 >Über den Ursprung der Syphilis<. Auch besonders Karl Sudhoff im >Handwörterbuch der Sexualwissenschaft<, S. 158, mit guten Gründen.

51 Vorberg, S. 10.

52 Vorberg, S. 10-11 und 50.

53 Vorberg, S. 75.

54 Siehe Sudhoff in >Marcuses Handwörterbuch der Sexualwissenschaft<, S. 161.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Klerus und Klöster in Zucht, trat der Ausbeutung der deutschen Kirche durch Rom kräftig entgegen, setzte die Anfänge zu einer Neuordnung der Reichsverfassung (ewiger Landfrieden, Reichskammergericht, der gemeine Pfennig) durch, wodurch er mit Kaiser Maximilian zerfiel, starb in seinen Hoffnungen getäuscht. Er war einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, er hat seinem Lande die Reichsfürstenwürde verschafft.

Ludwig XII., König von Frankreich[55] (1498 bis 1505), der sich durch seine Milde und Gerechtigkeit den Namen eines Vaters des Volkes erwarb und seinem Lande eine Zeit der Ruhe und Blüte gab, soll der Syphilis erlegen sein; er hat nur ein Alter von 53 Jahren erreicht.

Ihm folgte im Regiment und in der Syphilis König Franz (1505-1547).[56] Mit ihm setzt sich der neue Typus des absoluten Herrschers durch. Es war eine Zeit des Glanzes für das Königtum. Er zog den Adel in seinen Dienst und verband in Kirche, Gericht und Verwaltung Einheit- und Machtstreben in glücklichster Weise. Er förderte die neue Bildung und beschwingt das geistige Leben. Sein eigenes Leben war zuchtlos, üppig, prunkvoll.

In der Reihe der gekrönten Syphilitiker folgt ihm Philipp 1I., König von Spanien, der Vater des Don Carlos (1555-1598), der grausame Frömmler. Er war das weltliche Haupt der europäischen Gegenreformation. Karls V. Sohn vereinte in seiner Hand eine unerhörte Macht; die schönsten und reichsten Länder, die stärksten Heere, die besten Feldherren waren sein. In den Niederlanden riefen die Gewalttaten seines Alba, die Einsetzung des Blutrats, Aussaugung und Unterdrückung, Aufstand und Abfall hervor. Seinem syphilitischen Gehirn entsprangen der Gedanke der Armada, der Versuch, in Frankreich die Erhebung Heinrichs IV. zu hindern, die Entzweiung mit seinem ältesten Sohn Don Carlos, der im Kerker starb. Der große König siechte hin. Er hinterließ die Finanzen zerrüttet, Handel, Schiffahrt und Gewerbe zerstört, während die Kirche über alles Maß bereichert war; der Prachtbau des Escorial hatte ungeheure Summen verschlungen.

Je prunkvoller, desto syphilitischer. Frankreichs Ludwig XIV. (1643-1715) und Ludwig XV. (1715-1774) dürfen nicht fehlen. Beide seit langem in folge ihrer Ausschweifungen mit Syphilis behaftet. Ludwig XV. starb an den Kinderblattern, die er durch ein junges Mädchen bekam. Das Volk frohlockte über seinen Tod als Erlösung von Grausamkeit und Entehrung.

Ihr deutscher Zeitgenosse war August II., der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen (1694-1733), der für Günstlinge, schöne Frauen, seine kalte Prachtliebe und natürliche [uneheliche] Kinder ungeheuere Summen verbrauchte.

Der einstweile letzte der königlichen Narren ist Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840 bis 1861). „Er erkrankte an einem Gehirnleiden“, sagen die Geschichtsbücher. Die Zahl seiner Dummheiten ist groß. Von Hause aus ein geistreicher Mann. Der Haß seines großen Leidensbruders Heine striegelte ihn unaufhörlich, aber nicht ohne ein Gefühl des Mitleidens:

„Ich hab' ein Faible für diesen König;
ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent -
auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.“

55 Vorberg. s. 46.

56 Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 25.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Seine Syphilis hat das Vaterland teuer bezahlen müssen.

Papst Alexander VI., gestorben 1503.

Die Geschichte der Syphilis beginnt mit drei Päpsten. Rodrigo Lancol Borgia, geboren 1431, wurde 1492 Papst. Fähigkeiten, Tätigkeit und Reichtum verschafften ihm, trotz seiner an Ausschweifungen überreichen Lebensweise und seinen vielen Kindern großen Einfluß. Seine Amtszeit ist voll von Willkür, Treubruch, Verrat und unerhörten Lastern. Mit großem Geschick lenkte er Kirche und Kirchenstaat inmitten der schweren Stürme, die die französischen Könige Karl VIII. und Ludwig XII. über Italien heraufbeschworen. Seinen Sohn Cesare Borgia ernannte er zum Herzog der Romagna, der zusammen mit ihm die Gegner durch Gift und Waffen umbrachte. Lucrezia Borgia war seine Tochter. Seine Todesursache, Gift oder Fieber, ist ungeklärt.

Seine Ohnmachtanfälle werden auf Hirnsyphilis zurückgeführt. Die Syphilis war nicht nur in der Familie des Papstes, sondern auch im Vatikan stark verbreitet.[57]

Papst Julius II., gestorben 1513.

Guiliano della Rovere, 1443 geboren, wurde 1503 Papst.[58] Fast seine ganze Herrscherzeit ist mit Kriegen ausgefüllt. Er vertrieb Cesare Borgia, eroberte Bologna und andere Städte, schloß 1508 gegen die Republik Venedig mit Kaiser Maximilian 1., König Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen die Ligue von Cambrai. Kaum aber hatte die Republik Venedig ihn durch Abtretung einiger Städte befriedigt, so schloß er mit ihr gegen Frankreich die Heilige Ligue, der auch Spanien, England und die Schweiz beitraten. In eigener Person führte er nun den Krieg gegen Frankreich, gegen das er sogar ein türkisches Hilfsheer aufbot. Der Neuordnung des Papsttums, die Kaiser Maximilian und Ludwig XII. durch das Konzil von Pisa 1511 erstrebten, stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung zu Rom entgegen. Es war das erste Balkenkrachen der Kirchenspaltung.

Er nahm den Neubau der Peterskirche in Angriff und erwarb sich als Schützer Bramantes und Michelangelos große Verdienste um die Kunst. Unübertrefflich ist sein Herrentum und seine Gewaltmenschenart in Konrad Ferdinand Meyers Gedicht gegeben:

„Halb vom Hades schon bezwungen,
von Lemuren schon umschwebt,
hat er doch sich los gerungen -
Sieh, er atmet! Sieh, er lebt!
Hinter seinen greisen Brauen
flammt's! Jetzt langt er nach dem Bart,
zürnt und schilt den Tod mit rauhen
ungestürmen Worten hart.

Arzt, statt deiner faden Tropfen
gib mir des Falerners Glut!
Lasse meine Pulse klopfen,

57 Dr. Gaston Vorberg, >Über den Ursprung der Syphilis<, S. 98.

58 Iwan Bloch und Georg Löwenstein. >Die Prostitution<, II. Band, I. Hälfte, S. 25. Dr. Gaston Vorberg, >Über den Ursprung der Syphilis<, S. 47.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Türen! Weg die Kissen!
Meine Feldherrn tretet ein!
Meine Meister, laßt sie wissen,
daß sie dreifach emsig sei'n!

Als den Hirten nicht des Lammes,
bildet mich als Mosen [Moses] ab,
der den Dränger seines Stammes
niederschlug mit wucht' gem Stab. -
Wo die Wasserstürze tosen
in die Brunnenschale jach,
setzet, Meister, mich als Mosen,
der die Felsenwand zerbrach!

Helmt mir die gefurchte Stirne!
Harnischt mir die welke Hand!
Der Italien macht zur Dirne,
jagt den Fremdling aus dem Land!
Reicht ein Schwert! Ich will es retten!
Ruft, Drommeten, ruft zur Schlacht!
In der Faust zerrissene Ketten,
schreit' ich durch des Hades Nacht!“

Papst Leo X., gestorben 1521.

Giovanni de Medici, der zweite Sohn Lorenzos, 1475 geboren, wurde 1513 Papst. Lebemann, Frauenfreund und Schönheitkenner, Kriegsmann und Weltfürst. Im Bunde zu Mecheln schloß er sich mit dem Kaiser von Deutschland und den Königen von England und von Arragonien gegen Frankreich zusammen. Seine Heere warfen Frankreich und Venedig nieder. Mit Franz 1. von Frankreich schloß er den Frieden von Viterbo, brachte ihn zur Aufhebung der pragmatischen Sanktion und Abschließung eines Konkordats, durch das die Vorteile des Konstanzer und Basaler Konzils für Frankreich verloren gingen.

Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, entsetzte er 1516 den Herzog von Urbino und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogtum. 1517 ließ er den Kardinal Petrucchi, der sich einer Verschwörung gegen ihn verdächtig gemacht hatte, erdrosseln; andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und des Landes verwiesen.

Seine Prachtliebe war so groß, daß sie seine Geldmittel erschöpfte. Um sich, besonders zur Vollendung der Peterskirche, Geld zu verschaffen, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen.

Dieser Mißbrauch gab den ersten Anstoß zur deutschen und schweizerischen Reformation. Er verlachte die ersten Schritte Luthers zur Reformation der Kirche als „Mönchsgezänk“.

Er war ein feingebildeter Weltmann, aber kein Kirchenfürst. Seine Liebe galt mehr den Künsten und den Wissenschaften, als dem Glauben und der Frömmigkeit.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ulrich von Hutten, gestorben 1523.

Als erstes Opfer Deutschlands fiel der edle Hutten, eines der teuersten für alle Zeiten. Wenn auch nicht der erste deutsche Mensch, so ist doch der erste deutsche Staatsmensch in ihm verloren gegangen.

„Ich büße leichte Jugendsünde schwer.“

Schon 1508, als er zwanzig Jahre alt war, wurde er von der Krankheit geschlagen. Zehn Jahre lang litt er unter dem Wechsel von Linderung und neuem Ausbruch. Dann machte er 1518 eine große Kur, glaubte sich gerettet und schrieb sein Buch: >De Guaiaci medicina et morbo Gallico<. Wie ehrlich und freimütig er auch mit seiner Krankheit kämpfte, seine Feinde benutzten sie, um ihn sittlich zu vernichten. Schon früh setzte bei ihm ein Hinken ein. Nie hat er sich geschont. Studium und Reisen waren seine täglichen Begleiter. Er hat das Buch dem Erzbischof von Mainz mit den Worten zugeeignet, er wünsche nicht, daß der hochwürdige Herr es jemals selbst nötig haben möge, das wolle Christus der Heiland verhüten; aber an seinem Hofe könne es vielleicht gute Dienste leisten. Auch sein damals noch lebender Vater hat an demselben übel gelitten. Man dachte zu jener Zeit über die Krankheit anders, nicht als Schande, sondern mehr als Unfall, als läßliche Sünde. Mit 17 Jahren war Hutten aus klösterlichem Zwang in das Abenteurerleben eines fahrenden Schülers gegangen, schließlich auch in die Truppe von Söldnern. Man wird annehmen müssen, daß ein Weib ihm die Krankheit weitergegeben hat. Er hatte sie mit 15 schmerzensreichen Jahren und seinem frühen Tode zu büßen. Sie war zwar nicht mehr in ihrem wilden Stadium der ersten Zeit; aber immer noch in einem schrecklichen Zustand der Verheerung. Und welche Kuren wurden von unverständigen Ärzten über ihn verhängt. „Die Schäden, an denen er litt, waren teils offene, fließende Geschwüre, teils geschlossene Anschwellungen und knochenartige Verhärtungen, endlich [schließlich] Schwinden des Fleisches und Lockerungen der Bänder an einzelnen Körperteilen; Stehen, Gehen, Armaufheben und Drehen des Kopfes waren erschwert, zeitweise trat ein Zittern aller Glieder ein, die Geschwüre und Verhärtungen waren zum Teil unleidlich schmerzhaft, die Ausflüsse so ekelhaft und übelriechend, daß der Kranke nicht allein anderen, sondern auch sich selbst zur Last und zum Abscheu wurde[59].“

Und diese Leiden hat Hutten auf seinen Reisen von Greifswald bis Rom, von Wien und Olmütz bis Mainz und Paris mit sich getragen, ohne Ruhe, ohne Geldmittel, ohne Ärzte. Bäder und Tränke, Blähungen und Ätzmittel aller Art und elf Schmierkuren, die den mit Salzen, Pulvern und Ölen eingeriebenen Kranken 20-30 Tage lang im Bette eines glühendheißen Zimmers hielten, hat er überstanden. Schließlich machte er die Guaiak-Kur, eine Mischung von Hungerkur und Abkochung von Spänen des Guaiakholzes nebst Bestreichung der offenen Schäden mit Bleiweißsalben - 40 Tage lang. Hutten glaubte sich geheilt und hielt es für die erste Pflicht der Dankbarkeit, die göttliche Wohltat des Holzes kund zu machen. Er konnte auch hier nicht unterlassen, den Luxus zu verdammen; das deutsche Volk möge einsehen, wie wenig solche Völlerei sich für die Weltbeherrscherin gezieme und ein wie anderes, hartes Leben die Vorfahren geführt hätten; er kämpft gegen Trunkenheit und Luxus in Speisen und Anzug, gegen den Hang zu Wohlgerüchen und feinen Stoffen. Die Schrift behauptet noch heute in der Geschichte der Seuchen ihren Platz. Schon

59 David Friedrich Strauß, >Ulrich von Hutten<, S. 241.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

während des Druckes hatte Hutten sich zum württembergischen Feldzuge aufgemacht.

Ein Heldenleben von seltener Größe glühte in diesem immer von Krankheit und Armut gequälten Mann.

Strauß spricht seine Bewunderung aus, „die der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnunglosen Siechtums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist“.[60] Auch während seiner Kuren ließ er sich durch nichts von seinen Arbeiten abhalten. Ehe noch die offenen Schäden an seinem Schienbein ganz zugeheilt waren, zog er im Gefühl seiner Gesundung von Augsburg nach Steckelberg, der Burg seiner Väter, zum Besuch seiner Eltern.

Es ist derselbe unerbittlich aufrechte Geist, der aus Heinrich Heines Matratzengruft spricht.

Unter der starken Hand Ulrich Zwinglis kam Hutten auf die Insel Ufenau im Züricher See und starb nach wenigen Wochen. Wer heute den heiligen Boden betritt, findet nicht mehr das kleinste Zeichen der Erinnerung an den Untergang des ersten deutschen Staatsmannes. Die Hoffnung, den Neubau Deutschlands in Politik und Kirche durch den Gedanken der Reformation werden zu sehen, ging mit ihm zugrunde. Daß er an der Syphilis, die nach scheinbarer Heilung bald von neuem ausgebrochen war, und an ihren mörderischen Kuren gestorben ist, leidet keinen Zweifel.

Er hinterließ nichts - außer einer Feder und Schulden. Die Pfaffen von Einsiedel konnten kein Ketzerheiligtum auf ihrer Insel brauchen.

So endete der Mann, der eben dem Kloster entlaufen, den Freuden-, Kampf- und Jubelruf in die schöne frühlingblühende Welt geschmettert hatte:

O Jahrhundert! O Wissenschaften!
Es ist eine Freude zu leben ...
Es blühen die Studien, die Geister regen sich!

In den paar Jahren des freien Lebens, die ihm der närrische Zufall vergönnte, war er, der auch als Mann immer zart von Kräften geblieben war, anders als der düstere Luther, ein leuchtender, freier Mensch. „In der Tat, Huttens Seele, Huttens Weltanschauung war in ihrem Tiefsten heidnischantik; nur das dünnwandige Gefäß, in dem dieser köstliche Inhalt schäumte, war mit biblischen Sprüchen beschrieben. Aber nachdem das Gefäß unheilbare Sprünge bekommen, in jenen Ufenauer Leidens- und Sterbenstagen, konnte man ins Innere lugen [sehen], konnte man die letzten Gründe dieser rätselvollen Seele erkennen: Der Geist Griechenlands jauchzt einem da entgegen[61].“

Vom 20. Jahre an krank, und er trug sein schweres Leben so gelassen und preßte ihm alle Schaffensmöglichkeiten aus. Ein immer fahrender Schüler, der auf alle Ämter und Ehren verzichtet und nur nach der eigenen Freiheit lebt. Krank und doch stark und furchtlos, arm und gegen alles mächtige Unrecht. Wie geht er gegen den weltbeherrschenden Papst Leo X., der an derselben Krankheit leidet wie er, an: „Ein Deutscher ging nach Rom und wurde klug.“

Der erste Schriftsteller war er, der deutsch geschrieben hat. In der Herberge der Gerechtigkeit auf der Ebernburg bei seinem Freunde Sickingen schrieb er: „Ich kann sterben, aber dienen kann ich nicht. Frei will ich bleiben

60 S. 245.

61 Georg Jacob Wolf, >Ulrich von Hutten<, S. 22.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und achte den Tod nicht ... einst werde ich aufstehen aus der Verborgenheit und meinen Deutschen da, wo die meisten Menschen zusammen sind, zurufen: „Wer hat Mut genug, mit Hutten für des Vaterlandes Freiheit zu sterben?“

„Verlassen von den Gefährten, fällt er. Und mit ihm geht auf ein paar Jahrhunderte die letzte Hoffnung auf eine Einheit Deutschlands zu Grabe[62].“

Was für ein Führer hätte er der Bauernbewegung werden können. Er fand keinen Erben, der diesen Kampf weiter führte. Er war der letzte Ritter und der erste Aufrührer der neuen Zeit. Laeta Libertas!

Benvenuto Cellini, gestorben 1571.

Einer der meistbegabten Künstler aller Zeiten - Zeichner, Baumeister, Stahlschneider, Goldschmied, Musiker, Bildhauer, Dichter, Schriftsteller - wohl der erste Meister der Goldschmiedekunst, auch sonst überall hohe Leistungen aufweisend; aber doch in keinem Fach zur höchsten Ausbildung seiner Kräfte ausgereift. In einer hohen Zeit der Kunstentwicklung stehend, ungebändigt, unstet, zwischen den Lockungen der sinnlichen Welt und den Forderungen innerer seelischer Regungen schwankend, fand er infolge seines händelsüchtigen Wesens und seines ungeregelten Lebens nirgends Ruhe. Goethe, der seine Lebensbeschreibung [in] der Übersetzung würdigte, erschien er als ein „geistiger Flügelmann“, als „Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit“. Die Ursache seines Unfriedens ist seine Krankheit. Er erkrankte 1532, 32 Jahre alt, an einem syphilitischen Leiden, das er sich von einer römischen Kurtisane geholt hattet.[63]

Er war zum Zeichnen und Bilden geboren, er schuf in der Kleinkunst, wie später große Werke der Plastik leicht, doch meist ohne ernstes, hochgespanntes Kunstgefühl. Trotz seiner großen Fähigkeiten hat er die Kunst nicht auf eine höhere Stufe gehoben, sondern eher durch unbedenkliches Schnellschaffen ihren Verfall beschleunigt. Die Leichtigkeit seines Schaffens und seine Fertigkeit verschafften ihm Aufträge und Stellungen hier und dort. Unstet und flüchtig, in tödliche Händel verwickelt, von Neidern angefeindet, in langer Kerkerhaft, mit 62 Jahren für kurze Zeit im Kloster, bald wieder im Treiben der Welt, und heiratet noch in hohen Jahren. Immer begleitet von einem starken Gefühl der sittlichen Forderungen und mystisch-religiösen Anschauungen.

Henri de Latour d'Auvergne Vicomte de Turenne, gestorben 1675.

Französischer Feldherr. 1644, mit 33 Jahren erhielt er den Feldmarschallstab und den Oberbefehl in Deutschland, eroberte in kurzer Zeit die Pfalz, das Kurfürstentum Mainz und den ganzen Rhein von Straßburg bis Koblenz, beschleunigt durch Einnahme vieler Plätze den Frieden von Münster 1648. Später unterwarf er fast ganz Flandern und wurde 1660 zum Generalmarschall ernannt. 1672 bei Ausbruch des Krieges gegen die Niederlande erhielt er den Oberbefehl. Im Feldzuge von 1674 verwüstete er die Pfalz auf das Grausamste. Nach seinem Ausbruch bei Belfort im Winter siegte

62 Anna Siemsen, >Literarische Streifzüge<, S. 59.

63 Dr. Iwan Bloch und Dr, Georg Löwenstein. >Die Prostitution<, 2. Band, 1. Hälfte, S. 10-11. - Goethes Werke, Propyläen-Ausgabe, Band 9, S. 393.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

er über die uneinigen Deutschen bei Mühlhausen und Türkheim, so daß der Kurfürst von Brandenburg das Elsaß preisgeben mußte. Den Tod brachte ihm eine Kanonenkugel.

Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Sachsen, gestorben 1750.

1696 als natürlicher Sohn König Augusts II. von Sachsen, des Starken, und der Gräfin Aurora von Königsmark geboren. Lernte das Waffenwerk mit 13 Jahren unter Eugen und Marlborough in Flandern. Kämpfte in Pommern, Polen und vor Belgrad. 1720 wurde er in Frankreich zum Marechal-de-Camp ernannt. Führte ein höchst zügelloses Leben. Während seiner Krankheit 1731 schrieb er sein berühmtes Werk >Rêveries militaires<. Im Polnischen Thronfolgekrieg zeichnete er sich so aus, daß er 1734 zum Generalleutnant befördert wurde. Im österreichischen Erbfolgekrieg nahm er Prag und Eger. 1744 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt. Seine Waffentaten in den Niederlanden machten ihn zum Oberbefehlshaber. Seine Rêveries sind voll kühner und neuer Ansichten in den Kriegswissenschaften.

Seine Krankheit bezeugt: Nicolardot, >Les cours et les salons au XVIII siede<, Paris 1879.[64]

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, gestorben 1771.

Französischer Schriftsteller. Wegen leichten Lebenswandels vom Vater enterbt, suchte er seinen Unterhalt mit der Feder zu verdienen. Nach einer größeren Zahl gefälliger Romane schrieb er >Lettres juives<, >Lettres chinoises< und >Lettres cabalistiques<, in denen er an den politischen, kirchlichen und sittlichen Zuständen Frankreichs und der zivilisierten Welt überhaupt mit den Mitteln des gesunden Menschenverstandes Kritik übte. Seine geistvollen, leicht geschriebenen Werke wurden viel gelesen und trugen ihm die Zuneigung des Königs Friedrich II. von Preußen ein, der ihn nach Potsdam berief und ihn zum Kammerherrn und Akademiedirektor ernannte; er blieb 25 Jahre am preußischen Hofe.

Seine Syphilis wird von Nicolardot erwähnt.[65]

Charles de Rohan, Fürst von Soubise, gestorben 1787.

Pair und Marschall von Frankreich. Geboren 1715, zog er mit Ludwig XV., mit dem er durch Freundschaft verbunden war, 1740 in den österreichischen Erbfolgekrieg. Steigt zum Generalleutnant auf. Der Siebenjährige Krieg brachte ihm ein wichtiges Kommando und anfangs auch Erfolge. Aber 1757, als er mit der deutschen Reichsarmee zusammen gegen König Friedrich II. von Preußen anrückte, wurde er das Opfer des kecken Überfalls von Seydlitz in Gotha und erlitt die schmähliche Niederlage bei Roßbach. 1758 erhielt er den Oberbefehl über ein neues Heer; er gewann Hessen und erhielt dafür den Marschallstab. 1759 wurde er Staatsminister. Der Friede von 1763 machte seiner Feldherrnlaufbahn ein Ende; er behauptete sich

64 Vgl. Dr. Iwan Bloch, >Die Prostitution<, 2. Band. I. Hälfte, S. 628.
65 Dr. Iwan Bloch, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 628.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

im Ministerium. Seine Syphilis erwähnt Bachaumont, >Memoires secrets<, Bd. 28, S. 207.[66]

Honoré Gabriel Riqueti Graf Mirabeau, gestorben 1791.

Französischer Politiker, 1749 geboren. Seine Jugendzeit stand unter dem harten Regiment des Vaters, unter dessen falscher Behandlung er verwildert. Wüstes Leben, Haft, Flucht, Schulden, Schmähschriften, Angriffe sind seine ersten Stufen. Dann machen Schwung, Leidenschaft, sein reicher Geist und seine geniale Keckheit ihn zum ersten Pamphletisten, gefürchtet, siegreich, mit immer neuen Fehden, blitzenden Worten, schlagender Wirkung, auf dem Gipfel der Popularität.

Er wird der Hauptvertreter der Interessen des dritten Standes, gleich Marius gesonnen, die Aristokratie zu zertrümmern. Er beherrscht die Nationalversammlung durch die Schärfe seines Denkens und das Feuer seiner Rede. Er will nicht die uferlose Revolution, sondern eine Verbindung von Monarchie und Souveränität des nationalen Willens. Seine staatserneuernden Absichten wurden stets von seinem persönlichen Ehrgeiz und seinen ständigen Geldbedürfnissen abgelenkt. Die großen Summen, die er schließlich vom Hof erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräter zu bezeichnen. Er verstand es aber doch, in dem wachsenden Sturm seinen Einfluß zu bewahren. 1790 erhielt er die Präsidentschaft im Klub der Jakobiner, 1791 sogar in der Nationalversammlung. Er war es, der Necker stürzte. Seine Geltung bei den Jakobinern ging ihm wieder verloren; aber sein Name war so volkstümlich-beliebt, wie kaum ein anderer in Frankreich. Bei seinem Tode waren die Trauer und die Verehrung seines Genius allgemein. Seine Leiche wurde im Pantheon neben Descartes, Voltaire und Rousseau beigesetzt. Die liberale Nachwelt sieht wohl etwas zu schmeichelhaft in ihm den Träger des konstitutionellen Prinzips. Man glaubt, daß er vom Übermaß geistiger Erregungen und Anstrengungen im Bunde mit ununterbrochenen Ausschweifungen mit 42 Jahren überwältigt worden sei - den Dolchstoß gab ihm aber die Syphilis.[67]

Sebastien Roch Nicolas Chamfort, gestorben 1794.

Französischer Schriftsteller, ein Liebling Nietzsches. Errang durch seine größte dichterische Leistung, die Tragödie der Bruderliebe >Mustapha et Zéangir< die Gunst der Königin Marie Antoinette und den Beifall des Hofes, erhielt eine Staatspension und wurde Mitglied der Akadernie. Er blieb unbefriedigt und sein Menschenhaß wuchs zur höchsten Bitternis. Das Wort: „Guerre au châteaux, paix aux chaumières“ stammt von ihm. Er folgte den Strömungen der Revolution, gab Sièyes den Titel für seine berühmte Fehdeschrift und verfaßte für Mirabeau die Rede gegen die Akademie. Während der Schreckensherrschaft wurde er ins Gefängnis geworfen, wurde aber, nachdem er seine Freunde, die Girondisten, verleugnet hatte, freigelassen. Einer neuen Haft griff er durch einen Selbstmordversuch vor, an dessen Folgen er starb. Seine >Pensees, maximes, anecdotes, dialogues< sind eine Fundgrube grausamer, unbestechlicher Menschenkenntnis.

Unter den Opfern der Syphilis nennt ihn Nicolardot.

66 Dr. Iwan Bloch, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 368 und 628.

67 Nicorladot, >Les cours et les salons du XVIII siècle<, und Dr. Iwan Bloch, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 628.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Jean Francois de La Harpe, gestorben 1803.

Französischer Kritiker und Dichter, Schüler und Freund Voltaires. Schrieb eine Reihe von Tragödien in den Formen Racines. Durch seine >Eloges< trug er zahlreiche Preise davon. Als Leiter des >Mercure< leistete er eine große journalistische Tätigkeit und hielt als Kritiker des Klassizismus vielbesuchte Vorträge, durch die die französische Literaturgeschichte begründet wurde.

Er ließ sich vom Strome der Revolution fortreißen, bis das Jahr 1794 für ihn ein Wendepunkt wurde, indem er sich wieder zum Katholizismus und zur Monarchie bekehrte. Von da an bekämpfte er heftig die „Tyrannen wider Vernunft, Moral, Wissenschaften und Künste". In >La prophetie de Cazotte< läßt er der ganzen philosophischen Gesellschaft die Erfüllung ihres Wunsches einer Revolution und ihre Vernichtung durch sie voraussagen.

Seine Syphilis erwähnt Nicolardot.[68]

Napoleon Buonaparte, gestorben 1821.

„Und hier beginnt die eigentliche Tragödie Napoleons - hier sinkt sein Niedergang in Stufen des Leidens, die tiefe Teilnahme verdienen. Ähnlich wie Ulrich von Hutten und der heilige Ludwig van Beethoven ist Napoleon in qualvoller Auflösung an Syphilis gestorben[69]." Die Legende ist, daß Napoleon an einem Krebsleiden (Magenkrebs), „dem Erbübel der Bonaparte", gestorben sei, das er von seinem Vater Carlo Buonaparte geerbt haben soll. Wahrscheinlich ist Napoleon aber nicht der Sohn Carlos, sondern des Generals Marbeuf, Gouverneurs auf Korsika, außerdem mit Einschlag afrikanischen Blutes und schwerer Epilepsie.[70]

Napoleon hatte einen älteren Bruder und sechs jüngere Geschwister. „Welch launenhaftes Spiel der Natur in diesen Menschen! Welches Material für einen Psychologen! Aber auch für den Historiker[71]." In der Tat, ein höchst sonderbares Leben, das seiner drei Schwestern.[72] Ein anderer Menschenschlag als er, ohne Empfindung für seine Art und Größe, ohne Treue, ohne Dankbarkeit. Mit Recht sagt Stendhal in seiner >Vie de Napoleon<, es wäre für Napoleon besser gewesen, wenn er keine Familie besessen hätte.

Damals galt die Syphilis noch als „schandbare Krankheit". Man tat alles, sie, die in die Gloire-Legende nicht paßt, zu vertuschen. Aber der Beweis läßt sich dennoch führen.

Der irische Arzt O'Meara, der Napoleon auf St. Helena lange Zeit behandelt hatte, erstattet Juli 1818 seinen Behörden den folgenden Bericht:

---

68 Nicorladot, >Les cours et les salons du XVIII siècle<, und Dr. Iwan Bloch, >Die Prostitution<, 2. Band, I. Hälfte, S. 628.

69 Carl Leyst, >Die historische Wirklichkeit von 1796 bis 1815 - Enthüllung der Napoleon-Märchen<, Sphynx Verlag, Berlin, S. 192.

70 Leyst, S. 167-191. - Über den Selbstmordversuch Napoleons am 11. April 1814 siehe den Bericht Constants in dem Buch >Selbstmörder< von Emil Szittya; wahrscheinlich war das Gift zu alt.

71 Fritz Ernst, >Napoleons Schwestern< in >Wissen und Leben - Neue Schweizer Rundschau<, 1925, S. 395.

72 Joseph Turquan, >Les seurs de Napoleon<. Editions Jules Tallandier, Paris 1924, 3. Auflage; die beigegebene Abhandlung >L'empreinte corse chez Napoleon< gibt zugleich eine Charakteristik Napoleons.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„In den letzten Tagen des Monats Mai und den letzten des Juni schlug ich Quecksilber als Medikament vor ... Endlich am 11. Juni gelangten wir dahin, seinen Widerwillen gegen Quecksilberpräparate zu beseitigen. Er nahm einige Quecksilberpräparate und fuhr damit fort bis zum 16.; nach sechs Tagen verabfolgte ich statt Merkur Calomel; allein es stellten sich Herzbeklemmungen, Erbrechen und Kolik ein; ich setzte also bis zum 19. das Mittel aus. Bei erneuter Anwendung traten dieselben Erscheinungen auf; ich kehrte also zu der Behandlung mit Merkur [Quecksilber] zurück, hörte aber damit auf[73].“

Auch der nächste Arzt, der Napoleon einige Wochen behandelt hat, Dr. Stockoe, berichtet im Januar 1819: „Ich habe daher die Behandlung mit Merkur angeordnet[74].“ Napoleon kannte diese Art der Mittel; er fragte Dr. Lynne: „Verordnen Sie ebensoviel Quecksilber wie unsere Ärzte auf St. Helena[75]?“

Als letzter Arzt hat ihn Antommarchi vom 23. September 1820 bis zu seinem Todestag, den 5. Mai 1821, behandelt, wieder mit Quecksilber.

Aus den Erscheinungen: Speichelfluß, gelbe, dann fahle Hautfarbe, geschwollene Füße, Skorbut, weiße Zunge, Brechen, tödliche Schwäche, zuletzt tagelange Bewußtlosigkeit ergibt sich Syphilis im tertiären Stadium.

Auch Zeichen aus früheren Zeiten sind vorhanden. Er selbst erzählte: „Als ich das letztemal in Wien war, hatte ich einen kleinen Abszeß im Nacken ... Dr. Frank erklärte, es handle sich um einen flechtenartigen Ausschlag; der ziemlich gefährlich sei ... es wäre eine längere Behandlung nötig, verbunden mit vielem Medizinieren ...“ [76]

Auch Segur erzählt von dieser „geheimen Krankheit“ in Wien.[77]

Napoleon selbst unterrichtete Antommarchi über seine Zeit in Toulon, wo er allem Anschein nach die Krankheit erworben hat: „Der Ausschlag auf der Haut, die feuchten Absonderungen zogen sich durch die Wunden in das Innere. Das Gift der Ansteckung entwickelte sich mehr und mehr während der Feldzüge in Italien und Agypten.“

Die Quecksilberüberfütterung entsprach ganz der Syphilistherapie jener Zeit.[78]

Was wäre ohne Napoleons Syphilis aus der Welt geworden? Diese Syphilis hat, leider erst nach einer großen Verheerung, die Welt vor dem Untergang gerettet, den ihr die Hyperenergie des Aktionepileptikers Napoleon unfehlbar bereitet hätte. Napoleon war, ebenso wie Nero, Caligula, Iwan der Schreckliche, Christian II. von Schweden nichts anderes als Aktionepileptiker in fürstlicher Machtstellung; sie wären, bürgerlich geboren, Verbrecher der dunklen Seitengasse geworden.[79]

So erklärt sich die Fülle seiner Grausamkeiten und Verbrechen, so sein Welteroberungwahn, seine maßlose Eitelkeit, seine Kriegssucht, seine Geschichtfälschung, seine Blindheit. Die Syphilis hat diese Hyperenergie, die nichts anderes als eine Geisteskrankheit ist, gelähmt [richtig: verursacht].

73 Antommarchi, >Napoleon kurz vor seinem Tode<, S. 14-15.
74 Antommarchi, >Napoleon kurz vor seinem Tode<, S. 21-24.
75 Fremeaux, >Napoleons letzte Tage<, S. 115.
76 Antommarchi, >Napoleon kurz vor seinem Tode<, S. 138-139.
77 Memoiren, S. 468.
78 Leyst, S. 202-205.
79 Leyst, S. 206 ff.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Zerstörung von Legenden ist unbeliebt. Die Masse braucht den kranken, glänzenden Helden, nicht den guten, stillen; Götzendienst in anderer Form. Das Märchen von dem „mörderischen Klima“ St. Helenas und der Grausamkeit des „Kerkermeisters“ Sir Hudson Lowe ist heute widerlegt[80], aber deswegen noch nicht abgetan - Leichdorn und Legenden wachsen gegen das Messer. Die bildende Kraft scheint in dem Schauspielertum solcher Gloriengeister zu stecken, und so kam es, daß die englische Regierung, ehrlich, aber irrend, die Krankheit Napoleons für Verstellung hielt, - eine tragische Antwort auf sein krankhaftes Lügenspiel.

Ohne Erfolg muß der Versuch Berthold Vallentins[81] bleiben, das „Herz Napoleons“ in Schutz zu nehmen, weil er ganz unbiologisch ist. Madame de Rémusat, die Napoleon aus der Nähe gesehen hat, behält recht: *„Ich müßte vom Herzen Napoleons reden, aber wenn es denkbar wäre, daß einem Wesen, sonst in jeder Beziehung uns verwandt, nur gerade dieser Teil unseres Organismus fehlte, das Organ, das uns die Empfindungen der Liebe und des Geliebtwerdens gibt, so würde ich behaupten, daß bei seiner Entstehung sein Herz sehr gut vergessen sein könnte, oder besser vielleicht, daß er dazu kam, es vollständig zu unterdrücken. Er hat dauernd zu viel Geräusch um sich gemacht, als daß ihn irgendein zärtliches Gefühl hätte fesseln können. Die Bande des Blutes und die Rechte der Natur sind ihm so gut wie fremd.“*

Dieser herzlose, übergeräuschvolle Napoleon - das ist der Epileptiker, wie er im Buche steht. Diese Ehrenretter aber pumpen die Legende immer wieder auf.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, gestorben 1822.

Er gilt als genialer Trinker, als ein großer Name des liebenswürdigen Suffs, ein Künstler, der das Leben zu genießen verstand. Aber die Wahrheit sieht ganz anders aus. Auch die Sachverständigen kennen sie nicht. So sagt Dr. Weichbrodt:[82]

„ ... der, wie er selbst behauptet, um sich zu montieren, getrunken hat, der zuletzt definitiv sein Hauptquartier im Weinhause, das dieser Sehenswürdigkeit wegen von Fremden aufgesucht wurde, aufgeschlagen hat, zieht sich schließlich durch den Trunk eine Lähmung der Arme und auch Beine zu, er stirbt mit 46 Jahren.“

Es muß endlich eingesehen werden, daß die Trunksucht eine Krankheit, eine Gehirnkrankheit ist, die aus Gehirnzerstörung wächst. Die meisten Trunkenbolde wollen ein schweres Leiden vergessen, das ihren Geist erwürgt; man denke an den klarsten Fall, an Grabbe. Es hat daher wenig Sinn, nach dem Einfluß des Alkoholmißbrauchs auf das künstlerische Schaffen zu fragen.

Welch sonderbaren Kult die bürgerlichen Zeitungen mit diesen „trunkfesten Herren“, in Wahrheit geisteskranken Säufern, treiben! Da wird Hoffmann geschildert als „kleines Männchen in langschößigem braunen Rock und geblümter Weste, den breiten Hemdkragen weit auseinandergeschlagen, das dicke, schwarze Haar wirr zerwühlt, zwei glühende Augen starren unter der auffallend breiten Stirn des mächtigen, eckigen Kopfes hervor, Gespenster-Hoffmann läßt seiner Phantasie freien Spielraum, und die Gäste, die wie

80 Paul Arez, >Napoleons Gefangenschaft und Tod<.
81 >Neue Züricher Zeitung< vom 16. August 1925, Nr, 1275.
82 Artikel im >Berliner Tageblatt<, 1921, Nr. 380.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gebannt an den zuckenden Muskeln seines Gesichtes hängen, hören merkwürdig erregende Dinge, als ihm in der Neujahrsnacht in der finsteren Straße mit schlürfenden Schritten ein Mann entgegenkam, der seinen Kopf unter dem Arm trug. Jeder weiß, daß es die Ausgeburt einer krausen Phantasie ist, was der kleine Kammergerichtsrat da erzählt; aber keiner verzieht eine Miene zum Lachen. Aus den großen, grauen Augen in dem wunderlichen Kopf spricht ein tödlicher Ernst, ein steinernes Entsetzen, der Mund verzerrt sich zur Grimasse, die spitzen Finger krallen sich in die Luft und allen ist es, als säße ihnen die gespenstische Faust im Genick[83] ...“ Kinderpossen! Nichts von Phantasie, hier waren nur Halluzinationen einer paralytischen Menschenruine zu hören.

Merkwürdig, immer wieder wird versucht, die Schuld an allem Übel den Müttern der Genialen aufzuladen. Welche Verkennung! Es sind fast immer die Mütter, die den Geist, die Kunst, auf ihre Söhne vererben. Das können sie doch nur, wenn sie ungewöhnliche Menschenkinder sind. Fast immer erhalten sie dann das schmückende Beiwort: Hysterie. Ohne Zwiespalt, ohne Überwindung von Gegensätzen, ohne Kampf der Erbmassen wird kein Künstler. Der Ausgleich der Kraftströme erzeugt erst das Schöpferische.

Mit einer oberflächlichen Anschauung von der Unvereinbarkeit der Eltern versucht man sich das Doppelseelenleben Hoffmanns zu erklären: „hier der trockene Kammergerichtsrat, dort der mystische Trinker, Dichter, Musiker, Maler, Spießbürger und Geisterseher, Jurist und Humorist; hier die Pandekten, dort der Zauberstab. Ein bescheidener, fast liebenswürdiger Mensch, der aber plötzlich den Rücken wendet und die heftigste Grimasse zeigt; ein Gefühlsmensch von hoher Empfindlichkeit und ein rücksichtsloser Zyniker.[84]

Seine Werke sind zum größten Teil nur Stoff für den Seelenarzt. Es ist kein Wunderlicher, kein Zauberer, kein in zwei Leben irrender Doppelgänger, sondern ein armer Tabiker.[85]

Zu seinem 150. Geburtstag ließen sich seine Verehrer im März 1926 recht sonderbar vernehmen:

„Wie liebe ich deinen Stil, den scheußlichen, weil er gewiß schlechtes Deutsch, ebensogewiß aber gute Musik ist. Ich lese in deinen Erzählungen und weiß genau so gut, wie du es wußtest, daß vieles darin auf niedersten

83 >Berliner Tageblatt<, 1926, Nr. 20, vom 24. Januar.

84 >Berliner Volkszeitung<, 1926, Nr, 40, vom 24. Januar.

85 Siehe Dr. Victor Harich, >E. T. A. Hoffmann - Das Leben eines Künstlers< und in den >Fortschritten der Medizin<, Nr. 38. In seinem 18. Lebensjahr hatte Hoffmann ein Liebesverhältnis mit der Frau eines älteren Mannes. Daneben eine schwärmerische Jugendfreundschaft mit Theodor von Hippel. In seinem 24. Jahre geht die Verlobung mit einer Base durch seine Schuld zurück, als die Hochzeit näher rückt. Plötzlich folgt die Heirat mit der bildhübschen Tochter eines kleinen polnischen Beamten, um die er sich niemals viel bekümmert hat. In seinem 34. Jahre verfällt er der Liebe zu einem zwölfjährigen Mädchen, die ihn bis zu seinem Tode bindet. Sein Interesse gehört immer ganz blutjungen Mädchen, halben Kindern. Sein Tagebuch liest sich „wie das Ringen eines vom Satan besessenen Mönches“. Er nähert sich der Geliebten nie. Ihr Reifwerden mindert seine Liebe. „Man lese einmal Hoffmanns Dichtungen daraufhin durch, und man wird sehen, daß fast alle seine Liebespaare in dem eigentlichen Stoßpunkt des Lebens voreinander zurückbeben, ja, mit allen Zeichen eines gewissen Entsetzens, - oder untergehen mit der Hoffnung, sich im anderen Leben, etwa als Schwan und Melodie, wieder zu begegnen.“ Vgl. >Zeitschrift für Sexualwissenschaft<, 1922, S. 321/322.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Publikumsgeschmack berechneter Kitsch ist. Aber das ist deine Magie über mich, daß ich mich alsbald in dies niederste Publikum wandle ...“ [86]

Oder: *„Hoffmann bewegt sich in Fugen, Kadenzen und Trillern, manche seiner Perioden, deren Leichtigkeit oft bewundert worden ist, enden in auflösenden Akkorden - und haben dennoch keinen poetischen Nachklang ...“* [87]

Wie alles Rätselhaft-Überraschende wurde er frühzeitig anerkannt, aber bald von den Besten abgelehnt, von Goethe, Jean PauI, Wilhelm Grimm. Von den Franzosen, mit Baudelaire an der Spitze, wurde er wieder entdeckt. Wer weiß, wie lange sein flirrendes Licht dauern wird?

Ludwig van Beethoven, gestorben 1827.

Das edelste Opfer: Ludwig van Beethoven. Dieses heilig-glühendste Musiker-Herz ertaubt, dieses feinste Ohr der Menschheit unfähig, seinen eigenen Töne-Sturm zu hören. Das Märtyrtum der Heiligen, das Schmerzvollste, was die menschliche Phantasie sich ausgedacht hat, verblaßt gegen dieses Stück Schicksal. Was sind die Pfeile, die das Fleisch der Heiligen zerreißen, gegen die Qualen, die die Seele des Heros bei jedem neuen Atemzug zerstücken?

Der Mensch liebt, die Bilder seiner Großen zu versimpeln. Er kann nicht das ganze Bild erfassen und behalten, sondern nur einen Zug, den Charakter einer Lebenszeit, den er zudem noch vergrößert; er hat die unausrottbare Neigung, die Lebensläufe seiner Genien zu verkitschen. Heldenleben sind seine Sache nicht.

Das landläufig-festgewordene Bild von Beethoven ist: der Donnerer Zeus, das grimmende Löwenhaupt mit seiner Rückseite als unwirscher Menschenfeind, brummiger Sonderling. Aber sein Leben hat, wie das jedes großen Genius - ohne Ausnahme, denn Schöpfertum ist das größte Glück dieser Erde - ganz anders begonnen. Der junge Meister war ein himmelstürmender, von Frohsinn überfließender, in Gesundheit prangender Vollmensch, ein göttlicher Jüngling, der mit vollen Segeln ins goldene Meer der Zukunft steuerte. Nachdem er die kärgliche Jugendzeit überwunden hatte, brach, als er den Boden Wiens und damit seinen ersten festen Grund betreten hatte, seine Lebenslust in jedem Sinne feurig und zügellos zutage; er verschmähte auch die irdischen Genüsse nicht. Seine kindlich-sorgenlose Hingabe an die Freuden des Daseins fand im Capua der Geister das böseste Ende.

Sein Leiden muß früh erworben sein. Das erste Bild, das uns seine Züge wiedergibt, ist ein Schattenriß aus dem Jahre 1786. Der sechzehnjährige „Hoforganist“ steht im engen Staatskleid mit Spitzen und mit schöngeflochtenem Zopf vor uns; ein ernsthafter, über sein Alter kluger Knabe, in dessen vorgebauter Stirn der kommende Genius wohnt. Die breite Nase und der volle Mund drücken sich schon aus. Die weichen Züge des undeutschen Gesichts sitzen über einem kurzen Hals.

Im Rokoko Wiens fiel der junge Beethoven durch das „Wilde“ seines Aussehens auf, unzierlich, selbständig wie er war, wie der Kanadier, der

86 Ernst Heilborn, >Frankfurter Zeitung<, 62.

87 Erich Franzen, >Deutsche Allgemeine Zeitung - Welt<, 39.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte. „Beethoven“, so schildert ihn Czerny, „war in eine Jacke von langhaarigem, dunkelgrauen Zeug und gleiche Beinkleider gekleidet, so daß er mich an die Abbildung des Campeschen Robinson erinnerte. Das pechschwarze Haar sträubte sich zottig, à la Titus geschnitten, um seinen Kopf.“

Die Bildnisse aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, also bald nach seinem 30. Jahr, zeigen schon den Schmerzenszug des im Tiefsten leidenden Mannes. Das wirre, wild flatternde Haar, der dunkle, große Backenbart, die buschigen Augenbrauen geben dem Gesicht etwas Düsteres. Incipit Tragoedia. Der immer noch volle, doch festgeschlossene, starrende Mund scheint gleicher Zeit Liebe zu suchen und zu verschmähen, über den Augen liegt ein Schleier, der ebensogut Schwermut wie Verachtung sein kann, das Ganze erschüttert durch den Geist des Weltleids, der auch aus dem Heiligenstädter Testament bricht.

Das nächste Bild, das aus der Zeit der Eroica stammt (im Besitz des Hauses Brunsvik), zeigt den Mann, der überwunden hat, der die Welt, sein Leiden und sich besiegt hat. Das Heldentum, wie wir es aus Nietzsches Bildern kennen, die unerschütterliche Größe, die letzte Menschenkraft sprechen aus diesem Haupt mit dem stolzen, schwarzen Haar und langem Bart, der machtvollen, vom Geist aufgequollenen Stirn, den kühnen, edlen Augen, dem festen Herrschermund - Seine Majestät das Genie.

Auf einem späteren Bild von W. J. Mähler sitzt Beethoven im Freien mit einer Leier. Es ist weicher, milder, aber des Genius nicht würdig.

Im Anfang des zweiten Jahrzehnts zeigen die Bilder allmählich und dann mehr und mehr jene „zyklopischen“ Formen des Hauptes, die - eine Folge seiner Syphilis sind. Zuerst in der Büste Kleins von 1812. Die mächtige Kugelstirn mit hochgeformten Buckeln steht über einem Paar stark vorgebauter Augenknochen und den sehr tiefliegenden Augen. Die Nase kurz und schwer. Der hartgepreßte Mund, zu dessen Seite zwei tiefe Furchen von Bitternis überfließen, das eckige, ungleiche Kinn von Pockennarben übersät. Mehr die Maske der Meduse, als das Angesicht eines Menschen. Das Antlitz bricht in der Mitte durch. In der unteren Hälfte sitzen die ungebändigten Leidenschaften des irdischen Lebens, auf der Stirn thront der reine Geist, die Weihe der Kunst, die Seligkeit der Verklärung. Wie sein Biograph Schindler sagt, schaut aus diesem Haupt ein Jupiter heraus.

Schon mit 40 Jahren ist er körperlich gealtert. Seit 1816 fängt sein Haar zu ergrauen an. Nun beginnt er, entgeistert, gespenstisch, wie ein alter Zauberer in seiner Höhle zu wirken. Das Bild Stielers zeigt ihn stilisiert, wirksam aufgemacht, aber nicht wirklich.

Aus dem Jahre 1823 stammt das Bild Waldmüllers, eines wirklich großen Malers. In Augen und Mund sitzen noch der Lebenshaß, die unvergeßbare Qual, über dem frühzerstörten Antlitz mit den wirren, weißen Haaren thront das Überirdische, die Erlöstheit, das Letzte.

An der Syphilis Beethovens kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Man hat lange Zeit aus falscher Scham, aus mißverstandener Verehrung gezaudert und immer nur von seinem Gehörleiden gesprochen. Etwas Sicheres über den Beginn seiner Hörstörung wissen wir nicht; aber aus seinem Ausdruck auf seinen Bildnissen ist auf eine sehr frühe Erwerbung der Krankheit zu schließen. Die Fischhoffsche Handschrift berichtet 1796 von einer Erkältung, „deren Stoff

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sich auf die Hörnerven geworfen habe“. Wie so oft, wird auch hier die Erkältung nur die Ursache der Auslösung, die Gelegenheit gewesen sein. 1800 schreibt Beethoven an seinen Jugendfreund Wegeier: „Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht. Um dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich dir, daß ich im Theater mich dicht anlehnen muß, um das Schauspiel zu verstehen. Die hohen Töne von Singstimmen und Instrumenten höre ich nicht. Manchmal auch höre ich den Redenden, der leise spricht, kaum, die Töne wohl, aber die Worte nicht.“ Die Ärzte konnten ihm nicht helfen, schon deswegen nicht, weil sie die Ursache nicht erkannten. Schließlich wendet er sich vom „medizinischen asinus“ ab und sucht sein Heil bei Kurpfuschern. Im Heiligenstädter Testament bittet er einen seiner früheren Ärzte, seine Krankheit nach seinem Tode zu beschreiben, „damit wenigstens so viel als möglich die Welt mit mir versöhnt werde“, Schon 1814 war er genötigt, bei künstlichen Hörmitteln Hilfe zu suchen, da er so gut wie taub geworden war. Im Beethovenhaus in Bonn sind die sonderbaren Instrumente zu sehen, die er sich von Mätzl in Wien, dem Erfinder des Metronoms, machen ließ. Auch ließ er sich einen Flügel mit verstärkter Klangwirkung bauen. Es war alles vergeblich, er konnte auch nicht mehr einen Ton seiner eigenen Werke hören, „mochte er auch im Fortissimo der Verzweiflung auf den Tasten rasen und die Saiten des Instruments sprengen“.[88]

Seine letzte Kur Anfang der zwanziger Jahre bestand in Öleingießungen; aber auch der kleine Rest von Hörfähigkeit auf dem linken Ohre war nicht mehr zu retten. Schindler sagt: „Fürderhin wurde keinerlei Versuch angestellt; nach dem Beispiel manches Weisen hat der Meister sich in sein hartes Geschick gefügt, ohne je wieder Klagelaute vernehmen zu lassen.“

In den letzten Lebensjahren stellte sich ein schleichendes Leberleiden (Cirrhose) ein, dem er am 26. März 1827, 57 Jahre alt, erlag. Die Leiche war nach dem Sektionsprotokoll sehr abgemagert und mit schwarzen Blutflecken übersät, der Unterleib ungemein wassersüchtig aufgetrieben und gespannt. Die Hörnerven waren zusammengeschrumpft und marklos. Die Hirnwindungen - der Sitz des Genius - erschienen noch einmal so tief und zahlreicher als gewöhnlich.

Seine Krankheit war Otosklerose, wie besonders ihr Beginn mit der Abnahme der Hörfähigkeit für die hohen Töne und das unaufhörliche Brausen beweisen. Unter den Ursachen der Otosklerose steht die Syphilis an erster Stelle. Diese Feststellung ist nicht „gleichsam eine Entthronung des Genies, einen Heros des Geistes in seiner menschlichen Nacktheit zu zeigen“, sondern für uns Menschen ist nur die Wahrheit und noch die schmerzlichste Wahrheit heilsam, sie ist die einzige richtige Nahrung für den Menschengeist. Beethoven verliert nichts und wir gewinnen. Am Schädel Beethovens war eine Knochenauftreibung zu sehen, wie sie mit Vorliebe auf dem Boden der Syphilis entsteht; sie ist es, die den späteren Bildnissen ihre Prägung gibt. Auch das Leberleiden beweist die Syphilis. 1911 trat der Beethoven-Biograph Theodor von Frimmel[89] mit der Mitteilung hervor, daß Beethoven eine Syphilis durchgemacht habe, was ihm der Biograph und Zeitgenosse Beethovens A. W. Thayer anvertraut habe. Nach Dr. Jacobsohn befindet sich „im Privatbesitze

88 Dr. Leo Jacobsohn, >Ludwig van Beethoyens Gehörleiden< in >Der Tag<, 1919, Nr. 276; und >Deutsche Medizinische Zeitschrift<, 1910, Nr. 27.

89 >Wiener Abendpost<, 12. Dezember 1911.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eines Berliner Gelehrten“ eine der Öffentlichkeit nicht bekannte Aufzeichnung von Beethovens eigener Hand über eine Kur, die keinen Zweifel an der spezifischen Natur des Leidens läßt. Trotzdem spricht Dr. Jacobsohn nur „von einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit“, statt von Gewißheit, was wohl nur ein Ausfluß seiner falschen Pietät ist.

Auch Beethoven scheint noch weit mehr das Opfer der Behandlung als der Krankheit geworden zu sein: „Erst in jüngster Zeit beginnt die Kritik, die Ärzte an das Tageslicht zu ziehen, die den armen, großen Meister mit übertriebenen Quecksilberkuren zugrunde gerichtet haben (Volatilen-salbe).“[90] Beethoven schrieb am 19. Juni an die Gräfin Erdödy: „ ... von dieser Zeit an erhielt ich wieder eine Art Pulver, wovon ich wieder sechs des Tages nehmen mußte und mich dreimal mit einer volatilen Salbe einreiben mußte ...“

Dadurch - weder durch die Krankheit, noch durch ihre Enthüllung - hören die Großtaten des menschlichen Geistes auf, es zu sein. „Den ewigen Zug der Menschen nach den ewigen Zielen: Beethoven führt ihn an als der echten Könige einer im Chor der tausend leidenschaftlich Geistesgleichen. Die Menschheit führt er voran auf der Bahn im Schritt des entschlossenen Mannes und Kämpfers hinauf über klingende Stufen. Mit dämonischem Willensschwung reißt er die Menschengeschöpfe hinein in den Rhythmus des großen Geschehens. Ohne diesen Rhythmus wäre Chaos und Wahnsinn: Stimme und Gestalt ist er des Gottes und Geistes. Voranschreitend als der singende Held.“ [91]

War dieser Mensch nicht wahrlich ans Kreuz geschlagen?

Eine sehr gründliche Darstellung der Krankheit gibt Schweisheimer, >Beethovens Leiden<, 1922; er verneint die Syphilis und kommt zu dem Schluß: „Mangelnde Fürsorge, das kann man hier wohl ohne Übertreibung sagen, hat ihn so früh ins Grab gebracht.“ [92]

Keiner hat das Sursum corda, die Erhebung des Herzens, mit größerer Wucht geleistet - durch Leiden Freude!

William Hyde Wollaston, gestorben 1828.

Englischer Chemiker, Physiker und Arzt, Sekretär der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, erwarb sich durch seine für Künste und Gewerbe wichtigen Erfindungen, besonders durch die Entdeckung, Platin hämmerbar zu machen, große Verdienste. Er machte auch die Entdeckung zweier neuen Metalle im Platinerz, des Palladiums und des Rhodiums. Er gab eine Vervollkommnung des Mikroskops, erfand das nach ihm benannte Wollastonsche Element, konstruierte das Reflexions-Goniometer und machte sich um die Verbesserung der Hookeschen Camera lucida verdient.

„Es kommt vor, daß, trotz fürchterlicher Augenmigräne hochbegabte Menschen bedeutende Arbeiten vollenden können. Das sehen wir zum Beispiel bei Wollaston und auch bei Nietzsehe. Bei beiden war sie ein Omen der herannahenden geistigen Krankheit, der progressiven Paralyse, bei der ebenso

90 Carl Leyst, >Die historische Wirklichkeit von 1796 bis 1815<, S. 194.

91 Hermann Kesser, >Beethoven, der Held<, in >Vom Chaos zur Gestaltung<, S. 173; eine wundervolle Schilderung der göttlichen Seele Beethovens, aber ohne Kenntnis der Krankheit.

92 Die neueste Literatur bespricht Max Marschalk in der literarischen Umschau der >Vossischen Zeitung< vom 6. Dezember 1925, Nr. 40.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wie manchmal bei Tabes die Augenmigräne eines der allerersten Anzeichen der Krankheit bilden kann.“ [93]

August von Goethe, gestorben 1830.

Aus der Verbindung mit Christiane Vulpius (geboren 1764, gestorben 1816), welche Goethe 1788 schloß und 1806 zur bürgerlichen Ehe machte, ist er als ältestes Kind 1789 geboren. Das zweite Kind war ein totgeborener Knabe, das dritte ein Mädchen, das nur 9 Tage am Leben blieb, das vierte ein Knabe, der nach 18 Tagen starb, und das fünfte ein Mädchen, das gleich nach der Geburt starb. Also eine sehr schlechte Lebenskraft. Auch von Goethes Geschwistern sind 4 im frühesten Alter und seine Schwester Cornelia nach langem Elend mit 26 Jahren gestorben. An beide Väter dieses Stammes[94], sowohl an den Rat Goethe wie an Goethe selbst, hat sich der Verdacht der Syphilis geknüpft. Nun war der alte Goethe, der sein Leben ohne Beruf verbrachte, wohl ein sonderbarer, schrulliger Mann und hat unter seinen Vorfahren manchen dunklen Punkt; aber ein Beweis läßt sich heute nicht führen; und der beste Gegenbeweis ist die einzigartige Herrlichkeit seines Sohnes[95]. Und Goethe selbst? Sein Leipziger Blutsturz im Juli 1786 in seinem 19. Jahre ist noch heute eine rätselhafte Geschichte und wird es wohl immer bleiben. Goethe hat diesen Blutsturz im 8. Buche von >Dichtung und Wahrheit< beschrieben; er schwankte mehrere Tage zwischen Tod und Leben, es hatte sich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet. „Da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nun mir ein anderer Mensch geworden zu sein; denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir [richtig: mich] lange nicht gekannt; ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich auch äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.“ P. J. Moebius[96] findet es mit Recht an diesem „unbegreiflichen Blutsturz“ sonderbar, daß die Lungentuberkulose, die so häufig mit einem Blutsturz beginnt, sich nicht weiter entwickelt hat. Goethe brauchte anderthalb Jahre zur Wiederherstellung.

Professor Wilhelm Alexander Freund[97], dem sich Erich Schmidt[98] angeschlossen hat, hält die Krankheit für Syphilis. Es ist aber nicht die Spur eines Beweises erbracht.[99] Von allem anderen abgesehen, der Mann, der mit 82 Jahren große Teile des Faust 11. Teiles geschrieben hat und dessen

93 Dr. med. A. Lorand, >Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung<, S. 132-133.

94 Fußn. Hrsg.: Der Stammbaum, die Genealogie, verlief anders als Brunold Springer vermutete: Johann Wolfgang von Goethe ist der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. Siehe L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024.

95 Fußn. Hrsg.: Leider eine doppelte Fehlanzeige! Erstens: Johann Wolfgang Goethe war nicht sein leiblicher Sohn, denn sein wirklicher Erzeuger war Kaiser Karl VII. Siehe L. Baus >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, 7. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024. Zweitens: Auch Goethe war ein Syphilitiker. Siehe weiter unten das Kapitel: >J. W. Goethe - ein „genialer“ Syphilitiker<.

96 P. J. Möbius, >Ueber das Pathologische bei Goethe<, Bd. I, S. 170.

97 Freund, >Don Sassafras<.

98 >Goethe-Jahrbuch<, Bd. I, S. 377, und >Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur<, Bd. 25, S. 234.

99 Fußn. Hrsg.: Die Beweise habe ich erbracht. Siehe L. Baus, >Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<, III. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2001.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wundervollen Körper auf dem Totenbette Eckermann begeistert rühmt, kann nicht mit Syphilisgift verseucht gewesen sein.[100]

Professor B. Fränkel[101] nimmt Tuberkulose an, Moebius hält die Krankheit für nicht mehr erklärbar. Ich [B. Springer] sehe in ihr eine Neurose.[102] Goethe hatte in Leipzig wild gelebt, sich mit Arbeit und Vergnügen über die Kraft angestrengt, in einer ungeheuren Erregung gelebt, sich kurz vor dem Blutsturz sehr elend gefühlt, den Kampf zwischen der Liebe zu Kätchen Schönkopf und zu seiner Schwester in sich durchgemacht, war „launisch und unerträglich", litt an schweren Verdauungstörungen, fiel öfter in Fieber und -erkrankte zwei Tage nach der Todesnachricht seines Sohnes wieder an einem heftigen Blutsturz. Goethe war auch körperlich vollkommen, nach Meinung seiner Ärzte Hufeland und Vogel, das Sinnbild der Produktivität, wenn auch, wie jeder geistige Mensch, nicht frei von Krankheiten, was er bei einem Lungenleiden, das so schwer beginnt, nicht hätte sein können. Fränkel sagt denn auch selbst: „Es ist schwer zu sagen, was ihn solange widerwillig in Frankfurt und an das Krankenzimmer gebunden hat. Es spielt hier jedenfalls seine Nervosität eine Rolle; aber es ist gleichzeitig auch ein Beweis für die Langsamkeit der Rekonvaleszenz."

Sein Sohn ist mit 41 Jahren in Rom unter eigenartigen Umständen gestorben, „entweder apoplektisch [durch einen Schlaganfall bedingt] oder durch Selbstmord" (Fränkel). Sein Leben ist trotz guter Anlagen und der günstigsten Umstände nichts geworden. Er war Alkoholiker, wie alle, die in einer schweren Krankheit stecken. Er hat einer progressiven Paralyse, die sich bei ihm zu entwickeln im Begriff war, vorgegriffen.

Über seine geistigen Anlagen wie über sein Ende gehen viele falsche Ansichten um. Schon als Kind zeigte er eine lebhafte, geistige Entwicklung und besonders naturwissenschaftliches Interesse. Als er mit 19 Jahren zur Universität ging, war er vielseitig vorgebildet, ein fröhlicher, von Gesundheit strotzender Jüngling, harmlos, lebenslustig und überall beliebt. Bei seiner Heirat mit Ottilie von Pogwisch war er ein strahlend schöner Jüngling. Der Vater war mit seinen Arbeiten und Leistungen zufrieden; nach dem Tode der Mutter sagte er von ihm: „Mein Sohn, Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung." Er war genial und gutmütig, freilich auch hitzig, genußliebend und von starker Sinnlichkeit.[103] Seine Reise nach Italien war ein sonderbares Unternehmen[104], der Vater erhoffte nichts Gutes.

Eckermann, sein Reisegefährte, trennte sich bald von ihm; seine Briefe zeigen eine krankhafte Übersteigerung. „Unter dem Zusammenwirken solcher feindlichen Mächte verfiel er an Leib und Seele ... er sah und fühlte dieses Sinken und hatte Sehnsucht nach einem Ereignis, das ihn aus seiner bisherigen Lebensbahn herausreißen würde ... der zerrüttete Körper zerbrach[105]." Der Vater schien Bescheid zu wissen, daß es sich um eine Gehirnkrankheit

100 Fußn. Hrsg.: Irrtum! Durch die vielen, vielen Badekuren Goethes war sein Körper sehr gepflegt.

101 B. Fränkel, >Des jungen Goethe schwere Krankheit<.

102 B. Springer, >Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben<.

103 Siehe Goethe-Handbuch, Bd. II, S. 17.

104 Fußn. Hrsg.: Gar nicht sonderbar, wenn man weiß, dass in der Hitz des Südens die Heilung von der Syphilis beschleunigt wird. Dies war der Grund für die Reise nach Italien beim Vater und jetzt beim Sohn.

105 Bielschowsky, Goethe II, S. 510.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

handelte. Über seinen Tod herrscht keine Klarheit. „Es raffte ihn eine nicht zum Ausbruch gelangte Pockenkrankheit dahin," sagt zum Beispiel das Goethe-Handbuch, und „er starb unter dem Einfluß eines nahenden Scharlachfiebers", sagt Bielschowsky.[106] Der Vater glaubte nicht an irgendeinen solchen Grund, sondern war vom Selbstmord überzeugt. In zwei Briefen an Zelter schreibt er, der nie von dem Tode seines Sohnes sprach, „das Außenbleiben meines Sohnes", und ein andermal „er schlug den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen". Moebius findet es mit Recht sehr schwer, sich von August Goethe ein Bild zu machen. Klatsch und Mißgunst haben die noch dazu spärlichen Quellen getrübt. Sein Freund Holtei schreibt:

„Leider kann ich von seinen Briefen wenig oder nichts mitteilen ... aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuts, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten." Auch das ist eine Fabel, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn schlecht gewesen sei. Der Sohn hatte kein Geheimnis vor dem Vater. Was später kam, war schon die Folge seiner Krankheit. Holtei sagt, August habe ihn bei dem letzten Zusammensein „mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkt, die mir bisweilen Angst einjagte. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmut herzzereißend".

Jenny von Gustedt, die ihn „krank an Leib und Seele" nennt, berichtet:

„In besonders trüben Momenten sagte er sich: Ich will nach Rom, um dort zu sterben."

Als er abreiste, sei der alte Goethe von bösen Ahnungen überwältigt worden. „Nach allem ist sicher, daß August krank gewesen ist; aber die Art des krankhaften Zustandes ist schwer zu erklären ... zweifellos ist das von Holtei entworfene Bild nicht durch den Alkoholismus allein zu erklären. Die psychologische Betrachtung mancher Literaturgeschichten stellt alles auf den Kopf ... wenn Johanna Schopenhauer meint, daß Augusts Zustand seine Rückkehr weder hoffen noch wünschen ließ: wenn der alte Goethe gesagt hat: „Als er fortging, gab ich ihn schon verloren." Es taucht der Gedanke auf, daß etwa August in seinen letzten Jahren an beginnender progressiver Paralyse gelitten habe; aber freilich fehlt es an Mitteln, die Vermutung zu begründen[107]."

Der Bericht der drei italienischen Ärzte sagt, daß die Leber sehr vergrößert, weingelb, sehr verhärtet war; in der Schädelhöhle wurden stärkere Veränderungen vorgefunden. Die stark verdickte und ganz mit Blut angeschopfte Hirnhaut „war mit der Gehirnoberfläche verwachsen. Die Krankheit der letzten Tage sei nicht die Ursache der Veränderungen gewesen, sondern diese chronischen, seit langer Zeit bestehenden Übel seien die eigentliche Ursache des Todes gewesen. Das Gehirn ist nicht geöffnet worden. Wahrscheinlich Alkoholverwüstung und Verschlimmerung durch hinzugetretene Paralyse.

Christian Dietrich Grabbe, gestorben 1836.

Der Unvollendete! Während die meisten anderen Genialen durch die Syphilis in ihrem Lauf angehalten und gestürzt werden, wird Grabbe schon in

106 Weiteres siehe bei Möbius, Goethe, Bd. I, S. 255ff.
107 Möbius, Goethe, Band I, S. 251-253.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

seinem Abflug gehemmt. Er hat wohl von allen die Krankheit schon am frühesten, wahrscheinlich noch in seinen Knabenjahren, erworben. Es ist richtig, daß er von Haus aus verzogen, von falschem Ehrgeiz und überspannter Einbildung geleitet, für häusliches Glück nicht geschaffen, mit der Welt und sich selbst zerfallen und dem Trunk ergeben war; aber das alles erklärt das Maß seines Elends nicht.

Niemand bestreitet, daß seine Dramen überaus reich an einzelnen genialen Zügen, an neuen Gedanken, starken Wendungen sind. Was ihm fehlt, ist die künstlerische Hand, die Bildnerkraft, die Baumeisterschaft; er kann nichts, weder sich, noch sein Werk, zusammenfassen. Das Zum-Teil-Glänzende ist sein Merkzeichen, das Kühn-Gedachte, das Großartig-Gewollte, das Halb-Ausgeführte. Heine, dessen gütiges Herz auch ihn begriff, nannte ihn „in seinen Mängeln ebenso großartig wie in seinen Vorzügen". Weniger liebevoll, aber von einer Ahnung des Krankhaften, des körperlichen Leidens ergriffen war Tiecks Urteil: „Krämpfe sind keine Kraft[108]."

Er war „der deutsche Shakespeare" nicht, aber er konnte einer werden, der sich vor Shakespeare hätte sehen lassen dürfen. Seine Prahlerei, daß er sich zutraue, „den gefühl- und begeisterunglosen Sir Shakespeare unterzukriegen", ist nicht mehr lächerlich, sondern schon deutlich geisteskrank [Größenwahn].

Seine Leistungen sind ungleich, der Einfluß seiner Krankheit auf seine Dichtungen ist verschieden groß. Sein Werk als Ganzes ist für uns verloren. Aber von der Dichterkraft, die Sehertum ist, hatte er ein großes Stück. Er war „ein echter demokratischer Revolutionär der dramatischen Dichtung".[109] Wie weit er sich dessen bewußt war, ist gleichgültig. Während im klassischen Drama der Held sein Schicksal selbstherrlich schmiedet und damit einem Gotte gleich das Schicksal seines Volkes entscheidet, während im Drama der mit ihm lebenden Romantiker der Held eine Spielpuppe des dunkelthronenden Schicksals oder ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung ist, stürzen Grabbes Helden nicht, weil sie irgendeine Schuld auf sich geladen haben, sondern weil sie vom Volkswillen abgeschüttelt werden. „In dieser Umwälzung der Heldenrolle liegt etwas wie eine Art früher dichterischen Vorahnung der materialistischen Geschichtauffassung, in dieser dramaturgisehen Revolution liegt Grabbes literarhistorische Bedeutung begründet." Es ist der Schöpfer der ersten, großen, wesentlichen, in Handlung und Ausgang wirksamen Volkszenen.

Wie klar hat Grabbe das Schwindelheldentum Napoleons erkannt. In seinem Briefe an seinen Freund Kettembeil vom 14. Juli 1830 ist ihm Napoleon gar kein Held, sondern „ein Kerl, den sein Egoismus dahin trieb, seine Zeit zu benutzen", sagt er, Napoleon sei kleiner als die Revolution, nur ein Fähnlein an ihrem Maste; nicht Napoleon, sondern die Revolution lebe fort in Europa; nicht er, aber seine Geschichte sei groß. Hätte er auch noch gesehen, daß Napoleon nicht nur von seinem Egoismus getrieben war, seine Zeit zu benützen, sondern von seiner epileptischen Hyperenergie, seine Zeit zu mißbrauchen, dann hätte das bis heute noch ungeschriebene Drama von Napoleon als Verderber der [französischen] Revolution und damit mindestens eines europäischen Jahrhunderts entstehen können, statt ihn im Drama als

108 Fußn. Hrsg.: Ludwig Tieck muss es gewusst haben, denn er war selber ein Syphilitiker. Siehe L. Baus, >Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck<, VI. erw. Auflage 2024.

109 Otto König in >Wiener Arbeiterzeitung<, 16. Juni 1923, Nr. 164, zur Aufführung von >Napoleon<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„l'empereur [Imperator] hochzuhalten“, weil die Natur ihn „groß machte und groß stellte“, gleich der Riesenschlange, wenn sie den Tiger packt; er hätte dann, von aller snob[b]ischen Bewunderung frei, in der Riesenschlange richtig das giftige Tier gesehen.

Auch im Dramenstil ist Grabbe, gleich dem in Gesundheit prangenden Georg Büchner, ein Vorläufer, weil seine Behandlung der Stoffe „zur Zeit der Romantik die wichtigsten vom späteren Realismus und noch später vom Naturalismus bewußt ausgesprochenen Probleme und Stilgrundsätze vorwegnimmt“.

Darin liegt seine Größe, weniger in der überschwänglichen Bilderpracht, der Fülle von leuchtenden Gedanken und Geistesblitzen und der Wahl der allerhöchsten Stoffe. Und nicht der Mangel an Gestaltungkraft und Formbeherrschung, von dem ja ein deutscher Künstler selten frei ist, nicht das Ungeordnete und Zügellose seines Geistes sind die Gründe für seinen künstlerischen Tod, sondern das Krankhafte, seine unbezweifelbare Verrücktheit, die sich auch in seinem menschlichen Leben in Lückenhaftigkeit, Größenwahn, Unverträglichkeit, Unzuverlässigkeit, Verbrecherähnlichkeit deutlich zeigte. Als er im 35. Lebensjahre elend und ganz verkommen starb, wußte alle Welt nur Schlechtes über ihn zu sagen. In seinem Amt als Aushilfmilitärauditor fahrlässig und unleidlich, ist er der Typus des eitlen Literaten geworden. Er bildet sich ein, alles zu können, auch ein großer Schlachtenlenker zu sein, und gibt in seinen Dramen, ohne Rücksicht auf Maß und Gang der Handlung, so breite und schlechte Proben, daß Hebbel sagt, sie könnten von einem Unteroffizier geschrieben sein.

Er war - selbstverständlich - ein wilder Feind Goethes; besonders beim Erscheinen des Schiller-Goetheschen Briefwechsels, des zweiten Faust und des >Briefwechsels mit einem Kinde<[110] machte sich sein Haß ungezügelt Luft.[111]

Auch bei ihm macht man sich die Erklärung zu leicht. Daß er als Sohn eines Zuchthausverwalters und Pfandleihers seine Knabenjahre in stetem Anschauen von Verbrechen, Zwang und Elend hingebracht hatte, hat ihm so wenig geschadet, wie anderen Söhnen solcher Männer. Man könnte ebensogut sagen, daß der Anblick des Zuchthauses reinigend auf ihn hätte wirken müssen. Solche Äußerlichkeiten erklären nichts.

Auch seine Trunksucht ist nicht die ganze Wahrheit; sie ist, wie bei vielen Syphilitikern, nur eine Folge der Krankheit. Dies hat jener sein Landsmann, der sagte: Grabbe ist nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte, richtig gesehen. Wer unheilbar, oder für seine Ärzte unheilbar ist, sucht, häufig unbewußt, den schnelleren Tod in einem anderen Gift.

Selbst Fachleute wissen von Grabbes Syphilis nichts. Dr. Weichbrodt[112] sagt: „Ein haltloser Psychopath; wir sehen ihn schon als Gymnasiasten das Wirtshausleben mit Eifer pflegen. Durch den Trunk wirtschaftete er sich auch körperlich (Lähmung beider Beine) so herunter, daß er mit 35 Jahren starb.“ Die richtige, einfache Erklärung ist: seine frühe Lues.

Einen klaren Blick für den Irren in Grabbe zeigte von Anfang an Wilhelm Scherer: „Gleich folgte auf Immermann Grabbe und begann einen

110 Fußn. Hrsg.: Bettina Brentano, >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<.
111Holzmann, >Aus dem Lager der Goethe-Gegner<, S. 41 ff.
112>Die Psyche des Dichters< in >Berliner Tageblatt<, Nr. 380, 1921.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Zyklus Hohenstaufentragödien, in dem er 1829 einen Friedrich Barbarossa, 1830 einen Heinrich VI. lieferte, worin, wie in allen seinen Stücken, die lächerlichste Renommage herrscht und jeder theatermäßige Zusammenhang fehlt[113].“ „Der törichte Grabbe glaubte etwas Großes zu tun, wenn er Faust und Don Juan in demselben Drama auftreten und um ein Mädchen kämpfen ließ[114].“ „Für Christian Grabbe muß mir wohl das Organ fehlen, da ich ihn bloß lächerlich finde und den Ernst, mit dem ihn Literarhistoriker und Herausgeber behandeln, nicht begreife. Er ist mir nur als eine Art Vorbereitung auf Hebbel interessant[115].“

Das Urteil der Heutigen zeigt, daß er aufgehört hat, eine literarische Erscheinung, ein Stück des geistigen Lebens zu sein, und nur noch ein Gegenstand der Pathologie ist. Siegfried Jacobsohn[116] sagt zur Aufführung von Don Juan und Faust: „Das ist nicht auszuhalten. Was soll uns denn das noch? Das ist mausetot ... Romantische Ironie[117] mit sechs Leichen, die weder weinen noch lachen machen. Das Drama als Schwadronage ... Ein Vers von Goethe, ein Takt von Mozart und der ganze Spuk ist zerblasen.“ Und bei der Aufführung von >Hannibal<[118]: „ ... Eine neue, fast noch ärgere Tortur ... Wilhelm Scherer, der sich jahrzehntelang seine Ablehnung dieses Dramatikers vorwerfen lassen mußte, hat recht behalten. Es geht nicht. Weil's uns nichts angeht ... Moritz Heimann hat Grabbes Stil eine Vereinigung von Lakonismus und Geschwätzigkeit genannt ... Nicht etwa das ist der Mangel, daß Grabbe Begriffe, Namen, Daten alle durcheinanderwirft, daß er die Ereignisse von 28 Jahren unbekümmert um historische Folge, militärischen Zusammenhang und dramatische Komposition in 27 Szenen packt? Täte er's nur. Das Unglück ist, daß er sie mit kraftlosen Händen anfaßt und über die Bühne streut, oder nicht einmal streut, sondern einfach fallen läßt ... Eine triste, graue, nackte, unanschauliche, knochenlos-gallerthafte Geschwätzigkeit ... Seine Langweiligkeit ist hydraartig[119] ...“ Alles in allem: der Paralytiker als Dramatiker. Eine hohe Anlage zerfressen, zerbrochen.

Wie immer, weiß der Biograph[120] nichts von der Krankheit. In dem ganzen Buche Friedrichs, dem niemand seine gute Meinung abstreiten wird, sagt (Seite 195) der Arzt nur: „Sein Rücken hat einen Knacks“ und (Seite 167) „Napoleon ... ein gigantischer Poseur, der schließlich selbst an seine Phrasen glaubte. Menschenbeglückung - Frankreich - Zivilisation - lauter Humbug, Erbstück aus der Truhe der Revolution. In Wahrheit nur eins : Er, Er und abermals Er.“

Nikolaus Lenau, gestorben 1850.

Das Musterbeispiel einer nichts als literarischen, von allen Göttern der Psychologie verlassenen Darstellung ist das >Lebensbild<, das Karl August

113 >Geschichte der Deutschen Literatur<, S. 688.
114 Ebenda, S. 704.
115 Ebenda S. 782.
116 >Weltbühne<, 1925, S. 577.
117 Fußn. Hrsg.: Die offensichtliche paralytische Geistesverwirrtheit in den Werken der Romantiker wurde beschönigend als „Ironie“ bezeichnet.
118 Ebenda, S. 650.
119 Ebenda.
120 Vgl. Paul Friedrich, >Grabbe - Der Roman eines Lebens<, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

von Bloedau zeichnet[121]: „Lenaus Leben ist die Tragödie der Erziehung, nicht nur der Erziehung in der Kindheit, sondern auch jener höheren, die Welt und Ich dem Individuum geben ... Verstand und Wille durchdringen sich bei Lenau nicht zu gegenseitiger Stärkung und Leitung. Vielmehr sind bei ihm Gefühl und Phantasie die herrschenden geistigen Eigenschaften, die seine Entschlüsse bestimmen.“ Als ob es einen Dichter geben könnte, bei dem Gefühl und Phantasie nicht die herrschenden geistigen Eigenschaften wären. So geht das durch fast 100 Seiten fort: „Darauf angewiesen, sich mit der ihm im Grunde wesensfremden Welt abzufinden, suchte er mit phantastischen und kühnen Plänen ihrer Herr zu werden und trieb von einem Mißerfolg zum anderen. Daher sein gewiß nicht falsches Gefühl, daß er aus den anderen Menschen herausgehoben sei und seine Anschauung, daß das Unglück ihn verfolge. Daher die Melancholie und der Pessimismus. Sein Unglück lag in seinem eigenen Wesen begründet.

Justinus Kerner, ein herzlich wohlgesinnter, kluger Freund und Arzt, hat einmal versucht, Lenaus anomale geistige Entwicklung - denn nur darum handelt es sich - umgestaltend in andere Bahnen zu lenken. Es ist ihm nicht gelungen, weil Lenau von seinem Dämon damals nach Amerika getrieben wurde ...“ Nur um eine anomale geistige Entwicklung handelt es sich? Was soll das heißen? „Wenn aber überhaupt eine solche ‚Heilung' gelingen konnte, so war es in dem natürlich denkenden und empfindenden schwäbischen Freundeskreise. Einer Ehe war Lenau damals nicht allzu fern, und sie hätte ihn in dieser Umgebung und an der Seite eines ähnlich wie jene Freunde denkenden Weibes vielleicht beruhigen können. Nur das Leben selbst hätte zu heilen vermocht, was es verursacht. Ob damit freilich auch der Dichter erhalten geblieben wäre, wer kann es wissen?“ Welche oberlehrerhafte Ahnunglosigkeit! Wir werden bald sehen, was es mit „Heilung“ und „Ehe“ auf sich hat und was „das Leben verursacht hat“. Auch Lenaus „rechter Weltschmerz“, wie jeder andere, ist die bittere Frucht eines körperlichen Leidens; sein „Dämon“ ist das Gift der Lustseuche. Die Erschöpfung, die bei Lenau deutlich dem Rausch jedes Aufschwungs folgt, hätte den richtigen Weg weisen können.

„Nur eine Frau hat es verstanden, Lenau im Zaume zu halten, Sophie LöwenthaI. Es ist bei ihr der Egoismus, keine Trübung in ihre seltsame, aber ihr völlig klare Stellung zwischen ihrem Geliebten und ihrem Gatten kommen zu lassen, der sie sich selbst und dem Dichter Fesseln auferlegen läßt. Für Lenau freilich ist auch das nicht zum Heil. Was Sophies Gegenwart verhindert, kommt nachher doch zum Ausbruch, und seine Briefe und Tagebuchblätter zeugen von Raserei oder Verzweiflung in der Sehnsucht nach der unerreichbaren Geliebten.“ - Zaum und Fesseln waren von ganz anderer Art, als der sonderbare „Egoismus“ einer leidenschaftlichen, liebenden Frau; Raserei und Verzweiflung galten seiner Krankheit, unter deren Folge, Entbehrung, die „unerreichbare Geliebte“ nicht weniger gelitten hat.

Auf diese „Zustände des Rausches und der Verzweiflung“ soll auch seine spätere Umnachtung zurückzuführen sein - in Wirklichkeit war sie eine richtige Paralyse. Davon ahnt von Bloedau aber nicht das Mindeste. „Man hat nun - und unsere Zeit neigt im allgemeinen ungewöhnlichen Erscheinungen gegenüber dazu - auch Lenaus Leben wesentlich pathologisch genommen, man

121 >Lenaus Werke<, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

hat ihn als den für die Sünden seiner Väter Büßenden hingestellt. Man hat nach Vorgängen, die in das Gebiet der Physiologie oder der Pathologie gehören, geforscht, die einen Angriffspunkt, einen stets schwachen Teil seines Ichs hervorbringen könnten, um seine Geisteskrankheit zu erklären, ohne auf Lenaus Reizbarkeit zurückgreifen zu müssen. Indes hat man nichts finden können und der scharfsichtige Castle, dem das gesamte Material zur Verfügung gestanden hat, hat sich sogar unter Mitwirkung einer medizinischen Autorität ausdrücklich gegen solche Erklärungsversuche von Lenaus Ende gewandt. So bleibt der übrigens durchaus gangbare und nicht selten beschrittene Weg, Lenaus Schicksale auch ohne solche Annahme zu erklären, lediglich aus seiner Zeit, seiner Umgebung und seiner Persönlichkeit heraus.“ Dieses, der Zeit nach, nicht alte Lebensbild ist völlig überholt.

Schon aus dieser Darstellung selbst ergeben sich die Zweifel an ihrer Richtigkeit. Der gutbegabte und wissensreiche Jüngling schwankt die 12 Jahre, vom 18. bis zum 30., in denen die Ausbildung sich vollzieht, zwischen allen Fächern hin und her. Nach anderthalb Jahrgängen philosophischen Vorstudiums geht er zum ungarischen Recht über, kehrt nach einem Jahr zur Philosophie zurück, wandte sich bald landwirtschaftlichen Studien zu, kehrt nach einem Jahr zur Philosophie zurück, studierte dann österreichisches Recht und wandte sich nach zwei Jahren der Medizin zu, hat aber in keinem Fach eine Prüfung bestanden. Diese krankhafte Unruhe muß einen besonderen Grund haben.

Lenau war in seiner Jugend keineswegs der Melancholiker der späteren Jahre; er war vielmehr ein lustiger Genosse bei studentischen und allerlei anderen geselligen Vergnügungen. So ist es bei allen jungen, schöpferischen Menschen und kann gar nicht anders sein; erst die Krankheit tötet die Lebenslust. Freilich kam bei Lenau die Verbitterung früh.

Schon im Sommer 1823, also mit 21 Jahren, war er in Wien im Kreise der Zacharias Werner, Friedrich Schlegel, Adam Müller der „Melancholikus Niembsch“. „Man hatte schon längere Zeit seine veränderte Gemütsstimmung beobachtet. In der Tat, in Lenau hatte sich eine Wandlung vollzogen. Die Melancholie und sanfte Schwermut, die sich in seiner Jugenddichtung nur keimend regten, wuchsen plötzlich empor und begannen sein ganzes Wesen zu überschatten[122].“

Nur ist der Grund nicht in dem Liebesverhältnis mit einer ganz jungen, schönen Haushälterintochter, aus dem er Vater wurde, und in der Enttäuschung, als er zu erkennen glaubte, daß die Geliebte nicht ihm allein gehöre, zu finden. Das ist eine alltägliche Geschichte. „Dieses an sich nicht so ungewöhnliche Geschehnis einer enttäuschten Liebe wurde für Lenaus ganzes späteres Leben von der größten Bedeutung“, sagt von Bloedau, und im selben Atemzuge: „Man kann bei einem Menschen wie Lenau auf eine früh erwachte und starke Sinnlichkeit schließen, und Frankls Mitteilungen geben uns recht.“ Lenau mit seinem slawisch-interessanten Typ und dem ungarisch-deutschen Mischblut war wie sein Vater, der wilde, schöne Niembsch, ein Liebling der Frauen. In der Untreue des Mädchens, die übrigens durch nichts als Lenaus eigenes Wort bezeugt ist, „das entscheidende Ereignis in des Dichters Leben“ zu sehen, ist nur eine Redensart.

122 Siehe K. A. von Bloedau, >Lenaus Werke<, S. XXIII.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Um Weihnachten 1825 trat eine heftige Halsentzündung auf, als deren Folge häufige Schluckkrämpfe blieben. Dann kam der Tod der Mutter durch Gebärmutterkrebs, an die er in krankhafter Weise gebunden war.

Bald wird sein Wesen immer rätselhafter; Charlotte Gmelin in Stuttgart und Sophie Löwenthal in Wien und zwischen beiden die Reise nach Amerika sind Wegzeichen seines Leidensganges.

In Stuttgart nahmen die schwäbischen Dichter ihn mit offenen Herzen auf. Charlotte, die Nichte Schwabs, eine echt süddeutsche, prächtige Mädchengestalt, faßte eine tiefe Neigung für Lenau. Auch er fing Feuer. Bald näherte er sich ihr, bald zog er sich zurück, bald jauchzte er auf, bald verkroch er sich in Schwermut. Zu einer Aussprache kam es nie. Er wollte nicht vergessen, aber entsagen: „Ich kann diese himmlische Rose nicht an mein nächtliches Herz heften." Den Grund seiner Schwermut und Entsagung ließ er unausgesprochen. Die biederen Schwaben verstanden ihn nicht. Es kam Neujahr I832 zum Bruch mit Schwabs, und Frau Schwab sagte: „Wir können ihm nie mehr recht trauen." Was ist das? Seine Gesundheit war schlecht; er litt an schweren Kopfschmerzen. Da tauchte plötzlich ein seltsamer Plan in ihm auf, er will nach Amerika gehen. Zehn Jahre nach der Erwerbung der Krankheit macht sich die erste Zerstörung des Gehirns fühlbar. Er sieht, daß er das Mädchen nicht heiraten darf und will sich durch die abenteuerliche Flucht retten. Die Besserung seines Zustandes, auf die er gehofft haben mag, trat in Amerika nicht ein. Oktober 1832 stieg er an Land, Februar I833 fiel ihn Krankheit an, im Frühjahr I833 eilte er zu den schwäbischen Freunden zurück. Die körperlichen Beschwerden stellten sich wieder ein. Justinus Kerner, der ja Arzt von Beruf war, schrieb schon am 11. März 1832: „Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gefühl zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren seines Gesichtes aussprechen. Solange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andere düster. Ich will noch alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt." Lenau selbst fühlte dasselbe: „Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. Sozusagen einen Dämon des Unglücks ... Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer. Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben, ein Narr ist doch besser als ein Verbrecher ..."

In seinem >Faust< hatte er „einen Kerl gefunden, auf den er seinen ganzen Höllenstoff wie auf einen Steinesel abladen konnte".

Als er die Vierzig überschritten hatte, fühlte er sich altern; allerlei körperliche Beschwerden wie Zahnschmerzen und Erkältungen trafen ihn immer wieder, besonders auch seine alte Halsentzündung.

Sophies Charakterbild schwankt in der Geschichte, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt. Sie wird als sehr kluge und unwiderstehliche Frau geschildert, mit literarischen Interessen und großem Geschmack. Nachdem sie einer Jugendliebe entsagt hatte, vermählte sie sich mit einem reichen, hohen Beamten, der ihr eine Stellung in der Gesellschaft und ein gutes Leben bieten konnte. Ob es sie nur reizte, den Dichter mit seinem Ruhm und seinem

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

düsteren Wesen an ihren Triumphwagen zu spannen und eine Rolle in der Literaturgeschichte zu spielen oder ob sie ein ehrliches Gefühl für den dunklen Leidensmann hatte, wird wohl nie zu entscheiden sein. In Lenau beginnt wieder das alte Hin und Her, Anstürmen und Losreißen wie damals bei Charlotte. Er gefällt sich wieder in Klagen der Verzweiflung über die Unmöglichkeit der Vereinigung. Der wahre Grund der Unmöglichkeit ist seine Krankheit. Die Depressionen in seinen leidenschaftlichen Briefen gehen bis an die Grenze des Irrsinns, die sein gemarterter Geist dann bald überschritt. „Mein Unglück ist mir das liebste, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück umtauschen möchte ...“ Noch zwei unverständliche Episoden mit der Sängerin Karoline Unger und einer Table-d'hôte-Nachbarin in Baden-Baden, Fräulein Marie Behrends - und es ging mit Riesenschritten dem Ende zu. Frühjahr 1844, begann es mit Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, im September trat eine rechtsseitige Gesichtslähmung ein, in der Nacht zum 13. Oktober ein Ausbruch furchtbarster Verzweiflung und in der Nacht zum 15. Oktober der Wahnsinn, Selbstmordversuche, der Wahn, daß seine treuesten Freunde ihn verfolgten, Fluchtversuche, Angriffe auf seine Pflegerin. Er verbrennt die Briefe Sophies. Dann nehmen die Irrenanstalten ihn auf. Die Verblödung schreitet fort, er kann nicht mehr gehen und seine Hände gebrauchen, ein Erstickunganfall bringt das Ende.

Auch andere Biographen wissen nichts von seiner Krankheit. Weichbrodt sagt: „Lenau, der wie R. M. Meyer hervorhebt, der Klassiker des Weltschmerzes war, den schon immer ganz geringe Anlässe wie Unwohlsein verstimmten, wird mit 42 Jahren von Erregungszuständen befallen, die eine Anstaltspflege notwendig machen, und am 22. August 1850, 48 Jahre alt, erliegt er seinem Leiden[123].“

Immer wieder der Eintritt um das 40. Jahr. An der Syphilis Lenaus ist kein Zweifel. Sehr ausführlich behandelt sie Sadger.[124] Sie erklärt Lenaus ständige Furcht vor dem kommenden Wahnsinn, den unmäßig übertriebenen Schmerz des Bertha-Erlebnisses, die amerikanische fixe Idee (Justinus Kerner: „Unser Niembsch ist von Amerika ganz besessen“), die Zerrereien mit Charlotte, die nie erfüllte Liebe zu Sophie, das tolle Zwischenspiel mit Karoline Unger und die noch tollere Verlobung mit Marie Behrends.

Die Paralyse Lenaus kam im April 1844 zum Vorschein, arbeitet sich aber schon seit vielen Jahren durch. Vor der Abreise nach Amerika schreibt er: „Wüßt' ich auch ganz hestimmt, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch! Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück.“ Schon 1836 entsteht das Gedicht an die Mutter >Der Seelenkranke<:

„Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde
und will sie stumm bis an mein Ende tragen,
ich fühl ihr rastlos immer tieferes Nagen
und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde ...

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
ich sehne mich nach einer stillen Nacht;
0, hilf dem Schmerz, dein müdes Kind entkleiden.“

123 >Die Psyche des Dichters<, >Berliner Tageblatt<, 1921, Nr. 380.

124 >Aus dem Leben Nikolaus Lenaus<, 2. Auflage mit einem Nachtrag. - Dazu Kronfeld. >Archiv für Frauenkunde<, 1925, S. 434.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Sadger setzt den Erwerb der Syphilis auf die Zeit der Rückkehr aus Amerika in Bremen. Ich glaube, daß er sie von Bertha empfangen. Nach vielen Jahren noch beklagte er sich gegen seinen Schwager „über die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen“. Weil man sich als Jüngling in der Wahl seines Mädchens vergriffen hat, bleibt man doch nicht sein ganzes Leben so maßlos unglücklich.

Seine Kunst hat sehr unter seiner Krankheit gelitten. Wenn seine Schmerzenstöne auch echt und groß sind, so sind sie doch mißschmeckend ungesund.

Heinrich Heine, gestorben 1856.

Das Heinebuch ist noch immer nicht geschrieben. 70 Jahre nach seinem Tode noch nicht. Es ist sicher, daß bei den Deutschen kein Bedarf nach einem Buche ist, das Heine so nimmt, wie er nach Nietzsches Wort einzig genommen werden darf: „als das letzte europäische Ereignis“. Zwei von den ihm nächsten Geistern, Lassalle und Nietzsche, haben die zweite Hälfte ihres Lebens ebenso verloren wie er.

Man kennt Heine außer als sentimentalen Liederdichter überhaupt nicht. Heine, der Sänger der Zeitgedichte, der philosophische Lyriker, der politische Seher, der freie Deutsche, der leidende Held - man hat keine Verwendung für ihn.

Heine hat Unglück mit seinen Biographen: fast alle finden es notwendig, sich zu entschuldigen, daß sie sich überhaupt mit ihm beschäftigen; aus dem Drang des Herzens oder des Verständnisses bekennt sich kaum einer zu ihm.

Sein Wesen ist schwer zu fassen. Schon·äußerlich - dieser rheinische Jude ist wohl das blondeste unter allen deutschen Genies. Theophile Gautier beschrieb ihn in seiner ersten Pariser Zeit: „Er war ein schöner Mann von 35 oder 36 Jahren mit dem Anschein einer robusten Gesundheit. Er wirkte wie ein germanischer ApolI, wenn man seine hohe, weiße Stirn sah, rein wie Marmor, von einer Unmenge blonden Haares beschattet.“

Der Anschein der Gesundheit! Sein letztes Jahrzehnt war er an die „Matratzengruft“ gefesselt, und er hat sich heldenhaft gegen sein Schicksal, Rückenmarkschwindsucht, gewehrt, das Leben weitergeliebt mit der ganzen Daseinsgläubigkeit und Erdenfreudigkeit seiner Rasse, gedacht, gedichtet, gearbeitet und genossen.

„ ... Genesen gänzlich
kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
der andere Bruder, der so ernst und bleich.
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser, - freilich
das Beste wäre, nie geboren sein.“

So schlugen wohl manchmal die schwarzen Fluten des Leids über ihm zusammen; aber bald wieder kämpfte er sich durch zu Ernst und Licht und Geist.

„Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
ob ihrem Leben, - beneiden
will ich sie nur ob ihrem Tod,
dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Nie hatte Siechtum sie entstellt ...

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Schon sieben Jahre mit herben,
qualvollen Gebresten wälz' ich mich
im Tode und kann nicht sterben.

O Gott, verkürze meine Qual,
damit man mich bald begrabe,
du weißt ja, daß ich kein Talent
zum Märtyrtume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, O Herr,
erlaube, daß ich staune,
du schufest den fröhlichsten Dichter und raubst
ihm jetzt seine gute Laune .

... O Miserere, verloren geht
der beste der Humoristen.“

Nichts als ein Häuflein unglückseliger Knochen mit einem dorngekrönten Dichterhaupt war von ihm geblieben, und doch war er immer noch der redliche Mahner und unerbittliche Kämpfer.

„Was die Glocke hat geschlagen,
sollst du deinem Volke sagen -
rede Dolche, rede Schwerter!“

Die Liebe zur schönen WeIt ermüdet nicht, die Seele glüht im Atem Gottes.

„Wo wird einst des Wandermüden
letzte Ruhestätte sein? -
Immerhin mich wird umgehen
Gottes Himmel dort wie hier,
und als Totenlampen schweben
nachts die Sterne über mir.“

Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Gott wird mir verzeihen, denn das ist sein Metier“ - Welch' eine Lebensleidenschaft! Über allen Abgründen des Grams und der Verzweiflung singt immer wieder das Bekenntnis, das Lerchenlied: das Leben ist schön und einzig - trotz allem.

Enfant perdu - nicht voll wirken zu können, nicht zu siegen über alle bösen Mächte, das war ihm ein echter Schmerz. Die Ideen der französischen Revolution, die 1830 Auferstehung feierten, waren ihm, der den großen Napoleon, Hosianna den Kaiser! mit eigenen Augen gesehen hatte, ein tiefster, innerster Besitz. Und er hatte das Auge für die deutschen Zustände, die das Gegenteil waren, die klein und lächerlich und dumm waren. Und er sagte, was er sah. Er mußte es sagen, oft gegen seinen eigenen Nutzen, ja gegen seinen eigenen Willen. Und unter seinen Worten blieben blutige Striemen. „Sie alle haben ihm mit ihrem Haß vergolten, daß er sie in ihrer Schwäche erkannte und bloßstellte, und in Wahrheit hat das ganze deutsche Philistertum ihm bis heute noch nicht verziehen; denn seine Schwerter schneiden noch heute[125].“ Ein

125 Anna Siemsen, >Literarische Streifzüge<, S. 235. - Einen „Rettungversuch“ unternimmt O. J. Scheuer, >Heinrich Heine als Student<. Das Leiden soll nicht Tabes, sondern „eine wahrscheinlich angeborene spinale Form der progressiven Muskelatrophie“ gewesen sein. Nach Goedecke war die syphilitische Erkrankung Heines der Grund für seinen Ausschluß aus der Göttinger Burschenschaft. Siehe auch Max Marcuse in >Zeitschrift für

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Pionier der Zukunft! Sein heller Blick erkannte die Kräfte, die trotz ihres Glanzes sterben und die wirkenden, die grau und unscheinbar heraufziehen. Er sieht den bürgerlichen Liberalismus an seiner Verlogenheit ersticken, er sieht die ersten Anfänge der Arbeiterbewegung. Er sieht sie als Hellene, als Kunstbesessener, wie eine graue unvermeidliche Sündflut, die die Welt nicht verschönern wird, die viel Herrliches vernichten wird; aber sein unbestechlicher Geist glaubt und nimmt, was sein tapferes, blankes Auge sieht.

Der erste Europäer, ein nicht zu entmutigender Vorkämpfer der deutsch-französischen Verständigung. Auch in Frankreich blieb er damit unverstanden, ein Einsamer, ein Wirkensferner. Und wer heute nach zwei Kriegen die Vereinigten Staaten von Europa will, der muß den Weg nehmen, wo Heine seine unbesiegten Willen fallen lassen mußte. „Daß er als erster die Zeichen unserer Tage in jenen Tagen sah, und daß er sich ohne Furcht und ohne Zögern zum Ritter der Menschheitszukunft machte, das gibt ihm jene Bedeutung, die ihn aus der Schar der übrigen Dichter hebt[126].“

Was er der deutschen Sprache für einen Stil gegeben, was für ein religiöses Heidentum vorgelebt, wie er der Poesie das Meer entdeckt hat, sein Weltbürgertum, seine Geistes- und Denkfreiheit, seine Auffüllung des deutschen Gemütslebens, sein echter Sozialismus - wird nicht alles überstrahlt durch eine kleine jahrelange Tat, durch die Festigkeit und Treue, mit der er zu seiner Frau gehalten? Er war keine kleine Aufgabe. Nur ein Frommer kann das. Sie war in ihrem Wesen die Ladnerin aus dem Schuhgeschäft geblieben, leichtlebig, putzsüchtig, oberflächlich, verschwenderisch.[127] Und Heine trug.

In den letzten Leiden naht diesem Lazarus die unbekannte, sonderbare, schöne Frau, die Mouche, die Blume der Passion. Sie gab dem sterbenden „Venus-Jungen“ die letzte Verklärung.

Robert Schumann, gestorben 1856.

Seine unbezweifelbare Geisteskrankheit kann nicht geleugnet, soll aber gemindert werden. „Da auch die einzige Schwester Schumanns in jugendlichem Alter von einer unheilbaren Gemütskrankheit befallen wurde, welche die Ursache ihres frühen Todes war, so darf man wohl vermuten, daß die Gemütskrankheit, der unser herrlicher Tonmeister im besten Mannesalter mit 46 Jahren erliegen sollte, eine ererbte war[128].“ Aber das ist falsche Scham, die die Wahrheit nicht verschleiern kann. Es ist laienhaft, zu sagen, daß sich, als er mit 16 Jahren seinen Vater verlor, „augenscheinlich schon die Eigentümlichkeiten seines späteren Charakters“ entwickelt hätten, und daß er mit seinen 23 Jahren durch den Tod der Frau seines Bruders in eine „fürchterliche Melancholie“ gefallen sei.

Schumann war, wie das die Regel bei den Genialen ist, ein heiterer, zu Jugendstreichen aller Art aufgelegter Knabe und ein träumerischer, schweigsamer Jüngling. Woher sollte denn auch sonst die Kraft und der Geist zu den Davidsbündler-Tänzen gekommen sein?

Sexualwissenschaft<, 1923, S. 132.

126 Siemsen, S. 238.

127 Max Fischer, >Heinrich Heine, der deutsche Jude<, S. 44.

128 Carl Heinecke, >Meister der Tonkunst<, S. 380.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Seltsamkeiten zeigten sich früh, zum Beispiel wenn er das Rätsel, dessen Lösung der Buchstabe H ist, oder in späteren Jahren ein Chorlied >Zahnweh< komponierte.

Auch nicht die Anstrengung der Komposition des Epilogs auf Goethes >Faust< hat er durch seine Geisteskrankheit „schwer büßen“ müssen. Es ist Zeit, mit solchem Kinderglauben aufzuräumen.

Schon 1844 stellten sich Schlaflosigkeit, Todesfurcht, die bis zur Angst vor metallenen Werkzeugen und vor Vergiftung durch Arzenei ging, und schwere Gehörtäuschungen ein - die ersten Schatten der Paralyse. 1852 ist der Verfall da. Seine Aufführungen verloren so sehr an Wert, daß der Verwaltungausschuß des Allgemeinen Musikvereins ihn zwingen mußte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit seine Tätigkeit auf einige Zeit niederzulegen.

Seine Werke spiegeln den Tod seiner Geisteskraft. Jedes ist wie ein weiterer Einsturz. „Auch in seinem Urteile über Poesie zeigt sich eine sonderbare Unklarheit ... er verfiel in den lächerlichen Aberglauben des Tischrückens ... es ist schrecklich, seine letzten Werke Revue passieren zu lassen[129].“ Mit schrecklicher Schnelligkeit wächst die Krankheit weiter und weiter, die unheimlichen Gehörtäuschungen werden immer heftiger und qualvoller, so daß er ganze Tonstücke und Geisterstimmen zu hören wähnt, während alles um ihn her in lautloser Stille verharrt. Am 27. Februar 1854 stürzt er sich in den Rhein und endet nach zwei Jahren im Irrenhaus.

„Allerdings bezweifelt Möbius[130], daß es sich bei Schumann um diese Krankheit gehandelt hat; wenn man jedoch den Post-mortem-Bericht von Geh. Sanitätsrat Richarz durchliest, sowie auch viele Züge des Komponisten berücksichtigt, findet man vieles, was an die Dementia paralytica erinnert[131].“

Arthur Schopenhauer, gestorben 1860.

„Meine Biographie will ich nicht schreiben, noch geschrieben wissen. Mein Privatleben will ich nicht der kalten und übelwollenden Neugier des Publikums zum besten geben[132].“ Sein Mißtrauen, sein Menschenhaß, aus dem diese Worte geboren sind, sind zugleich eine üble Frucht seiner Krankheit. Entschuldigt darf sich auch vor ihm fühlen, wen alles andere als kalte oder übelwollende Neugier treibt. Gerade vor ihm sei an die weisen Worte Goethes erinnert, daß man „die bedeutendsten Weltbegebenheiten bis in die Geheimnisse der Familie zu verfolgen genötigt“ sei. Sein philosophisches System, sein Pessimismus ist eine wahrhafte Weltbegebenheit. Seine Geschlechtskrankheit ist die Quelle, aus der sein Weiberhaß und seine Weiberverachtung, die Entehrung des Geschlechts und der Geschlechtsliebe fließen. Hinter dieser Entwürdigung steckt ein Minderwertigkeitgefühl, eine Mißgunst[133]. Und der große Widerhall, den er nach seinem Tode gefunden hat, der Kreis seiner Anhänger, die ihm begeistert zustimmen, weil sie in ihm den Mund ihrer Empfindung gefunden haben, hat denselben Grund; es sind

129 Reinecke, S. 433-434.
130 Dr. P. A. Möbius, >Über Robert Schumanns Krankheit<.
131 Dr. med. A. Lorand, >Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung<, S. 143.
132 Brief Schopenhauers an Dr. David Asher vom 15. Juli 1857 in >Arthur Schopenhauer - Neues von ihm und über ihn<. Von Dr. David Asher (1871), S. 12.
133 Felix Theilhaber, >Die menschliche Liebe<, S. 22.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Menschen, die fast immer mit ihrem Geschlechtsleben Schiffbruch gelitten haben und eine Rechtfertigung vor sich brauchen.

Wohl bei keinem liegt der Einfluß der Krankheit auf die tiefsten Grundlagen seines Werkes so klar, wie bei ihm. Und auch seine Denkerkraft macht keine Ausnahme von der Regel - immer wieder die fehlende Grunderkenntnis, die unbewußte Selbsttäuschung. Er war gewiß gutgläubig, er hat der objektiven Richtigkeit seiner Gedanken vertraut, sein Denken nicht kritisiert, die Ursprünge seiner Gedanken nicht untersucht. Und dies, obwohl er, wie kein anderer, anerkannt hat, einen wie finstern Anstrich die Syphilis, dieser Todfeind der Menschheit, dem Leben der Neuzeit gegeben hat. Er sagt:[134] „die venerische Krankheit erstreckt ihren Einfluß viel weiter, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte, indem derselbe keineswegs ein bloß physischer, sondern auch ein moralischer ist. Seitdem Amors Köcher auch vergiftete Pfeile führt, ist in das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein fremdartiges, feindseliges, ja teuflisches Element gekommen; infolge wovon ein finsteres und furchtsames Mißtrauen es durchzieht.“ Der „Apostel der Askese“ kannte die Sinnlichkeit, ja, er, der das Quecksilber den „Triumph der Medizin“ genannt hat, kannte auch ihr „teuflisches Element“.

Ein Bodensatz in seinem Leben und Denken ist immer aufgefallen. Man fand, daß er wie recht viele der genialen Menschen von Kindheit an an nervösen Störungen gelitten habe[135]. P. J. Möbius hat ihm ein gründliches, liebevolles Buch gewidmet, hat aber doch den letzten Punkt, den Urgrund nicht gefunden. Nach ihm ist Schopenhauer der Philosoph des Pessimismus geworden, weil er von Anfang an krankhaft war. Man könne seinen Zustand als theoretisches Taedium vitae bezeichnen. Die grundlose Heiterkeit und Freude am Leben erfülle so sehr jedes gesunde, junge Wesen, daß man da, wo sie fehle, mit der größten Bestimmtheit auf Kranksein schließen könne. Die von der Krankhaftigkeit seiner Natur gefärbten Bestandteile seiner Lehre hätten stärker gewirkt, als ihr wahrhaft Gutes. Daß ungefähr zur gleichen Zeit auch bei anderen hochbegabten, aber entarteten Jünglingen, insbesondere bei Byron und bei Leopardi dieselbe Furcht vor dem Leben hervorgetreten sei, das zeige, wie das Pathologische des Individuums nichts Zufälliges, sondern ein Anzeichen gewisser Störungen des allgemeinen Geistes sei. Möbius betont Schopenhauers tapfere Liebe zur Wahrheit, seinen mächtigen und erquickenden Zorn gegen alles Erbärmliche, seinen Stolz und seine Liebe zu den armen Menschen und den Tieren. Er eifert mit Recht gegen die Schmähschrift von Dr. med. von Seydlitz, der im Jahre 1873 Schopenhauer als Geisteskranken geschildert, und gegen Lombroso, der ein Zerrbild von Schopenhauer gezeichnet hat. Er sieht in ihm mit vollem Recht den Vater der neuen Philosophie, der aus der Schulphilosophie, wenn auch selbst noch von ihr gehemmt, herausführt, einen Mann, der von der frühesten Jugend bis in das hohe Alter nur ein Ziel hat, zu erkennen; der nichts sucht, als die Wahrheit, und der seine Aufgabe mit einem Ernste und einer Treue ohnegleichen erfüllt hat. Er hat seinen Gedanken des heroischen Lebenslaufs selber vorgelebt. Möbius leitet die krankhaften Störungen Schopenhauers aus einer partiellen Hyperplasie des Gehirns her und beschönigt nichts von dem Pathologischen, das in den vielen Wunderlichkeiten, Schroffheiten, Maßlosigkeiten,

134 In >Aphorismen zur Lebensweisheit< (Ausgabe Griesebach), Band IV, S. 535.
135 Dr. A. Lorand, >Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung<, S. 372.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

rücksichtsloser Heftigkeit, Mißtrauen, lieblosem Aburteilen und in der Neigung, alles von der üblen Seite aufzufassen und vom Heiteren und Guten nicht ergriffen zu werden, zutage tritt. In dem siebzehnjährigen Kaufmannslehrling, dem schlechtesten, den Hamburg je gesehen hat, ist der Philosoph und die Sinnlichkeit erwachsen. „Er scheint in den trüben Hamburger Jahren die ersten Erfahrungen dieser Art gesammelt zu haben und er weist in den Versen >O Wollust, o Hölle< usw. darauf hin, daß ihm von Anfang an die Wollust der Kreaturen mit Bitterkeit gemengt war[136].“ Während seiner Zeit auf dem Gymnasium in Gotha war er ein lustiger, frischer, junger Mann.

Schon in seinem 20. Jahre beginnen seine Zustände unbegründeter Angst, plötzliche Anfälle und Störungen des Gehörs, nachdem er schon in Hamburg sich einer Behandlung des linken Ohres hatte unterziehen müssen. Aber er war damals keineswegs ein grämlicher Sonderling, sondern während seines Studiums in Göttingen, das er mit 25 Jahren abschloß, während des Winters 1813 in Weimar, wo er Goethes Arbeitfreundschaft genoß; und während der folgenden 4 1/2 Jahre in Dresden, wo er sein Hauptwerk verfaßte, war er ein frischer, witziger, derber, lebenslustiger Mann, „ein wahrhaft humoristischer Grobian“.

Als leidenschaftlicher Mensch kannte er „den Trieb zur Wollust ... die brennende Gier ... wenn die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewußtsein zur größten Tätigkeit bereit ... In besagten Stunden wird oft mehr gelebt als in Jahren der Stumpfheit“.

In den höheren Jahren wurde sein Zustand schlechter. 1821 schrieb er aus München an seinen Freund Osann: „Vor einem Jahr kam ich hierher, und etwa sechs Wochen darauf, als ich weiter wollte, fing eine Verkettung von Krankheiten an ... ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten ...“

Im Punkte der Weiberfeindschaft war er besser als sein Ruf, den ihm das Kapitel der >Parerga< über die Weiber eingetragen hat. Er hatte mehrere Geschlechtsbeziehungen, und eines muß eine Art von Liebe gewesen sein; denn er hat 30 Jahre später der Freundin ein Vermächtnis [Erbschaft] ausgesetzt.

Wenn auch vielleicht sein Kampf gegen die Gleichberechtigung der Frauen als Abwehr der damals herrschenden Übertriebenheit teilweise aus der Zeitlage zu verstehen ist, so ist seine Metaphysik der Geschlechtsliebe, daß sie ein Kunstgriff der Natur, eine List, um die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und nicht um das Glück, zu begründen, einseitig, scheelsüchtig, stiefboldig; er hat die Verbindung von Glück und Zweck nicht gesehen.

Die mittlere Lebenszeit Schopenhauers also war nicht gut. Schon 1830, mit 42 Jahren, spricht er von seinen grauen Haaren, der ein „Blondkopf mit blaugrauen Augen“ … „mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke“ gewesen war.

1831, nach der Übersiedlung nach Frankfurt am Main, verfiel er in die düsterste Stimmung, so daß er wochenlang keinen Menschen sprach, und wurde im Winter wirklich krank. In dem neuerstandenen Briefwechsel mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer findet man am 20. März 1832 eine rätselhafte Äußerung von ihr: „Was du über deine Gesundheit, deine

136 Möbius, >Schopenhauer<, S. 43.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Menschenscheu, deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich dir sagen kann und darf. Du weißt warum.“ Ob das eine Hindeutung auf den Selbstmord des Vaters sein soll?

Diese Krankheit war, wie wir jetzt wissen, seine Syphilis, die er 1823 erworben hat.

In den späteren Jahren hat sich seine Gesundheit gebessert; er ist ein rüstiger, dem Leben zugewandter Greis, so befriedigt und erdenfroh wie nie. Nur die Ohren machen ihm zu schaffen, das rechte war taub, das linke sehr schwach geworden. Er bezeichnete sich selbst als „kerngesund“, nicht nur mit Stolz, sondern mit wiederholender und übertreibender, siegerähnlicher Freude. Die Briefe seines Alters zeigen eine Frische und Heiterkeit, die den stärksten Gegensatz zu der früheren Zeit bilden.

Der „Menschenfeind“, der er im plumpen Sinne nie gewesen ist, fühlt sich auf dieser Erde, und nicht nur infolge der langsam kommenden Anerkennung seines Werkes, wohl. Er wurde menschlicher, wirklicher, er lebte gern und hatte den Gefühlspessimismus an den Nagel gehängt. Er hoffte, noch 20 Jahre zu leben. Die Ursache des Todes war Lungenentzündung und Herzlähmung. Die Sektion hatte er untersagt.

Dr. Iwan Bloch[137] hat eine bis dahin unbekannte Niederschrift Schopenhauers veröffentlicht, nach der an seiner syphilitischen Erkrankung nicht zu zweifeln ist. „Er hat erst die ganze Tragik der Wollust, den Dämon des Geschlechtstriebes, die „Feindschaft“ der Liebe am eigenen Leibe empfinden müssen, ehe ihm die volle Bedeutung der asketischen Idee aufging ... Hieraus wieder erklärt sich die enge Beziehung, die Schopenhauer zwischen der „wunderbaren venerischen Krankheit“ und der Asketik statuiert. Aus seinen verschiedenen Äußerungen über die Syphilis und vor allem der Tatsache der eigenen syphilitischen Erkrankung ergibt sich die Bedeutung, die die Syphilis für die Konzeption seiner asketischen Anschauung hatte, die unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Erlebnisse, Leiden und Leidenschaften sich entwickelte, während im Alter, wo der Dämon des Geschlechtstriebes und die unseligen Folgen des letzteren ihn nicht mehr quälten, eine deutliche eudämonistische Färbung in seinem Denken sich zeigt[138].“

Es kann hier nur angedeutet werden, welche Ausblicke sich auf sein Denken und auch auf die Lücken seines Denkens öffnen. Der Mann, dessen Verdienst es ist, im Gegensatze zur Scholastik die Philosophie als Auslegung der Erfahrung aufzufassen, vergißt die tiefste eingreifende Erfahrung, die sein eigener Körper erlitten hat, er übersieht das unbewußte Seelenleben, verdrängt in seiner Ästhetik den Geschlechtstrieb ganz, während er doch wußte, daß dieser gerade mit der Künstlernatur auf das engste verknüpft ist, versäumt aber nicht zu sagen, daß das Genie auch einen guten Magen haben müsse.

Welch schöner Beweis ist er selbst gegen seine Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters.

137 >Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823<, in >Medizinische Klinik<, 1906, Nr. 25 und 26.

138 Dr. Iwan Bloch, >Das Sexualleben unserer Zeit<, S. 126 und 428.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Henri Murger, gestorben 1861.

Ein Dichter, dessen schöne Anlagen die Krankheit knickte[139]. Er schildert in den >Scènes de la vie de bohême< und in >Le pays latin< mit überströmendem Witz und packendem Griff das Leben der Pariser Studenten, der Literaten und Künstler, die noch in der Niederung hausen und darauf warten, bis ihr Geist oder das Glück sie zu höherer Anerkennung und sicherer Stellung erhebt. Und die vielen, die für immer unten bleiben. Seine unvergängliche >Bohême< läßt leider die zwingende Künstlerfaust, die Formbildnerkraft vermissen. Wie alle kranken Künstler seiner Art konnte er nicht gestalten.

Seine lyrischen Dichtungen, die unter dem Einflusse Alfred de Mussets stehen, sind anmutig und einförmig-schwermütig. Das Kraftgefühl, der Lebensübermut sind durch die Krankheit frühzeitig vergiftet.

Ferdinand Lassalle, gestorben 1864.

Der Schöpfer der deutschen Arbeiterbewegung in einem lächerlichen Zweikampf gefallen, erschossen von einem unbedeutenden Halbeuropäer wegen eines jungen Mädchens.

Als eine „Verirrung“ wurde sein Ende angesehen. Niemand konnte und wollte begreifen, daß Lassalle, der den >Heraklit< geschrieben, der mit starker Hand in die politischen Geschicke Deutschlands eingegriffen, der mit hinreißender Beredsamkeit die Arbeiterbewegung entzündet hatte, daß dieser Mann, dessen ganzes Leben und Wirken der Menschheit gegolten, um einer persönlichen Angelegenheit, um einer Frau willen einen Zweikampf hätte eingehen können. „Aller Welt wäre es erlaubt, sich zu duellieren, nur einem Lassalle nicht, wenn er nicht dem Wahnsinn verfallen sei[140].“

Marx sagt in einem Brief an Engels: „Was seinen Todesvorwand angeht, so hast du ganz recht. Es ist eine der vielen Taktlosigkeiten, die er in seinem Leben begangen hat.“ Welch ein Urteil! Wie erbarmunglos klar!

Seine Gemütsbewegung ging damals bis zur Selbstmordbereitschaft. Seine Ausbrüche waren die Zeichen des Zusammenbruchs eines bis ins Innerste zerrütteten Menschen, der an sich und an allem irre geworden war.

Er war Vernunftgründen nicht mehr zugänglich, ob sie von seinem Anwalt, Holthoff, kamen oder von der Gräfin Hatzfeld, „seinem besten Freund“. Seine Handlungen bieten ein tragisches Zeugnis dafür, wie er, der stets von einem kühnen Selbstvertrauen beflügelt war, den Glauben an seine „Sterne“ und damit seine innere Sicherheit und Kraft eingebüßt hatte. „Sie lassen uns aber auch schon den physischen Zusammenbruch ahnen, den man wohl als die Hauptsache für diesen Ausgang wird ansehen müssen. Die Unheilserwartung, die aus jedem seiner Briefe an Holthoff spricht, läßt ihn von Wirrsal zu Wirrsal taumeln, verdunkelt seine Erkenntnis und treibt ihn so unabwendlich dem Untergang zu[141]."

Es war ein schönes, junges Weib, Helene von Dönniges, „das sich für mich paßt und eignet. Das einzige, das Sie selbst für geeignet finden würden. Also en avant über den Rubikon! Er führt zum Glück“.

---

139 Siehe Tagebuchblätter der Brüder Goncourt.

140 Ina Britschgi-Schimmer, >Lassalles letzte Tage<, Axel Junker Verlag, S. 11.

141 Ebenda, S. 34.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Sie war oder stellte sich anfangs liebestoll; sie schrieb: „Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es eine teuflische Verwandtschaft fühlt.“ Er antwortet: „Sie sind gut wie ein Kind, aber auch willenlos wie ein Kind.“

In Genf hieß sie allgemein „enfant du diable“. Nach Lassalles Ansicht war ihr einziger, aber riesengroßer Fehler: sie hat keinen Willen.

Sie nannte ihn „meinen schönen, herrlichen Adler“. Er: „Meine Liebe wächst stündlich! Ich lebe nicht, es ist ein fortgesetztes Sterben, bloß durch die konvulsivische Gewißheit erträglich, daß ich dich erringen werde.“

Der Umschwung kam blitzschnell.

An die Gräfin: „Wenn ich Eiserner mich unter Tränen winde, wie ein Wurm“ ... „Ich, der allgemeine Rater und Helfer, bin rat- und hilflos und brauche andere. Meine Dummheit richtet mich hin.“ … „Wenn ich diese Sache nicht durchsetze - und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem. Noch viel mehr vielleicht als des Mädchens Verlust zerbricht mich meine Gimpelei.“ ... „Mein Entschluß kennt keine Grenzen ... in einem halb sinnlosen Zustand ... Ich hab' fast während zwei Tagen jeden freien Augenblick benutzt, um - ich schäme mich nicht, es zu sagen, aber es ist entsetzlich - um zu weinen! Was meinen Schmerz geradezu bis zum Wahnsinn steigert, ist der Stachel des Vorwurfs“ … „Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängnis, alles ist mir absolut verblaßt in meinem Inneren bei dem Gedanken, Helenen wieder zu erobern“ ... „Wenn ein so starkes Herz, wie das meinige, die Selbstbeherrschung verliert, dann ist es namenlos elend ... ich breche zusammen wie ein morsches Brett.“

Die Gräfin: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß Sie immer gleich gereizt gegen mich sind ... Aber wie verlieren Sie gleich den Kopf.“ Er hat sich das Ehrenwort gegeben, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen ... er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um die Fürsprache und Vermittlung des Königs von Bayern beim Vater des Mädchens zu erreichen. Er ist diesmal bald von seinen bösen Sternen überzeugt, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Siegesgewißheit. An sie: „Triumphiere! Meine Liebe zu dir übersteigt alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe gesungen haben.“ … „Hölle ist nichts gegen meinen Zustand ... Wenn sie Nein erklärt, nun so ist alles verloren, so ist das grenzenloseste Ridikule die Folge. ... Habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde. ... Den Dr. Arndt (einen Vetter des Mädchens) muß ich jedenfalls noch erschießen, wenn die Sache nicht nach meinem Wunsch endet.“

Die Gräfin sagt: „Am meisten schien ihn der Gedanke zu quälen, daß er sich, wenn ihn Helene betrogen, durch jene Schritte kompromittiert und lächerlich gemacht hat.“

Er verlangt nichts weniger als die Entfernung des siegreichen Nebenbuhlers, des Herrn Janko von Racowitza aus dem Dönnigesschen Hause. Sein Zorn brach mit aller Macht hervor. Er war wie taub. Der brennende Rachedurst, der ihn schüttelte, machte ihn für alles unempfindlich. Er hätte in diesem Augenblick ebensogut zum Messer wie zur Pistole gegriffen. Er hat nie daran geglaubt, daß er sein Leben einsetzte. Er sagte zu seinen Freunden, er sei ganz sicher am anderen Morgen zur gewöhnlichen Stunde zum Frühstück zurück.

Alles das zeigt einen Besessenen [einen Paralytiker].

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Er, der immer mehr Menschen zu Hilfe und Beistand heranzog und als Vermittler zwischen sich und Helene schob, war schon zu sehr verstrickt, um zu erkennen, daß ein Dazwischentreten anderer Personen in den letzten Beziehungen, die nur zwei Menschen angehen, unheilvoll werden muß[142].“

Seine ganze Verrücktheit ist ein Ausbruch seiner Krankheit. Sicher tritt allerlei anderes hinzu. Er verstand sich von jeher schlecht auf Frauen. Helene war nicht eine „Natur“ im Sinne Goethes, wie er sie genannt hat. Durch übermenschliche Leistungen und Anstrengungen in den Jahren 1862 bis 1864 war seine Gesundheit erschüttert. Auch war die Sehnsucht nach einem persönlichen Glück, nach einer Frau, deren Liebe ihm sein „Sackträgerdasein verschönen“ sollte, in ihm immer stärker geworden.

Aber war es nicht vielmehr „sein eigenes inneres Gesetz, das sich an dieser - zufälligen - Erscheinung Helenes von Dönniges vollzog und seinen Untergang herbeiführte?“

Im Verlaufe dieser „jämmerlichen, armseligen Angelegenheit“ schwand sein Selbstvertrauen dahin und es setzte sich bei ihm der Gedanke fest, bei einem Mißlingen dieser Mädchengeschichte könnte niemand mehr Vertrauen in seine Einsicht und Tatkraft haben[143].

Es war wie eine Probe, die er mit sich anstellte, ob er noch vor sich selbst bestehen könne. Die Krankheit hatte die ersten schweren Schatten auf seinen leuchtenden Geist geworfen[144].

Ida Dehmel[145], die einen Brief von Emma Herwegh an Reinhold Schlingmann über Lassalles Tod mitteilt, nennt ihn einen „Don-Quichotte-Tod“. Als Lassalle endlich den Unwert des Mädchens begriff, „war er so empört, daß er nach dem Ausspruch der Gräfin und Rüstows mit den Worten aufgesprungen sei, wie jemand, dem die Schuppen von den Augen fallen, und der wieder in den Besitz seiner Sinne und seiner vollen Energie kommt: „Gott Lob, jetzt bin ich wieder frei!“ Wir waren alle glückselig, so sagte mir die Gräfin, als wir ihn wie erlöst sahen, machten Pläne für die nächste Zeit - da mit einem Male sprang er auf, nahm Papier und schrieb an den alten Dönniges, daß er eine Dirne zur Tochter, dem Bräutigam, daß er eine Dirne zur Braut habe und schickte beide Briefe trotz der flehentlichsten Bitten und Vorstellungen der Anwesenden ab. ... Ich muß Blut sehen! Dabei blieb es. ... Fräulein von Dönniges fuhr am Tage nach der Verwundung vierspännig mit ihren Wallachen unter den Fenstern des tödlich Verwundeten vorüber. Keine Nachfrage von seiten des Gegners oder des Mädchens! Nichts! Dreißig ähnliche Geschichten sind von ihr in München bekannt. Und darum fiel solch ein Mann!“

Dieser „maßlos dramatische und maßlos unsympathische Kampf ... fabelhaft spannend und unglaublich kitschig[146] erklärt sich durch seine Krankheit. Ja, seine Leidenschaft war „weniger Liebe, als Besitzgier, die eine gigantische und zugleich aufs äußerste gereizte Eitelkeit eines bedeutenden Menschen in einem Selbstdurchsetzungskampf hineintreibt, in dem sich ihm alles verzerrt und verschiebt - bis zur eigenen Würde. Ein Mann, der seine

142 Ebenda, S. 306.

143 Ebenda, S. 310.

144 In seinem Drama >Sickingen< hat er seinem Schmerzensbruder Ulrich von Hutten ein schönes Denkmal gesetzt.

145 >Wie Ferdinand Lassalle starb<, Berliner Tageblatt, 18. Oktober 1925, Nr. 494.

146 >Die Frau<, 1925, S. 319.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eigene große Mission ernst nimmt, selbstlos ernst nimmt, ist undenkbar als Held dieses theatralischen Abschlusses - es sei denn, daß man eingesteht, daß er in den Klauen seines Allzumenschlichen unzurechnungsfähig geworden und widersinnig geendet hat.“ Alles richtig, nur muß man erkennen, daß er in den Klauen der leider allzumenschlichen Syphilis gesteckt hat.

Wer diesen elementarischen, unendlich glühenden Menschen kennenlernen will, lese seine Briefe an die Freundin Sophie von Hatzfeldt[147]. „Lassalles Leben in Berlin, seine wissenschaftlichen Arbeiten, sein Verkehr, die Freude an der Anerkennung seines Buches über Heraklit, wie seine politische Aktion und Stellungnahme spiegeln sich in mannigfachen Wendungen der Briefe anschaulich farbig wieder. Stärker, als man es erwarten mochte, tritt in dem Bilde des arbeits- und genußfrohen Sanguinikers ein tragischer Zug hervor, neben dem Schaffensrausch und dem Enthusiasmus, mit dem er alle seine Aufgaben erfaßt, klingen Töne schwermutsvoller Resignation und müder Enttäuschung an, und im Hintergrunde wühlt eine Krankheit, für welche er in Aachen vergebens Heilung suchte, und die, wenn nicht die mörderische Kugel ihn jäh hinweggerafft hätte, seinen Geist vielleicht in Qualen trostloser Umnachtung begraben haben würde[148].“

Edouard Manet, gestorben 1883.

Französischer Maler, das Haupt der Schule der Impressionisten. Seine Bilder wurden zum Teil als anstößig vom Salon ausgeschlossen. Er starb mit 50 Jahren, nachdem er von 1879-1883 an Paralyse hingesiecht war[149]. Bei den kranken Malern erhält sich meistens ein Rest ihrer Fertigkeit, ihrer Hand, so daß sie nicht ganz ihrem Schaffen entzogen werden; so hat auch Manet noch in der Zeit seiner Krankheit sehenswerte Blumenstilleben gemalt, während anderseits Hans Makart, sein Kunst- und Leidensgenosse, sogleich nach dem Ausbruch seiner Krankheit den Pinsel sinken lassen mußte.

Manet in seinem Stolze fürchtete in den Jahren seines ungeschwächten Könnens, mit seinem Malerfreund Claude Monet verwechselt zu werden, der infolge seines mäßigen Lebens noch heute als Wundergreis von 85 Jahren in seinem schönen grünen Hause auf dem Lande rüstig und begeistert weiterschafft. Ein Gran Gift und alles lischt aus.

Hans Makart, gestorben 1884.

Der üppige Wiener Maler, der an Prunk und Pracht mit den großen venetianischen Künstlerfürsten wetteifern wollte, hat nur ein Alter von 44 Jahren erreicht. Die Paralyse hat ihm schrecklich zugesetzt[150].

Mit dem Bilde >Die Pest von Florenz und die sieben Todsünden oder der Traum eines Wüstlings< wurde er plötzlich der Held des Tages. Wir sehen heute besser als die Urteiler von damals die Kälte der Mache. Jedenfalls hat die deutsche Kunst an Malern von solchem Farbensinn nur wenige. Auch seine späteren Werke >Die Huldigung der Venetianer vor Catherina Cornaro<, und

147 >Lassalles Nachlaß<, herausgegeben von Gustav Mayor, s. auch >Die Literatur<, XXIII, S. 1485 und XXVI, S. 276.

148 Konrad Schmidt, >Lassalle und die Freundin< in >Die Literatur<, XXVI, S. 276.

149 Prof. Dr. phil. und med. W. Weygandt im >Berliner Tageblatt< vom 13. März 1921, Nr. 121 und Julius Meier-Gräfe.

150 Prof. Dr. phil. und med. W. Weygandt im >Berliner Tageblatt< vom 13. Mai 1921, Nr. 12l.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

>Der Einzug Karls V. in Antwerpen< lassen bei aller Meisterschaft und Farbenpracht in der Behandlung der Stoffe und besonders des Nackten Größe und Ruhe vermissen. Seiner Sinnlichkeit fehlt das Unbefangene, das Ungesunde ist nicht zu übersehen.

Zu seinen fürstlichen Räumen und feenhaften Festen steht der krankhafte Ungeschmack, die Fülle seiner Taktlosigkeiten in peinlichem Widerspruch.

Richard von Volkmann-Leander, gestorben 1889.

Der ins Menschenfleisch schneidende Arzt an Händen und Willen verseucht - eine Vision, Rembrandts Hand würdig.

Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Halle. Am Kriege 1870 nahm er als konsultierender Generalarzt der Maasarmee, zuletzt der Südarmee, teil. Er hat für die Neugestaltung der deutschen Chirurgie viel getan; insbesondere erwarb er sich Verdienste um die Einführung und Vervollkommnung der antiseptischen Wundbehandlung. Er ist nur 59 Jahre alt geworden.

Unter dem Namen Richard Leander veröffentlichte er >Träumereien an französischen Kaminen<.

Seine wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen haben nicht die Blüte erreicht, deren sein Geist fähig war.

Karl Westphal, gestorben 1890.

Die Syphilis verschont auch die nicht, die ihre Gesetze erforschen. Sie ergreift auch das Gehirn eines, der über ihre Bekämpfung sinnt und die Pupille des Auges, das ihre Spuren verfolgt. So geht denn ein Psychiater von der Bedeutung Westphals mit 57 Jahren zugrunde. Er hat sich besonders verdient gemacht durch seine Untersuchungen über Nerven und Rückenmark, die in seinen zwei Bänden >Abhandlungen< niedergelegt sind. Ein wahrhaft niederschmetterndes Stück moderner Tragik, daß, wie es von Westphal verbürgt ist, der geniale Schüler, der am Fuße seines Katheders steht und seinem Vortrage über Pupillenstarre lauscht, der erste ist, der das Zeichen der kommenden Krankheit in seinem Auge sieht. Wird es je in der Geschlechterfolge anders sein?

Guy de Maupassant, gestorben 1893.

Eine Hünengestalt, ein Kraftmensch, ein gestählter Sportsmann, wie er heute selten ist, und das Ende so schauerlich, die paralytische Auflösung so lange, daß sie noch mit dem Elend Nietzsches wetteifern kann. Mit 43 Jahren war er erloschen.

Die Philologen der Literatur wissen auch hier von den wahren Vorgängen nichts.

Maupassant entstammte einer altlothringischen Familie, die sich im 18. Jahrhundert in der Normandie niedergelassen hatte. Seine Mutter, Laura Le Poittevin, die einem Patriziergeschlecht der Normandie angehörte, trennte sich später von ihrem Gatten, der als flatterhaft und oberflächlich bezeichnet wird. Sein Onkel, Alfred Le Poittevin, war Dichter, ein Jugendfreund Flauberts. Die Mutter war eine bedeutende Frau. Er hatte eine kleine Stelle im Marine-, später im Unterrichtsministerium. „Zu Beginn der neunziger Jahre trat eine wachsende, beängstigende Nervosität als Folge von Überarbeitung auf, wenn

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

auch die Basis des Leidens ererbt war. Sein älterer (?) Bruder und mehrere Verwandte sind im Wahnsinn gestorben. 1893 machte er mit einem Papiermesser einen Selbstmordversuch und ist in der Zwangsjacke gestorben[151].“

Welch kindlicher Erklärunggrund ist diese Überarbeitung!

Oder ein anderer: „Nach 1889 vertrug er das rauhe Klima (seines Landhauses La Guilette bei Étretat) nicht und die Umnachtung begann[152].“ Das rauhe Klima Frankreichs als Ursache einer Umnachtung!

Maupassant war der König der Novelle. Er hatte eine hochbegabte Mutter, der man die Schuld an seinem Unglück aufladen will, obwohl sie 83 Jahre alt geworden und an einer plötzlichen Lungenentzündung gestorben ist. Der Vater ein unselbständiger, schöner Mann, der im Leben nichts erreichte. Die Eltern trennten sich sehr früh. Der jüngere Bruder starb mit 33 Jahren an einer progressiven Paralyse, angeblich infolge eines Sonnenstichs; die Wahrheit ist: er hatte sich verlüdert.

Maupassant wuchs unter den denkbar besten gesundheitlichen Verhältnissen heran. Er führte bis zu seinem 13. Lebensjahre ein freies Robinsonleben, zog mit den Fischern auf ihre Fahrten und lernte so die furchtbare Schönheit des Meeres lieben[153]. Er war ein aufgeweckter Kopf und guter Schüler. In jungen Jahren war er, wie Zola und Flaubert berichten, ein wilder Mädchenjäger. „Maupassant bot in jener Zeit das Bild strotzender Gesundheit; nichts erinnerte an ihm an den modernen, überempfindlichen, neurasthenischen Schriftmenschen. Wer ihn in seiner Trikotbluse in einer der Schenken am Seinestrande inmitten lustiger Gesellen und kleiner Freundinnen sah, hielt ihn für einen Bootsmann oder einen aus der Athletenzunft. Er aß für vier und schlief wie eine Ratte. Von irgendwelchen geistigen Störungen war nichts an ihm zu bemerken[154].“

Er war unerschöpflich fruchtbar [produktiv]. Maß und Umfang seiner Arbeit sind gewaltig. Von 1880-1890 schrieb er, außer zahlreichen Zeitungaufsätzen, 16 Bände Novellen, 6 Romane und 3 Bände Reiseschilderungen. In seinem Nachlaß wurden noch 33 ungedruckte Novellen gefunden. Fast jede Woche brachte ein großes Blatt eine Skizze von ihm. Sein jährlicher Durchschnitt war 3 Bände mit fast 1500 Seiten; 1884 waren es 4 und 1885 sogar 5 Bände.

Das Unglück der Ansteckung muß ihn sehr früh getroffen haben. Schon sehr bald wird ihm der Geschlechtsgenuß fade. Die Liebe einer Frau oder zu einer Frau ist ihm unbekannt geblieben.

Schon 1880 erschienen die ersten Anfänge seiner Gehirnkrankheit - ein Augenleiden. Die Pupille war erweitert und das Auge unfähig zur Naharbeit. Diese Lähmung ist das Frühzeichen von Tabes oder Paralyse, die dem eigentlichen Ausbruch der Geisteskrankheit oft viele Jahre vorausgeht. Sehr bald wird aus dem lebenshungrigen, überschäumenden Ruderer ein mutloser, mürrischer, trauriger Mann, der das Leben aus seinen Händen rinnen fühlt und den großen Lebensekel wegbekommen hat.

151 >Die Welt-Literatur<, 1920, Nr. 12.
152 >Literarisches Echo<, 1920, S. 493.
153 Dr. Gaston Vorberg. >Guy de Maupassants Krankheit<, S. 3.
154 Vorberg. S. 4.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Eine große Zahl seiner Bücher sind unter dem Einfluß der Krankheit entstanden[155]. Schon 1884 in >Au Soleil< schreibt er von dem vernichtenden Gefühl der Erbärmlichkeit aller Dinge, die fortdauert in alle Ewigkeit, dem Gefühl der menschlichen Ohnmacht und der Eintönigkeit aller Handlungen. Halluzinationen beginnen. In der Novelle >Solitude< sagt er: „Mir ist, als ob ich immer tiefer in ein finsteres Gewölbe versinke, in ein Gelaß, in dem ich die Wände nicht finde, den Ausgang nicht kenne; vielleicht ist es endlos. Ich irre allein umher, niemand um mich herum, kein Lebewesen begleitet mich auf meinem finsteren Weg. Dieses unterirdische Gelaß ist das Leben.“ In der Novelle >Lui<: „Ich fürchte mich vor mir selbst, ich habe Furcht vor der Furcht, Furcht vor den Phantasiegebilden meines Geistes, der sich zu trüben beginnen könnte, Furcht vor der entsetzlichen Empfindung eines unerklärlichen, unbegründeten Schreckens.“ - Immer stärker, wie bei Nietzsche, werden die Ausbrüche des nicht zu heilenden Lebensüberdrusses. Bald ist nur noch er sein ganzes Leben. Der „traurige Stier“ heißt er bei seinen Freunden[156].

Die Sonderbarkeiten fangen an, er hält sich einen Papagei Jacquot, der die Damen mit „Bon jour, petite cochonne“ begrüßt.

Kopfschmerzen foltern ihn, er liest fieberhaft medizinische Bücher, beginnt allerlei Kuren, überfüttert sich mit Arzeneien, immer ohne Erfolg.

Wie alle seine Leidensbrüder, täuscht auch er sich, er hält seine Augenmigräne für Influenza. „Denken wird eine furchtbare Qual, wenn das ganze Hirn eine Wunde ist. Ich habe so viele wunde Stellen im Kopfe, daß ich keine Gedanken fassen kann, ohne daß ich aufschreien möchte: Wozu das? Wozu das?“

Er sucht sich zu betäuben und nimmt Haschisch, Morphium, Kokain und Äther. Sein Roman >Pierre et Jean< ist völlig unter der Einwirkung des Äthers geschrieben.

Immer gräßlicher werden seine Sinnestäuschungen, am schlimmsten in >Le Horla< (1887), das ist der böse Geist des Kranken. Immer weicher und weinerlicher wird der Ton in seinen Werken. „Ich liebe jegliches Geschöpf, jedes Wesen, das im Elend lebt, das weint und leidet, das verständnislos um sich schlägt.“ Vorberg sagt: „Aus dem Mann mit dem Stiernacken und den Ringkämpferarmen ist ein blasser, magerer, fröstelnder Mensch geworden. Die Freunde fanden, daß er im Verlaufe weniger Monate um Jahre gealtert sei. Besonders fiel sein krankhaft starrer Blick auf.“ Die Verwirrung seines Geistes wächst. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1892 will er der Qual ein Ende machen, indem er sich mit einem Papiermesser die Halsschlagader zu durchschneiden versucht. Der nächste Schritt ist die Irrenanstalt, die Zwangsjacke. Die Einzelheiten seines Erlöschens sind unbeschreiblich qualvoll.

155 Eine Analyse der Werke gibt Forel, >Die sexuelle Frage<, S. 568-580. Wie schwer die Erkenntnis des wahren Geisteszustandes ist, zeigen die unklaren Worte eines so großen Sachverständigen wie Forel es ist: „Maupassant war eine krankhaft überempfindliche, ziemlich pessimistische Natur. Er starb geisteskrank. Dadurch erklärt sich, daß einzelne seiner Werke einen durchaus pathologischen, nur für den Arzt verständlichen Charakter tragen.“

156 Siehe Vorberg, S. 6-11; und Dr. Wilhelm Lange, >Die Psychose Maupassants<, S. 7. - Der Genfer Arzt Dr. Charles Ladame sieht dagegen in Maupassant das letzte Schlußglied einer erblichen Belastung. Seine Gründe für diese Annahme sind schlecht. Vgl. >Das literarische Echo<, 1920, S. 493/94.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Lange weist auf die Parallele zum Fall Nietzsches hin: „Auch hier eine hysterische Mutter, eine angeborene Nervosität (Psychopathie), syphilitische Infektion, dann ein Augenleiden und jahrelange Migräne, ein schleichender Beginn der Psychose, eine sehr lange Dauer bei gutem Erhaltenbleiben der formalen Fähigkeiten, neben exaltierter Überproduktion, ferner Mißbrauch von Medikamenten (Chloral usw.). geistige überanstrengung, Größenideen, Demenz und Tod in Verblödung. Einige Werke haben bei Nietzsche wie bei Maupassant gerade durch die pathologischen Züge für viele Leser etwas Mitreißendes und Dämonisches bekommen."

Alphonse Daudet, gestorben 1897.

Ein stiller Dulder, beugte er sein schönes Künstlerhaupt dem unentrinnbaren Ende - Tabes. Einmal, als Vierzigjähriger, trat er in seinem Roman >L'obstacle< zum Kampf gegen Ibsens >Gespenster< an. Der Dichter einer großen Reihe schöner Romane machte sich still auf den großen Weg, und fast 50 Jahre später sagte der Gegenanwalt seines Sohnes Leon Daudet in dem Kolportageromanprozeß um das tragische Ende seines vierzehnjährigen Enkels Philippe: „Von dem plötzlichen Tod Ihres Vaters Alphonse Daudet bis zu dem plötzlichen Tod Ihres Sohnes Philippe zieht sich eine rote Linie" und hat recht. Und diese milde, biologische Betrachtung wäre viel angebrachter als das juristisch-medizinische Kampfgeschrei, das die Verwirrung nur vergrößert. Welch Wahngebilde von Hypothesen und Seltsamkeiten, eine Ausstellung des Vaterschmerzes, eine unaufhörliche Reihe von Zwischenfällen, eine Fülle von irren Szenen und mitten drin Leon Daudet, der Held der „Action Francaise", der, umgeben von seinen tobenden Legionären, die ungeheure Aufregung mit einem richtigen Tobsuchtanfall endet.

„Léon Daudet - dieser Daudet ... Eine seltsame Nummer. Ein dicker, kurzer Mann mit jüdischen Zügen, nach den Zertifikaten der Ärzte erblich belastet vom Vater Alphonse her, der auf den letzten Photographien jenen müden, zerbrochenen Ausdruck des Tabetikers zeigt. Der Sohn, ein Talent, eine Mordsfresse in seinen Pamphleten, keinen guten Geruch um sich verbreitend. Lebt in und von Affären. Das letzte war der geheimnisvolle Tod seines Sohnes Philippe, dessen Sarg der Alte an alle Straßenecken malte. Liest man ihn, über ihn, von ihm, so wird man ein unbehagliches Gefühl nicht los. Es ist wie die Vorahnung. eines Juckens, irgend etwas kriecht über die Haut, reizt die Härchen ... kein angenehmes Fluidum. Die Zusammenhänge zwischen der Finanzpolitik des Blattes und seinen Überzeugungen sind etwas duster, der ganze Kerl immer in Ekstase, spionewitternd, weltuntergangprophezeiend, herumspektakelnd. Ist jüngst bei der Wahl zum Senator durchgefallen. Einer seiner Feinde, André Gauche, hat den sehr gefährlichen Versuch unternommen, mit Hilfe der alleinseligmachenden Psychoanalyse den Sohn des kranken Alphonse zu einem Besessenen - L'Obsédé heißt das Buch - zu stempeln ; aus seinen Werken wird Zitat auf Zitat auseinander gehäkelt, durchgeschnüffelt, und seltsamerweise hat Sigmund Freud seinen päpstlichen Segen zu diesem bösen Tun gegeben, das deswegen völlig belanglos bleibt, weil es im Vorurteil unternommen wurde; das gewonnene Resultat sollte erreicht werden, und es wurde erreicht. Also Daudet riecht nicht gut[157]." So gut die Schilderung, so schlecht ist das Urteil. Warum denn ist der Spruch vorgefaßt? Muß denn das

157 Ignaz Wrobel, >Herr Maurras vor Gericht<, in >Weltbühne<, 1925, XXI, Nr. 38, S. 436.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Pathologische noch dicker sein, wenn es begriffen werden soll? Freud hat zehnmal recht, ein besseres Gericht zu lehren. Und das Tun Wrobels? - es sucht ja gar nicht nach Erklärungen und Entschuldigungen. Man darf nicht aus gutem Herzen schonen wollen, wo das Leben selbst die unerbittliche Arbeit der Wahrheit tut.

Auch Philippe, der Enkel, war anormal. Beide erblich belastet. Die Sünden der Väter oder die lustigen Leutnantstage des Ahnen. Diese psychische Analyse der Familie Daudet im Prozesse wurde durch Zitate aus den Romanen Leon Daudets unterstützt. Ein neuerer und besserer Weg der Gerechtigkeit.

Man vergesse auch nicht die Anziehungkraft des Krankhaften. Da schickt ein ungenannter Freund dem tobsüchtig kämpfenden Vater eine Unterstützung von 100.000 Franks. Und das ganze Bild dieser Krämpfe mit ihrem weithin wirkenden Nachhall verdankt die Welt einer einzigen Syphilis.

Robert Reitzel, gestorben 1898.

>Der arme Teufel<, so nannte er sich und seine streitbare Zeitschrift, die er in Detroit für die deutschen Amerikaner schrieb. Einer von den vielen freien Geistern, die es im Deutschland der Gewalt nicht aushalten konnten. Der Lehrerssohn aus Schopfheim konnte der Theologie keinen Geschmack abgewinnen und wanderte 1871 nach Amerika aus. Dort erging es ihm herzlich schlecht, denn geschäftstüchtig ist er nie gewesen. Er fristete als Hausdiener, Kellerarbeiter, Tabakarbeiter sein Leben, wurde Prediger in Washington und leitete nach dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der Kirchenbehörde seine Gemeinde als unabhängige weiter. Die freie Menschlichkeit war das Ziel seiner Kämpfe. Während der grauenhaften Anarchistenverfolgung in Chicago im Jahre 1887, die mit einem fünffachen Justizmord gefüttert wurde, stellte er sich gegen die Herrschenden. Sein Ende war die Rückenmarksdarre und die Matratzengruft. Die letzten drei Jahre schrieb er den >Armen Teufel< vom Schmerzenslager aus. Aber auch darin war er Heine ähnlich, daß er den Mut nicht sinken ließ und seinen genialen Witz nicht verlor. Ein Sprachmeister und Denkstreiter von seltener Art. Glühend, begeistert, freimütig, von unbestechlicher Offenheit und ernstester Überzeugung, Feind aller Tyrannei, ein unermüdlicher Diener der Freiheit und des Fortschritts.

„Ich bin ein armer Teufel ... Die germanische Freiheitsliebe hieß mich das Bettelstudium der Heimat mit der Freiheit Amerikas vertauschen. Sie ließ mich das Pfaffentum, das dem im Hungersumpfe Erstickenden eine Rettungsplanke geboten hatte, von mir stoßen, wie Tell den Nachen Geßlers. Sie machte es mir unmöglich, mit einer Partei und wenn sie das Freieste auf ihre Fahne geschrieben, in Reih und Glied zu marschieren. Sie führte mich aber in das blutstinkende Malepartus des Kapitalismus, als die Frage war: Wo sind Männer, bereit, ein Opfer zu sein ... Und doch muß ich mir von ehrenwerten Politikern, von Großkrämern, ideallosen Philistern und sonstigen Herrschaften, deren Deutsch nicht über den Katechismus, das Einmaleins und die Wacht am Rhein hinausgeht, sagen lassen, ich sei kein echter deutscher Mann.“

Wie wenige, die auch nur seinen Namen kennen[158].

158 Siehe >Die Sonntagszeitung<, 1924, Nr. 39.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Friedrich Nietzsche, gestorben 1900.

Es steckt in uns allen ein unvertreiblicher Rest von der Auffassung der Syphilis als Schande. Für uns alle, die unter dem blendenden Licht Nietzsches aufgewachsen sind, ist es eine schmerzliche Scham, an seine Paralyse zu glauben. Vieles von dem schönsten und besten, tapfersten und fröhlichsten Eigentum unserer Hirne ist aus seinem Haupt entsprungen, das wir nun den Unterirdischen weihen sollen. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die sich bis heute gegen die Stacheln dieser Tatsache sträubt, hat sicher vielen seiner Freunde aus dem Herzen gesprochen. Aber nachdem Nietzsches >Ecce Homo<, zwei Monate vor dem Zusammenbruch geschrieben - übrigens von dem ebenfalls paralytischen Philosophie-professor Raoul Richter herausgegeben - und das Buch von Möbius[159] erschienen sind, darf kein Unbefangener mehr zweifeln. Und die Gesellschaft von Beethoven und Schopenhauer ist nicht der Walhallen schlechteste.

Die Übersteigerungen des >Zarathustra< könnten noch als Ausbrüche eines ungewöhnlichen Gipfelgeistes hingehen; aber den >Ecce homo< kann man nicht ohne Schauder lesen, so groß und stark auch noch immer die Luft der Höhe ist, aus der diese Stimme tönt.

„Mein >Zarathustra<. Ich habe mit ihm der Menschheit das größte Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dieses Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es gibt, das eigentliche Höhenluftbuch - die ganze Tatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne unter ihm - es ist auch das tiefste, das aus dem innersten Reichtum der Wahrheit heraus geboren, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen.“ ... „Vergleiche ich mich nun mit den Menschen, die man bisher als erste Menschen ehrte, so ist der Unterschied handgreiflich. Ich rechne diese angeblich „Ersten“ nicht einmal zu den Menschen überhaupt; sie sind für mich Ausschuß der Menschheit, Ausgeburten von Krankheit und rachsüchtigen Instinkten: sie sind lauter unheilvolle, im Grunde unheilbare Unmenschen, die am Leben Rache nehmen ...“ - „Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt - ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus - nicht von Stiefeln zu reden.“ ... „Die Kunst des großen Rhythmus, der große Stil der Periodik, zum Ausdruck eines ungeheuren Auf und Nieder von sublimer, von übermenschlicher Leidenschaft, ist erst von mir entdeckt; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des dritten Zarathustra, >Die sieben Siegel< überschrieben, flog ich tausend Meilen über das hinaus, was bisher Poesie hieß.“ ... „Daß ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu atmen wissen würden, daß Dante, gegen >Zarathustra< gehalten, bloß ein Gläubiger ist und nicht einer, der die Wahrheit erst schafft, ein weltregierender Geist, ein Schicksal, - daß die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist alles das wenigste und gibt keinen Begriff von der Distanz, von der azurnen Einsamkeit, in der dieses Werk lebt.“

Und so geht es immer ärger fort. Und zwischen diesen schaudervollen Einzelheiten leuchten Gedanken auf, wie sie wirklich in dieser tragischen Schönheit noch nie geboren wurden. Um zuletzt erschüttert vor der schrillen

159 P. J. Möbius, >Nietzsche< (1909).

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Dissonanz der Gedankensymphonie zu stehen, von der keine Vorstellung zu geben ist.

Möbius kommt zu dem Schlusse, daß Nietzsche von progressiver Paralyse befallen, daß er schon vorher auf Grund erblicher Anlage abnorm war, an Migräne litt und seine geistige Beschaffenheit disharmonisch war. Nietzsches Vater ist mit 36 Jahren an einer Geisteskrankheit gestorben, und auch Nietzsehe selbst war in diesen Jahren auf der tiefsten Stelle seiner Lebenskraft. Auch hielt Nietzsehe sich wegen der Gehirnkrankheit des Vaters für gefährdet. Auch in der mütterlichen Seite war ein krankhaftes Element vorhanden.

Die linke Seite der Stirn war, wie oft bei großen Lyrikern, stärker ausgebuchtet als die rechte.

Er war ein lustiger, zu Scherzen aufgelegter Junge.

Daß er nie in seinem Leben eine Frau berührt habe, ist nur eine Sage. Möbius[160] berichtet, daß Nietzsche schon als Student in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und auch später von Zeit zu Zeit, - leider mit Dirnen, bei denen kein Mann der Ansteckung entgeht. Seine besonders starken Augenkopfschmerzen waren das erste Anzeichen der Paralyse. Möbius sagt: „Wir wissen mit Bestimmtheit, daß bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist“, und setzt die Erkrankung in die Zeit zwischen 1882 und 1885, in die auch der Abschluß des >Zarathustra< fällt. Einzelne Wellen der Paralyse treten nach ihm in der Mitte des Jahres 1881 auf, eine starke Welle folgt im Januar 1882, in den Jahren 1883 und 1884 steigt die Flut gewaltig an und erreicht während der Abfassung des vierten Zarathustrateils ihre erste große Höhe. Dann folgt ein langsames Abfluten und im Jahre 1887 wird der niedrigste Stand erreicht. Endlich beginnt die neue Steigung mit dem Jahre 1888, während des ganzen Jahres wachsen die Wellen, an seinem Schlusse ist die zweite Höhe erreicht und schließlich zerreißen alle Dämme. So wurde aus dem „Dionysos“ der „Gekreuzigte“.

Das Fazit zieht Möbius mit den guten Worten: „Man muß im einzelnen das, was er sagt, unbefangen aufnehmen, es kann wahr sein trotz der Gehirnkrankheit, es könnte unwahr sein ohne solche.“

Der größte Jammer ist, daß Nietzsche mit einer Klarheit und Leidenschaft wie niemand den für das nächste Jahrhundert lebenswichtigsten Gedanken der biologischen Hygiene begriffen hatte und ihm die Bahn hätte brechen können. Wie groß und verheißungsvoll ist sein Satz: „Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten.“

Seine Paralyse hat einige Besonderheiten. Sie hat sehr lange - 19 Jahre - gedauert, während die meisten Fälle in drei bis vier Jahren enden, und er hat sich sehr lange vor und auf der Schwelle zwischen Gesundheit und Krankheit gehalten und Werke von höchstem Wert geschaffen. Im Beginne seiner Erkrankung waren einzelne Fähigkeiten sogar erhöht; die der ersten Zeit dieser Krankheit eigentümliche Euphorie, das Wohlbefinden und Hochgefühl, war bei ihm besonders stark. Auch die zweite Stufe, das Maßlose und alle Grenzen Übersteigende, gab ihm noch eine Fülle großer Leistungen. Zustatten kam ihm die Freiheit von Berufspflichten und der lange Aufenthalt im sonnigen Hochgebirge und im Süden. So ist ihm gelungen, was Schopenhauer versagt war. Er hat die Liebe und die Frau nicht verflucht. Im Gegenteil: „Die Predigt

160 >Nietzsche<, S. 50.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des Geschlechtslebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist das Verbrechen selbst am Leben, - es ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“

Les nerveux se recherchent - es scheint eine Art von Ordensgeist zwischen diesen Leidensbrüdern zu geben. Nietzsehe liebte Guy de Maupassant, „einen von der starken Rasse, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugetan bin“, und Heinrich Heine, der ihm „den höchsten Begriff vom Lyriker“ gab; „ich suche umsonst in allen Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaftlichen Musik; er besaß jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir Vollkommenheit nicht zu denken vermag[161].“

Oskar Wilde, gestorben 1900.

Der schönste, der geistreichste, der eleganteste Mann seiner Zeit - bis auf den Grund von der Seuche zerfressen. Nachdem er durch allen Schmutz der Welt - die Liebe zu einem niedrigen Mann, ein widerliches Strafverfahren, einen dreckigen Kerkerkäfig - gegangen war, ist er in einer kleinen, schlechten Herberge in Paris gestorben. Der Apostel der Schönheit in der Gosse verreckt. Er, der gesagt hat: „Es ist ein größerer Vorzug, schön, als gut zu sein.“ ... „Schönheit ist der einzige Wert, dem die Zeit nicht schadet.“

Es scheint, als ob ein Gefühl für sein künftiges Schicksal schon in seinen besten Zeiten in ihm gelebt hätte. „Das ist das Geheimnis der Lebenskunst: gehe jedem Gefühl aus dem Wege, das dir nicht zuträglich ist.“ Aber mit der Präzision der Hybris tat er das Gegenteil. „Wie schade, daß wir unsere Lektion vom Leben immer erst dann erhalten, wenn wir davon keinen Gebrauch mehr machen können.“ ... „Um die Tragödie der andern liegt immer etwas wie Banalität.“ ... „Ich habe nichts dagegen, wenn man sich über andere Leute öffentlich entrüstet. Der Skandal, soweit er mich betrifft, interessiert mich nicht. Er hat für mich keineswegs den Reiz des Neuen.“ ... „Nur eines ist noch ärger als in der Leute Mund zu sein, nämlich nicht in der Leute Mund zu sein.“ ... „Heutzutage überlebt man alles, außer den Tod, das Leben gewährt einem alles, außer den guten Ruf.“ ... „Es gibt Krankheiten von solcher Seltsamkeit, daß man deren Wesen erst dann völlig begreift, wenn man sie am eigenen Leib erlitten hat. Wie groß ist aber dann die Belohnung, die einem zuteil wird! Wie wundervoll weitet sich der Blick über die Welt, die uns nun ganz zu eigen gehört.“ - Für ihn gab es diese Belohnung nicht. Deshalb lassen sich besser, als bei den meisten anderen, in den Sprüngen und Widersprüchen dieses überragenden, aber ruhelosen Geistes die Giftspuren der Krankheit nachweisen. Und nicht bloß sein Werk, auch sein Leben in seinen Höhen und seinen Tiefen wird unter dem Scheinwerferlicht des biologischen Eindringens sein wahres Gesicht zeigen.

Sein Freund und liebevoller Biograph Frank Harris[162] - Wilde ist widerlegt, der sagte: „sicher ist es immer Judas, der die Biographie des Meisters schreibt“ - gibt eine ehrliche Schilderung: „Die Härte des Gefängnisarztes und des englischen Gefängnissystems hat Oskar Wilde ums

161 Ein machtvolles Bild Nietzsches, auch seiner krankhaften Zustände, gibt Stefan Zweig, >Der Kampf mit dem Dämon<, S. 231, ohne sich auf eine Deutung der Geisteskrankheit einzulassen.

162 Frank Harris, >Oscar Wilde - eine Lebensbeichte<, Verlag S. Fischer, 1924, S. 405.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Leben gebracht. Die wunde Stelle in seinem Ohr, die er sich an jenem Sonntagmorgen in der Gefängniskapelle zu Wandworth zugezogen hatte, als er ohnmächtig zu Boden fiel, entwickelte sich zu einem Abszeß und bildete schließlich die Ursache seines Todes. Die Operation, die Roß in seinem Brief erwähnt, war die Exstirpation dieser Geschwulst. Die Gefangenschaft, die Aushungerung und vor allem die Grausamkeit seiner Kerkermeister hatten ihr Werk verrichtet.

Diese lokale Affektation wurde, wie bereits erwähnt, durch ein allgemeineres und bösartiges Leiden verschlimmert. Die Ärzte führten das rötlich aussehende Exanthem auf Brust und Rücken, über das Oskar klagte und das er dem Genuß von Muscheln zuschrieb, auf eine andere und ernstere Ursache zurück. Sie rieten ihm sofort, vom Trinken und Rauchen Abstand zu nehmen und ein äußerst enthaltsames Leben zu führen, denn sie hatten bei ihm die Symptome des tertiären Stadiums jener furchtbaren Krankheit festgestellt, die infolge der in England herrschenden vernunftlosen Prüderie die Auslese der englischen Männer ungehindert hinwegraffen darf."

Immer wieder dasselbe Spiel: Die Schwäche der Ärzte, die Selbsttäuschung des Kranken, die Schuld der Gesellschaft.

Wahrscheinlich ist auch seine Mannesliebe aus seiner Krankheit zu erklären. Auch in ihm hatte sich, ähnlich wie in Schopenhauer, ein fürchterlicher Frauenhaß entwickelt, zwar in der Form weltmännisch geschliffen, aber nicht minder tobsüchtig. Ein unerbittlicher kalter Hohn, eine giftige Verachtung brechen immer wieder los. „Definition des Weibes als eines Geschlechtstieres? - Das Weib ist eine Sphinx ohne Rätsel." ... „Die Frau, die den Mann zu fesseln begehrt, muß nur seine gemeinsten Instinkte entfesseln." ... „Die verheiratete Frau ist Herrin über alle Männer. Das ist allein das Gebiet, das sie vollkommen beherrscht." ... „Die Geschichte des Weibes ist zugleich die Geschichte der schroffsten, je vernommenen despotischen Herrschaft: der Herrschaft der Schwachen über die Starken. Dies ist die einzige Tyrannis, die noch immer Geltung besitzt." ... „Die Frauen lieben uns um unserer Fehler willen. Wer viele solcher Fehler besitzt, dem verzeihen sie alles, sogar überragenden Geist." ... „Das Weib schätzt eine Eigenschaft am höchsten: Grausamkeit. Die Instinkte des Weibes sind wundervoll primitiv. Wir haben das Weib frei erklärt, aber es ist Sklavin geblieben, nach wie vor späht es nach seinem Herrn aus. Es träumt nur von einem: beherrscht zu werden."

Als dann der Douglas-Prozeß kam, war seine Kraft schon unterhöhlt. So hat er sein tiefes Wort: „Alle Prozesse sind Prozesse, bei denen es ums Leben geht, genau so, wie alle Urteile Todesurteile sind", selbst bis zum bitteren Ende auskosten müssen.

Das Gefängnis verinnerlicht ihn so wunderbar, daß sein Genius noch einmal die Kraft findet, den Satan der Syphilis zu besiegen. Die >Zuchthausballade< und die >Epistola ex carcere et vinculis<[163] entstehen, Schreie aus der Tiefe, wie die Welt sie nicht zum zweiten Male besitzt.

Ja, man muß es zugeben, er, der weltberühmte Dichter, der weltgewandte Mann auf der Höhe des Lebens war - der Verführte und der junge Lord Alfred Douglas der homosexuelle Verführer. Dann aber wird es erst recht erstaunlich,

163 1904 ein Auszug unter dem Titel >De profundis<, 1925 als Ganzes unter dem Titel >Epistola< veröffentlicht, von Max Meyerfeld wunderbar übersetzt.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

daß Wilde nach der Entlassung aus dem Gefängnis sich nicht wieder erheben konnte, sondern wieder zu - Douglas ging. Warum? - Die Krankheit hatte ihr Zerstörungswerk vollendet[164].

Er wußte es. In >Oscar Wildes letzte Briefe< sagt er: „Frank will durchaus, daß ich geistig immer unter Hochdruck stehe - es ist höchst anstrengend - aber wenn wir in Napoule eintreffen, werde ich ihm die Neuigkeit - nunmehr ein offenes Geheimnis - anvertrauen, daß ich Gehirnerweichung habe und nicht immer ein Genie sein kann.“ Und: „Ich kann einfach nicht schreiben. Es ist zu furchtbar, nicht von mir, sondern für mich. Es ist eine Lähmungserscheinung - ein cacoethes tacendi - die bestimmte Form, die bei mir die Krankheit annimmt[165].“

Steht er nicht da wie ein Sinnbild unserer Zeit - der verseuchte Ästhetizismus, der zerfressene Snobismus, strahlend und inwendig voller Gifte?!

Paul Gauguin, gestorben 1903.

Französischer Maler, der in die Einsamkeit Tahitis ging. „Zweifellos war Gauguin krank. Man hat erklärt, er habe den Aussatz, die Elephantiasis, die Syphilis. Das Letzte stimmt, darf aber nicht dem Lande zugeschrieben werden (Tahiti), es war eine richtige Pariser Seuche[166].“ Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, an seinen Bildern und Briefen die mörderischen Griffe der Syphilis aufzuweisen. Wahrscheinlich war die Krankheit der Grund seiner Auswanderung; er suchte wohl in dem heißen Lande ihre Heilung. Ohne die Krankheit wäre also wohl seine fremde Kunst überhaupt nicht entstanden. Und daß seine Hand von einem kranken Hirn geleitet wurde, zeigt jedes dieser Bilder. Ohne Zweifel wäre er in Paris seiner Krankheit früher erlegen. Wir hätten seine sonderbare Kunst ohne die Krankheit und ohne Tahiti nicht. Gewiß, diese Stufen des halben Irreseins geben einen neuen und scharfen Reiz. Aber je mehr die Welt in unsren Tagen mit solchen ungesunden Werken angefüllt wird, desto schneller wird der Tag kommen, der diese Giftblüten von sich weisen wird.

Niels Ryberg Finsen, gestorben 1904.

Der Begründer der modernen Lichttherapie. Er stellte die Wirkung des Lichts zuerst auf die Pocken, später auf Lupus fest; er stiftete 1896 in Kopenhagen Finsens medicinske Lysinstitut und erhielt den Nobelpreis für Medizin. Sein Verfahren zur Behandlung von Hautkrankheiten, besonders Hauttuberkulose, brach eine neue Bahn; es besteht darin, daß ursprünglich Sonnenlicht, jetzt elektrisches Bogenlicht mittels starker Linsen in einen fernrohrartigen Apparat gesammelt auf die Haut gebracht wird, wodurch Zerstörung der erkrankten Hautpartien, oft auch gute Vernarbung von Wunden erreicht wird.

Er ist an Tabes zugrunde gegangen. Wer einmal sein gequältes Gesicht auf einem Bilde gesehen hat, wußte seine schreckliche Krankheit. Er ist nicht der einzige ärztliche Nobelpreisträger, der von der Syphilis zugrunde gerichtet ist.

---

164 Vgl. noch Carl Hagemann, >Oscar Wilde<, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
165 Siehe >Fred A. Angermayer< in >Die Literatur<, 1926, S.263.
166 Victor Segalen, >Gauguins Briefe<, Verlag Kiepenheuer, Einleitung.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Otto Erich Hartleben, gestorben 1905.

„Und ach! die Sittenlosigkeit ist mir doch so gesund.“ [Natürlich ironisch gemeint.]

Eine Täuschung, die er mit seinem Leben und seiner Kunst bezahlt hat. Er war kein echter Halkyonier, sondern, obwohl sonst durch die Leichtigkeit und Anmut seiner Gaben unter Deutschen ein seltener und eigener Fall, ein ewiger Bierstudent, verbummelt, kunstvergessen, ein Mann der Anläufe, ohne Fleiß, ohne Ernst, ohne geistige Tugend. „Wir wissen, daß Bacchus seinen Knecht, daß auch Venus ihren Ritter furchtbar gezüchtigt hatte[167].“ Es ist ein Jammer, dieses Leben zu überschauen. Er hatte das Zeug zu einem großen modernen Odendichter und zu einem sozialen Dramatiker. Der letzte Teil seines Lebens gehört in das Fach des Seelenarztes. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Hugo Wolf, gestorben 1907.

Nach fürchterlichen Leiden, nach Qualen der Reue, im unaufhörlichen Schmerz über seine Selbstvernichtung gestorben an Paralyse nach einer Syphilis, die er sich mit 17 Jahren zugezogen hat. Er ist wohl von allen Genialen der, der am frühesten, als halber Knabe, den Todesschuß empfangen hat.

Er ist der größte Lyriker der Nach-Wagner-Zeit, der Meister des Lieds, der kleinsten musikalischen Form, in der er Ungeahnt-Neues geschaffen hat. Sein armes zerquältes Leben von 43 Jahren ließ ihm die Zeit nur zu einer Oper, dem >Corregidor<. An äußeren Freuden und Annehmlichkeiten war sein Dasein ganz arm. 36 Jahre war er alt geworden, hatte 160 Lieder geschrieben und hatte noch kein eigenes Heim, keine Stätte, wo seine feinen Nerven Ruhe fanden, lebte er noch immer in drückendsten Sorgen und von den Opfern seiner Anhänger und Freunde.

Das beste Bild von seiner Persönlichkeit gibt Rosa Mayreder, die Dichterin des Corregidor-Textes[168].

Wolfs Erscheinung war sonderbar, ein kleiner zierlicher Mann mit schwarzen stechenden Augen.

Er war schwer zugänglich, tief verschlossen, und seine Handlungen behielten immer etwas Unberechenbares, manche Züge an ihm erschienen völlig rätselhaft. Er war in seinem Auftreten von der Gunst oder Ungunst der Umstände durchaus abhängig. Hinter seiner mürrischen Unzugänglichkeit, die keinerlei Rücksichten zu nehmen vermochte, war seine überzarte Seele so tief verborgen, daß auch seine Freunde sie oft nicht finden konnten.

„Aber wenn es selbst seinen intimen Freunden nicht immer gelang, den Unbilden, die seine nervöse Disposition mit sich brachte, auszuweichen und die wechselvollen Stimmungen, denen er unterworfen war, konfliktlos zu bestehen, so entschädigte er sie doch auch, abgesehen von seiner Musik, durch die Vielseitigkeit seines Geistes, durch die Empfänglichkeit seines Gemütes, durch seinen Sinn für Humor, und nicht zuletzt durch seine Freudefähigkeit.

167 >Arthur Eloesser<, in >Die Neue Rundschau<, 1924, S.639.

168 >Briefe an Rosa Mayreder<, hrsg. von Heinrich Werner, Wien 1921.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wer nicht Hugo Wolf sich freuen gesehen hat, der weiß nicht, was Freude heißt[169].“

Diese innere Heiterkeit, diese Freudefähigkeit hat jeder, den die Natur mit Schaffenskraft begnadet; und sie ist das Erste, das die Krankheit zermürbt. Und dann kommt die Mißachtung der Frau; auch Wolf war „seinem ganzen Wesen nach dem weiblichen Geschlecht nicht sehr geneigt“.

Wer ihn wirklich kannte, der sah, „daß nicht weniger als alle Leidenschaft, auch alle Zartheit, Lieblichkeit, Innigkeit der Empfindung, für die er in seiner Musik so wundersam ausdrucksvolle und so unendlich mannigfaltige Akzente gefunden hat, aus dem tiefen Brunnen seiner Persönlichkeit strömte“.

Dann beginnen bald die Sonderbarkeiten. Frau Mayreder erzählt deren mehrere mit tiefem Verständnis für die geniale Psyche des leidenden Mannes.

Ähnlich wie Beethoven und Schumann hatte Wolf Störungen des Gehörs. Er war gegen Geräusche so empfindlich, daß er bei der Arbeit einen Apparat trug, durch den er sich künstlich schwerhörig machte, und sein Schlaf war so leise, daß er sogar während der Nacht den Apparat trug.

Im September 1897 mußte er in eine Nervenheilanstalt gebracht werden. Damit beginnt das Ende.

Frau Mayreder nennt, obwohl sie den Schlüssel zu allem Wunderlichen und Seltsamen kennt, das sein Auftreten für Außenstehende befremdlich machte, den Namen der Krankheit nicht; aber die Wahrheit ist die stärkste Hilfe.

Walter Leistikow, gestorben 1908.

Der Maler, der die Schönheit der märkischen Landschaft, des Grunewalds und seiner Seen entdeckt hat, während die Früheren sie nicht genug verlästern konnten. Und er zeigte wirklich, daß die „Sandbüchse“ nebst ihren dürren Föhren es an Eigenart und Unvergleichlichkeit mit dem Schönsten auf der Welt aufnehmen kann, daß man nicht an die See oder in die Alpen zu trotten braucht, um einen tiefen Zug aus dem ewigen Bronnen zu nehmen. Alle Wander- und Wasserlust hat er entbunden. Die Nachwelt hat ihm seine Verdienste schnell vergessen. Er war auch nicht der Naturalist, als den man ihn einfach abstempeln wollte. Er war ein Dichter, ein Stilschöpfer. Das tiefe Blau der Seen, das dunkle Grün der Kiefernkronen, das im Sonnenlicht flammende Rotbraun der schlanken Stämme, ein helles Stück sonnigen Wegs und spielende weiße oder abendliche Wolken, - das wurde in seinen Händen zu einer brausenden Farbensymphonie. Die Eindrücke seiner Augen bekamen Klang, rhythmisch fließende Fülle, in großen Linien gehalten und geballt. Und er war nicht wie die meisten Landschafter ein Wiederkäuer seines Stoffes, sondern gesammelt-vielseitig, erweitert-frei. Sein Erdgefühl sehnsüchtig-umfassend, ungestillt-lustfreudig. Und der starke, rüstige Mann, dem früh die Beine versagten, mußte mit 43 Jahren die lichtverlangenden Augen schließen, nachdem er die vorbestimmte Frau gefunden hatte, um ihm jedes Glück zu vollenden. Um ihr den Anblick seiner Auflösung zu ersparen, war seine letzte Liebestat die Kugel in die eigne Stirn.

169 >Mayreder<, S. 116.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Hans Jaeger, gestorben 1910

„Norwegens brennendste Menschenseele“, der Dichter, der eines der qualvollsten Bücher aller Zeiten, sein Liebesbuch >Kranke Liebe< geschrieben hat, alle Martern eines um ein hohes Weib ringenden syphilitischen Genies; das Buch eines Monomanen, mehr als tausend Seiten voll von wahnsinnig-nackten Bekenntnissen, die Beichte eines Verlorenen, ein Ichroman, der sein syphilitisches Elend und Säuferunwesen, den Verlust der Mannbarkeit und der Geisteskraft bis zur letzten Wahrhaftigkeit schildert. Jede Seite zeigt, unter welchen grauenhaften Schmerzen dieses Buch entstanden ist, welchen Heldenkampf der Dichter gegen sich und seine Krankheit geführt hat. Der „frühgeborene Sohn der Zukunft“, wie er sich selber nannte, hätte ohne die Krankheit seinem Bekennermut eine niegesehene Wirkung geben können. Sein Gesetz war die Wahrheit, seine Waffe die Verachtung, die Wut über die Menschen und ihren Staat und ihre wahnsinnigen Einrichtungen. „Es ist ein entsetzliches Buch“, sagte Jonas Lie über Jaegers erstes Buch - „Von der Kristiania Bohême" - „mit dem Revolver vor der Stirn ist es geschrieben worden. Seine ganze bürgerliche Existenz hat dieser arme Mensch aufs Spiel gesetzt, sein ganzes Leben, nur um zu sagen, um hinauszuschreien all dies Fürchterliche, an das wir andern, weil wir uns für zu fein halten, natürlich nicht rühren mögen. Ein Notschrei ist es von dem, der sinkt, eine Großtat ist dieses Buch.“ Das fürchterliche Bekenntnis seiner >Kranken Liebe< ist der Notschrei, der Angstschrei dessen, der schon versunken ist. Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, Künder des Kampfes gegen die Lüge im Leben und Dichten, des lebendigen Menschen mit seinem Sündigen und Teuflischen, Sozialist, Anarchist, Prediger der Gewaltlosigkeit. Sein letztes Buch ist >Die Bibel der Anarchie<. „Und seine Erkenntnis: die Menschen haben die Sonne, das Licht, die Wärme aus ihrem Leben vertrieben, dunkel und kalt haben sie es in sich und um sich gemacht, zu einem ewigen Kampf haben sie das Leben gemacht, zu Zwang verpfuscht die göttliche Freiheit, krank haben sie sich selber gemacht, krank alles, alle, zum Zerrbild Gottes Ebenbild. Und er hatte den Mut, er, Hans Jaeger, den anderen zu zeigen sein eigenes Zerrbild, sein eigenes Kranksein und seine Erbärmlichkeit, ohne Lüge, ohne Retusche[170].“ Und er segnet das Weib, das ihn betrogen, als „den einzigen, wahrhaftigen, wahren Menschen, der ihm begegnet während seines Erdenwallens“, denn in ihr war das Herrlichste und das Niedrigste, die Wollust und das Raubtier, Göttin und Teufelin. „Ich bilde mir ein“, sagt er, „daß dieses Buch gelesen werden würde - gelesen, wie wenige Bücher - von allen, die unglücklich lieben, denen es in die Hände fallen würde durch Jahre und aber Jahre - und mir ist, als könnte ich allen von ihnen die Hand drücken. Und danach habe ich ein so unsagbares Verlangen, ja, das ist eigentlich das einzige Verlangen, das ich habe, wenn ich jetzt nach diesem jämmerlichen, mißglücktem Leben allem Lebewohl sagen muß. - O, sie ahnen nicht, was für eine letzte Genugtuung das für mich sein würde.“

In Not und Hunger hat er gelebt, seine Bücher [wurden] beschlagnahmt, er ins Gefängnis geworfen; aber er hat es gewagt.

Seine Seelenbeichte geht über Augustinus und Rousseau hinaus. Nie wird dieser machtvolle Widerspruch gegen die Heuchelei des heutigen Sexuallebens vergessen werden. „Nein, dieser Hans Jaeger ist nicht immer

170 Niels Hoyer, Vorrede zu >Kranke Liebe<, S. III.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ideal, vorbildlich und tugendhaft. Er war ein glückloser Mensch, der in der Wirrnis unserer heutigen Gesellschaft lebenslänglich wie in einem Kerker als ein Verbrecher blieb. Und doch hat er vielleicht mehr für die Menschheit getan, als manche satte Tugend es vermag, indem er mit der Inbrunst des Ketzers, mit der Glut des Märtyrers jedes Opfer brachte um der Wahrheit willen[171]."

Emil von Behring, gest. 1917.

Er hat als Assistent von Robert Koch begonnen, wurde dann Professor der Hygiene, wurde geadelt, erhielt den medizinischen Nobelpreis, einer der angesehensten Vertreter der Bakteriologie und Immunitätsforschung; er machte die Entdeckung, daß das Blutserum von Tieren, die für Diphtherie und Tetanus immunisiert worden waren, fähig sei, das spezifische Gift der betreffenden Bakterien im lebenden Organismus unschädlich zu machen, und begründete damit die Blutserumtherapie. Er erweiterte die Kenntnis über die Entstehung und Überwindung der Infektionkrankheiten sowie über erworbene Immunität.

Nach der Ansicht der Militärärzte soll sich seine Tetanusprophylaxe ausgezeichnet bewährt haben.

Über sein Diphtherieserum sind die Akten noch nicht geschlossen.

Er ist 63 Jahre alt geworden und einer Paralyse erlegen. Die Zahl der Ärzte unter den Opfern der Syphilis ist besonders groß.

Andreas Ady, gestorben 1919.

Ungarns größter Lyriker der letzten Zeit. Sein Freund Bela Hevess hat die Tragödie dieses Lebens geschrieben[172]. Bei Ausbruch des Krieges stand Ady schon auf der Höhe seines Dichterruhmes, und doch wurde er von Zweifeln am eigenen Talente geplagt und war drauf und dran, der Dichtkunst den Rücken zu kehren und in einer stillen Amtsstube die letzte Zuflucht zu suchen. In diesen düsteren Zwischenzeiten, die oft Monate dauerten, war die gütige, sich für ihn aufopfernde Gattin sein Halt und Schutz, die ihn von allen lastenden Tagessorgen zu befreien versuchte. Aber der Körper des Dichters, der von Syphilis und Alkohol angefressen war, beginnt schon 1917 zu wanken. Ein Ausschlag machte ihm viele Monate unaussprechliche Qualen; er wird von Todesgedanken gemartert, seine Unfähigkeit, zu leben und zu arbeiten, verdüstert ihm seine Stunden immer mehr, und der Selbstmord wird der letzte Gedanke, den er noch fassen kann. Und noch einmal gelingt ihm ein Aufschwung. „Und in dieser Seelenverfassung schreibt er eines seiner herrlichsten Gedichte über die sonderbare Sommernacht, eine Dichtung voll leuchtender Visionen, tiefster Gedanken, irrsinniger Prophezeiungen. Man·jubelt ihm zu, man freut sich der Frucht seines Genies, und da wächst wieder sein Selbstvertrauen. Doch nur auf kurze Zeit. Es kehren wieder die Todesahnungen, die schon in jungen Jahren sich an seine Fersen geheftet hatten." ... Dann schreibt er den berühmten >Gesang des Chronikers 1918<, den Aufschrei gegen das widersinnige Blutvergießen, gegen Verrohung und Verelendung der im Kriegsnetz gefangenen Menschheit. Er wünscht die Revolution herbei. Sie kommt, und der Nationalrat überhäuft „den Dichter der Revolution" mit unerhörten Ehren. Aber schon in den ersten Tagen der Revolution wird er von einem Schlaganfall heimgesucht, der ihm die Zunge

171 >Die Neue Generation<, 1921, S. 211.
172 Siehe Pester Lloyd, 8. Mai 1926.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

lähmt und bald auch die geistige Kraft vernichtet. Die Paralyse entwickelt sich schnell. Und das war seit langer Zeit sein Schrecken, sein böser Traum. Die Furcht vor dem Wahnsinn läßt ihn nicht mehr los. Nach einem langen grausamen Todeskampf ist er in der Anstalt gestorben. Die ärztlichen Gutachten beweisen, daß er Jahrzehnte hindurch den Keim der Paralyse in sich getragen. „Eine Tragödie ist beendet, wie sie die gesamte Geistesgeschichte nur selten gesehen. Eine echte Tragödie im Sinn der hellenischen Trauerspiele. Für den Helden Leiden und Kämpfe und Niederlagen, für die, denen der Kampf gilt, Erhebung und Läuterung und Bereicherung. Mit seinem vergänglichen Leben sind auch seine Schmerzen und Schwächen und Gebreste[173] tot. Er aber lebt im Bewußtsein, in der dankbaren Erinnerung seines Volkes. Revess gebührt Dank dafür, daß er seinen tragischen Helden so innig geliebt, so ergreifend geschildert hat, daß er nichts von der Wahrheit über den Menschen verheimlicht und kraft der alles verklärenden Liebe und Verehrung den Dichter über den Mensehen hoch erhoben hat.“

Hans Paasche, gestorben 1920

„Der Hutten des Freideutschtums.“ Seine ruchlose Ermordung hat dem unabwendbaren Fortschreiten der Paralyse vorgegriffen. Für alle, die diesen „Naturburschen“, dieses seltsame Kindergemüt, diesen Robinson kannten, war daran kein Zweifel.

„Das deutsche Volk ist eines Helden beraubt worden, der ihm und der ganzen Menschheit noch große Dienste hätte leisten können, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Sein heldenmütiger Kampf gegen Ungerechtigkeit und Roheit und gegen Vorurteile und Gewohnheiten, in denen er Ursachen leiblicher und seelischer Entartung erblickte, kann Tausenden als leuchtendes Vorbild dienen[174].“ Er ist ein Opfer der Auffassung geworden, daß junge Offiziere auch im Bordell ihren Mann stehen müssen. Er war aus jugendlichem Tatendrang und Abenteuersucht in die falsche Bahn geraten. Seine Freiheitlust, sein Haudegentum gegen alle Vorurteile, sein Haß gegen Standesdünkel und Gewalttätigkeit brachten ihm schon mit 27 Jahren den Abschied als Kapitänleutnant. Er wäre ein musterhafter Kolonisator geworden, denn er liebte die Neger und ihre geistigen und seelischen Fähigkeiten, in denen er ebensolche wilde Gotteskinder sah, wie er selbst eines war. Wer aber nicht die Farbigen von ganz oben herunter verachtet, für den war in Deutschland kein Feld.

Blieb das Bücherschreiben. Sein Lieblingsplan, >Eine Hochzeitsreise nach den Quellen des Nils<, wurde nicht vollendet. Besonders liebte er das Tierleben der Wildnis. Seine Tierphotographien, die er in der größten Nähe der gefährlichsten Tiere aufgenommen hat, sind meisterhaft. Sein Buch >Im Morgenlicht< gibt seine Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika. Es folgt seine Mitherausgeberschaft der Zeitschrift >Der Vortrupp<. Dann >Lukanga Mukara<, die Satiren eines Negers über europäische Unsitten. Sein Buch >Meine Mitschuld am Weltkriege< war eines der ersten, das sich dem

173 Fußn. Hrsg.: schweizerische, sonst veraltete Bezeichnung für andauernde körperliche Beeinträchtigung.

174 Magnus Schwantje, >Hans Paasche, sein Leben und Werke<, S. 3; und O. Wanderer, >Paasche-Buch<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Weltwahnsinn entgegenstellte. Seine Arbeit galt der Alkoholbekämpfung, dem Vegetarismus, der Friedensbewegung, dem Tierschutz[175].

Die Jagdleidenschaft konnte er auch als Vegetarier nicht ganz lassen; er hatte nicht immer die Stärke, ganz nach seinen Gedanken zu leben. „Er neigte zu unüberlegten Handlungen; er folgte zu leicht seinen augenblicklichen Eindrücken und Einfällen; seine Stimmungen und damit auch seine Entschlüsse wechselten zuweilen plötzlich; er vermochte oftmals nicht, seine Gedanken von bitteren Erlebnissen abzulenken und sich in das Unabänderliche zu fügen, und wer ihn genau beobachtete konnte auch noch einige andere Abweichungen von der Norm erkennen[176].“ Diese seltsamen Schwächen bildeten die ersten Zeichen seiner Krankheit.

Er lernte alle Freuden der Kriegsgegner[177] kennen, Überwachung seines Briefwechsels, hinterlistige Verfolgung, 13 Monate Untersuchunghaft wegen Aufforderung zum Hochverrat.

Nach der Revolution wurde er in den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte gewählt, hielt es aber dort nicht lange aus.

Mit 39 Jahren fand er sein Ende. Er war eines der ersten Opfer, an denen die wiederkommenden Militärs ihre Rache kühlten. „Seine große Güte und Selbstlosigkeit war manchen Menschen so unverständlich, daß sie den klugen Mann für einen Narren hielten[178].“ Der Mord an ihm ist ungesühnt geblieben.

Sein Name wird allen teuer sein, die sich der Aufgabe widmen, das Leben der Menschheit schuldloser und glücklicher zu machen. Er war eine Überganggestalt, der viel für die Überführung der Jugend in ein neues Leben der Erhöhung, der biologischen Hygiene hätte tun können. Ein ewiger Jüngling, ein Rauhreiter, ein Mensch mit seinem Widerspruch, ein kämpferischer, kriegerischer Mensch, ein Angreifer, ein ehrlicher, urwüchsiger, übermütiger Angreifer, frei von Heuchelei, Organisiererei und Vernünftelei, voll Lebensdurst und Mutwillen, Meisterschütze, Pfadfinder und Steppenjäger, im Fahrtenfinden und Anschleichen ein Indianer, verwegen, leichtsinnig, schonunglos, ein ausgezeichneter Turner, hatte er die Jungen immer auf seiner Seite. Aber seine Gesundheit war von der Syphilis aufgerissen. Daher das Sprunghafte, Sonderbare, Närrische, Wutvolle, daher der jagende Pazifist, der wildernde Vegetarier. „Seine Seele war [zuletzt] der Tummelplatz von Teufeln und Engeln, eine Dämonomachia[179].“

Paul Deschanel, gestorben 1923.

1856 geboren. Schon in jungen Jahren Unterpräfekt in mehreren Arrondissements. 1881 in die französische Deputiertenkammer gewählt. 1898 und 1901 und dann wieder 1912-1919 deren Präsident. 1899 Mitglied der Akademie. Von Januar bis September 1920 Präsident der Republik. Von diesem höchsten Posten seines Landes glitt er ruhmlos hinab und verschwand im Dunkel, gebrochen von der Syphilis, die unter Frankreichs Geistern schon so viele Opfer gefressen hat. Auch hier wieder hat kaum einer die Wahrheit

175 Siehe die Paaschenummer der Zeitschrift >Die jungen Menschen<.

176 Schwantje, S. 19.

177 Fußn. Hrsg.: Ungenaue Bezeichnung. Paasche war nach dem I. Weltkrieg Pazifist geworden und die Militaristen, seine „Kriegsgegner“, ließen ihn überwachen und ermordeten ihn schließlich.

178 Schwantje, S. 24.

179 >Wanderer<, S. 43.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ausgesprochen; alle haben vertuscht und verschleiert. Wie soll man der Syphilis beikommen, wenn man dem Ungeheuer nicht ins Auge blickt, sie dort nicht sehen will, wo sie ist und wenn man sie sehen muß, sie für leicht heilbar erklärt?

Die Krankheit hat auch seine Schriftstellerlaufbahn vorzeitig verkürzt; er schrieb >Figures de femmes< und >Figures littéraires<.

Lenin (Wladimir Iljitsch Uljanow), gestorben 1924.

„Kein Mensch, nicht einmal Peter der Große, hat auf die Geschicke meines Vaterlandes mehr Einfluß gehabt, als Lenin ... Rußland hat der Welt große Geister und tiefe Denker geschenkt, der Einfluß keines einzigen von ihnen auf die westliche Welt hat auch nur entfernt an diesen Phantasten herangereicht, der vielleicht nicht einmal sehr klug ist“, bekennt ein Russe, der sich selbst als Gegenrevolutionär bezeichnet[180]. Und mit liebevolleren Augen schildert ihn Gorki: „Er ist nicht nur der Mensch, dessen Willen von der Geschichte die schwere Aufgabe auferlegt wurde, bis zum untersten Grunde den barocken, buntscheckigen, faulenzenden Menschenhaufen umzuwühlen, den man Rußland nennt, sein Wille ist auch ein erbarmungloser Sturmbock, dessen mächtige Stöße die monumentalen Gebäude der westlichen Kapitalistenstaaten und die jahrhundertealten, scheußlichen Blöcke der orientalischen Despotismen erschüttern[181].“ Der Dichter hat ins Schwarze, das Zentrum des Wesens getroffen, der Welterschütterer Lenin - er mag von Freunden vergöttert, von Feinden in die tiefste Hölle verflucht werden - er ist ein erbarmungloser Sturmbock. Auch wer den waffentragenden Kommunismus verwirft, kann unmöglich diese höchste menschliche Willensgewalt verkennen, die das Angesicht der Erde verändert hat, auch wer an die Dauer und Gültigkeit seines Werkes nicht glaubt, kann nicht die Opferfähigkeit und die Höhe seines Gemeinschaftgefühls mißachten.

Dieselbe Woche fällt Wilson und ihn. Beide Opfer der Syphilis[182]. Beider Werk mit seinen ungeheuren Fehlern und Vorzügen nur aus der Krankheit zu erklären.

Bis zur Kriegsrevolution in Rußland galten die Gedanken Lenins auch bei seinen Genossen für phantastisch und sinnlos, er selbst als Extremist, tyrannisch, unfähig jedes menschlichen Gefühls. Die Bekämpfung seines früheren Freundes Martow ein Stück der Bosheit. Jede Spur von Opportunismus und Antimarxismus verfolgt er bis aufs Blut. „Seinen Gegner hält er für ein Ungeheuer, für das es nichts Heiliges gibt, dem das Blut eine Wollust ist und der ehrgeizig nach der Macht strebt[183].“ Ein kleiner, untersetzter Mann mit spöttischen und verachtungvollen Zügen. Er gilt als ewiger Sezessionist, als der größte Uneinigkeitserreger des Sozialismus. Er wurde dann ein ebenso strenger und blinder Diktator, in der Revolution ein ebensolcher überzeugter Militarist wie irgendein Feldmarschall vor ihm. Das Attentat der Dora Kaplan hat sein Ende wohl nicht verschuldet.

Eine Anzahl Moskauer Ärzte hat das Gehirn Lenins untersucht. In dem amtlichen Bericht heißt es: „Lenin sei schon lange vor seinem Tode ein

180 N. A. Landau-Aldernow, >Lenine<.
181 Maxirn Gorki, >Wladimir Iljitsch Lenin<.
182 >Schweizer Frauenblatt< vom 9. Februar 1924.
183 Henri Guilbeaux, >Lenin<, S. 65.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

rettunglos verlorener Todeskandidat gewesen. Die Gehirnwindungen waren stark eingefallen, die graue und die weiße Gehirnsubstanz hatten eine abnorme, orangegelbe Färbung angenommen. Beide Halbkugeln wiesen zahlreiche Herde der Erweichung auf. Besonders schwer in Mitleidenschaft gezogen war in der linken Kugelhälfte jenes Zentrum, von dem das Sprechorgan abhängig ist. Daraus erklärt sich auch, weshalb Lenin in den letzten Monaten vor seinem Tode die Sprache verloren hatte, was jedoch von der Sowjetregierung geheimgehalten wurde[184].“

Auch die Geschichtschreibung der Kommunisten ist keine Quelle lauterer Wahrheit. Hören wir auch einen Gegner: „Die nach Lenins Tode veröffentlichten Erinnerungen seiner Mitkämpfer lassen keinen Zweifel über die - in Westeuropa noch wenig bekannte oder verkannte - Tatsache, daß Lenin um den blutigen Terror, der ein unauslöschliches Schandmal des Bolschewismus selbst für jene darstellte, die sonst mit seinen Bestrebungen sympathisieren, daß Lenin, sagen wir, um diesen Terror nicht nur wußte, sondern sein eifriger Urheber war und sein Verteidiger in der Folge blieb. Schon bald nach der Oktoberumwälzung tauchte die Frage der Todesstrafe auf. Die bolschewistischen Führer wollten die von Kerenski an der Front eingeführte (freilich niemals angewandte) Todesstrafe, nachdem Lenin daraus ein weidlich ausgenutztes Propagandamittel gegen die provisorische Regierung gemacht hatte, nunmehr auch abschaffen. Für diese Abschaffung trat insbesondere Kamenew ein. „Ich“, erzählt Trotzki von sich selbst (>Prawda< vom 23. April 1917), „erhob keinen Einwand dagegen.“ Als aber Lenin davon hörte, „hatte seine Entrüstung kein Ende“. „Unsinn!“ widerholte er, „wie soll denn die Revolution ohne Erschießungen vor sich gehen? Glaubt ihr wirklich, ohne Waffen mit allen Feinden fertig zu werden? Gefängnisstrafe? Wer achtet aber darauf im Bürgerkrieg, da jede Partei zu siegen hofft? Irrtum! Unzulässige Schwäche! Pazifistische Illusionen! und dergleichen.“ Lenin schlug vor, das Abschaffungsdekret sofort außer Kraft zu setzen. Man entgegnete ihm, dies würde im Lande einen äußerst ungünstigen Eindruck machen. Jemand sagte: „Es ist schon besser, einfach die Erschießung anzuwenden, wenn es klar wird, daß es keinen anderen Ausweg gibt.“ Dabei blieb es dann auch. „Lenin,“ sagt Trotzki weiter, „hämmerte bei jedem Anlaß den Gedanken der Notwendigkeit des Terrors in die Köpfe der Partei ein.“ - Es wäre indessen ein Irrtum, zu glauben, daß der Terror ihm nur eine ultima ratio oder auch nur ein Mittel der Selbstwehr war. Der Terror stellte sich ihm vielmehr als etwas seiner Natur nach Grenzenloses dar. „Haben Sie ein Maß, um den notwendigen Terror von dem überflüssigen zu unterscheiden?“ erwiderte er Gorki, der ihm über die Exzesse der Tscheka Vorhaltungen macht. „Ich für meinen Teil besitze ein solches Maß nicht.“ (Gorki, >Wladimir Lenin<, >Sowremennik<, 1924, Nr. 1.) In dieser Maßlosigkeit steckt entschieden etwas Asiatisches[185]“ - Ein paar Jahre dieses Lebens mehr oder weniger, und man schaudert vor diesen dunklen Möglichkeiten.

Lenins Nachtseite ist durch die Krankheit entschuldigt. Ebenso wie Huttens oder Lassalles Leistung, bleibt die seine unberührt; sein Gedankenwerk ist nicht aus der Krankheit entstanden, sondern durch die Krankheit gemindert und verkürzt. Das neue Rußland, wenn auch noch weit

184 Siehe >Erkenntnis und Befreiung<, 1924, Nr. 15.
185 Elias Hurwicz, >Staatsmänner und Abenteurer<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

von seinem Ziele entfernt, ist bewundernswert. „Das Gesamtbild des merkwürdigen Mannes zeigt ein religiöses Asketentum, das er von den Genossen fordert, aber auch selbst im höchsten Grade betätigt. Nur ein Asket kann es vertragen, eine so weit und tief gehende Macht in seinen Händen zu halten, ohne der Versuchung persönlichen Ehrgeizes oder gar niedriger, persönlicher Ausnutzung zu unterliegen. Kein Genosse jedoch, nicht einmal ein Gegner des Bolschewismus, traut einem Lenin die Verfolgung irgend persönlicher Ziele zu. In ihm konzentriert sich die Diktatur, die im heutigen Rußland das Proletariat ausübt[186].“

Woodrow Wilson, gestorben 1924.

Die Forderung des Platon, daß die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sein sollten, war in dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erfüllt, - da will es das Unglück, daß dieser Philosoph im letzten Stadium der Syphilis war.

Seine schönen 14 Punkte, die einen großen Fortschritt des weltpolitischen Denkens darstellten, wurden von dem kleinen Punkte, an dem die Syphilis sich in sein Gehirn eingefressen hatte, geschlagen[187]. Nur wenige Tage trennen seinen Untergang von dem seines Gegenspielers und Leidensbruders Lenin. Schnell wurde aus dem „Heiland“ der beschimpfte „Ideologe“, ein „Charakterphänomen“; seine Eigenmächtigkeiten und kleinen Verfassungbrüche erschienen unverständlich - und doch ist die Wahrheit einfach seine syphilitische Krankheit, die das Taumeln seiner Hirnkräfte erklärt. „Und die Menschen“, sagt Goethe, „ärgert es, daß die Wahrheit so einfach ist.“

Ein Denker und Schriftsteller von ungewöhnlicher Form, ein Geistesmensch, ein Mann, der alles eigenem Wert und eigener Arbeit verdankte, ein puritanischer Christ, rein, demütig-fromm, ein Nachfahre der Pilgerväter von altem Schrot und Korn, frei von der alten Diplomatenheuchelei und von imperialistischem Größenwahn, der Führer des Volkes, das durch seinen jugendfrischen Glauben an Gottesfrieden, durch seine unbekümmerte Opferfreudigkeit den Krieg gewonnen hatte und durch seinen Präsidenten den Frieden gewinnen sollte, aber durch die syphilitische Schädigung seines Gehirnes, das den diplomatischen Ränken der unverbesserlichen Alteuropäer nicht gewachsen war, wieder verloren hat. Als sich Wilson auf der „George Washington“ einschiffte, war es die Gegenfahrt des Columbus, die Rückgabe der Entdeckung Amerikas, die Entdeckung Europas für die neue Friedenswelt. Und mit ihm reiste eine Ballung der Machtmittel, wie sie noch nie gesehen war. Das amerikanische Heer hatte den Höhepunkt seiner Zahl und Ausbildung erreicht, Zucht und Ausrüstung der sportgewohnten Jungmänner war ohne gleichen. Magen und Geldbeutel Europas ganz in Amerikas Hand. Ohne die Lebensmittelzufuhren stand Europa vor der Hungersnot, ohne Geld stand die ganze stolze kapitalistische Maschinerie vor dem Absturz ins Bodenlose. Die alte Schuld der Bettlerin Europa war schon so maßlos hoch, daß sie niemals ganz abgetragen werden kann, und wieder streckten alle ihre zerlumpten

186 Prof. Dr. Kurt Wiedenfeldt, >Lenin und sein Werk<, eine sehr sachliche und gründliche Arbeit.

187 Siehe >Schweizer Frauenblatt< vom 9. Februar 1924.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kinder die Hände nach neuen Gaben aus. Dergleichen ward vorher nie gesehen. Von dem Wink seiner Augen, von seiner Gnade hing die Welt ab.

Wie dieses Erdschicksalsdrama ausgegangen ist, mag man bei Keynes, Baker und Lodge nachlesen. Nie gab es für einen Dichter einen solchen Stoff. Wilson ist so vollständig unterlegen, daß nichts von ihm übriggeblieben ist. Unbelehrbar, überheblich, eisenstirnig, unfähig etwas hinzuzulernen, wie ein Kind im Wirrwarr der alteuropäischen Geheimverträge und Lügengewebe, wurde er das Opfer der parteiischen Aufklärungen seiner Ratgeber und der Spielball des genialen Wundergreises Clemenceau. Er wurde von Tag zu Tag kleiner, machtloser und am Ende stand er wie ein Zwerg im Maschinensaal. In seiner maßlosen Eitelkeit beging er gegen seine eigenen Mitarbeiter eine große Reihe unsachlicher und unlauterer Handlungen. Die Eingeweihten wußten zwar schon allerlei über die seltsamen erotischen Absonderlichkeiten dieses Puritaners, aber vor der großen Menge werden diese aufschlußgebenden Dinge nach alter, dummer Art verborgen, bis am Ende die Fassunglosigkeit allgemein ist. Dazu schwelgte er in einem Gottesgnadentum, das sich mit dem Wilhelms II. messen konnte. So kam es, daß der Heiland nicht wenig scheinheilig war. Er fühlte die Verfassung als Fessel für seine höheren Einsichten, für seine von Gott eingegebenen Absichten. Er änderte zum Beispiel im Falle Lusitania selbstherrlich den im Kabinett festgesetzten Text von Staatsdepeschen ins Schärfere ab und zieh [beschuldigte] die, die ihm daraus einen Vorwurf machten, der Lüge. Es fehlte nicht viel, so hätte er sein Land aus Haß gegen Huerta in einen Krieg mit Mexiko gerissen.

Immer wieder erzählt·Baker von Wilsons schlechter Gesundheit, von seiner tiefen Niedergeschlagenheit und äußerster Erschöpfung. So zeigt ihn denn auch der Abschluß der Konferenz ganz ratlos. Als er seine 14 Punkte wegschwimmen sah, klammerte er sich an den Völkerbundgedanken, ohne zu bemerken, daß er damit die amerikanische Verfassung verletzte; denn über Krieg und Frieden hat der Kongreß zu bestimmen. Das war nicht mehr ein geistesklarer Mensch. Er selbst unterschrieb „den mit Dynamit geladenen Vertrag“, aber die Billigung des Kongresses erreichte er nicht. Wie anders sähe die Welt aus, wenn Wilson ein anderer gewesen wäre!

René Viviani, gestorben 1925.

1863 geboren, Advokat am Appellationsgericht, mit 30 Jahren sozialistischer Abgeordneter, 1899 am Sturze des radikalen Kabinetts Waldeck-Rousseau beteiligt, 1906 Arbeitminister. 1909 im Kabinett Briand wieder . Arbeitminister, 1914 Ministerpräsident des ersten Kriegskabinetts Frankreichs, während des Kriegsausbruchs mit Poincare auf der Heimreise aus Petersburg, 1915 Justizminister im Kabinett Briand, 1917 im Kabinett Ribot; im ganzen viermal Minister und dreimal Ministerpräsident gewesen. Er war es, der beim Kriegsausbruch den Rückzug aller Truppen bis auf zehn Kilometer hinter der Grenze anordnete. Er ist mit der sozialen Bewegung Frankreichs aufs engste verknüpft.

Mit seinem heißen Temperament und seiner glänzenden Rednergabe hat er der französischen Delegation 1920 während der ersten drei Völkerbundsversammlungen den Stempel aufgedrückt. Ein kräftiger, oft rücksichtloser Vertreter des unversöhnlichen Geistes, der sich vom Kriegsgedanken und Deutschenangst und -haß nicht befreien konnte. Er hat

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

den Weg aus der nationalistischen Festung nicht gefunden. Seine Entwicklung verläuft gleich der Millerands, der sich mit den Jahren und der steigenden Laufbahn ebenfalls vom Sozialisten zum ausgesprochenen Nationalisten rückgewandelt hat. Seine Stärke lag in seiner unverwüstlichen Arbeitkraft und in seiner mächtigen Rednergabe, mit der er die französische Kammer in seine Bahn zu ziehen vermochte. Er war es, der 1920 durch seine Erwiderung auf die große Rede Mottas den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund als vorzeitig verhinderte. 1921 Reise nach den Vereinigten Staaten und Teilnahme an der Abrüstungkonferenz in Washington. Dann wurde es um den unermüdlichen Kämpfer früh und plötzlich still. Die Syphilis hatte seine Kraft gebrochen.

Hier öffnet sich der Tunnel des Elends zum Licht, wenn es auch nicht mehr so rosig ist, wie zur Zeit, „da Götter und Göttinnen liebten“, als der Quell des Lebens, das Glück der Leiber noch rein war. Es war nötig, eine Zahl von Kranken, die sicher auch in die schwarze Reihe gehören, draußen zu lassen, weil die Beweisstücke fehlen, noch geheimgehalten werden. Bei vielen ist die Erkrankung und ihr Grund noch unbekannt; das Verhältnis von Genialität und Geisteskrankheit ist noch lange nicht genug erforscht.

[Verdachtsfälle]

Greco (Theotocopoulos), der Grieche, der lange in Italien und Spanien gelebt hat, ein Geisteskranker, der in den Anfängen seines Aufregungzustandes [Euphorie] herrliche Bilder gemalt hat.

Jonathan Swift, der Dichter von Gullivers Reisen, der Doppelliebhaber von Stella und Vanessa, der in schwerer Geisteskrankheit geendet hat.

[Jacob Michael] Reinhold Lenz, Goethes Jugendfreund, der schon als Kind durch seine große Begabung auffällt, mit 24 Jahren in seiner schaffensreichsten Zeit steht, mit 25 Jahren sich unheimlich verändert, mit 26 Jahren in schwere Erregungzustände fällt, mit 35 Jahren vollständig verblödet, mit 41 Jahren plötzlich auf der Straße tot hinfällt, als katatonisch gedeutet.

Heinrich von Kleist, der stärkste Dramendichter der Deutschen, haltlos, unentschieden, wankelmütig, stets von Verstimmungen gequält, keiner Stellung gewachsen, mit einer fremden, überspannten Frau den Freitod nehmend, indem er sie und sich erschießt.

August von Kotzebue, der Lustspieldichter, dessen Reizbarkeit und Charakterfehler als Folge eines chronischen Darmleidens angesehen werden. [Vor Ausbruch der Neuro-Lues ermordet.]

Ferdinand Raimund, der Wiener Volksdichter und Komiker, der sich mit 46 Jahren das Leben nahm.

Graf Giacomo Leopardi, der Dichter des Weltschmerzes, von Jugend auf krank und körperlich verbildet, von Schopenhauer [irrtümlich] sein Geistesverwandter genannt, den er „seit zwei Monaten mit großem delice [wie eine Köstlichkeit] im Original“ liest.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Alfred Rethel, der große Maler der deutschen Geschichte, mit 36 Jahren unheilbar geisteskrank.

Antoine Wiertz, der belgische Maler der Riesenbilder, Übernaturalist, abstoßend durch seine rohe Größensucht.

Friedrich Overbeck, das Haupt der „Nazarener"-Maler, der Klassiker der kirchlichen Kunst, in Geistesstörung gestorben.

Fritz Reuter, der große Humorist, der schon als Student ein wüstes Leben führt, mit 24 Jahren auf der Festung sich dem Trunke ergibt und nie wieder sich befreien kann, alle Monate seine Säuferwut bekommt, mehr als 30 Flaschen hintereinander trinkt und sich vor der Zeit zugrunde richtet.

Gustave Courbet, „der erste Realist", großer und größenwahnlicher Maler, der nicht nur in der Malerei den ersten Platz für sich fordert, sondern auch als Staatsmann, Nationalökonom, Moralist und Philosoph sich für den Besten hielt, trunksüchtig, „peintre-bête", der durch seine kolossalischen Bilder gegen die Gesellschaftordnung kämpfen wollte, bestimmte die Kommune zum Niederreißen der Vendôme-Säule.

Carl Gutzkow, der Hauptvertreter des jungen Deutschland, Vorkämpfer des Liberalismus, geistreicher Kritiker, dem in seinen eigenen Dichtungen bei aller Fülle der Erfindung das Geheimnis der inneren Form verschlossen blieb, der die taktlose Vorrede zur neuen Ausgabe [1835] von >Schleiermachers vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde< und die krankhaft überreizte >Wally, die Zweiflerin< schrieb, in einem Zustand der Verzweiflung einen Selbstmordversuch machte und an Verfolgungwahn litt, als Paranoiker angesehen.

Robert Mayer, der große Naturforscher, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der lebendigen Kraft.

Heinrich Leuthold, der große Schweizer Lyriker, ein haltloser, wetterwendischer, von einem Studium zum andern springender Mensch, angeblich wegen eines Lungenleidens sich dem Trunke ergebend, mit 39 Jahren am Ende seiner Kraft, mit 50 Jahren in der Irrenanstalt schnell verblödend.

Fjodor Dostojewski, der russische Romandichter, der Epileptiker, der an erblicher Syphilis gelitten zu haben scheint.

Victor Scheffel, der mit 34 Jahren eine Geisteskrankheit durchgemacht und nie seine richtige Höhe erreicht hat.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Karl Stauffer-Bern, der Schweizer Maler und Bildhauer, mit 34 Jahren im Irrsinn gestorben.[188]

Hermann Conradi, der überhitzte geniale Dichter von stürmischem Willen, leiblich und seelisch krank, zerrissen, durch eigene Hand gefallen.

August Strindberg, der Tobende, der Hasser des weiblichen Geschlechts, der alkoholische Melancholiker.

Der Kurländer Graf Eduard Keyserling, der melancholische Novellist trüber, dunkler Menschenschicksale, ein edler, herbstlicher Geist.

Vincent van Gogh, der flämische Maler, einer der seltsamsten Menschen, vom Impressionismus zum Expressionismus übergehend, eine Art von Christus-Nachfolger, in Irrenanstalten und doch wieder seinen Zustand erkennend, ein ungeheures Werk hinterlassend, erschoß sich.

Von jüngeren [Syphilitikern]

Otto Weininger, der Philosoph.

Walter Cale, der Dichter, durch Selbstmord geendet.

Nicht zu sprechen von der großen Zahl halbirrer Künstler unter den Lebenden.

Hier muß das Halt geboten sein. Nun stehen wir vor der langen Reihe der Lebenden, die ihr Gift in der geistigen oder öffentlichen Gegenwart auswirken [verstreuen]. Wer den Sinn dafür bekommen hat, sieht auf vielen Stellen um sich her Syphilitiker oder Syphiliserben. Der größte Teil der menschlichen Kämpfe, Irrtümer, Streitigkeiten und Mißverständnisse entspringt diesem übelriechenden, unterirdischen Quell. Alles Rätselhafte, Unverständliche, Törichte, Häßliche, Sprunghafte, alles Ungeratene, Zänkische, Kriegerische, Greuelhafte, alles Kannibalentum, Suff, Gier und Geschlechtsverderbnis, alle Entartung, Unnatur, Mißgestalt und Gegenauslese, Mischgeburten, Halb- und Viertelmenschen, der Menschheit ganzer Jammer kommt aus diesem Wetterloch [Syphilis].

Ein großer, in die Politik verirrter Dichter des Auslandes, der schon vor Jahren als taktlos und undankbar aufgefallen ist, wie lange oder wie kurz wird es nur noch dauern, bis die Blätter seine Erkrankung melden werden? Die Mitwelt muß dieses schreckliche Ausleben seiner Wollüste, seiner Krankheiten hilflos erdulden. Man wendet den Blick ab und sucht jene gesteigerten Gestalten, die in strahlender Sauberkeit und göttlicher Nüchternheit reifen und bis in ihr Wundergreisenalter immer schöner und leuchtender werden.

188 Fußn. Hrsg.: Die Liebesgeschichte und -tragödie zwischen Karl Stauffer-Bern und Lydia Welti, geb. Escher, war wohl eine Folge ihrer beiderseitigen Syphilis. Stauffer wurde wegen angeblicher Verführung einer Geisteskranken (Lydia) verhaftet und angeklagt, später aber freigesprochen. Beide endeten durch Selbstmord. S. a. II. Teil, S. 137.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Nur zwei von den Lebenden können nicht übergangen werden, weil sie, von der menschlichen Torheit begünstigt, auf höchster Stelle stehen und einen Teil des Weltschicksals in ihren Händen halten. Es sind die Lenker Italiens und Spaniens, Benito Mussolini und Primo de Rivera. Es ist keine glückliche Zukunft, die sie ihren Ländern bereiten. Nicht Politik, Wirtschaft, Verhältnisse - die Menschen sind es, die die Weltgeschichte machen. Nur die biologische Geschichtsauffassung hat Recht und hat die Zukunft. Wer die Dinge, die sich Politik nennen, mit dem Auge des Biologen zu betrachten versteht, wußte längst, daß Mussolinis Größenwahnsinn, Gewaltherrschaft und die freche Lügenpolitik, die ihre Abstammung aus Angst und Feigheit deutlich verrät, die Früchte einer Paralyse sein müssen. Heute ist an der Syphilis des „Duce“ kein Zweifel. Ganz Italien weiß es[189]. Er leidet an schweren Anfällen von Bewußtseinsstörungen und bösen Geschwüren.

Wer die Psyche der Nationalisten kennt, wundert sich auch nicht, daß dieser paralytische Theater-Cäsar, Überitaliener und Ultranationalist, wie alle seinesgleichen, ein Stammesfremder ist; er stammt von einem Mazedonier Mussolini Pascha, der im 16. Jahrhundert einem türkischen Wilajet vorstand, später nach Kroatien floh und sich in der Nähe von Fiume festsetzte[190].

Der Vergewaltiger des Rechts und der Menschlichkeit, der Blutvergießer und Riese der Eitelkeit hat ganz anders begonnen. Angelika Balabanoff kennt ihn seit zwanzig Jahren, sie traf ihn in Lausanne, wohin er vor dem Militärdienst geflüchtet war. Italienische Wanderarbeiter erhielten ihn am Leben, der besonders elend und heruntergekommen war. Er hatte schon damals den unsteten Blick, den Belastete [Infizierte] haben. Wahrscheinlich hatte er schon damals die Ansteckung erlitten.

Er ist der Sohn eines Proletariers, eines internationalistischen Sozialisten. Die Landarbeiter seines Heimatdorfes waren Sozialisten, er wuchs in einer völlig sozialistischen Umgebung auf und wurde selber Sozialist. Er wollte Volksschullehrer werden, hat diesen Beruf aber nie ausgeübt. Zuletzt war er Chefredakteur des Mailänder >Avanti<. Die Balabanoff zeichnet ihn als unglaublich feig und bestimmbar. Und heute knechtet er die Arbeiterklasse, aus der er emporgestiegen ist. Heute ist der Diktator die Gefahr für Europa, die Bedrohung für die Welt. Er hat die öffentliche Meinung totgemacht, er ist der Urheber der Morde Matteottis und Amendolas, er verkündet den Faschismus als Seitenstück zu den Menschenrechten der großen französischen Revolution. Die Geistesfreiheit, die Kulturfreiheit, die Pressefreiheit, die Vereins- und Versammlungfreiheit haben in Italien aufgehört. Er vergewaltigt Südtirol, er macht ein Rachegesetz gegen die Emigranten und eines, daß er künftig nur dem König, nicht aber der Kammer Rechenschaft schuldet, er weckt in seinen Landsleuten die Gier nach Tunis, verkündet, daß der Brenner kein Ende, sondern nur ein Anfang sei, arrangiert das „Attentat“ Zaniboni auf sich und läßt den Prozeß gegen die Mörder Matteottis führen wie eine schlechte Parodie.

Unter seinen Anhängern sind sicher viele seinesgleichen. Der Faschismus ist eine Krankheit.

---

189 >Wiener Arbeiterzeitung< vom 25. Dezember 1925, Nr. 354: >Mussolini, wie er wirklich ist - was Angelika Balabonoff vom Duce erzählt<. >Vossische Zeitung< vom 9. Februar 1926, Nr. 34, >Was will Mussolini?<. Der >Montag-Morgen< vom 23. November 1925, Nr. 47.

190 >Berliner Tageblatt< vom 26. Januar 1926: Bericht über einen Vortrag des Professors der Harvard-Universität Dr. Elliot.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Diese Herrschaft wird nicht lange mehr dauern. Sie wird dem König die Krone kosten.

Der beste Teil des Volkes verachtet ihn[191].

Sein kleiner Nachahmer ist Primo de Rivera. Spaniens König ist ihm hörig ebenso wie Italiens König seinem Protektor Mussolini. Auch hier der militärische Terror[192]. Maschinengewehre gegen das willenlose Volk. Eine Prätorianerschar zur Verteidigung der Monarchie, die den größten Teil der Einnahmen Spaniens verbraucht. Die Zeitungen unterliegen vor dem Druck der Zensur des Militärdirektoriums. „Rivera ist von einer albernen Geschwätzigkeit, zweifelt nicht an seinem Heroismus und glaubt, verdorben durch seine rapide Karriere, alles zu wissen und zur Lösung der schwierigsten Probleme befähigt zu sein. Die Gewohnheit, nachts öffentliche Häuser zu besuchen, hat er beibehalten. Außerdem ist er einer der bekanntesten Spieler." Die Verwaltung des Direktoriums ruiniert das Land; in Marokko Katastrophen und die schwebende Schuld um Milliarden Peseten gewachsen.

Die beiden letzten Königreiche, vom Südosten Europas abgesehen - die germanischen und das belgische sind ja von ganz anderer Art - reifen ihrem Untergang zu.

Der Staat und die Menschheit können für die Ausrottung der Syphilis nichts wesentliches tun. Das bedarf keines mühevollen gründereichen Beweises, die Tatsache des Mißerfolges liegt vor den Augen: die Syphilis besteht nicht nur trotz aller „Bekämpfung", in der unstreitig lobenswerte Betrebungen und Anstrengungen enthalten sind, weiter, sondern wächst und wächst, sie wächst so unheimlich, daß heute mindestens jeder vierte Mensch, daß mancher der Weltherrscher und Machthaber, daß jedes 25. der Neugeborenen, daß ein großer Teil der Schulkinder syphilitisch ist. Wer die trostlose Geschichte der Syphilis und ihrer Hilfskörper, besonders des Dirnentums, kennt, wundert sich tiefbekümmerten Herzens über die Hoffnunglosigkeit all der ungeheuren Bemühungen und Aufwendungen nicht, er weiß, daß es gar nicht anders sein kann, daß eine Rettung durch Polizei und Paragraphen, Untersuchung und Giftkuren, Flugblätter, Aufklärung, Vorträge, Ausstellungen, Filme, ausgeschlossen ist. Der Staat kann bei seinem heutigen Wesen gar nichts leisten. Er ist ein Männerstaat und bürdet alle Last den Frauen auf, er untersucht, verfolgt, quält die Frauen und verschont die Männer, kennt als einziges Mittel gegen die Not der Frau, die ihm immer noch so etwas wie ein „Gefäß des Teufels" ist, nur den § 218 des Strafgesetzbuchs, hält und schützt die Einrichtung des Dirnentums, er ist ein Reichenstaat, der an Arbeitlohn und Wohnungnot, Frauen- und Kinderarbeit nichts ändert, er ist ein Lügenstaat, der geschwollen von der Sittlichkeit redet und die Sauberkeit verhindert, er ist immer noch ein Kriegerstaat, der von der Heiligkeit des Menschenlebens nichts weiß und sich um die unerhörten Opfer nicht kümmert, er ist ein Büttelstaat, der mit Gesetzen und Verboten, Strafen und Grausamkeiten arbeitet, aber für die Millionen Hilfbedürftiger keine gütige Hand hat, er ist ein Sklavenstaat, der dem Alkohol- und Salvarsankapital die

191 Siehe Dalmo Carnevali, >Dokumente zum Prozeß Matteotti< in >Die Weltbühne<, 1926, S. 410; und Efraim Frisch, >Italienisches Morgenrot< in >Die Weltbühne<, 1926, Nr. 9, 10 u. 11.

192 Siehe Blasco Ibanez, >Eine vergewaltigte Nation< in >Die Weltbühne< 1925, Nr. 27.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ärgste Ausbeutung des Volkes gestattet und für die Tüchtigen, Strebenden, Lebensneurer niemals Geld und Förderung, sondern immer nur Spott und Schande hat.

Es gibt nur Ein Mittel, das helfen kann - die jungen Menschen müssen sich selber helfen. Nicht Entsagung, Lebensverachtung, Liebeverschandlung und ähnliche unwahre Gesänge sollen ihnen gepredigt werden, sondern im Gegenteil: Liebesglück und Reinheit. Kein Mann kann von Geschlechtskrankheiten frei bleiben, der sein Blut im Verkehr mit Dirnen und ebensolchen wahl- und regellosen Frauen kühlt und - verdirbt, nicht zu sprechen vom Segen, der den Seelen erhalten bleibt. Nur der Mann, der sich nicht in diesen Sumpf geworfen hat, ist heil und frisch geblieben. Wer mit der ersten Dirne oder ihresgleichen den Anfang macht, kann schon sein Syphilistestament machen. Es gibt keine, kann keine geben, die nicht spätestens im zweiten Jahr ein Herd der Ansteckung ist. Wer zu dieser Gesinnung gelangt ist, hat die biologische Sphinx in sich schon befriedigt, alle anderen Sorgen sind nur noch wirtschaftlich und gesellschaftlich. Bis zur Vollreife, bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre kann jeder Wollende seinen Trieb bezähmen. Dem Mannbaren, der seinen Beruf beherrscht, hat niemand zu befehlen, als er selbst. Ob er Frühehe oder eine andere Liebesbeziehung wählt, bleibe seinem Gewissen überlassen. Wer sich in Sport und Nacktheit, Freiluft und Körperglück, Erziehung zu Pflicht und Freude, Selbststrenge und Sonnendienst stählt, die stachelnden Gifte verschmäht, wird den Weg der Reinheit finden.

Der Geist der Menschheit wird syphilisfrei sein oder er wird nicht [mehr lange] sein.[193]

193 Fußn. Hrsg.: Mit Hilfe des Penicillins und anderer Antibiotika konnte die Syphilis besiegt, aber noch lange nicht ausgerottet werden.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

II. Teil

Nachträge und Ergänzungen

von

Lothar Baus

Die Liste der von Brunold Springer aufgeführten Syphilitiker, die durch „geniale“ und/oder groteske künstlerische Werke auffällig in der Kunst- und Kulturgeschichte in Erscheinung traten, ist natürlich nicht vollständig. Da heutzutage viele Biographien im Internet, z. B. auf Wikipedia oder auf Google, nachgelesen werden können, genügt hier meistens eine kurze Erwähnung des Namens und einige weniger bekannte Lebens- und Krankheitsdaten.

Ich behalte das System von B. Springer bei, die Namen nicht alphabethisch aufzulisten sondern nach dem Todesjahr.

Weitere Syphilitiker

Jean Jacques Rousseau, gestorben 1778	Seite 114
Polyxena Katharina Louisa Christina von Passern, geb. von Ro(u)ssillon, gestorben 1789	Seite 114
Jakob Michael Reinhold Lenz, gestorben 1792	Seite 122
James Boswell, gestorben 1795	Seite 167
Franz Schubert, gestorben 1828	Seite 167
Achim von Arnim, gestorben 1831	Seite 167
Johann Wolfgang von Goethe, gestorben 1832	Seite 168
Clemens Brentano, gestorben 1842	Seite 168
Ludwig Tieck, gestorben 1853	Seite 168
Alfred Rethel, gestorben 1859	Seite 179
Bettina Brentano, verh. von Arnim, gestorben 1859	Seite 179
Charles-Pierre Beaudelaire, gestorben 1867	Seite 181
Karl Stauffer-Bern, gestorben 1891	Seite 181
Joris-Karl Huysmans, gestorben 1907	Seite 194
Gustav Klimt, gestorben 1918	Seite 194
René Maria Rilke, gestorben 1926	Seite 195

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Jean Jacques Rousseau, gestorben 1778

Ausführliche Syphilis-Diagnose im III. Teil.

Polyxena Katharina Louise Christiana von Ro(u)ssillon, verh. von Passern (1. Ehe), verh. Weeg (2. Ehe), gestorben 1789

Eheaffaire - Den Hr. v. Passern betreffend[194]

Die Ehekrise des hessen-darmstädtischen Geheimrats von Passern mit seiner untreuen Ehefrau ist meines Erachtens ein Beleg dafür, wie die Syphilis im 18. Jahrhundert so manche Ehe zerrütten konnte. Nach meiner Überzeugung war die Frau von Passern eine Syphilitikerin. Was zu damaliger Zeit vielen Ärzten und heutzutage vielen Heimatforschern nicht bekannt ist: Man kann sich völlig unschuldig - im Sinne von: nicht durch Geschlechtsverkehr - mit Syphilis infizieren. Siehe dazu das Buch von Ernst Bäumler, >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Frankfurt am Main 1997. Die Auswirkungen dieser Krankheit zeigten sich unter anderen Symptomen in erotischer Enthemmung, sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Syphilitikern, wie im Falle der Frau Polyxena von Passern. Sie hatte, was aus der Akte hervorgeht, mit einem Herrn namens Trost und einem Leutnant namens von Bork Ehebruch begangen. Ein weiteres Indiz für Syphilis ist – außer der erotischen Enthemmung – die Erwähnung, dass sie zur Heilung die Thermalquelle von Schlangenbad bei Wiesbaden besuchte. Die Akte ist ein Beleg dafür, wie unbekannt die Auswirkungen einer Syphilis-Erkrankung im 18. Jahrhundert waren und wie eine ehrbare Familie dadurch ins größte Unglück gestürzt werden konnte.

Copia

[Schreibens des Landgrafen von Hessen-Darmstadt an ?]

Pirmasens, d. 30ten Jan[uar] 1749

Vorders lieber Herr Regierungs Rath.

Ich zweifle nicht der Herr Reg. Rath werde sich alle Mühe bereits gegeben haben, den Hr. Geh. Rath von Passern zu disponiren, daß er die verlangte declaration in termino präfixo von sich stelle. Ich recomendire solches noch mahlen de meliori, dann Ich will die Sache absolument zum Ende, und gar nicht länger protrahiret haben, und die Erklärung muß klar und deutlig und im geringsten nicht equivogue oder auch sehr gestellet seyn, dabey ihme seine eigene honeur und das beste seiner Kinder wohl zu Gemüthe geführet werden muß, ist ihme aber an einer Canaille [seiner Ehefrau] mehr gelegen, als daran, so kan[n] Ich ihn keinen Augenblick länger in Diensten behalten, dann Er wäre vor nichts anders anzusehen als einen Wahnsichtigen. Was Er zu Zweybrücken dem Hofrath Groos gesagt, und hi[e]r vor seiner erl. [ehrlichen] Schwägerin [wahrscheinlich der späteren Frau Fentzling, geb. Baronesse von Rossillon] wieder läugnen wollen, solches gibt einen klaren und viel kräftigeren Beweiß des Wahnwitzes als der Großmuth. Er hat zu dem ermelten Hofrath gesagt, daß es nicht lange anstehen würde, so kön[n]te Er ihn mit dem Bettelvolk vor seiner Thür stehen sehen, und [um] ein Stück Brod

194 Akte im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, Abt. 4, Konv. 526, Fasc. 3.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

betteln. Er würde sich sodann lieber in dießen Umständen mit dem Stück Brod begnügen, alß wann Er ihm seinen Rath offeriren wolte, und das aus lauter Großmuth. Ich habe die Historie gewußt, Er hat sie sein zweyter Schwager [einem Baron von Rossillon] von neuem affirmiret und bestättiget, alßo verlange Ich kurtz und eine cathegorische Entschließung, ob Er seine geweßene Frau ins Zuchthaus thun und was Er darzu beytragen will, oder was Er sonst zu thun gedenket.

Bey dem geringsten Anstand, so Er macht, sind Wir nicht nur sogleich geschiedene Leute, sondern ich werde auch seine Schwäger selbsten noch mehr gegen ihn aufhetzen und als einen solchen mit verfolgen helfen, dem es mehr um eine Hure, als um seiner selbst eigene Ehre und Reputation, Kinder und alle ehrliche Leute zu thun ist. Es lautet etwas hart, alleine die Umstände der Sache und meine honneur erfordern solches.

Ich bin des Herrn Regier. Rathes besondern Berichts gewärtig, was er zu dießer Vorstellung sagen wird, und verbleibe wie allezeit

des Hern Reg. Rathes wohl affectionirter guter Freund und Diener

Ludwig Erbprintz zu Hessen

Diesen Brief können Sie dem Hr. v. Passern zeigen, und solten Sie ihn bewegen, daß er aufhört, sich als ein Narr aufzuführen, dann es ist nicht auszustehen länger, daß Er sich so deutlich als ein Narr aufführet und Er auch sich spectaculeuse gegen Pfalz Zweybrücken bezeiget, o schade, schade ist es wie vor seinen Caracter.

[Brief des Geheimrats von Passern an den Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt]

Durchlauchtigster Erbprintz und Landgraf,

gnädigster Fürst und Herr!

Ewgl. Hochfürstl. Durchl gnädigstes Handschreiben unterm gestrigen dato habe mit unterthänigstem respect erbrochen, und den gnädigsten Antrag wohl erwogen.

Gleichwie ich nun in einer so wichtigen Sache, welche dermahlen einstens bey Gott dem allmächtigen am Jüngsten Tag vor seinem strengen Richter-Stuhl mir zur schweren Veranthworthung gereichen könne, mich genöthigt gesehen zu Beruhigung meines Gewissens vorhero ein Consilium conscientiosum Theologicum einzuholen, welches erstlich am nechstverwichenen Montag abends spät kurz vor meiner Abreyße erhalten, und dessen Inhalt dahin gehet, daß, da ich der Frau schon lange Zeith vorhero das Geschehene und Bekannte aufrichtig und redlich vor Gott vergeben und verziehen hätte, ich bey solchen Umbständen dieselbe, so lange sie lebte, nicht verlassen, vielweniger verstoßen könnte, worzu ich mich dann auch nach vorgegangener reifer Überlegung und Prüfung vor Gott nach meinem zarten Gewissen und vollkom[m]ener Überzeugung jedoch dergestalten entschlossen habe, daß zu Beruhigung so wohl Ewgl. Hochfürstl. Durchl. als auch der von Roussillonischen Familie, wann allenfals darauf bestanden werden solte, ich vor meine Person die Veranstaltung machen will, damit die Frau demnechsten, so bald es ohne große Kosten und Schanden thunlich, von der franckfurther Gegend anderwärts, auch nöthigenfal[l]s unter einem frembden Nahmen sicher untergebracht werde.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Als lege zu Ewgl. Hochfürstl. Durchl. Füßen mich demüthigst nieder, submittire und sacrificire mich als ein armes ausser Ewgl. Hochfürstl. Durchl. hohen Hulden und Gnaden sonst gantz verlassenes Landskind vor meine Person mit Guth und Blut zu Höchstderoselben gnädigstem Befehl und Disposition, in devotester Veneration lebend und sterbend Ewgl. Hochfürstl. Durchl.

Meines gnädigsten Fürsten und Herrn
Buchswiller, den 30ten Januar 1749
unterthänigst-treuest-gehorsambst verpflichteter Knecht
Christian Gottlieb von Passern

[Brief des Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt an unbekannt.]

Der Herr Hauptmann Werner hat dem Herrn Geheimbden Rath von Passern in meinem Namen zu erkennen zu geben 1. Daß er mich besser kennen sollte, daß ich ferme in meinen Entschließungen, und kein so wankendes Rohr wäre wie Er, deroselben muß er sich kurtzum erklären, ob er seine bisherige Frau, die eine Canaille wäre, und nunmehro auch vor der gantzen Welt davor passirte, ihrer Familie gutwillig übergeben wolle oder nicht? Zu welchem Ende ich die Fräul. von Roussillon diesen Abend noch expresse mit meinen Pferdten nach Zweybrücken führen ließe, um das nöthige dießfalß zu concortiren.

Wird er sich aber mir deßfalß im geringsten weiters opiniatriren, so soll er seinen Abschied haben, wie ich solches seiner Schwester, Schwägerin und Schwägern bereits ausdrücklich declariret, und davon nicht abgehen will noch kann.

Habe er declariret, daß er seine geweßene Frau nimmermehr davor weiter erkennen wolle, und selbst gebeten, daß man ihm rathen und helfen solle. Da solches nunmehro geschehen, so wolle er wieder zurück, und gäbe dadurch ein klares Zeichen seines Wankelmuths, wann man nicht sagen soll, Thorheit, an den Tag. Habe nicht allein ich, sondern auch die gantze Familie von seiner und seiner geweßenen Frauen Seiten lauter Schimpf und Spott von ihm, und können Ehrenthalben ohnmöglich anders thun, als ihn seiner caprise und wunderlichem Schicksal vollkomen überlaßen, wann wir nicht ebenso viel Schimpf von ihm haben wollen, als er von seiner Frau gehabt, will er also diese nicht vollkomen abandoniren, so müßen wir alle die Hand von ihm abziehen, wann wir nicht vor gleiche Thoren in der Welt passieren wollen, wie Er, welches keines von uns allen zu thun gesonnen ist; er hat sich ohnedem schon lächerlich genug gemacht, mit seinen wunderlichen Grillen, und noch letztlich bei dem Hofrath Groos mit dem Bettelsack, und er müße entweder aufhören sich selbst zu beschimpfen, wenn er wolle, daß man Mittleyden mit seinem Unglück haben solle, oder er müße hingehen wo er hin wolle, damit ihn niemand kenne.

Hier ist also nochmahlen die Wahl vor ihn, aber zum allerletzten Mahl unter

Ehre und Schande
Wohlfahrt oder Unglück
Vor gescheid oder närrisch zu passiren
das Predisium oder Bettel-Staab.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Weder ich noch sonst jemand ist gesonnen, ein Narr zu werden um eines Narren halber, will er also bleiben wer er ist, so muß er sich erklären wie ein rechtschaffener Mann, will er aber den Credit der gantzen ehrbaren Welt verliehren, so stehets ihm auch frey. Was er aber vor dießmahl erwehlet, dabey bleibts. Sprüche Salomonis aus 25. Capit[el], V[ers] 24 u. 25:

Es ist beßer im Winkel auf dem Dache sitzen, dann bey
einem zänkischen Weibe in einem Hauße beysammen.
Ein gut Gericht aus fernen Landen ist wie kalt Wasser
einer durstigen Kehle [...]
[Weitere Bibelsprüche folgen.]

[Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt nötigte offensichtlich zwei Verwandte der Polyxena von Passern, ihre Zustimmung zu seinen Anordnungen zu geben.]

Wir finden daß dieses quadrirt [übereinstimmt, im Sinne von richtig ist]:
Wilhelmina [von] Roussillon [verh. Fentzling]
S[ophia] E[leonora] M[argaretha] Pettenkoverin, [geb. von Passern]
Pirmasens, den 31ten January 1749
Ludwig Erbprintz v. Hessen

Copia
Zweybrücken, d. 1. Februar 1749
Durchlauchtigster Fürst,
gnädigster Fürst und Herr!

Aus dem mit von Ewgl. Hochfürstl. Durchl. überschicktem habe ersehen, daß Hr. Geh. R. von Passern weder den guten Rath von Ewgl. Hochfürstl. Durchl. noch weniger von andern Ehrlichen Leuthen follgen will. Will also mit Gewalt sich und seine arme Kinder ins Unglück stürtzen. Kann allso die gantze Welt niemand andereß als ihm selbsten die Schuld vor seinem Unglück geben, mein Bruder und Ich haben demnach resolvirt, Ihme seine böse Frau zu überlassen, und er mit Ihr anfangen kann, was er will, mit dem beding aber daß sie sich nicht mehr von unserer Familien nennen soll.

Ewgl. Hochfürstl. Durchl. befehle mich zu Gnaden und verbleibe in tiefstem Respect zeitlebens Ewgl. Hochfürstl. Durchl.

gantz unterthänigster Diener
de Roussillon.

Durchlauchtigster Erbprintz und Landgraf
Gnädigster Fürst und Herr!

Ewgl. Hochfürstl. Durchl. unter dem 30ten des vorigen Monaths an mich erlaßenes gnädigstes Schreiben ist mir gestern abend durch den Läufer richtig überliefert worden. Den mir darinnen gnäd. ertheilten Befehl habe sogleich dergestalt unterthänigst befolget, daß weilen wegen eines in dem Kopf habenden Flußes ohnmöglich selbsten ausgehen können, ich dem Hr. Geheimbden Rath von Passern das Original-Schreiben communicirt, und mir deßen Erklärung darüber ausgebeten habe. Nachdem nun derselbe sich simpliciter darin vernehmen laßen, daß Ewgl. Hochfürstl. Durchl. an seine final-Declaration allbereits vorgestern in unterthänigster Devotion überschrieben habe, so ermangle nicht, Ewgl. Hochfürstl. Durchl. hiervon den

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

unterthänigsten Bericht zu erstatten, der ich mich zu Hochfürstl. Huld und Gnade submißest empfehle und in dem allerdevotesten Respect zeit Lebens verharre

Ewigl. Hochfürstl. Durchl.
meines gnädigsten Fürsten und Herren
Buchsweyler, d. 1ten Februar 1749
unterthänigst treu gehorsamster Knecht
Barth

[fehlt der Anfang]
[Copia]
[...]

vor seine Frau und würde sie nimmer mehr davor hallten noch erkennen wann er heute dimittiret würde. Wo ist Weisheit bey einem Narren zu finden und Wahrheit bey einem Verrückten, der nicht weis vor Großmuth was er will, der kalt, lau und warm aus einem Mund redet in halber 24. Stund, der in allen Stücken bezeigt täglich und stündlich, je mehr und mehr das er nicht bey sich ist und vollkommen mente captus [captis] ect.

Ludwig Erbprintz zu Hessen

[Schreiben des Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt an den Geheimrat von Passern]

Copia
Pirmasens, d. 1. Febr. 1749
Sonders lieber Herr geheimbde Rath!

Desselben Schreiben von gestern habe nicht allein dessen gantzer famille [Familie] sondern auch allen ehrliebenden Leuthen communiciret, alles ist meiner Meinung wann der Hr. geh. Rath solcher nicht beypflichten will, so hat sich sein Gewissen den ewigen Vorwurf zu machen daß er eintzig und allein an seinem eigenen und seiner Kinder Verderben schuld seyn und dieselbe in das bitterste Elend stürtze, seinen ehrlichen Vatter unter der Erde sowohl als die noch lebende gantze Famille von desselben und der Frauen Seiten [v. Rossillon] beschimpfen, wes haben sich auch Schwester, Schwäger und Schwägerin fest entschlossen, wofern Er nicht anders Sinnes werden wolle sich seiner gäntzlich zu entschlagen, ihn vor einen Anverwanden ferner nicht zu erkennen, welches derselbe aus denen Anlagen sattsam abnehmen kann. Ich und die gantze famille [Familie] haben alles gethan, was Uns möglich gewesen, denselben von seinem Irthum abzubringen reussiren Wir nicht, so müßen Wir die Hände waschen und Ihn seinem unglückseeligen Schicksaal vollkomen überlassen.

Vieleicht dörfte ein unbesonnener Entschluß zu einer Zeit bereut werden wann keine Wiederkehr mehr ist, dann die Antwoth auf dieses Denkret [Dekret] die gantze Sache, ob Er mit einem unverschämten verhurten Weibe das stete Elend als ein Wahnwitziger bauen oder in einem recht honetten Emploz mit ehrlichen Leuthen, als ein rechtschaffner Mann leben wolle; Es komt auf diese Resolution an, so ist die meinige schon genommen, fällt sie wieder Vermuthen wie bishero aus, so unterschreibe Ich mich hirmit zum letzten mahl

des Herrn geh. Raths [von Passern]

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wohlaffectionirter Freund und Diener
Ludwig Erbprintz zu Hessen
Es ist unmöglich einen Narren seiner Narrheit zu überführen so als mit Wasser einen Mohren weiß waschen, Hoffnung umsonst, das er sich von seiner Narrheit begibt, dann das ist großmüthig.

Durchlauchtigster Erbprintz und Landgraf,
gnädigster Fürst und Herr!
Was Ewgl. Hochfürstl. Durchl. zu der vorhin schon gnädigst erkannten Sache so wohl durch Dero Regierungs Rath Barthen als auch Hauptmann Wernern theils schriftlich, theils mündlich und zwar durch letztern mit vielen beweglichen Umbständen noch ferner weiters antragen zu lassen gnädigst geruhen wollen, solches als eine besonder fürstl. hohe Gnadens-Bezeugung vor meine geringe Person erkenne, zeithlebens mit tiefgebügter [gebückter] unterthänigster Dank-Verpflichtung.
Gleichwie aber Ewgl. Hochfürstl. Durchl. ohne weithläuffiges An- und Ausführen, von selbsten höchst erleuchtigt überzeugt seyn werden, daß in Gewissens-Sachen der allgewaltige Gott mir allein Richter seyn, mithin nach meinem Gewissen von der vor Gottes Allgegenwarth und vor seinem allerheiligsten Angesicht gefaßten und letzthin Ewigl. Hochfürstl. Durchl. in unterthänigster veneration bereits eröffneten endlichen Resolution ohnmöglich abgehen, viel weniger vor dem allsehenden Auge Gottes mich als einen höchst untreuen Menschen darstellen und selbsten ewig verdam[m]en kann.
Ewgl. Hochfürstl. Durchl. meinem Landesfürsten mich als ein armes Landeskind der Liebe nach vollkom[m]en sacrificir; als lebe zu Ewgl. Hochfürstl. Durchl. angebohrenen fürstlich-hessischen Großmüthigkeit der unterthänigsten Zuversicht, daß Höchstdieselbe hirbey sich gnädigst beruhigen werden, der ich übrigens mit devotesten respect lebe und sterbe
Ewgl. Hochfürstl. Durchl.
Buchswiller, den 2ten Febr[uar] 1749
unterthänigst treu-gehorsambst verpflichteter Knecht
Christian Gottlieb von Passern

Copia
Von Gottes Gnaden, Ludwig Erbprintz und Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, [...] Demnach Unser bißheriger Geheimde Rath und Oberamtmann Christian Gottlieb von Passern, Unsern vielfältig an ihn ergangene Vermahnungen zuwieder sich in der Affaire seiner Frauen höchlich und dergestalten prostituiret, daß Wir in Unseren Diensten Ihn nicht länger behalten können; alß entsetzen Wir ihn hierdurch und Kraft dießes seiner Würden und Amts, undt ertheilen Ihme seine völlige Dimission und Abschied, daß Er sich nach seinem Gefallen hinwenden und gehen könne, wo Er will.
Urk. und Unßerer eigenhändigen Nahmens Unterschrift und beygedrückten fürstl. Insiegels. So beschehen Pirmasens, d. 3. Febr[uar] 1749
Ludwig Erbprintz zu Heßen

Copia
Dem geh. Rath v. Passern bleibet auf dessen unterth. eingeschickte Erklärung vom gestrigen dato hiermit resolutionis loco ohnverhalten, daß Wir

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

in Betracht seiner armen Kinder, die Uns wehmütigst gebeten, daß Wir sie durch die Dimission ihres Vatters auch zugleich verjagen, und in das bitterste Elend stürtzen möchten, Ihn zwar noch ferner in Diensten behalten wollen, jedoch mit nachgesetzten Bedingungen, nemlich:

1. daß Er schriftlich declariren solle, daß seine geweßene Frau, durch den wiederhohlten schändl. Ehebruch, welchen sie begangen zu haben ihrem Mann selbst eingestehen müßen, die ihr wiederfahrene Verweißung von hier, und noch ein mehreres wohl verdient habe.

NB. ist doppelt mit seinem Petschaft bedruckt einzuschicken, einmahl vor Uns, das zweyte

vor die Familie.

2. daß Er ged. Frau, wie Er sich ehedeßen zum öfteren erbotten, unter einem anderen Namen an einem entfernten Ort, zu Vermeidung weiterer Schande mit der ernsten Verwarnung hinthun wolle, daß sie sich bey scharffer Ahndung so lange sie leben wird, nicht unterstehen solle, sich vor eine Passerin oder Ro(u)ssillon auszugeben.

3. daß Er eine schriftliche declaration an seine Fräulein Schwägerin einschicke, daß Er nicht anders wiße, als daß ihre Conduite jederzeit vollkommen honnet und irreprochable die gantze Zeit über geweßen seye, alß sie in seinem Hause sich aufgehalten, und Er sie zu kennen die Ehre gehabt habe, und daß dasjenige, was man dem zuwieder von einen verdächtigen Umgang mit dem dimittirten Lieutenant Borck, vor einem Jahr sparzieren wollen lauter malitieuse Calumnien und lügenhafte Ausstreuungen von bößen Mäulern und seiner geweßenen Frauen [seiner ersten, geschiedenen Ehefrau] geweßen seyen; die expost hinlänglich wiederholet und grundfalsch befunden worden wären.

4. Sind wir nicht gesonnen, ihne jemahlen wieder dahiro zu sehen, noch zuzugeben, daß Er sich zu Zweybrücken ferner sehen laße, um das Scandal nicht zu vermehren, weshalben Er sich um eine Wohnung zu Buchsweiler[195] *zu bewerben hat, wohin ihme seine Kinder und effecten nachgeschickt werden sollen.*

Das hießige Amt solle sodann durch den Hauptmann Kuntzenbach bis zu der Retour des Hochtenblatts ferner versehen werden, Er, der geh. Rath von Passern, aber hat das bey Unsern Collegiis zu verrichten, was Wir ihme an dieselben comittiren.

Seine Frau Schwester wird ihme die Kinder nach Buchsweiler überbringen, und die erl. [ehrliche] Schwägerin vor die Einpackung und den Transport deßen hier zurückgebliebenen effecten besorgt seyn, wornach sich zu achten.

Pirmasens, d. 4. Febr[uar] 1749

Ludwig Erbprintz zu Heßen

[Nachschrift:] Es wird dem Geh. Rath v. Passern noch gar wohl erinnerl[ich] seyn, wie treul[ich] wir ihm zu Anfang dieser liederl[ichen] Affaire angeraten haben, die Frau mit Zuziehung seiner Fräulein Schwägerin ihres Lasters zu überführen, und sie hernach in Betracht derer Kinder und

195Polyxena von Passern wurde noch im Jahr 1757 im Testament der Saarbrücker Erbtante erwähnt mit Adresse Buchsweiler, wo ihr Mann arbeitete. Demnach war sie nicht von ihrem Mann verstoßen worden. Dies ist ein Zeichen des Edelmutes ihres Ehemannes. Als er erkannte oder durch einen Arzt erfuhr, dass ihre Ehevergehen durch die Syphilis verursacht waren, scheint er ihr vergeben zu haben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wann sie Beßerung versprochen wird, zu pardonniren, allein damahls war die Antwort Nein! Das geschieht nunmehr, der Passern hat auch einen hitzigen Heßen-Kopf; Wanns so weit kom[m]t, erkenne ich sie nicht mehr vor meine Frau, sondern sie müßte mir fort. Nunmehro da Er von allem mehr als zu viel convincirt ist, da Er sie vor eine Canaille declarirt, und gehalten, und sie jedermann mit davor hält, so erkennt Er sie wieder vor seine Frau, welche Schande! Ist das großmüthig, oder Thorheit! Die Schwaben haben nach dem Sprichwort im 40sten Jahr ihren vollkom[m]enen Verstand, wann Er aber dem Passern kom[m]t solches wird bey diesen Umständen zweifelhaft.

Ich gestehe, daß Ich von demselben beschimpft bin, über die Ohren, und was Ich jetzt thue, daß Er das nicht verdienet, sondern gehörte bestraft zu werden, mich belogen zu haben und meinen wohlmeinenden Räthen zu seiner und Meiner Beschimpfung nicht hat folgen wollen, und mir im[m]er vor nichts als von seiner Großmuth geredet hat, die jetzt in nichts als Niedrigkeit, Lacheté [frz.], Bassesse [frz.] und Narrheit und Wahnwitzigkeit bestehe

Ludwig Erbprintz zu Heßen

Dem Herrn von Passern ist das letztere remedium wegen seiner gailen läuftigen, hitzigen Frau, wann Er nicht wieder Kinder wie die Fraue von Bork gemacht und sogenan[n]te von Passern haben will, so muß Er ja die Weiblings-Theile mit einem glü[h]enden Eißen verbrennen, wie mein Jäger seiner lauftenden Hunden gemacht, zum Ha(h)nrey ist er von der ersten Frau wie er mir selber gesagt, Ha[h]nrey ist er von der jetzigen und ist und bleibt und wird sonst noch mehr Hahnrey werden.

Es wäre schade, wann er nicht Ha[h]nrey mehr würde, indem er absolument [absolut] einer ist, und noch seyn wird, und noch wird werden, und verbleiben würde in alle Ewigkeit, wie er es auch jetzt verdient, ein großmüthiger Ha[h]nrey, und dabey ein geduldiger, schickt sich im Vergleich zum Gelächter, aber nicht zu einem geheimen Rath und Oberamtmann als ausgenom[m]en in das Narrenhauß.

Ludwig Erbprintz zu Heßen

[Nachschrift:]

Ihre geweßene Frau ist nicht nur eine Hure, sondern eine solche infame als wer weiß ob Seiten der Welt her an jemahlen eine solche geweßen ist, Hure ist Hure, es gibt noch ehrliche, dieße aber ist die aller infamste, die jemahlen geweßen, sie ist eine Diebin, sie hat Ihnen dasjenige, so sie höchstens gebrauchen, gestohlen und an Bork gegeben; den Hunden hat sie das Brod den Kindern aus dem Mund gerißen und gegeben.

Sie hat Ihnen mehr als die Naß [Nase] abgeschnitten, dann sie hat Ihnen und Ihren Kindern die Ehre abgeschnitten, die famille [Familie] beschimpft, mein Haus verschandet, Sie um ein Haar nebst Kindern an Bettelstaab gebracht, ohne eine allzugroße Gnade. Alßo eine Canaille aller infamster Canaillen, die jemahlen die Sonne beschienen hat, und dieße erkennen Sie [noch] vor ihre Frau. O Schande, in Ewigkeit

Ludwig Erbprintz zu Heßen

Weilen dasjenige, was dem Geh. Rath v. Passern bis dato vorgestellet, angerathen und gesagt worden [ist] nicht das allergeringste bey ihm anschlagen oder verfangen wollen, vermuthl. weil es in Prosa geschehen, und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

die edle Poesie vielleicht eine beßere Würkung haben dörfte und Er ein Liebhaber von derselben, und allen galanten Wißenschaften, alß wird ihm nunmehro auch dasjenige communicirt, was von verschiedenen Orten her durch poetische Federn eingeschickt worden, und seiner Artigkeit halber wohl gedruckt zu werden verdient. Nach meinen Gedanken nach, welchen die gantze vernünftige Welt mit übereinstim[m]t, quadriren die Einfälle auf die Hauptpersonen dießer Comedie vollkom[m]en, und wem das Gehirn nicht verrückt ist, wird ohnfehlbar gleicher Meinung mit seyn, wann Er von der Affaire recht informirt ist.

[Es folgen eine Menge Bibelzitate und dazwischen einige Notizen des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt:]

Es waren Herr Trost und der Lieutenant von Bork [die Liebhaber der Frau von Passern.]

Picander in poeticis edit. Nov. Frankfurt
p 150 (oder 190) 1/2
[...]
In Frankfurt ist eine Frau angelanget,
des Vorhabens, mit Willen ihres
Mannes allda im Winter ***das***
Schlangenbad [Indiz für Syphilis] *von Hauß aus*
zu gebrauchen, weil böße Leute [ein Adeliger?]
ihr etwas angethan, so der Kützel-
Geist adlicher Gemüther wohl leyden
nicht aber weiter kom[m]en laßen kan[n].
[...]

Im September 2011 erhielt ich einen Anruf von Frau Elsbeth Kreh aus Schaafheim. Sie teilte mir das weitere Schicksal der Polyxena Katharina Louise Christiana von Passern, geb. von Rossillon, mit. 1757 war ihr erster Ehemann, der Geheimrat von Passern gestorben. Am 24.11.1763 heiratete sie den 12 Jahre jüngeren Schaafheimer Pfarrer Weeg. Siehe das Schaafheimer Heimatblatt >Aus Großvaters Kindertagen<, Folge 577 (richtig 600?) von Hans Dörr mit Überschrift >Schaafheimer Pfarrer Weeg heiratet eine Witwe mit Vergangenheit<.

Todeseintrag im Kirchenbuch von Schaafheim vom Jahr 1789:

„Den 13.03.1789 ist Polyxena Katharina Louise Christiana, geborene von Rossillon, im Alter von 70 Jahren verstorben. Der verblichene Körper ist den sechzehnten darauf morgens nach acht Uhr in der Kirche [von Schaafheim] im mittelsten Gang, [neben] denen Leichen zweien da von ihren Kindern liegenden in aller Stille beigesetzt worden."

Jakob Michael Reinhold Lenz, gestorben 1792

Brunold Springer hatte bereits vermutet, dass auch Lenz zu den Opfern der Syphilis zählt. Siehe die „Verdachtsfälle" in seinem Werk >Die „genialen" Syphilitiker< Seite 228. Die meisten Indizienbeweise, die nach meiner

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Überzeugung eine Syphilis-Erkrankung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dokumentieren, habe ich aus der bis heute unübertroffenen Lenz-Biographie von Matvej Nikanorovic Rozanov (1858-1936) zusammengestellt. [196]

Bei Lenz fehlen uns zwar die äußeren Erscheinungen einer Syphilis-Erkrankung, wie Ausschläge und Papeln, auch von Bäderkuren ist uns nichts bekannt, da Lenz zu arm war, um sich eine Kur leisten zu können. Wir hören nur, dass er zwei- oder dreimal den Versuch machte, als Diener eines Reichen in den heißen Süden zu gelangen, das aber jedesmal misslang. Wir sind bei der Diagnose nur auf psychische Auffälligkeiten angewiesen, aber das genügt vollkommen, um den begründeten Verdacht zu erhärten, dass auch Lenz ein Neuro-Syphilitiker war.

Wo und wann sich Lenz mit der Syphilis infizierte, liegt im Dunkeln. Das erste und immer wiederkehrende Indiz seiner Neuro-Syphilis ist, dass er seinen starken Drang nach Liebe und ehelicher Trieberfüllung nicht mehr beherrschen konnte. Er verliebte sich mehrmals in Frauen aus der Adelsklasse, obwohl er keine materielle Basis für eine Heirat besaß und außerdem die fast unüberwindliche Klassenschranke dagegen stand. Die Hoffnung, diese überwinden zu können, grenzte bereits an Größenwahn, wie es bei Syphilitikern oft vorkommt.

Weitere starke Indizien sind die Gemütsschwankungen. Unter anderem sind folgende psychische Defizite bei Lenz erkennbar:

Syphilitische Präparalytiker, auch Neuro-Luetiker genannt, sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerungen entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft, Illusionen, ausgefüllt werden. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass Syphilitiker zu Unwahrheiten und Größenwahn neigen.

Das Gemüt der Syphilitiker schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird schnell beruhigt und aufgeheitert.

Neben dem Endstadium der Syphilis, der Paralyse, gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zwar zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Auswirkungen wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

196 >Jakob M. R. Lenz - der Dichter der Sturm- und Drangperiode< von M. N. Rosanov, vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Übersetzung von C. von Gütschow, Leipzig 1909. Die Orthographie wurde vom Hrsg. behutsam der heutigen angepasst, die Fußnoten weggelassen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse moralische Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulantium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit und Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Jakob Michael Reinhold Lenz entstammte einer baltischen Pastorenfamilie und erblickte am 12. Januar 1751 in Seßwegen, Livland, das Licht der Welt. Er studierte Theologie, wie es zu damaliger Zeit üblich war, vernachlässigte jedoch sein Studium und zog mit zwei Brüdern von Kleist, die in französische Kriegsdienste traten, nach Straßburg.

Ab Seite 233 der Lenz-Biographie von Rosanow lesen wir:

Bis zum Herbst 1774 blieb Lenz der „Mentor und Genosse“ [wohl Übertreibung: er war der Diener der beiden Offiziere] der kurländer Barone von Kleist, die in Straßburg in französischen Kriegsdiensten standen. Tisch und Wohnung von ihnen erhaltend, war Lenz in seiner materiellen Lage verhältnismäßig sicher gestellt.

Die Beziehungen zu den Baronen wurden aber immer kälter, gespannter und führten schließlich zu einem offenen Bruch. Im Wintersemester 1774/5 ließ sich Lenz, der schon durch seinen >Hofmeister< und seine Übersetzung des Plautus bekannt geworden war, in Straßburg als Student der Theologie immatrikulieren. Da er schon mehrere Semester in Königsberg studiert hatte, so kann man sich seinen Eintritt in die Straßburger Universität nur mit seinem Wunsche erklären, seine Kenntnisse aufzufrischen, das Examen zu machen und ein Diplom zu erhalten. Wenigstens schrieb Pfenninger unter dem 1. September an Lenz: „Studirst Theologie? predigest? bist ordinirt? Sag mir etwas hievon.“ Er handelte wohl so unter dem Drucke aus Livland; der Vater war bekümmert, daß sein Sohn noch immer keine Anstellung hatte und außerdem noch vom Strudel des französisch-deutschen Lebens in Straßburg mit fortgerissen werden würde, von dem der pietistische Alte nichts Gutes erwartete.

Nach seiner Trennung von den Kleists befand sich Lenz in einer sehr bedrängten Lage. Von einer Unterstützung seitens des Vaters ist uns nichts bekannt geworden. Schlecht bezahlte Unterrichtsstunden und der unbedeutende literarische Verdienst waren seine einzigen [materiellen] Hilfsquellen. Nach seinen eignen Worten war er arm wie eine „Kirchenmaus“, abgejagt wie ein „Postpferd“ und glich einem „Bettelmönche.“

Er schlug sich von Tag zu Tag durch, geriet in Schulden, die er nicht abzutragen vermochte. Er war einer der Vertreter der literarischen Bohème, einer im Deutschland des 18. Jahrhunderts seltenen Klasse von Menschen, da sich die Schriftsteller damals entweder durch ein erträgliches Amt ihr Fortkommen sicherten oder von der Freigebigkeit gekrönter Mäcene lebten - so [wie] Klopstock in Kopenhagen, Lessing in Wolfenbüttel, Goethe, Wieland und Herder in Weimar.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Schwere materielle Sorgen bewogen ihn im Jahre 1775, den Vorschlag des Juden Flies, ihn für eine gewisse Honorarentschädigung auf seiner Reise durch Italien zu begleiten, anzunehmen. Auf diese Weise schickte er sich wieder an, seine persönliche Freiheit zu verkaufen und in die Abhängigkeit zu geraten, gegen die er in seinem >Hofmeister< so losgezogen war. Aber diese Reise kam nicht zur Ausführung.

[...]

Nach sechsjährigem Aufenthalt verließ Lenz Straßburg, wo er seine schönsten Jahre verlebt hatte. Es war im März 1776. Sein Weg führte nach Norden über Mannheim. Hier verweilte er eine Zeitlang im Antikenmuseum; er erfreute sich an der Betrachtung der Kunstwerke, die ihm besonders wertvoll geworden waren, da die Reise nach Italien nicht zustande gekommen war. Vor der Gruppe des Laokoon vergoss er Tränen des Entzückens; die „göttliche Begeisterung" in den antiken Gesichtern weckte in ihm den Wunsch sie anzubeten. Der künstlerische Genuss rief ihm das Bild Goethes, mit dem er so viele Gedanken über Kunst ausgetauscht hatte, vor die Seele. Es schien ihm, Goethe stünde neben ihm und freute sich über den Eindruck, den die Denkmäler der alten Kunst in ihm hervorriefen. „Als ich den Antikensaal in Mannheim sah, Bruder Goethe," schrieb er, „so durchdrang, durchbebte, überfiel mich dein Geist, der Geist alles deines Thuns und aller deiner Schöpfungen, mit einem Entzücken, dem sich nichts vergleichen lässt . . . Nur Du auf der Rechten und sie, die Hoffnung meiner letzten Seligkeit an meinem Herzen, fehlten mir noch, um nun wirklich das erstemal die Freude des ewigen Lebens zu fühlen."

In Darmstadt verweilte Lenz einige Tage bei Merck, mit dem er kurz vorher einen freundschaftlichen Briefwechsel angeknüpft hatte.

[...]

Im Hause Goethes wurde er von dessen Eltern aufs freundlichste aufgenommen; sie schickten durch ihn Grüße an Lavater. Bei ihnen wohnte er während seines ganzen Aufenthalts in Frankfurt.

Er traf auch Wagner, das Mitglied der Straßburger Deutschen Gesellschaft an.

Im Umgange mit Goethes Mutter, Merck, Klinger und Wagner erholte sich Lenz augenscheinlich von den schweren Sorgen seines Straßburger Lebens, als ihn plötzlich wieder ein neuer Schlag traf, die Nachricht von der Verlobung Henriette v. Waldner mit dem Baron Oberkirch. Luise König schrieb es unter dem 25. März an Frau Hesse nach Darmstadt, mit der Bitte, es Lenz mitteilen zu wollen. Auf der Reise von Frankfurt nach Weimar erreichte ihn diese verhängnisvolle Nachricht, die ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf. „Mein Schicksal ist nun bestimmt," schreibt er an Lavater, „ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, dass weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröten sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammender Gedanke!" Er hält diese Ehe für Henriettens größtes Unglück und fleht Lavater an, sie zu „retten". Nicht sich - sie bemitleidet er; „mit Wollust" würde er sterben, wenn er sie wenigstens in dem Besitz eines Mannes wüsste, der ihrer würdig wäre und sie glücklich machen könnte. Lenz hofft, dass es Lavater gelingen werde, Henriette von dieser Ehe abzubringen. Es würde die „edelste That" in Lavaters Leben sein. „Ein Sterbender" sei es, der um diese Tat bitte. „Wie

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bei Hofe [in Weimar] erscheinen!“ fügt der Dichter hinzu.

Wie immer sucht er Trost in der Poesie. Henriette steht vor ihm im bräutlichen Staate [Brautkleid], mit schönen Steinen geschmückt, bei frohem Lichterscheine; aber ihre Gedanken sind weit weg von ihm, dem Unglücklichen, dem „Freundeshand“ den „Kelch des Todes“ reicht. [Starkes Indiz für Neuro-Syphilis.]

Auf die Erfolge Lavaters will er nicht bauen. Er schreibt daher selbst einen anonymen französischen Brief an Henriette, in dem er versucht, ihr die Augen für das Unglück, das in dieser Ehe sie erwartet, zu öffnen. Er warnt sie, „ein in jeder Beziehung ungewöhnliches Weib“, einen „gewöhnlichen und daher kalten, unbeständigen Mann“ zu heiraten. Möge sie erst prüfen, ob er ihrer Hand wert sei.

Am 4. April erreichte Lenz die malerisch gelegene und stille Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar, die ein deutsches Athen zu werden begann. Er stieg im Gasthofe „Zum Erbprinzen“ ab. Sein erster Besuch galt Goethe, der am selben Tage von einer Reise nach Leipzig zurückgekehrt war. Am andern Tage stellte dieser den angekommenen Freund der Frau von Stein und abends dem Herzoge Karl August vor.

Ehe wir die Eindrücke des Weimarer Lebens auf Lenz schildern, müssen wir erst die Frage beantworten, weshalb Lenz nach Weimar gekommen war.

Dass seine Reise nach Weimar nicht zufällig unternommen worden ist, um sich eine Zeitlang zu zerstreuen und alte Freunde wiederzusehen, sondern einen großen Zweck gehabt hat, ersehen wir aus seinen Briefen. Beachten wir, dass er diesen Zweck auch vor seinen nächsten Freunden geheim hält und sich nur mit Anspielungen begnügt.

Anfangs verschweigt er auch das Ziel seiner Reise. In einem Briefe an Lavater von Mitte Februar 1776 schreibt er geheimnisvoll: „Ich gehe, wohin mich der Wink der Vorsicht [Vorsehung] ruft, mein Ziel kann ich Dir noch nicht bestimmen“. Was er in dem Briefe an Merck vom 14. März über die Reise schreibt, zeigt eine gewisse Erregtheit.[Indiz] Lindau versichert er, dass „dringende Angelegenheiten“ seine „Gegenwart in Weymar“ bedingten. Die Folgen dieser Reise seien wichtiger für das Vaterland als für ihn selbst. Es sei ein „entscheidender Augenblick“ in seinem Leben, der „nicht wiederkehren“ werde.

Was verbarg sich denn hinter diesem geheimnisvollen Vorhange? Was für ein vaterländisches Unternehmen beabsichtigte denn Lenz ?

Einiges Licht auf diese Fragen werfen folgende Zeilen aus einem seiner Briefe an Herder, kurz vor seiner Abreise: „Ich habe eine Schrift über die Soldatenehen unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich - wahrscheinlichst wohl sterben werde“.

Die Abhandlung über die Soldatenehen war eins von den zahlreichen Projekten Lenzens, mit denen er die Welt zu beglücken gedachte. Seine literarische Tätigkeit schien ihm minderwertig im Vergleich mit den reformatorischen Ideen praktischen Inhalts, die ihm keine Ruhe ließen. Er begnügte sich nicht mit der Diagnose der sozialen Gebrechen jener Zeit, sondern ersann auch mehr oder minder phantastische Mittel zu ihrer Heilung.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Aber zur Ausführung solcher Projekte musste er irgend eine Persönlichkeit gewinnen, die die Macht und die Möglichkeit besaß, einen solchen Versuch „zum Heile des Vaterlandes" auszuführen. Es musste ein Herrscher sein im Geschmacke des „aufgeklärten Absolutismus". Es ist nicht zu verwundern, dass er auf den jungen Herzog von Weimar verfiel, der sich als Beschützer der Schriftsteller gezeigt und seinen Freund Goethe an sich gezogen hatte.

In seinem leidenschaftlichen Streben, das Leben zu reformieren, stand Lenz nicht vereinzelt da. Es war der allgemeine Zug der Menschen in dem der Revolution vorhergehenden Zeitabschnitt. Erinnern wir uns daran, wie Herder sich mit dem Gedanken trug, das Vertrauen Katharinas II. zu gewinnen, damit durch diese mächtige Herrscherin Russland zu einem Musterstaate gemacht werde. Wollen wir deshalb Lenz etwa verurteilen, dass er, bescheidener in seinen Wünschen, an Stelle der Beherrscherin eines unermesslichen Reiches nur das Haupt eines deutschen Duodez-Staates zu beeinflussen hoffte?

So stand Lenz, als er nach Weimar reiste, im Banne phantastischer Gedanken und Wünsche. Er wollte in der Rolle eines sozialen Reformators auftreten, und zwar vor allem auf dem militärischen Gebiete, dem er von jeher seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. [Indiz für Neuro-Syphilis.]

Die Wahl Weimars war wohl bedingt durch die günstigen Berichte seiner Freunde über das Weimarer Leben. So schrieb Stolberg ihm unter dem 3. Februar aus Kopenhagen: „In Teutschland ist mir in Weymar vorzüglich wohl worden. Der Herzog ist ein herrlicher Junge, beide Herzoginnen, Mutter und Frau, sind zween Engel. Unser lieber Wolf [Wolfgang Goethe] lebt dort herrlich und in Freuden, wird von allen geliebt, ist sogar ein Herzensfreund von Wieland . . . Ich komme dorthin als Kammerherr, zwar traurig meine Geschwister und eine Hand voll Freunde zu verlassen, aber froh das knechtische Dänemark mit meinem lieben Vaterlande zu vertauschen. Unsern treuen Wolf hoffe ich oft zu sehn".

[...]

Die im Stillen genährte Hoffnung, seine Projekte ins Leben zu setzen, bei dieser Gelegenheit irgend eine Stellung am Hofe zu Weimar zu erlangen, wo Goethe, das Haupt jener literarischen Partei, zu der Lenz sich zählte, sein Unterkommen gefunden hatte, spielte natürlich eine große Rolle in seinem Entschlusse, in Weimar sein Glück zu versuchen. Düntzer, der Lenz stets sehr missgünstig beurteilt, sucht den Beweis zu erbringen, dass der Dichter, von Schuldennot getrieben, aus Straßburg geflohen und eigenwillig nach Weimar gekommen sei. Andrerseits berichtet Froitzheim über eine ganze Intrigue, der Lenz zum Opfer gefallen sei. Die „Verschwörer" hätten unter allen Umständen Lenz aus Straßburg entfernen müssen, damit er bei der bevorstehenden Heirat von Fräulein Henriette v. Waldner mit dem alten Baron von Oberkirch keinen tollen Streich mache. Luise König, Lavater und vielleicht auch Goethe seien die Urheber dieser Intrigue gewesen, die auch ihren Zweck erreicht habe, da Lenz wenige Tage vor der Trauung nach Weimar abgereist sei.

Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Hypothese, weil sie zu wenig begründet ist. Auch verwickelt sich der Verfasser in Widersprüche, indem er behauptet, Lenz habe eine Einladung aus Weimar mit der Aussicht auf Anstellung als Vorleser des Herzogs erhalten - eine Behauptung, die Froitzheim aufstellt, die aber willkürlich ist.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Freunde wünschten Lenz Erfolg in Weimar. Alles mögliche Glück wünschte ihm u. a. Zimmermann zu dieser Reise in einem Briefe an Herder. Der scharfblickende Merck warnte aber Lenz vor der „großen Welt". „Wo Sie hinreisen, möge Segen u. Glück Ihnen folgen, nur wünsche ich nicht, dass Sie in die große Welt-Wirthschafft geworffen werden, wo alle Eigenthümlichkeit des Menschen verlohren geht."

Die Worte Mercks erwiesen sich als prophetische, aber Lenz kam erst allmählich zu dieser Einsicht; der Enttäuschung ging erst ein Honigmond der Berauschung und des Entzückens voraus. Am 14. April schreibt er an Lavater, dass er „den ganzen Tag oben beim Herzog" ist, dass er „vom angenehmen Strudel des Hofes" so verschlungen ist, dass er fast nicht zu Gedanken kommen kann. Den Herzog und die Herzogin nennt er „wirkliche Engel", er ist mit tiefster Wertschätzung für sie erfüllt. Frau von Stein, „Goethens große Freundin", ist „das herrlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden". Fast dasselbe schreibt er zwei Tage später an Müller, er teilt ihm mit, dass er „in die Annehmlichkeiten dieses Hofes verschlungen" sei. Er kommt den ganzen Tag nicht vom Herzoge weg. „Welch' ein Herr ist das!" ruft er vor Entzücken aus. „Es geht Goethen (schreibt er an Boie) freilich sehr wohl hier wie auch mir jetzt. Sobald ich aus dem lieben Strudel, der mich fast bis zur Betäubung umdreht[197], zu mir selber kommen kann, schreibe ich ihm." (Dies bezieht sich auf Zimmermann.) „Die Gnade dieses Fürsten für mich ist Gottes Werk" schreibt er seinem Vater.

Der Herzog, Goethe, Wieland und Lenz duzen einander. „Wieland, Goethe und ich leben in einer seeligen Gemeinschaft, ersten beyde Morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese wo die Soldaten exerzieren, nachmittags treffen wir uns oben beym Herzoge, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe, die alle (so wie auch wir) eine besondere Art Kleidung tragen und er die Weltgeister nennt, seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann."

Mit dem Herzoge liest Lenz Lavaters Physiognomik und die neuesten Werke der Literatur. Die Herzogin-Mutter liest ihm eine Stelle aus der Physiognomik laut „mit sehr viel Gefühl" vor und spricht den Wunsch aus, den Verfasser kennen zu lernen.

Lenz wird zum Hofpoeten. Beim Tode der Großfürstin Natalja Alexeijewna, der Gemahlin des Großfürsten-Thronfolgers Paul und Schwester der Herzogin von Weimar, verfasst er ein Gedicht: >Auf einem einsamen Spaziergang der Durchlauchtigsten Herzoginn Louise unter Bäumen nach dem tödlichen Eintritt der Großfürstinn von Russland<. Die von der Herzogin Amalie komponierte Musik zu dem Goetheschen Stücke >Erwin und Elmire< begeistert Lenz zu dem Gedicht: >Auf die Musik zu Erwin und Elmire, von Ihrer Durchlaucht, der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesezt<, in dem es an höfischem Weihrauche nicht fehlt.

Inhaltsreicher und gelungener sind seine humoristischen Gedichte, die ein oder das andere Ereignis am Hofe behandelten. Als eine zu Ehren der Herzogin Amalie veranstaltete Illumination in Tiefurt misslang, erzählt Lenz: Zeus habe Apollo und dieser Phaethon beauftragt, eine großartige Illumination zu veranstalten. Phaethon tut sein Möglichstes, beim Erscheinen

197 Fußn. Hrsg.: Die geistige Überforderung von Lenz ist ebenfalls ein starkes Indiz einer Neuro-Syphilis.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

der Herzogin aber gerät er in Verwirrung und brennt das ganze Feuerwerk auf einmal ab. Zeus muss die „tollen Flammen“ durch Regen löschen, er setzt Phaethon auf tausend Jahre in Arrest und kümmert sich von nun an selber um den Empfang der Herzogin:

Und gab die Consigne den himmlischen Wachen:
Inskünftige, wenn die Herzogin her
Von Tibur führe, wolle Er
Allzeit das Feuerwerk selber machen.

Ein anderes heiteres Gedicht ist aus Veranlassung eines — Schnupfens, der den Herzog und die Gesellschaft der Weltgeister über vierzehn Tage gequält hatte, entstanden. Nach dem Muster der am Weimarer Hofe sehr beliebten satirischen „matinees“ schreibt Lenz eine geistreiche Satire auf seinen Straßburger Genossen Wagner aus Veranlassung seiner >Kindermörderin<.

Mit einem Wort, Lenz versank in den Strudel des Weimarer Lebens und fühlte sich so wohl in demselben, dass er die ihn ehrende Aufforderung des Professors Simon, eine Stellung am Dessauer Philanthropin anzunehmen, ausschlug. „Da wir Ihre Talente und Ihr Hertz kennen, glauben wir nirgends besser, als an Sie uns wenden zu können“, so schrieb ihm Simon. „Helfen Sie mit ein Institut befördern, das das Wohl der Menschheit zum einzigen Gegenstand hat.“

Lenz wurde aufgefordert, es ein bis zwei Jahre zu versuchen, Mitarbeiter an der Anstalt zu sein; alle seine Bedingungen wurden von vornherein genehmigt.

Lenz lehnte den Ruf nach Dessau ab, da er eine Stelle in Weimar in Aussicht habe. Was es für eine Stelle gewesen, wissen wir nicht, aber augenscheinlich wurde Lenz enttäuscht; er nahm dieses Anerbieten ebensowenig an wie das Dessauer. Dies ist ersichtlich aus einem Briefe von Röderer vom 23. Mai. „Lenz! Lenz! von der Vocation ins Philanthropin sag ich kein Wort, aber warum nimmst du die zu Weymar nicht an? Warum?“ Zu gleicher Zeit weist Röderer ihn auf die Schwierigkeit, in Straßburg eine Stellung zu finden, hin.

Anfang Juni [knapp 3 Monate nach seiner Ankunft] ändert sich der Ton der Lenzschen Briefe aus Weimar, Enttäuschung klingt aus ihnen heraus; er lechzt nach Ruhe und Einsamkeit. Unter dem 9. Juni schreibt er an Herder: „Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiszensen[198] fähig.“ [Wiederum ein starkes Indiz für Neuro-Syphilis.]

In der zweiten Hälfte des Mai erfährt er, dass die Trauung Henriettens mit dem Baron Oberkirch bereits am 1. April stattgefunden habe. Seine Verzweiflung hat keine Grenzen. Er fleht Lavater an, ihm ihr Bild zu schicken, das von nun an sein einziger Trost wäre. Er beklagt sich über die gänzliche Taubheit seiner Nerven. [Starkes Indiz]

In diese Zeit fällt wahrscheinlich die kleine dramatische Szene unter der Überschrift >Fragment aus einer Farce, die Höllenrichter genannt, einer Nachahmung des Aristophanes<. Hier führt Lenz den bei den Stürmern und

198 Reminiszenz = der willentliche oder unwillkürliche Prozess des Abrufens von Erinnerungen der eigenen Person aus der Vergangenheit, kurz Erinnerungsverlust.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Drängern so volkstümlichen Dr. Faust vor, der auch Goethe damals schon beschäftigte.

Nach dem originellen Einfalle Lenzens befindet sich sein Faust in der Hölle, er wandert umher und beklagt sich über ewige Unbehaglichkeit, undenkbare Einsamkeit und über das Leben, das nicht enden will:

Bittre Fluten, liebtet ihr mich.
War' ich in eurem Schooß ersunken,
Hätte da Vernichtung getrunken;
Aber, ach! ihr hasstet mich!
Fühltet ihr, wie's mich gelabt.
Als ihr brennend mich umgabt.
Wie es kühlte meine Pein,
Mich von etwas umfangen zu wissen!
Von der Schöpfung losgerissen
Noch von etwas geliebt zu seyn !
Aber, ach ! betrogen, betrogen !
Auch ihr hasst mich, grausame Wogen!
Ist kein Wesen in der Natur,
Das, nicht lieben, nicht erbarmen,
Das mich gränzenlosen Armen,
Bey sich dulden wollte nur?

Der Monolog Fausts wird durch das Erscheinen des Bacchus unterbrochen, der ihn mit Merkurs Stabe berührt und ihn seinen Freund nennt. Faust weiß nicht, weshalb Bacchus erscheint — seine Pein zu vergrößern, seine Verzweiflung zu verspotten oder ihn zu vernichten? Ist es das letztere, so möge er seines Dankes versichert sein und nicht länger zögern.

Bacchus: Keins von beyden. - Dein Herz war groß -
Faust - du bist deines Schicksals los,
Und, wenn dir die Gesellschaft gefällt.
Komm mit mir zur Oberwelt !

(Faust sinkt in einer Betäubung hin, die, weil sie der Vernichtung so ähnlich war, eine unaussprechliche Ruhe über sein ganzes Wesen ausbreitet.)

Trotz seiner zeitweisen Berauschung durch die Atmosphäre des Weimarer Hofes war Lenz für das Leben am Hofe nicht geschaffen.

Es fehlte ihm für dieselbe an einer gewissen Elastizität, an der Fähigkeit, sich an andre Lebensbedingungen anzupassen, an Vorsicht und Takt. Bei all dem einfachen Benehmen des Herzogs, bei all seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den in Weimar versammelten Schriftstellern war doch eine gewisse Grenze gezogen, die die einfachen Sterblichen von den Großen dieser Welt trennte. Bei allen Torheiten, mutwilligen Streichen und Wunderlichkeiten, an denen der Herzog sich lebhaft beteiligte, existierte doch eine gewisse Hofetikette, die niemand ungestraft verletzen durfte. Die „Genien", die die Freigebigkeit des „Musenhofes" genossen, mussten immer auf ihrer Hut sein und feinfühlend die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten unterscheiden.

Lenz besaß diese Fähigkeit nicht. Immer treuherzig und unbefangen im Leben, gab Lenz sich rückhaltloser als die andern dem Strudel des Weimarer Karnevals hin und gedachte nicht der Glätte des höfischen Bodens. Bald nach seiner Ankunft in Weimar versündigte er sich schwer an der Hofetikette. Uneingeladen erschien er auf einem bal paré bei Hofe, noch dazu im Domino

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und Maske, indem er das Fest mit einem bal masque verwechselte; ausserdem wagte er es, eine Hofdame, der er nicht vorgestellt war, zum Menuett aufzufordern. Der Kammerherr von Einsiedel meldete das Ärgernis dem Herzog, der Lenz einen Verweis erteilte, obgleich er innerlich über dessen Einfall lachte. In einem Briefe an Frau von Stein vom nächsten Tage (25. April) nennt Goethe das Benehmen Lenzens eine „Eselei", die ein „Lachfieber" erzeugt habe.

In allen den in Weimar blühenden Torheiten übertraf Lenz augenscheinlich alle andern. Wieland schreibt an Merck unter dem 13. Mai: „Lenz am Hofe — Was dünkt Euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder andern Streich hatte ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte."

Mitte Juni überzeugte sich Lenz wohl, dass das Leben am Hofe nicht seine Sphäre sei. Er war des Weimarer Lebens überdrüssig geworden, suchte Erholung auf dem Lande und entfernte sich ab und zu aus Weimar; am 27. Juni siedelte er, schon zu längerem Aufenthalte, nach Berka über. Eine gewisse Verstimmung begleitete ihn in seine Einsamkeit, wie man einer kurzen, aber vielsagenden Mitteilung an Goethe entnehmen kann: „Ich geh aufs Land, weil ich bey Euch nichts thun kann." Goethe antwortete ihm noch lakonischer: „Lenz, Du dauerst mich."

Seiner Gewohnheit nach verschwand Lenz ganz plötzlich aus Weimar; er nahm nichts mit sich, als was er auf dem Leibe trug. Ohne Kleider, Wäsche, Bücher und selbstverständlich ohne Geld traf er in Berka ein. Die Rechnung im Gasthofe zu Weimar wurde vom Herzoge beglichen. Aus Berka schickte er Goethe ein langes Verzeichnis von Sachen, deren er bedurfte, einschließlich Kamm und Rasiermesser, die ihm unumgänglich nötig wären, um sich nicht vor sich selbst zu fürchten. Der Diener Goethes, Philipp Seidel, schickte ihm alles Gewünschte und erfüllte zuvorkommend auch die weiteren Aufträge, indem er ihm die Weimarer Neuigkeiten mitteilte. Er besorgte Lenzens Briefe nach Straßburg, schickte ihm bald Wein, bald Äpfel und Zitronen, bald Arznei usw. Der dankbare Lenz gab dem treuen Diener in dem Stücke >Henriette von Waldeck<, an dem er gerade schrieb, den Namen Philipp.

Alle diese Sendungen erfolgten mit Willen und Wissen Goethes, der seinem Freunde auch mit Geld aushalf.

Berka ist ein kleiner bescheidener Badeort, einige Stunden von Weimar entfernt. Es liegt in einem malerischen Tale des Thüringer Waldes, das rings von hohen, mit Wald bewachsenen Bergen umgeben ist. Der Park mit seiner schönen Pappelallee hat sich wahrscheinlich in derselben Gestalt wie vor hundert Jahren erhalten. Auch heute noch ist Berka ein einfacher, ländlicher Badeort; zu Lenzens Zeiten war er jedenfalls noch einfacher und einsamer. Aber welche Ruhe! welche Luft! welche landschaftlichen Reize! Es werden sich nicht viele Orte in Deutschland finden, die eine solche Fülle schöner Plätze, lauschiger und einsamer Winkel, die zur körperlichen und geistigen Erholung dienen, aufweisen können.

Von Ende Juni bis Anfang September lebte Lenz in Berka und kam nur selten nach Weimar.

Die Einsamkeit in dem abgelegenen Orte des Thüringer Waldes tat Lenz wohl. Nach Goethes Aussage fühlte sich Lenz mitten in den Bergen und Wäldern so glücklich, wie es ihm möglich war. Die ihn umgebende Stille

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gestattete ihm, viel und erfolgreich zu arbeiten. Mit einer Menge literarischer Projekte war er von Weimar aufgebrochen. „Ich habe viel, sehr viel zu thun und mich deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert“, schreibt er anfangs August an Boie.

[...]

An dieser Stelle muss ich die Lenz-Biographie von Rozanov unterbrechen. Rozanov geht fehl in der Annahme, dass das Werk >Tantalus< von Lenz verfasst sei. Es ist eindeutig ein satirisches Werk Goethes, in welchem Lenz verspottet wird. Hierzu ein Auszug auf meinem Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< VI. erw. Auflage, Homburg/Saar 2017, ab Seite 53:

Von Lenzens erbärmlichen Verhältnissen [in Berka] zu Mitleid gerührt, sprach Charlotte von Stein gegen Goethe die Bitte aus, ihr Lenz nach Kochberg zu schicken. Dabei geriet Lenz ungewollt und ahnungslos in eine gefährliche Lage, weil er von der wahren Beziehung Wolfgang Goethes zu der Baronin von Stein nicht die mindeste Ahnung besaß. Er glaubte, wie die meisten Leute am Hofe, es wäre nur eine „Seelenfreundschaft“. Der Brief Lenzens an Goethe (Freye-Stammler, Brief Nr. 222), den er von Kochberg an ihn sandte, dürfte bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben, von seinem Ärger ganz zu schweigen.

Lenz an Goethe

[Kochberg, ca. Mitte Oktober 1776]

Ich bin zu glücklich, Lieber, als dass ich deine Ordres, dir von mir nichts wissen zu lassen, nicht brechen sollte; wollte Gott, ich hätte deine Art zu sehen und zu fühlen, und du zu Zeiten etwas von der meinigen; wir würden uns, glaub' ich, besser dabei befinden.

Ich schreibe dir dies vor Schlafengehen, weil ich in der Tat bei Tage keinen Augenblick so recht dazu finden kann. Dir alle die Feerei zu beschreiben, in der ich izt existiere, müsste ich mehr Poet sein als ich bin. Doch was soll ich dir schreiben, denn, falls Schwedenborg kein Betrüger ist, musst du alles schon vollkommen geahnt, gesehen und gehört haben. Wenigstens haben wir's an all den Gebräuchen und Zauberformeln nicht fehlen lassen, mit denen man abwesende Geister in seinen Zirkel zu bannen pflegt; wenn du nichts gehört hast, ist's deine Schuld.

Mit dem Englischen geht's vortrefflich. Die Frau von Stein findet meine Methode besser als die deinige. Ich lasse sie nichts aufschreiben als die kleinen Bindewörter, die oft wiederkommen; die anderen soll sie a force de lire unvermerkt gewohnen, wie man seine Muttersprache lernt. Auch bin ich unerbittlich, ihr kein Wort wiederzusagen, was den Tag schon vorgekommen; und was mich freut ist, dass sie es entweder ganz gewiss wiederfindet oder wenigstens auf keine falsche Bedeutung ratet, sondern in dem Fall lieber sagt, dass sie's nicht wisse, bis es ihr beim dritten Mal doch wieder einfällt. - Nur find' ich, dass sich ein Frauenzimmer für's Englische ganz verderben kann, wenn sie mit Ossian anfängt. Es geht ihr sodenn mit der Sprache, wie mir und Lindau mit dem menschlichen Leben.

Lieber Bruder, du hast entweder selbst meine Brieftasche oder Philipp hat sie gefunden; schicke sie mir doch. Wenigstens dein Gedicht, das ich hineingelegt hatte - alles, denn ich weiß selbst nicht mehr was d'rin ist. Schick doch auch sonst was mit für Frau von Stein, etwa Jungs Autobiographie, von

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

der ich ihr erzählt habe. Ich komm in der Tat hierher wie ein Bettelmönch, bringe nichts mit als meine hohe Person [Größenwahn?] mit einer hohen Empfänglichkeit; habe aber doch, sobald ich allein bin, große Unbehäglichkeiten über den Spruch, dass Geben seliger sei als Nehmen.

I beg thee to see frequently the spouse of the lady. I have a pressentiment thou willst thank me of having given thee a counsel ...[199] [Rest des Briefes fehlt.]

J. M. R. Lenz machte sich bei den „Kraftgenies", die zum Freundeskreis des jungen, erst achtzehnjährigen Herzogs gehörten, durch seine übertriebene Empfindsamkeit und durch seine regelrecht „verklemmte" Art und Weise, wie er über das andere Geschlecht dachte und mit ihm umging, höchst lächerlich. Seine Frauenanbeterei und, im Gegensatz dazu, seine traurige Niedergeschlagenheit, weil ihm die Aussichtslosigkeiten seiner Liebeleien durchaus bewusst waren, wurden von ihm auf eine Spitze getrieben, die kaum noch überboten werden konnte, ja bereits einen krankhaften Zustand erahnen ließen. Es war zudem offensichtlich, dass Lenz noch keinerlei Erfahrung in der körperlichen Liebe besaß, wodurch er allein schon zur Außenseiterrolle verurteilt war.

Die Konstellation der weimarischen Sterne und Sternchen begann sich bereits ziemlich früh zu Lenzens Ungunsten zu verändern. Wieland spöttelte öffentlich über Lenz, dass „kaum ein Tag vergangen (sei), wo er nicht (den) einen oder anderen Streich hätte ausgeführt, der jeden anderen als ihn (Lenz) in die Luft gesprengt hätte."

Herzogin Louise hatte für den ganzen faulen Zauber der Dichter- und Kraftgenies überhaupt gar nichts übrig, noch nicht einmal ein mitleidiges Lächeln für Jakob Michael Reinhold Lenz, der sie so inbrünstig verehrte; aber möglicherweise war gerade das sein Hauptfehler.

Lenz war wirklich mit Blindheit geschlagen, die allergrößte „Eselei" zu begehen, seinen wohl einzigen und allmächtigen Gönner und Beschützer, Wolfgang Goethe, öffentlich zu kompromittieren. Dies war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Grund für Lenzens Ausweisung aus den Herzogtum Sachsen-Weimar. Lenzens weiterer Fehler war, sich in die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein eingemischt zu haben. Das wahre Ausmaß dieser Beziehung blieb ihm allerdings verborgen. Dies geht aus einem Brief an Röderer hervor (Freye-Stammler, Brief Nr. 232), in welchem Lenz die Ansicht bekundet, Goethe wäre „so von Geschäften absorbiert in W(eimar), dass er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten [nach Kochberg begleiten] können". Diese Vermutung ist aber ein großer Irrtum, denn Goethe ritt „nur" aus reinem Trotz, wegen einer Verstimmung zwischen ihm und der Geliebten, nicht nach Kochberg. Über den Brief Lenzens von Schloss Kochberg, siehe oben Freye-Stammler Nr. 222, muss sich Goethe mit ziemlicher Sicherheit geärgert haben. Ich vermute sogar, Lenz schrieb den Brief auf Anstiften Lottes, um Goethe absichtlich eifersüchtig zu machen. Der Zusatz am Schluss des Briefes, in englischer Sprache geschrieben, wo Lenz Goethe empfiehlt, den Umgang des Ehemannes der Lady, der Baronin von Stein, zu suchen, ist

199 Ich bitte dich inständig, den Ehemann der Dame [Charlotte von Stein] häufig aufzusuchen. Ich bin überzeugt, du wirst mir für meinen Rat dankbar sein ...

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wiederum ein Beweis für Lenzens totale Ahnungslosigkeit von Goethes wahrer Beziehung zur Baronin, und dürfte Goethe sogar zum Lachen veranlasst haben.

Lenzens Instinktlosigkeit, sich als Werkzeug zu Goethes Eifersucht missbrauchen zu lassen, dürfte wiederum Goethes satirische Ader geweckt haben. Er schrieb eine Matinee, ein Spottgedicht, worin Lenz vor den weimarischen Kraftgenies lächerlich gemacht wurde. Lenzens weiteres Unglück war, keinen Spaß zu verstehen und literarischen Spott nicht gleichmütig ertragen zu können.

Alle Fakten und corpora delicti sollen bekannt sein, versprach der Autor? Aber diese Matinee, wie viele andere aus der Genieperiode, gibt es doch gar nicht mehr, ist unwiederbringlich verloren, dürfte jetzt ein versierter Goethe-Philologe einwenden. Doch, es gibt noch diese Matinee, behaupte ich, aber sie steht nicht in der berühmten Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, sondern, fälschlicherweise, in - Lenzens gesammelten Werken.

Die Matinee, bzw. das Dramolet >Tantalus< wurde Jakob Michael Reinhold Lenz - nach seinem Tode - einzig und allein deswegen zugedacht, weil es sich in seiner Handschrift unter seinen Nachlasspapieren befand. Dies beweist natürlich rein gar nichts über den wahren Verfasser.

Goethe bekannte in den Tag- und Jahresheften 1776 - 1780, (WA I.35):

„Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältnis, wurden von mir und anderen, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das Meiste ging verloren ...“

Ich füge hinzu, jedoch das Dramolet >Tantalus<, ein Spottgedicht mit unmittelbarem Bezug auf Lenzens Person, blieb uns glücklicherweise in Lenzens Nachlass erhalten. Goethe hatte Gründe, wie wir noch sehen werden, sich später nicht mehr zu diesem Werk zu bekennen. Einige ältere Goethe-Philologen wollten uns weismachen, Lenz habe sich im >Tantalus< selber verspotten wollen. Das ist nun so dummfrech, dass man dahinter schon Absicht vermuten muss Lenz war bereits so sehr der öffentliche Spott der weimarischen Hofgesellschaft, dass er an alles andere dachte, nur nicht sich selber noch mehr zu verspotten. Im Gegenteil, Lenz litt sogar darunter. So schrieb er im Briefroman >Der Waldbruder< (achter Brief):

„Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohltun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr; ich weide mich zuweilen an einer Träne, das mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst auf die Wange bringt ...“

Mit anderen Worten, Lenz schämte sich vor der weimarischen Hofgesellschaft, wegen seines linkischen und weltfremden Benehmens. Ein Melancholiker und unglücklich Liebender, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, kann alles, nur nicht über seine eigene Person lachen und Spottverse darüber schmieden.

Goethe schrieb an Lenz, >Der Waldbruder<, neunter Brief:

„Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns nicht weiter; wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftige - verzeih mir's, was können wir anderes tun - lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück ...“

Schöne Freunde, ist man da versucht auszurufen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Und im elften Brief des >Waldbruder< schrieb Lenz an Goethe:

*„Ich bin untröstlich, dass meine Einsiedelei [in Berka] eine Fabel der Stadt wird. Gestern sind eine Menge Leute aus *** [Weimar] hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten, und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen [Frau] genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer [welche Frau] es ist und wieviel mir daran gelegen [ist], daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde ...“*

Es liest sich fast wie ein billiger Kolportageroman, aber alle Indizien sprechen dafür, daß Lenz ausgerechnet Goethe zum Mitwisser seiner heimlichen Liebe für Charlotte von Stein machte. „Du weißt allein, wer [welche Frau] es ist“, kann sich nur auf Charlotte von Stein beziehen, denn Lenzens frühere Liebesleidenschaft für Henriette von Waldner, verheiratete von Oberkirch, war im Gegensatz dazu vielen bekannt. Warum das Dramolet >Tantalus< nur von Goethe geschrieben sein kann, offenbart eine Textanalyse. Die Analogie des Tantalus mit Lenz ist zu offensichtlich; Lenz hätte sich schwerlich in diesem Sinne selber karikieren können. Die Strafen des Tantalus sind nämlich den selbstauferlegten „Strafen“ Lenzens sehr ähnlich. Tantalus steht bis zum Hals im Wasser und muß trotzdem Durst leiden; wenn er versucht, die reifen Früchte zu ergreifen, die vom Baum herabhängen, heben sich jedesmal die Äste, so daß er auch Hunger leiden muß. Lenz schmachtete in Weimar ähnlich. Er lebte in Berka in der selbstgewählten Entbehrung, ja oft hungernd, obwohl er an der Tafel des Herzogs seinen Gaumen mit den besten Speisen und Getränken hätte verwöhnen können. Das Gleichnis läßt sich auch auf Lenzens unerfüllbare Liebessehnsucht übertragen. Er schmachtete in verrücktem und offensichtlich unerfüllbarem Liebeskummer für Charlotte von Stein, obwohl es laut dem >Waldbruder<, siebter Brief, in Weimar Mädchen gab, *„die an kleinen Netzen für sein [Lenzens] Herz webten, in denen er sich nur so weit verstrickte [zu verstricken brauchte], als sie ihm behaglich waren, hernach konnte er wieder davonfliegen, und sie hätten Mühe, ihm neue zu weben“.*

Ein weiteres sehr starkes Indiz für Goethes Verfasserschaft, das ist die Namensgleichheit von mindestens zwei Personen im Dramolet >Tantalus< mit denjenigen in Goethes Tagebuch: „Merkur“ für Wieland und „Jupiter“ für Herzog Carl August. Sein Tagebuch dürfte Goethe Lenz wohl kaum zu lesen gegeben haben. Man kann sich zwar selber verspotten, aber in der Situation von Lenz, bin ich überzeugt, nicht so treffend und charakteristisch, und vor allem nicht so beißend, wie es im >Tantalus< geschah. Außerdem hätte Lenz es wohl kaum gewagt, in einer Matinee seine Juno, seine angebetete Herzogin Louise, außerdem Jupiter, alias Herzog Carl August, und Merkur, alias Wieland, auftreten zu lassen; Apoll, alias Goethe, wäre schon eher denkbar.

>Tantalus< - Ein Dramolet auf dem Olymp

Personen:

im Dramolet	in der Realität
Tantalus	alias J. M. R. Lenz
Merkur	alias Wieland

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Apoll	alias Goethe
Juno	alias Herzogin Louise
Jupiter	alias Herzog Carl August

(Apoll [Goethe] und Merkur [Wieland] kommen auf die Bühne.)
Merkur: War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das mußt du doch gestehen,
Der Sterbliche [Tantalus-Lenz] hat uns Spaß gemacht!
Apoll: Er schnitt doch der Juno [Herzogin Louise] gegenüber
Eine Figur, als hätt' er's Fieber.
Zeus, den kitzelt' es innerlich -
Aber sag mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?
Merkur: Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Juno ein wenig pikieren,
Und Vater Jupitern desennuyieren,
War ja alles so traurig hier.
Apoll: Ha ha ha! Wie er da saß beklommen
Ganz in Nektar und Lieb' verschwommen.
In ihrer Blicke Widerschein
Meint' er Jupiter selber zu sein.
Merkur: Nein, aber darüber ging doch nichts,
Der Meisterstreich, den er ausgehen ließ,
Du hast es ja gesehn - der Schnitt des Gesichts,
Als er mit Zeus [auf] die Gesundheit stieß.
Apoll: Die Gesundheit mit Zeus - wie ist das zu verstehn?
Merkur: Ei, so hast du ja nichts gesehn!
Vater Zeus, Vulkanen zu scheren,
Stieß mit Mars [auf] die Gesundheit an:
Der schönsten Frau vom frömmsten Mann!
Meister Tantalus stieß mit an.
Der Donnerer durfte sein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp schien bestürzt voll Verdruß,
Nur nicht Meister Tantalus.
Apoll: Was sagte Juno?
Merkur: Was sollte sie sagen?
O, das ist noch nicht genug.
Hast du denn nichts gehört, man schlug
Beim Nachtisch einen Spaziergang vor,
Mein Tantalus über und über Ohr
Als Juno sagte, sie wollte im Garten
Die anderen Göttinnen um zehne erwarten,
Sie setzte spöttisch hinzu: es ist warm,
Herr Tantalus gibt euch vielleicht den Arm.
Mein Tantalus nahm's in Ernst und bückte
Bis unter den Tisch sich, rückte und rückte
Den Stuhl - daß alles für Lachen erstickte.
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es sei ihr Ernst nicht - und er's ließ.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Apoll: O, still, nun weiß ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrat gehalten.
Sie wollten eine Wolke staffieren,
Ihn, wenn er heimging', zu intrigieren.
Still, da kommt er selber ja wohl,
Wenn ich nicht irre -
Merkur: Er ist's, Apoll!
Tantalus: (tritt auf)
(Merkur und Apoll halten sich seitwärts, ihm zuzuhorchen.)
In dieser freundlichen Sommernacht
Wo außer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geschöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört als Myrtenbäumchen
Und die stillen Schauer der Nacht:
Hier wird es doch erlaubt sein, das endlose Grauen
Die entzückende Beklemmung meines Herzens
Den ganzen Himmel meines Schmerzens
Nur mit einem Blick zu überschauen,
Und dir, Allmutter Natur, zu vertrauen.
Ich liebe - darf ich mir selber es sagen?
Wohin die verirrteste Phantasei,
Wohin der Titanen Waghälserei
Nie kühn genug war, sich hinzuwagen,
Wagt mein verräterisch Herz sich hin,
Ich liebe der Götter Königin.
Es ist gesagt, ihr hörtet es, Götter!
Auf denn, führt die rächenden Wetter
Über mein schuldiges sterbliches Haupt,
Euch ist die grausame Lust erlaubt.
Ihr selbst fachtet sie an diese Flammen,
Ihr, die ihr darin Trost suchen müßt,
Das an anderen zu verdammen,
Was euer Lieblingsverbrechen ist.
Da spart euren Witz in Erfindung der Strafen.
Was euch unerträglich deucht,
Ist gegen die Qualen, die hier noch schlafen
Die ihr nicht ahnden könnt, federleicht.
Empfand't ihr je verzweifelnde Triebe?
Reicht eure Phantasei dahin?
Ich bin ein Sterblicher und ich liebe,
Liebe der Götter Königin.
(Indem er sich umwendet, wird er eine Wolke gewahr,
Junos Bild [alias das Bild der Herzogin Louise].)
Sie ist's - sie ist es selbst - O Himmel und Erde!
Sie hat es gehört das verweg'ne Geständnis,
Ihr Blick wird mich töten, sie hat es gehört.
Sie sieht mich nicht. Im hohen Selbstgenusse
Lustwandelnd unterm Schleier der Nacht
Froh, wie es scheint, daß unter ihrem Fuße

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Erde schläft und kein Geschöpf mehr wacht,
Das sich zu ihrem Dienst bemühte.
Hier wacht noch eins, unendliche Güte
In seliger Qualentrunkenheit -
Sie wendet sich - O, hat Mnemosyne
Endymions Schicksal nicht geweiht?
O alle Strafen, die ich verdiene
Gegen eine mitleidige Miene
Gegen einen Blick, der mir verzeiht -
Sie nähert sich - Kam sie wohl, weil die Nacht
Alle Verhältnisse ähnlicher macht?
[Er will sich ihr zu Füßen werfen.]
Himmlische Güte! Verzeihe, verzeihe,
Jetzt oder nie, der Bewunderung,
Des Entzückens verwegenstem Schwung.
(Das Bild verschwindet.)
Ha, du fliehst mich – Ungetreue!
Götter, was sprach ich? - Lästerung!
Meine Freundin - die schlafende Erde
Ha, ich fühl's, bebt auf unter mir,
Macht sich geflügelt auf, ich werde
Bald auf ewig verschlungen von ihr.
Ach, auf ewig entfernt von dir
In des Orkus Abgründe sinken,
Zur Vollendung meiner Pein
Lethens kalte Fluten trinken,
Und ohne Mitleid elend sein. -
War's nur ein Bild meiner Phantasei?
Es ist verschwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Tränen, mein Geschrei
Meine Verzweiflung zieht sie herbei.
(Das Bild erscheint wieder. Er [Tantalus] zieht eine Tafel heraus und fängt an, es [das Bild der Juno] abzuzeichnen.)
Leitet meine Züge [richtig: Striche] leitet,
Ihr von uns gefeierten Spötter
Uns'rer Leiden, die ihr bereitet,
Meine Züge, selige Götter!
Laßt durch keine Künstelein
Eure Zierde mich entweihn.
(Indem er zeichnet, verschwindet das Bild.)
O, muß ich elend denn vor soviel Reizen stehn,
Und, hasch' ich nach, sie spottend fliehen sehn?
Ist's möglich, elend in dem Grade!
Im Angesicht so vieler Seligkeit
Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!
Nur einen Augenblick, bis ich sie [ab-]konterfeit!
(Das Bild erscheint wieder; er [Tantalus] zeichnet es nach.)
Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Laßt mich dieses Bild erreichen
Wenn ich es wert war, es zu sehn.
Ach, ich soll's euch wiedergeben
All mein Glück wird mir entwandt.
Strenge Götter! Nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen
Ihr neid't dies Bild mir
Weil es milder ist als ihr,
Weil ihm meine Tränen rannen,
Weil es meinen Geist erhebt,
Daß er euch zu nahe schwebt.
Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieses Bild erreichen,
Wenn ich wert war, es zu sehn.
(Das Bild verschwindet abermals. Er [Tantalus] ist außer sich.)
Götter! - (sich an die Stirn schlagend).
Amor: [erscheint] Ei, wie so fleißig, Herr Tantalus?
Weisen Sie doch her, was gibt's da wieder?
Ich hörte, Sie riefen um Hülfe, d'rum stieg ich
Aus meiner Mutter Schoß hernieder,
Ich dachte, was Ihnen begegnet sein muß!
Fehlt Ihnen was?
Tantalus: Ich bin verloren.
Ich bin zum Unglück bestimmt geboren.
Amor: Haben Sie was -
Tantalus: zu [nur] Qual und Leid -
Amor: Haben Sie was abkonterfeit?
Tantalus: Bin ich geboren, bin ich erkoren.
Amor: Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? - Ich helf' Ihnen suchen.
Hören Sie, weil Sie so artig fluchen -
Mein Vater ist ganz bezaubert davon,
Sie wissen, Zeus ist ein Mann vom Ton -
Läßt er Sie ganz ergebenst ersuchen,
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweisen,
Alle Tage mit ihm zu speisen,
Mit ihm und Juno -
Tantalus: Unsterblicher Retter!
Ewig sei dir, schönster der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht.
Amor: Aber nehmen Sie ja sich in acht,
Nichts anzurühren, was Ihr [richtig: Ihnen] nicht gehöret,
Nichts anzusehen, was ihre Ruhe störet,
Sonst, lieber Schatz, verschwindet es sogleich.
Ei, warum macht Sie denn das so bleich?
Tantalus: Nichts hören noch sehen? ...
Amor: Nichts hören noch sehen,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wiewohl das Hören zuzugestehen
Jupiter kein Bedenken sich macht.
Doch nur dann, wenn man Ihrer lacht.
Sie sollen überdem alle Nacht
Mit Junos Schatten spazieren gehen.
Aber sobald Sie auch nur nach ihm sehen ...
Tantalus: Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken ...
Amor: Wer sagt denn vom Hören?
Und ein echter Liebhaber muß
Eigentlich nichts tun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehl' mich Ihnen.

Wir haben Grund anzunehmen, daß das Dramolet >Tantalus< Lenz erst Anfang November in die Hände kam, vermutlich am 10. November, da befand er sich in Weimar; Goethe erwähnte Lenz in einem Billet an Charlotte von Stein. Der Tagebucheintrag Goethes vom 14. September „Tantalus gelesen", bezieht sich möglicherweise darauf, daß er die alte, griechische Tantalussage gelesen habe oder anderen vorlas. Lenz weilte zu dieser Zeit bei Charlotte von Stein in Kochberg. Gedichtet wurde das Dramolet >Tantalus< wohl erst nach Erhalt von Lenzens Brief aus Kochberg, durch welchen er eifersüchtig gemacht werden sollte, was Goethe sehr wohl durchschauen konnte, also frühestens Anfang Oktober.

Bevor Lenz nach Berka zurückkehrte, fertigte er zuerst noch eine Abschrift von dem Dramolet an. Bei wiederholterem Lesen dürfte er sich in verständliche Erregung und Wut gebracht haben. Lenz überlegte sich, wie er sich an Goethe für diese öffentliche Schmach rächen könnte. Da kamen ihm die Briefe in den Sinn, die Goethe in den letzten Monaten an ihn schrieb. Die Lebensphilosophie, die der frühere Freund darin an den Tag legte, gefiel Lenz immer weniger und weniger. Ja, sie empörte ihn innerlich, wenn er daran dachte, daß Goethe ebenfalls die sanftmütige und zierliche Charlotte von Stein als „Seelenfreundin" umschwärmte, für die er selber, Lenz, seit seinem Kochbergaufenthalt, glühende Zuneigung verspürte. Da überkam es Lenz wie Fieberhitze. Sollte er dieser edlen, ehrbaren und gewiss ahnungslosen Frau nicht die Augen öffnen über diesen Parvenü des weimarischen Herzogs, der ihr echte Liebe und Seelengemeinschaft vorheuchelte, im Grunde seines Herzens aber, so Lenzens Befürchtung, nur ein gewissenloser Epikureer war? Epikureer ist hier im negativen Sinn eines Liebesabenteurers gemeint. Gedacht, getan. Lenz „dichtete" also einen Briefroman mit dem Titel >Der Waldbruder<, wobei er echte, an ihn gerichtete Briefe, Goethes einfach abschrieb und seine oder frei erfundene Antwortbriefe dagegen stellte. Er brauchte Goethes Briefe nur ein wenig abzuändern, hier oder da einen halben Satz einzufügen, um den Gang der Handlung im Briefroman so zu lenken, wie es seinem Vorhaben und seinen eigenen Gefühlen entsprach. Goethe, im Briefroman „Rothe" genannt, wurde als ein verwerflicher Epikureer hingestellt, und er selber, Lenz, stilisierte sich in der Person des „Herz" zum „herzensguten", edelfühlenden und wahrhaften Liebhaber, der womöglich noch ein Opfer der Schlechtigkeiten Rothens wird. Der Schluss des Briefromans fehlt leider.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Da Lenz vermutlich den Spitznamen „Herz“ trug, vermochte ein Leser, der Goethe und Lenz kannte, sofort zu durchschauen, welche Rollen „Rothe“ und „Herz“ in der Realität spielten. Wie Froitzheim[200] bereits richtig herausfand, wurde der Briefroman erst im November von Lenz in Angriff genommen. Im ersten Brief schrieb nämlich Herz, alias Lenz, an Rothen, alias Goethe:

„Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima [auf dem Thüringer Wald] auch im Winter [im November] so mild sein könne...“

Goethe notierte in seinem Tagebuch am 6. November 1776:

„Immer [noch] die schönsten Tage ...“

Es handelte sich dabei um eine meteorologisch seltene Erscheinung, daß es anfangs November noch so warm war wie im Spätsommer. Wenige Tage später sind dann allerdings in Berka die Bäume vom Eis glasiert, so dass Lenz nach Weimar flüchten muss, um nicht zu erfrieren.

Lenzens „Eselei“ war gewesen, den Briefroman >Der Waldbruder< als sein neuestes „Werk“ dem Weimarer Publikum vorzustellen. Es dauerte gewiss nur wenige Tage oder gar nur Stunden, bis Goethe das Lenzsche Werk zu Augen bekam. Mit wachsender Empörung stellte Goethe fest, dass Lenz echte Briefe, Briefe die er vor wenigen Wochen und Tagen an ihn schrieb, fast wortwörtlich in dem Briefroman „hineingearbeitet“ hatte.

J. M. R. Lenz tat also genau dasselbe, was F. H. Jacobi mit seinen Briefromanen >Woldemar< und >Allwill< versuchte.[201] Er wollte seinen Mitmenschen die Augen öffnen über den wirklichen Goethe. Von seinem Busenfreund Lenz hätte Goethe solch eine Indiskretion und Hinterhältigkeit wohl am allerwenigsten erwartet. Mit der Freundschaft war es natürlich zwischen den Beiden zu Ende. Goethe erwirkte bei Herzog Carl August die Ausweisung Lenzens aus dem Herzogtum Weimar. Ein weiterer Grund für das Ende ihrer Freundschaft, erwähnt Lenz im zweiten Teil des >Waldbruder<, sechster und vor allem zehnter Brief. Charlotte von Stein könnte in ihrer Gutmütigkeit und Naivität die Unvorsichtigkeit begangen haben, Lenz eine Bitte zu erfüllen: sich heimlich, ohne Goethes Wissen, für ihn portraitieren oder auch nur von einem Portrait eine Kopie anfertigen zu lassen. Goethe, als er davon erfuhr, dürfte alles darangesetzt haben, dass Lenz das Bild seiner geliebten Lotte nicht zu Händen bekam. Darauf lassen die Exaltationen des Herz, alias Lenz, im zweiten Teil des >Waldbruder<, elfter Brief schließen:

Herz, alias Lenz, an Rothen, alias Goethe: „Schick mir das Bild zurück, oder ich endige schrecklich. [Selbstmorddrohung von Lenz!] Du mußt es nun haben, dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst. Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich [in letzter Zeit] - gegen mich, Rothe [alias Goethe] - bedenke, was das sagen will - nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht haben ... Rothe [Goethe], das Bild wieder, oder den Tod! ... Was für Ursachen konnte die Gräfin [die Baronin Charlotte von Stein] haben, das Bild Dir malen zu lassen?“

200 Froitzheim, Johann: >Lenz und Goethe<, Straßbourg 1891.

201 Siehe L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Homburg 2001 und L. Baus: >Woldemar und Allwill, alias Johann Wolfgang Goethe – Authentische Schilderungen von F. H. Jacobi über Goethe, Henriette Alexandrine von Roussillon und deren empfindsame Freunde, nebst Originalbriefen Goethes<, III. erw. Auflage, Homburg/Saar 2004.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Dieser letzte Satz beweist wiederum in aller Deutlichkeit, dass Lenz von der wahren Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein nicht die blasseste Ahnung besaß, ja besitzen konnte, denn sie lag zu weit ab von seiner Vorstellungskraft.

Die Ansicht Froitzheims, es könnte sich um das Bild von Lenzens früheren Angebeteten, Henriette von Waldner, verheiratete von Oberkirch, gehandelt haben, halte ich für falsch. Ich fürchte vielmehr, Lenzens neuere Leidenschaft für Charlotte von Stein hatte diejenige für Henriette von Waldner stark abgeschwächt oder Lenz übertrug sie ganz einfach auf Charlotte von Stein, wie es in Fällen von psychischer Erkrankung vorkommen kann.

Wenn Goethe dies erkannte, was keine Unmöglichkeit wäre, sondern sogar eine Wahrscheinlichkeit, musste er aus zweifachen Gründen zu dem mitleidlos erscheinenden Entschluss kommen, dass es höchste Zeit sei für Lenz, den Wanderstab zu ergreifen und Weimar für alle Zeiten zu verlassen. Aufgrund der persönlichkeitsverletzenden Indiskretionen Lenzens gegen ihn, kann man Goethe keinen Vorwurf machen, wenn er bei dem Herzog auf sofortige Ausweisung drängte und sie gegen mancherlei mitleidvollen Widerstand auch durchsetzte. Wusste man doch Lenz aus Straßburg zu entfernen, weil zu befürchten stand, er könnte sich in der Schwachheit seiner Sinne etwas Furchtbares antun, wenn er von der Verheiratung seiner angebeteten Henriette von Waldner erführe. Und nun drohte ein ähnliches Übel hier in Weimar.

Goethe ritt am frühen Morgen des 27. November, ein Tag nach Lenzens „Eselei“, nach Berka, siehe Goethes Tagebuch, während Lenz in Weimar noch sanft und nichtsahnend schlummerte. Die einsame Hütte am Waldrand oberhalb von Berka, die Lenz bewohnte, dürfte ohne Schwierigkeit zu öffnen gewesen sein, falls sie überhaupt ein Türschloss besaß. Was Goethe suchte, ist unschwer zu erraten: seine Briefe, die er an Lenz schrieb, um dem jungen Herzog von Weimar beweisen zu können, dass Lenz sie fast wortwörtlich im >Waldbruder< verwendete. Was Goethe fand, ob er überhaupt noch etwas fand, Lenz zog wegen des Winters nach Weimar, entzieht sich unserer Kenntnis.

Um 11 Uhr ist Goethe wieder in Weimar. Unzweifelhaft betreibt er jetzt mit Nachdruck Lenzens Ausweisung. Dies geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen deutlich hervor:

Eintrag vom 28. November: *[Weimar] Fortwährender Verdruß, zu [Halbmond] Herzoginwitwe Amalia, zu [Sonne] Charlotte von Stein, zu Thusnelden [Frl. von Göchhausen]. Resolviert [Beschlossen] durch Herder [an Lenz] schreiben zu lassen.*

Eintrag vom 29. November: *[Weimar] Dumme Briefe von L[enz]. Kalb [zu Lenz] abgeschickt. Einsied[els] hartes Betragen [der sich, im Auftrag der Herzoginwitwe Amalia, für Lenz einsetzte].*

Eintrag vom 30. November: *[Weimar] L[enzens] Bitte um noch einen Tag [Aufenthalt in Weimar] stillschweigend accordiert [geduldet]. Eins[iedels] Billet [Briefchen von Einsiedel].*

Die Abschiebung Lenzens kann man in eine gütliche und in eine gezwungene unterteilen. Laut Tagebucheintrag beschloss Goethe, Lenz durch Herder schreiben zu lassen. Dieser Brief war gewiss eine Vorankündigung einer drohenden Ausweisung und die Warnung an Lenz, dass es für seinen Ruf

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

besser wäre, wenn er schleunigst Weimar verlassen würde, bevor die Schande der öffentlichen Ausweisung erfolgt wäre. Lenz erkannte die drohende Gefahr nicht oder er glaubte, sie mittels seiner „Freunde“ noch abwenden zu können. Er schrieb, laut Goethes Tagebuch, noch „dumme Briefe“ an seine vermeintliche Freunde.

Am Morgen des 29. November wurde der junge Kammerpräsident von Kalb zu Lenz „abgeschickt“. Von diesem erhielt Lenz die genaue schriftliche Ordre seiner unverzüglichen Ausweisung aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar. Spätestens jetzt erfuhr Lenz auch den Grund hierfür: er sei angeblich ein „Landläufer [Landstreicher], Rebell und Pasquillant [Satirenschreiber]“. Von „unbekannter Hand“ legte von Kalb ihm auch gleich das Reisegeld auf den Tisch. Der frühere Freund, Wolfgang Goethe, ist an diesen Vorgängen anscheinend unbeteiligt.

Die Ausweisung traf Lenz, trotz aller Vorwarnungen durch Herder, gewiss wie ein Blitzschlag. Nachdem er wieder einigermaßen bei Besinnung war, schrieb er an von Kalb noch am selben Tag folgenden Brief, Freye-Stammler, Nr. 248:

Weimar, 29. November 1776

„Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen [nämlich ihm, Lenz, die Landesverweisung zu überbringen], und versichere, daß mir eine Ordre [ein Befehl des Herzogs] wie die, auch wenn ich sie verdienet [verdient hätte], durch die Hand, die sie mir überbracht, versüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Überzeugung erst gehört werden müßte, ehe man mich verdammte, und meine Ehre, die mir lieber als tausend Leben ist, mich durch die Annehmung dessen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens schuldig zu bekennen, nimmermehr erlauben wird, so verzeihen Sie, daß ich diese beigefügte Gnade nicht annehmen, sondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es ist nicht seit heute, daß …“

Der Rest des Briefes fehlt, fiel offensichtlich einer späteren Zensur zum Opfer.

Am Rand des Blattes steht: *„Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang - bis zum Ende zu lesen.“*

Das Pasquill (Spottgedicht), das Lenz dem Brief an den Kammerpräsidenten von Kalb beilegte, war jetzt erst ein Vorwand für Goethe, gegenüber Lenz den Beleidigten zu spielen. Dies geht aus dem Brief Lenzens an Herder hervor, worin er schreibt:

„Und doch waren zwei Stellen in dem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden …“

Dieses Pasquill war nicht der Grund für Lenzens Ausweisung, wie mancher Goethe-Biograph vermutete, wohl aber ein zusätzlicher und ein willkommener Vorwand für Goethe, den Beleidigten spielen zu können. Denn den wahren Grund für Lenzens Ausweisung, der Briefroman >Der Waldbruder<, dürfte Goethe, außer dem Herzog, niemandem gezeigt haben. Das Hauptproblem war demnach für Goethe, Lenzens Ausweisung durchzusetzen, ohne den eigentlichen Grund dafür nennen zu müssen. Aber in einem absolutistisch regierten Staat war dies wohl doch kein so großes Problem.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Zumindest den einflußreichen Freunden von Lenz, der Herzoginmutter Anna Amalia, Frl. von Göchhausen und sogar Charlotte von Stein, musste man einen Grund nennen.

Erst am Abend des 29. November scheint Lenz resigniert, beziehungsweise seine
hoffnungslose Lage eingesehen zu haben. Er schrieb an Herder, Freye-Stammler, Nr.
250:

(Weimar, 29. [oder 30.] November 1776)

Es freut mich, bester Herder, daß ich eine Gelegenheit finde, Abschied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum gesehen und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer [Landstreicher], Rebell, Pasquillant [Satirenschreiber]. Und doch waren zwo Stellen in diesem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schick ich's dir. Wie lange wird[e]t ihr noch an Form und Namen hängen.

Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethens Winke eher verstanden. Sag ihm das.

Wie soll ich Dir danken für Deine Vorsprache beim Herzog. Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch sei, ohne Ordres und Ukasen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in seinem Gedächtnis, wie er und sein ganzes leutseliges Wesen nimmer aus dem meinigen verschwinden wird. Ich weiß, diese Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest Du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, daß ich seine Bücher so lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreistigkeit habe, ihn untertänigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten - ich will gleich eine Supplique beilegen - um in dem einen [Tag] aus dem Archiv die großen Züge seines eigenen Charakters in denen seines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende studieren zu können.

Schick doch diesen Brief sogleich zu ihm hin, ich flehe [darum]; der vorige (Brief) hat Effekt getan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag.

Umarme und segne Deine Gattin; seid unbegrenzt glücklich - vergeßt mich. Lebt wohl!

Von dem versiegelten Zettel an Goethe sag niemand[em]. Nochmals, lebt wohl! Könnt ich an Eurem Halse liegen. Der redliche [von] Kalb! Wie trefflich und edel!

Der Satz „Hätt' ich nur Goethes Winke eher verstanden“, lässt vermuten, dass Lenz im Glauben war, Goethe hätte mit seiner Landesverweisung nichts zu tun. Der ausschlaggebende Grund dafür, nämlich >Der Waldbruder<, dürfte demnach auch Herder und dem Kammerpräsidenten von Kalb unbekannt geblieben sein. Lenz ahnte es wohl, hütete sich aber davor, sich selber einer noch größeren Schandtat, als das von Herder erwähnte Pasquill, zu beschuldigen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Erst einige Zeit später kam er nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss, dass seine Ausweisung nur im Zusammenhang mit dem >Waldbruder< geschehen konnte. Und er plante, sich an Goethe zu rächen, indem er in Sesenheim versuchte, an Goethes Briefe heranzukommen, die dieser an Friederike Brion schrieb. Die Tatsache, dass Goethe den Briefroman >Der Waldbruder< aufbewahrte und sogar Schiller zum Lesen gab, was mich anfangs sehr stark irritierte, weil er so viel Kompromittierendes für Goethe enthält, ist meiner Überzeugung nach ein Indiz dafür, dass Goethe das Lenzsche „Werk" als ein corpus delicti ansah, warum er Lenzens Ausweisung durchsetzte. Er wollte in seinen Briefen an Lenz dem schwermütigen und weltfremden Dichterfreund ja nur „leben" helfen. Er zeichnete mit kräftigem Pinsel sein eigenes weltaufgeschlossenes Wesen, das schließlich ein hohes Alter erreichte und in welchem Bedeutendes vollbracht wurde, während Lenzens Dasein in verklemmter Frauenanbeterei und in krankhafter Empfindungssucht nach etlichen Wahnsinnsausbrüchen früh unterging.[202]

Das folgende Billet, das Goethe an Einsiedel schrieb, ist ein Indiz, dass die Herzoginmutter Anna Amalia sich der Ausweisung Lenzens mit Kräften zu widersetzen versuchte, denn Einsiedel ist ihr Kammerherr. Möglicherweise kannte sie nicht den wirklichen Grund für dessen Landesverweisung. Die vorgebrachten Gründe, Lenz sei ein Landstreicher, Rebell und Satirenschreiber, konnten die Herzogin aber nicht überzeugen. Goethe schrieb:

„Lenz wird reisen. Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen, und weder an Mißbilligung nach an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb, wie jedem anderen; ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern."

Fast zwei Monate lang in intimer häuslicher Gemeinschaft mit einer attraktiven, empfindsamen und vor allem einsamen Baronin zu leben, das dürfte kaum ein Männerherz kalt lassen; erst recht nicht ein übersensibles und wertherisches Herz, wie das von Jakob Michael Reinhold Lenz.[203] Er verliebte sich unsterblich in Charlotte von Stein. Wie gefährlich sie ihm wurde, das bezeugt der Abschiedsbrief an sie, möglicherweise nicht bei seinem Abschied von Kochberg, sondern erst bei seinem Abschied aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar geschrieben.

Konzept oder Abschrift eines Briefs an Charlotte von Stein:

[Weimar, ca. 30. November 1776]

„Sie werden, teuerste Frau, sich wahrscheinlich darüber wundern, daß ich Weimar verlassen [habe], ohne von Ihnen Abschied genommen, ohne Ihnen mit all der Wärme, über die ein menschliches Herz verfügen kann, meinen Dank wiederholt zu haben, daß ich in einer mir bisher unbekannten Lebensweise mich Ihrer Nähe mehrere Monate erfreuen durfte, die deshalb auch auf ewig meinem Herzen eingeprägt sind. Ich darf keine Entschuldigung machen, da ich fast fürchte, keine Worte dafür zu finden, oder, wenn ich welche fände, sie in einer Weise vorzubringen, die Ihrem Zartgefühl nicht zusagen würde. Dies ist die Wahrheit, wenn Sie es auch nicht glauben wollten.

202 So schrieb ich noch im Jahr 2017. Heute bin ich der Überzeugung, dass Lenz ein erbarmungswürdiges Opfer einer der größten und schlimmsten Seuchen der Menschheit war: der Syphilis. Er war, wie viele andere Künstler seiner Zeit, im wahrsten Sinne des Wortes ein „genialer" Syphilitiker.

203 Es war natürlich die Neuro-Syphilis, die Lenzens Übersensibilität und Neurasthenie verursachte.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ich schreibe Ihnen englisch, weil ich mir schmeichle, etwas zu Ihrer Kenntnis dieser Sprache beigetragen zu haben. Die Zauberkraft Ihrer reizenden Phantasie wird meinem Versuch den Ausdruck verleihen, der ihn wert macht, von Ihnen gelesen zu werden. Vermöchten Worte dem Entzücken und den Kümmernissen des Herzens Luft zu machen, so wäre ich sehr zu beklagen, daß zur Zeit, wo mir ein Gut geraubt wird, dieser Trost meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, nicht verliehen ist, wobei ich von einer Art Schwermut überwältigt werde, die von einer vollständigen Vergessenheit alles Glückes begleitet ist, mit dem ich gesegnet war. Nur so viel bleibt mir davon übrig, daß mir die Gegenwart, im Vergleich mit der Vergangenheit, als der Gipfel aller Pein erscheint."

Goethe schickte Lotte wohl am 30. November folgendes Billet:

„Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Louise offen zugeschickt. Übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann."

Die Einladung des Herzogs von Dessau an Herzog Carl August, zu einer Lustpartie nach Wörlitz zu kommen, ist eine höchst willkommene Gelegenheit, dem Gerede und den unangenehmen Fragen auszuweichen. Carl August und Goethe reisten am 2. Dezember. Goethe schrieb Lotte noch folgendes kurze Abschiedsbillet:

„Ich sollte gar nichts schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist. Die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein(er) selbst herausreißt. Addio. Ich ruhe auf Ihrer Hand."

Und am frühen Morgen des 2. Dezember, kurz vor der Abreise, ließ Goethe auch Einsiedel ein kleines Billet überbringen:

„Hier das Ding, sag niemandem etwas. Leb wohl! Ich geh nach Leipzig."

Das „Ding", das Goethe meinte, könnte die tatsächliche „Eselei" von Lenz, nämlich sein >Waldbruder<, gewesen sein. Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, dass es nur das kleine Pasquill war, das Lenz dem Brief an von Kalb beilegte.

Folgende Auszüge aus dem Briefroman >Der Waldbruder< entnahm Jakob Michael Reinhold Lenz seiner Korrespondenz mit Goethe. Es sind Originalbriefe Goethes an ihn und auch Abschriften seiner eigenen Briefe an Goethe. Außerdem beschrieb Lenz seine Originalerlebnisse mit Charlotte von Stein vom November 1776 in seinen Gegenbriefen an „Rothe", alias Goethe.

>Der Waldbruder<

Erster Teil

Erster Brief

Herz [alias Lenz] an seinen Freund Rothe [alias Goethe]
in einer großen Stadt [gemeint ist: an Goethe in Weimar]

Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte [oberhalb von Berka am Waldrand], zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für [vor] Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Übrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk übereinandergewälzte Berge, die sich in ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

entgegenzustemmen scheinen, tief unten ein breites Tal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen, aber glücklichen Dorfes [Berka] zerstreut liegen. Wenn ich denn einmal heruntergehe und den engen Kreis von Ideen, in dem die Adamskinder so ganz existieren, die einfachen und ewig gleichförmigen Geschäfte und die Gewißheit und Sicherheit ihrer Freuden übersehe, so wird mir das Herz so enge, und ich möchte die Stunde verwünschen, da ich nicht [als] ein Bauer geboren bin. Sie sehen mich oft verwund'rungsvoll an, wenn ich so unter ihnen herumschleiche und nirgends zu Hause bin, mit ihrem Scherz und Ernst nicht sympathisieren kann, so daß ich mich am Ende wohl schämen und in ihre Form zu passen suchen muß, da sie denn ihren Witz nach ihrer Art meisterhaft über meine Unbehelfsamheit [Unbeholfenheit] wissen spielen zu lassen. Alles dies beleidigt mich nicht, weil sie meistens recht haben und ein Zustand wie der meinige durch die äußern Symptome, die er veranlaßt, schon seit Petrarchs [Petrarcas] Zeiten jedermann zum Spott dienen muß. Soll ich aber die Wahl haben, so ist mir der Spott des ehrlichen Landmanns immer noch [eine] Wohltat gegen das Auszischen leerer Stutzer und Stutzerinnen in den Städten. Wenn Du [Wolfgang Goethe] einmal einen geschäftsfreien Tag hast, so komm' zu mir, du bist der einzige Mensch, der mich noch zuweilen versteht.

Herz [alias Lenz]

Dritter Brief

Herz [Lenz] an Rothen [Goethe], der dem Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben [hatte], auf dem mit Bleistift geschrieben war: Herz! [Lenz!] Du dauerst mich! [Ich bedaure Dich!]

[Lenz an Goethe:] Ich danke Dir für Dein zuvorkommendes Mitleid. Das Pressende und Drückende meiner äußern Umstände preßt und drückt mich nicht. Es ist etwas in mir, das mich gegen alles Äußere gefühllos macht. Du hast vermutlich erfahren, daß mein letztes Geld, das ich aus der Stadt mitgenommen [habe], mir von einem schelmischen Bauern gestohlen worden, der die Zeit abpaßte, als ich unten war [in Berka], [um] Brot zu kaufen. Aber wozu sollte mir auch das Geld? Wenn ich Mangel habe, gehe ich ins Dorf und tue einen Tag Tagelöhnersarbeit, dafür kann ich zwei Tage meinen Gedanken nachhängen. Ich bin glücklich, ich bin ganz glücklich. Ich ging gestern, als die Sonne uns mitten im Winter einen Nachsommer machte, in einer Wiese spazieren, und überließ mich so ganz dem Gefühl für einen Gegenstand, der's verdient, auch ohne Hoffnung zu brennen. Das matte Grün der Wiesen, das mit Reif und Schnee zu kämpfen schien, die braunen, verdorrten Gebüsche, welch ein herzerquickender Anblick für mich! Ich denke, es wird doch für mich auch ein Herbst einmal kommen, wo diese innere Pein ein Ende nehmen wird. Abzusterben für die Welt, die mich so wenig kannte, als ich sie zu kennen wünschte - oh, welche schwermütige Wollust liegt in dem Gedanken! Beständig quält mich das, was Rousseau an einem Ort [in einem seiner Werke] sagt: „Der Mensch soll nicht verlangen, was nicht in seinen Kräften steht, oder er bleibt ewig ein unbrauchbarer, schwacher und halber Mensch.“ Wenn ich nun aber schwach, halb unbrauchbar bleiben will, lieber als meinen Sinn für das stumpf machen, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu dessen Vervollkommnung der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat. O Rousseau! Rousseau Wie konntest du das schreiben!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich sie [Charlotte von Stein] das erste Mal auf der Maskerade sah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt stand und mir's war, als ob die Hölle sich zwischen uns beiden öffnete und eine ewige Kluft unter uns befestigte. Ach, wo ist ein Gefühl, das dem gleichkommt, soviel unaussprechlichen Reiz vor sich zu sehen mit der schrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Besitz nehmen zu dürfen. Ixion an Jupiters Tafel hat tausendmal mehr gelitten als Tantalus in dem Acheron. Wie sie so dastand und alles sich um sie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh, Rothe [Goethe], diese Maskerade war der glücklichste und der unglücklichste Tag meines Lebens. Einmal kam sie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu stehen, als ich eben auf der Bank saß, und als ob ich bestimmt gewesen wäre, in ihren Zauberzirkel zu fallen, so dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufstehen konnte, ihr meinen Platz anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück, sie anzureden. Diese Attitüde hättest Du sehen und zeichnen sollen, das Entzücken, so nah bei ihr zu sein, die Verlegenheit, ihr einen Platz genommen zu haben, oh, es war eine süße Folter, auf der ich diese wenigen glücklichen Minuten lag. Wo bin ich nun wieder hineingeraten; ich fürchte mich, alle die Sachen dem Papier anvertraut zu haben. Heb' es sorgfältig auf und laß es in keine unheiligen Hände kommen.

Herz [alias Lenz]

Fünfter Brief

Rothe [Goethe] an Herz [Lenz]

Aber, Herz [Lenz], bist Du nicht ein Narr, und zwar einer von den gefährlichen, die, wie Shakespeare sagt, für ihre Narrheit immer eine Entschuldigung wissen und folglich unheilbar sind? Ich habe Dir aus Fräulein Schatouilleusen's Brief begreiflich gemacht, daß Dein ganzer Troß von Phantasie irre gegangen wäre, daß Du eine andere für Deine Gräfin angesehen hättest, und Du willst doch nicht aus Deinem Trotzwinkel [Berka] zu uns zurück. Du seist nicht in ihre Gestalt verliebt gewesen, sondern in ihren Geist, in ihren Charakter; Du könntest Dich geirrt haben, wenn Du zu dem eine andere Hülle gesucht hättest, aber der Grund Deiner Liebe bleibt immer derselbe und unerschütterlich. Solltest Du aber nicht wenigstens, da Du doch durchaus einer von denen sein willst, die mit Terenz „insanire cum ratione volunt“ durch Abschilderung dieses Charakters, dieses Geistes das Abenteuerliche Deiner Leidenschaft bei Deinem Freunde zu rechtfertigen suchen? Vielleicht könntest Du hierin ebensowohl eines Irrtums überwiesen werden, als in jenem, und dafür [davor], scheint es, ist Dir bange.

Alle Deine Talente in eine Einsiedelei zu begraben. - Und was sollen diese Schwärmereien endlich für ein Ende nehmen? Höre mich, Herz [Lenz]; ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie, unsere Liebesgeschichtchen haben ein Ende. Ich schreibe Dir dies nicht, Dich in Deinem Vorhaben wankend zu machen; ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geist hast, um Deine Eigentümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich sage Dir nur, wie ich bin; ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeife, wie Du [mir] Deine auf dem Waldhorn [klagst]. Siehst Du, so bin

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst, und dann mit einer reizenden Untreue wechselt. So wälze ich mich von Vergnügen zu Vergnügen, und da kommen mir Deine Briefe eben recht, unsern eingeschrumpften [gemeint ist wohl: eingetrockneten] Gesellschaften Stoff zum Lachen zu geben. Es sticht alles so schrecklich mit unserer Art zu lieben ab. Nun leb wohl und besinne Dich einmal eines Bessern.

Rothe [alias Goethe]

Sechster Brief

Herz [Lenz] an Rothe [Goethe]

Das einzige, was mir in Deinem letzten Brief erträglich war, ist die Stelle, da Du eine Abschilderung von dem Charakter des Gegenstands meiner einsamen Anbetung [Lenzens Angebeten] wünschtest, das übrige habe ich nicht gelesen. Zwar scheint auch in diesem Wunsch nur die Bosheit des Versuchers [Goethes] durch, der dadurch, daß er mein Geheimnis aus meinem Herzen über die Lippen lockt, mir dasselbe gern gleichgültiger machen möchte. Aber sei es, es soll Dir dennoch genug geschehen. Zwar weiß ich wohl, wie vielen Schaden ich ihr [Charlotte von Stein] durch meine Beschreibung tue, aber dennoch wirst Du, wenn Du klug bist und Seele hast, Dir aus meinem Gestotter ein Bild zusammensetzen können.

Denke Dir alles, was Du Dir denken kannst, und Du hast nie zu viel gedacht – doch nein, was kannst Du denken? Die Erziehung einer Fürstin, das selbstschöpferische Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beisammen, und alle Deine Mühe ist dennoch vergeblich, und alle meine Beschreibungen [sind] abgeschmackt. So viel allein kann ich Dir sagen, daß jung und alt, groß und klein, vornehm oder gering, gelehrt und ungelehrt sich herzlich wohl befinden, wenn sie bei ihr sind, und jedem plötzlich anders wird, wenn sie mit ihm red't, weil ihr Verstand in das Innerste eines jeden zu dringen und ihr Herz für jede Lage seines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren [Charlotte von Steins] Briefen, die ich gelesen habe, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und atmet darinnen eine solche Jugend, soviel Scherz und Liebe und Freude, und ist doch so tiefer Ernst, die Grundlage von alledem, so göttlicher Ernst - der eine ganze Welt beglücken möchte!

Siebter Brief

Rothes [Goethes] Antwort

Dein Brief trägt die offenbaren Zeichen des Wahnsinns[204], würde ein anderer sagen; mir aber, der ich Dir ein für allemal durch die Finger sehe, ist er unendlich lieb. Du bist einmal zum Narren geboren und wenigstens hast Du doch so viel Verstand, es mit einer guten Art zu sein.

Ich [Wolfgang Goethe] lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen, als glücklich wie ein König. Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. Die Selbstliebe ist immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben muß; merke Dir das, mein menschenliebiger [menschenliebender] Don Quichotte! Du magst nun bei diesem Worte die Augen verdrehen wie Du

204 Goethe ahnte wohl, dass die Phantasien von Lenz krankhaft waren.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

willst, selbst die heftigste Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, oder sie verfällt ins Abgeschmackte und wird endlich sich selbst beschwerlich.

Ich war heut in einem kleinen Familienkonzert, das nun [eben] vollkommen elend [schlecht] war und in dem Du Dich sehr übel würdest befunden haben. Das Orchester bestand aus Liebhabern, die sich Taktschnitzer, Dissonanzen und alles erlaubten, und Hausherr und Kinder, die nichts von der Musik verstanden, spähten doch auf unsern Gesichtern nach den Mienen des Beifalls, die wir ihnen reichlich zumaßen, um den guten Leuten die Kosten nicht reu[ig] zu machen. Nicht wahr, das würde Dir eine Folter gewesen sein, Kleiner? Besonders, da seine Töchter, mit den noch nicht ausgeschrienen Singstimmen, mehr kreischend als singend uns die Ohren zerschnitten. Da in laute Aufwallungen des Entzückens auszubrechen und bravo, bravissimo zu rufen, das war die Kunst. - Und weißt Du, womit ich mich entschädigte? Die Tochter war ein freundlich rosenwangichtes Mädchen, das mich für jede Schmeichelei, für jede herzlich-falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte; das hieß doch wahrlich gut gekauft. Ich weiß, Du knirschst die Zähne zusammen, aber mein Epikureismus führt doch wahrhaftiger weiter, als Dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinsten. Ich weiß, das Mädchen denkt doch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum soll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß sie sich mit dem Gedanken an mich zu Bett legt.

Willst Du's auch so gut haben, komm zu uns; ich will gern die zweite Rolle spielen, wenn ich Dich nur zum brauchbaren Menschen machen kann. Was fehlte Dir bei uns? Du hattest Dein mäßiges Einkommen, das zu Deinen kleinen Ausgaben hinreichte, Du hattest Freunde, die Dich ohne Absichten liebten, ein Glück, das sich Könige wünschen möchten; Du hattest Mädchen, die an kleinen Netzen für Dein Herz webten, in denen Du Dich nur so weit verstricktest, als sie Dir behaglich waren, hernach flogst Du wieder davon, und sie hatten die Mühe, Dir neue zu weben. Was fehlte Dir bei uns [in Weimar]? Liebe und Freundschaft vereinigten sich, Dich glücklich zu machen, Du schritt'st über alles das hinaus in das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen!

Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unten weg zu schleichen weiß. [Am Anfang von Goethes Aufenthalt in Weimar versuchte man anscheinend, ihn als Schwiegersohn zu gewinnen, jedoch Goethe umschwärmte viel lieber Charlotte von Stein.] Denk [Dir], was für ein Aufwand von Reizungen bei all den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders, weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest; wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumzuwälzen, als unter Deinen glasierten Bäumen auf der gefrorenen Erde. Was meinst Du, Herz [alias Lenz]? Lachst Du? Narr, wenn Du lachen kannst, so ist alles gewonnen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Achter Brief

Antwort Herzes [Lenzes] an Rothe [Goethe]

Deine Briefe gefallen mir immer mehr und mehr, obschon ich Deine Ratschläge immer mehr und mehr verabscheue; und das bloß, weil der Ton in denselben mit dem meinigen so absticht, daß er das verdrießliche Einerlei meines Kummers auf eine pikante Art unterbricht. Fahre fort, mir mehr zu schreiben, es ist mir alles lieb, was von Dir kommt, sollte mir's auch noch soviel Galle machen.

Sei glücklich unter Deinen leichten Geschöpfen und laß mir meine Hirngespinste. Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohltun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr, ich weide mich zuweilen an einer Träne, die mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst [das Gefühl des Selbstmitleids] auf die Wange bringt. Es ist wahr, daß ich alles hier begrabe, aber eben in dieser Aufopferung find't mein Herz eine Größe, die ihm wieder Lust macht, wenn seine Leiden zu schwer werden. Niemandem im Wege - welch eine erhabene Idee! Ich will niemanden in Anspruch nehmen, niemand auch nur einen Gedanken kosten, der die Reihe seiner angenehmen Vorstellungen unterbricht. Nur Freiheit will ich haben, zu lieben was ich will, und so stark und dauerhaft als es mir gefällt. Hier ist mein Wahlspruch, den ich in die Rindentür meiner Hütte eingegraben [habe]: Du nicht glücklich, kümmernd Herz? Was für Recht hast du zum Schmerz? Ist's nicht Glück genug für dich, daß sie [Charlotte von Stein] da ist, da für sich?

Neunter Brief

Rothe [Goethe] an Herz [Lenz]

Wenn wir uns lange [weiterhin] so fortschreiben, so geraten wir beide in eine Geschwätzigkeit, die zu nichts führt. Du willst unterhalten sein [vermutete Goethe], und ich kann und mag Dich nicht unterhalten. Alles, was ich Dir schrieb, war, um Dich zurückzubringen; willst Du nicht, so laß [es] bleiben, kurz und gut. Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns zu nichts, wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftigen - verzeih mir's, was können wir anderes tun – lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück. Du tätest also besser, wenn Du mir nicht [mehr] schriebest. Ich komme nicht zu Dir [nach Berka], das hab' ich verschworen [geschworen]. Aber ich erwarte Dich bei mir, wenn Du mich wieder einmal zu sehen Lust hast.

Rothe [alias Goethe]

Elfter Brief

Herz [alias Lenz] an Rothen [alias Goethe]

Ich bin untröstlich, daß meine Einsiedelei eine Fabel der Stadt [Weimar] wird. Gestern sind eine Menge Leute aus ** [Weimar] hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen [Frau] genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer es ist und wieviel mir daran gelegen [ist], daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde. Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort [von Goethe].

Zwölfter Brief
[Lenz an Goethe]

Ich schreibe Dir dieses, obschon Du's nicht verdienst. Aber ich kann nicht, ich kann die Freude über all mein Glück nicht bei mir behalten. Und da ich sonst gewohnt war, mein Herz gegen Dich [Wolfgang Goethe] zu öffnen …

Wisse alles, Rothe [Goethe]: sie [Charlotte von Stein] kennt mich, sie weiß, daß ich um ihretwillen hier bin, wer muß ihr das gesagt haben? [Lenz gab Goethe die Schuld einer Indiskretion.]

Gestern konnt' ich's fast nicht aushalten in meiner Hütte. Alles war versteinert um mich, und ich habe die Kälte in der härtesten Jahreszeit in meinem Vaterland [Baltikum] selbst nicht so unmitleidig gefunden. Ich nahm mir das Eis aus den Haaren und es war mir nicht möglich, Feuer anzumachen, ich mußte also ziemlich spät ins Dorf [Berka] hinabgehen, mich zu wärmen.

Stelle Dir das Entzücken, die Flamme vom Himmel vor, die meine ausgequälte Seele durchfuhr, als ich auf einmal Fackeln vor einem Schlitten auf mich zukommen und bei deren Schein die Livree meiner angebeteten Gräfin [Charlotte von Stein] sah. Ich hielt sie dafür, ich betrog [irrte] mich nicht. Sie war es, sie [Charlotte von Stein] war es selbst, nicht die, die ich auf dem Ball gesehen [habe], aber mein Herz sagte mir's, daß sie es sei, denn als sie mich sah, sie sah scharf heraus, hielt sie den Muff vor das Gesicht, um die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen. Und wie groß, wie sprachlos war meine Freude, als ich hernach im Dorf hörte, sie habe sich durch ihren Bedienten nach einem gewissen Waldbruder [nach Lenz] erkundigen lassen, der hier in der Nähe wohne. Ich, so lebhaft gegenwärtig in ihrem Andenken - und in dieser Kälte kam sie heraus, mich zu sehen - wenn es auch nur [eine] Spazierfahrt war, wie glücklich, daß meine Hütte sie auf diesen Weg locken mußte - vielleicht kann ich sie noch einmal sehen und sprechen. - Rothe [Goethe]! Gibt's eine höhere Aussicht für menschliche Wünsche?

Brief der Gräfin Stella an Herz,
[Brief Charlotte von Steins an Lenz]

Mein Herr! Ich habe Ihren Zustand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünsche ich, Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indessen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mich zu sehen und zu sprechen, wie Herr Rothe [Herr Goethe] mir versichert hat, so hoffe ich, es soll sich ... schon Gelegenheit dazu finden. Stella [alias Charlotte von Stein]

Zweiter Teil

Sechster Brief
Herz [Lenz] an Rothe [Goethe]

Bruder! Es ist etwas auf dem Tapet, ich bin der glücklichste unter allen Sterblichen. Die Gräfin [die Baronin Charlotte von Stein] - kaum kann ich es meinen Ohren und Augen glauben - sie will sich mir malen lassen. O unbegreiflicher Himmel! Wie väterlich sorgst du für ein verlaß'nes, verlor'nes Geschöpf. Meine letzten harrenden und strebenden Kräfte waren schon

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ermattet, ich erlag - ich richte mich auf, ich stehe, ich eile, ich fliege - fliege meinen großen Hoffnungen entgegen.

Zehnter Brief [205]

Herz [alias Lenz] an Rothe [alias Goethe]

Ewige Wonne ruhe auf diesem Tag, und unter dem Schimmer des rosenlächelnden Himmels müssen sich an demselben zwei große Seelen [Lenz meint seine eigene „große Seele“ und die Charlotte von Steins], die das unerbittliche Schicksal lang voneinander trennte [seit seinem Kochbergaufenthalt im Oktober], im höchsten Taumel der Liebe küssen.

Laß mich zu mir selber kommen, Rothe [Goethe], ich kann nicht reden - kann die Gefühle nicht ausdrücken - aber wenn es je Entzücken auf Erden gibt, so war es das. Sie wiederzusehen - nach so langem Schmachten - so wiederzusehen - siehst Du, alle die Wonne schneid't mir ins Herz; ich sitze da, halb ohne Atem, alle meine Pulse hüpfen, zittern vor Freude und eine wollüstige Träne über die andere stürzt sich aus meinen Augen herab.

Die Geschichte dieses Tages - daß Du doch das alles nicht gesehen hast? Wie kann ich's erzählen? Ich kam mit dem Maler [Maler Krause?]. Nein, ich schickte den Maler voraus, und nach einem Weilchen kam ich nach. Sie saß ihm schon - saß da in aller ihrer Herrlichkeit - und ich konnte mich ihr gegenüberstellen und mit nimmersatten Blicken Reiz für Reiz, Bewegung für Bewegung einsaugen. Das war ein Spiel der Farben und Mienen! Wenn der Himmel mir in dem Augenblick aufgetan würde, könnt' er mir nichts Schöneres weisen. Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, oh, welch eine elysische Jugend blühend und duftend auf ihren Wangen; ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land grenzenloser Schimären. Und ihr Busen, auf dem sich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob - Bruder [Goethe], ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen und danken, danken, danken ...

Elfter Brief

Herz [alias Lenz] an Rothe [alias Goethe]

Welch ein schreckliches Ungewitter hat diesen himmlischen Sonnenschein abgelöst! Rothe [Goethe], ich weiß nicht, ob ich noch lebe, ob ich noch da bin oder ob alles dies nur ein beängstigender Traum ist. Auch Du ein Verräter - nein, es kann nicht sein. Mein Herz weigert sich, die schrecklichen Vorspiegelungen meiner Einbildungskraft zu glauben, und doch kann ich mich deren nicht erwehren. Auch Du, Rothe [Goethe] - nimmermehr [kann ich es glauben]! Schick mir das Bild [das Portrait von Charlotte von Stein] zurück, oder ich endige schrecklich [Selbstmorddrohung von Lenz!] Du mußt es nun haben dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst. Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich - gegen mich, Rothe [Goethe] - bedenke, was das sagen will - nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht

205 Vermutlich nach einer Begegnung oder sogar während seines Aufenthalts bei Charlotte von Stein auf Schloß Kochberg schrieb Lenz, im höchsten Glückswahn, diesen Brief an Goethe. Er dürfte natürlicherweise bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben. Er beweist Lenzens völlige Ahnungslosigkeit über Goethes tatsächliches Verhältnis zu Charlotte von Stein, die bereits im zweiten Monat von Goethe schwanger war!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

haben. Ich will Dir alles erzählen, aber ich fordere von Dir, daß Du mir Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit belohnst. ... Indessen, der Mensch sucht seine ganze Glückseligkeit im Selbstbetrug. Vielleicht betrüge ich mich auch. Sei es, was es wolle, ich will das Bild [der Baronin von Stein] wiederhaben, oder ich bringe mich um [eindeutige Selbstmordrohung von Lenz]. - Nun kommt das Schlimmste erst. Ich hatte ihr [der Witwe Hohl] gesagt, ich würde Dir das Bild schicken, weil ich wirklich glaubte, die Gräfin hätte vielleicht gewünscht, daß Du es auch vorher sehen solltest, eh ich's nach Amerika mitnähme. Jetzt sagte sie [die Witwe Hohl] mir, daß ich die Gräfin [alias die Baronin von Stein] auf's Grausamste und Unverzeihlichste beleidigen würde, wenn ich ihr nicht mit einem Eide verspräche, Dir [Goethe] das Bild zuzuschicken und es nimmer wiederzufordern. - Es nimmer wiederzufordern, sagte ich, wie können Sie [die Witwe Hohl] das verlangen? - Ja, das verlange ich, sagte sie, und zwar auf Order der Gräfin [Baronin Charlotte von Stein], denn das erste[re] [Goethe das Bild auszuhändigen] ist schon geschehen. Nun stelle Dir vor, sie [die Witwe Hohl] hatte während meiner Abwesenheit mein Zimmer vom Hausherrn aufmachen lassen und das Bild herausgenommen. Ich hatte mir vorgesetzt, davon eine Kopie nehmen zu lassen und sie [die Kopie] Dir [Goethe] zuzusenden, das Original aber für mich zu behalten, weil des Malers Hand dabei sichtbarlich von einer unsichtbaren Macht geleitet ward und ich das, was die Künstler die göttliche Begeisterung nennen, wirklich da arbeiten gesehen habe - und nun - ich hätte sie [die Witwe Hohl] mit Zähnen zerreißen mögen - alles fort! - Rothe [Goethe], das Bild wieder, oder den Tod! Dazu kommt noch, daß ich übermorgen reisen soll. [Lenz sollte wohl von Weimar abreisen.] Ich wünschte, ich könnte Dich abwarten. Schick nur, wenn Du selbst nicht kommen kannst, das Bild an Fernand [Diener Philipp Seidel], der weiß meine Adresse. Oh, mein Herz ist in einem Aufruhr, der sich nicht beschreiben läßt. Was für Ursachen konnte die Gräfin [alias Charlotte von Stein] haben, das Bild Dir malen zu lassen? - Nein, es ist ein Einfall der Witwe Hohl. Antworte mir doch.

Herz [alias Lenz]

Die Selbsttäuschung, ja der Liebeswahn, in welchen sich J. M. R. Lenz offensichtlich hineingesponnen hatte, wird so deutlich wie nie, wenn man weiß, das Charlotte von Stein Ende November bereits im zweiten Monat schwanger war; und zwar von ihrem Geliebten - Wolfgang Goethe. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<, VI. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2017.

Das folgende Fragment eines Lenzschen Werkes, ebenfalls eine Satire auf Goethe, braucht nicht umständlich erläutert zu werden, um es zu verstehen:

Zum Weinen oder weil ihrs so haben wollt[206]

Scene zwischen G[oe]th[e] und L[enz]

G[oe]th[e] - - - ich gewahr, daß die Bestien von Akteurs mir eine ganze Stelle [im Stück] ausließen, und als ich meinen Nachbar fragte warum? sagt‘ er, sie könnten nur den niedrigsten Pöbel belustigen: pfuy sagt‘ ich, ihr Hundsfötter! gieng in dem Augenblick aus dem Komödienhause, setzte mich

206 Quelle: Edward Dorer-Egloff >J. M. R. Lenz und seine Schriften – Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen<, Baden 1857.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

auf die Post und fuhr nach Dover, von wo ich in einem Athem nach Calais übersetzte –

L[enz]: Nun und was weiter? –

G[oe]th[e]: Was weiter? ich gieng wieder durch Frankreich nach Italien.

L[enz]: Und in Frankreich

G[oe]th[e]: Was in Frankreich? – Nichts in Frankreich! Nach Italien gieng ich, sag ich dir.

L[enz]: Hast du dich gar nicht in Paris aufgehalten?

G[oe]th[e]: Ha ich mußte wohl! ich mußte einen Wechsel dort erwarten. Sieben Wochen hat mich mein böser Genius dort aufgehalten. Hätt ich nicht Lockens Buch >Vom Verstande< bey mir gehabt, ich hätte müssen rasend [verrückt] werden.

L[enz]: Und hast du denn dort nichts gethan als den Locke gelesen?

G[oe]th[e]: Nichts! – und des Grafen Zinsendorfs Erweckungsreden.

L[enz]: Und bist gar nicht aus gewesen?

G[oe]th[e]: Nicht weiter als aus dem Hause in den Hof und beym Kaufmann de la Motte.

L[enz]: Und wie dein Wechsel kam? –

G[oe]th[e]: Er kam nicht – Die Geduld vergieng mir zuletzt, ich gieng zum Kaufmann de la Motte, mit dem ich weiß daß mein Vater sonst im Handel steht – ich zeigte ihm einen Brief, in dem ich meines Vaters Hand nachgemahlt, und nahm von ihm 150 Louisd.‘ auf, mit denen ich von da nach Marseille und von da nach Genua gieng –

L[enz]: Ist er bezahlt worden?

G[oe]th[e]: Was geht mich das an! mag der Franzose sehen, wie er mit meinem Vater sich abfindet!

L[enz]: Aber Bruder! –

G[oe]th[e]: Aber ein Franzose! – ich hab ein gutes Werk gethan, ich habe gemacht, daß der Kerl vielleicht das erstemal in seinem Leben worüber nachgedacht hat, ich habe seinem Geist zu thun gegeben! Ich hatte einen Brief aus Genua bekommen, worin mir
gemeldet ward, ich könnte eine der ersten Stellen beim Senat bekommen – du weißt, daß ich vorher in dieser Stadt mich als einen Mann gezeigt habe. –

L[enz]: Bruder G[oe]th[e], die cholerische Unbeständigkeit deines Temperaments entschuldigt würkliche Ungerechtigkeiten nicht. Du suchst nur einen großen Namen zu erlangen. Meiner Meinung nach aber ist ein guter Name weit besser als ein großer. Ueberdem ist der große Name ein Gut, das desto eifriger vor uns flieht, je unsinniger wir darauf erpicht sind: nur das bescheidene Verdienst, das in der Stille arbeitet, ohne einmal daran zu denken, erhält und behält ihn; das ungestüme ertrotzt ihn nur selten auf einige Augenblicke, und verliert ihn bey der Nachwelt auf ewig.

G[oe]th[e]: [nach einigem Nachsinnen] Die Welt ist keinen Rechenpfennig wert! Lauter Schurken, wohin man sieht –

L[enz]: Stille Bruder! ich sagte dir's nicht um dir Unruhe zu machen. Du hast einmal diesen Weg eingeschlagen, verfolge ihn; nur laß die Rechtschaffenheit immer an deiner Hand gehen! –

G[oe]th[e]: Was Rechtschaffenheit! wenn man mit Spitzbuben oder Bärenhäutern zu thun hat. Sollt ich denn in Paris bleiben und in den Tuileries herum laufen, den Hut unterm Arm und meinen Kopf auf meiner Stube? Was

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sollt ich unter den Affen? als mein Wirth mich auf französisch anredte, schüttelte ich den Kopf; er fing auf italienisch an, ich that wieder als ob ichs nicht verstünde; er schickte mir ein Dutzend Dollmetscher auf die Stube, nur damit ich ihm begreiflich machen könnte, daß ich auf den Mittag essen wollte.

L[enz]: Hast du Rousseau nicht gesehen?

G[oe]th[e]: Ich schickte zu ihm ob er mich besuchen wollte, aber er kam nicht. –

L[enz]: Rousseau zu dir? – Nun in Genua?

G[oe]th[e]: Ich ließ mich beim Doge melden: er komplimentirte mich, ich ward sein Sekretär; aber – ey! was soll ich davon sprechen? Laß uns ins Bordel gehen! Ist hier keines?

L[enz]: Was willst du dort? bist du so ausschweiffend geworden?

G[oe]th[e]: Nicht ausschweifend – ich will ein Glas Malaga dort trinken und dem Makeraut [maquereau = Zuhälter] rathen, daß er Herrnhuter werden soll.

L[enz]: Was dann?

G[oe]th[e]: Ich will den H[ur]en eine Predigt von Saurin vorlesen – oder wenn sie das nicht hören wollen, sie [be]schimpfen und hernach dafür bezahlen.

L[enz]: Nun? wie gings weiter mit dem Dogen in Genua?

G[oe]th[e]: Es war ein ganzer Schurke. Ich gab ihm einen Rath wegen der Händel mit Algier, und als er dem nicht folgte, so ließ ich den nüchternen Pedanten lauffen.

Diese wüste Satire von J. M. R. Lenz gegen Goethe bedarf keines weiteren Kommentars.

Während Goethes Reise in die Schweiz im Jahr 1779, zusammen mit dem Herzog von Weimar, unternahm er einen Abstecher nach Sesenheim, um Friederike Brion wiederzusehen. Von ihr erfuhr er, dass Lenz nach seiner Ausweisung aus dem Herzogtum Weimar nach Sesenheim kam und versucht habe, an die Briefe Goethes, die er an Friedrike schrieb, zu gelangen. Goethe schrieb in den >Biographischen Einzelheiten<, WA I.36, ab Seite 230:

„Ich besuchte auf dem Wege [in die Schweiz] Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst [zu Wolfgang Goethe], gefaßt [über die Untreue Goethes] und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach seiner Abreise [natürlich aus Weimar] im Hause [des Pastors Brion in Sesenheim] introduziert [eingeschlichen], von mir [Wolfgang Goethe], was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie [Friederike Brion] dadurch, daß er [J. M. R. Lenz] sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden [war]. Er [Lenz] hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie [Friederike] gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen [richtig: des Mädchens Friederike] zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht [von Lenz], so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie [Friederike] klärt mich über die Absicht auf, die er [Lenz] gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst [noch] zu Grunde zu richten ...“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Was Lenz mit den Briefen Goethes an Friederike Brion im Schilde führte, ist unschwer zu erraten: Er plante einen zweiten >Waldbruder<, um Goethe „in der öffentlichen Meinung und sonst [noch] zu Grunde zu richten".

Diese Begenbenheit wirft ein schlechtes Licht auf Lenzens Charakter. Es ist ebenfalls ein Indiz für seinen krankhaften Geisteszustand infolge seiner Neuro-Syphilis, weswegen wir ihm sogar mildernde Umstände zubilligen können.

Über das weitere Schicksal von Lenz lesen wir bei Matvej Nikanorovic Rozanov ab Seite 371 unter der Kapitelüberschrift >Heimatlos<:

Lenz war gezwungen worden, Weimar am 1. Dezember 1776 zu verlassen. Man kann sich leicht den quälenden Seelenzustand des Abreisenden vorstellen, als er die Stadt verließ, in der alle seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren. Ikarus war der Sonne zu nahe gekommen und stürzte in den Abgrund. Vernichtete Hoffnungen, gekränkte Eigenliebe, herbe Unzufriedenheit mit sich selbst, dazu der Verlust eines bis dahin fast vergötterten Freundes, und die Empfindung, in eine grässliche Zukunft voll bittrer Armut zu steuern - alles dies musste sein von Natur äusserst weiches und eindrucksfähiges Herz zerreissen.

Aus Weimar verbannt, befand sich Lenz jetzt zwischen Himmel und Erde. Wohin sollte der heimatlose Wanderer seine Schritte lenken ? Wo sollte dieser schuldlos duldende Don Quichotte von der Vorhut des Sturmes und Dranges sein Haupt niederlegen? Zum Glück hatte er Freunde, die ihn weiter liebten, die seine Talente, sein edles Streben, seine arglose Seele schätzten und Schwächen und Mängel verziehen, ohne die die menschliche Natur ja nicht bestehen kann.

Die erste Stelle unter diesen Freunden gebührt Schlosser, dem Gatten von Goethes Schwester, Cornelia. Er spielt die Hauptrolle in dieser traurigen Epoche von Lenzens Leben. Wir kennen ihn bereits als den Verfasser des exaltierten Briefes: „Prinz Tandi an den Verfasser des >Neuen Menoza<, in dem er seine Seelenverwandtschaft mit Lenz offenbarte. Jetzt erscheint er uns im Glorienscheine eines grenzenlos guten Mannes, der nicht aufhört, nahe und unmittelbare Teilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Geisteskranken zu bezeigen, nachdem frühere Freunde den heimatlosen Dulder meistenteils aufgegeben haben.

Vor der verhängnisvollen Reise nach Weimar hatte Schlosser Lenz zu sich nach Emmendingen (in Baden am Fuße des Schwarzwaldes) eingeladen. Instinktmässig nahm Lenz seinen Weg über Erfurt nach Straßburg, seinem früheren Aufenthaltsort, fuhr aber von hier, ohne jemanden seiner Bekannten begrüßt zu haben, nach Emmendingen; er fühlte, dass sowohl Cornelia, „sein Schutzengel", als auch Schlosser selbst an der tragischen Weimarer Episode am tiefsten Anteil nehmen würden. In einem von Gram und Kummer zeugenden Briefe an Herder vom Weihnachtsabende 1776 rechtfertigt Lenz nicht sein Weimarer Benehmen, sondern bittet ihn nur: „Schick' mir wo möglich noch einige Zeilen Stärkung. Dass er dann vor allem in der Familie Schlossers wirklich Trost fand, beweist das neu erwachte Interesse an seiner früheren Haupttätigkeit in Straßburg, an der von ihm begründeten literarischen Gesellschaft. Er sucht seine früheren Beziehungen zu den Gesellschaftsmitgliedern Haffner, Ott, Blessig, von Türkheim und zu den

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Franzosen Ramond und Mathieu wieder anzuknüpfen, erkundigt sich nach dem Gedeihen der Gesellschaft und ihres Organs, der Zeitschrift >Bürgerfreund<. Der noch vor kurzem erbitterte Feind Wielands wirbt Mitarbeiter für den >Teutschen Merkur<, dessen Schriftleiter — wie er versichert — freudig an allem, was es im Elsass Interessantes gäbe, teilnehme. Wieland entgegenkommend, bittet er seine Freunde, nicht „Deutschland" und „Deutscher", sondern „Teutschland" und „Teutscher" schreiben zu wollen, wie es der Herausgeber des >Merkur< tut, der Lenz von der Richtigkeit dieser Schreibweise überzeugt hatte. Nach wie vor entfaltete Lenz das Banner des allgemeindeutschen und des lokalen Elsässer Patriotismus.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen Bestrebungen besuchte Lenz auch das südliche Elsass und verweilte eine Woche in Colmar als Gast des erblindeten Pfeffel. An einem Abende erzählte der gutherzige Hausherr ein Erlebnis, das Lenz zu einer Ballade >Die Geschichte auf der Aar< anregte. Sie handelt von dem grenzenlosen Gram um einen Mann, der bei der Rettung seiner Frau im Flusse ertrunken ist und dessen Andenken von seinen Hinterbliebenen heilig gehalten wird.

Der Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen hatte den Seelenzustand Lenzens derartig beruhigt, dass er an eine größere literarische Arbeit, die Erzählung >Der Landprediger<, gehen konnte.

Wie Goethe in seiner Autobiographie richtig bemerkt, waren Roman und Erzählung nicht das Gebiet Lenzens: >Zerbin< und >Der Landprediger< erbringen den Beweis dafür. Das Leben, das alle seine Dramen beseelt, fehlt in seinen Erzählungen, mit Ausnahme des >Waldbruders<.[207] *Auch die Kunst der Charakterzeichnung, die jene auszeichnet, tritt in diesen wenig hervor. Aber Lenzens Erzählungen bieten ein großes autobiographisches Interesse und geben Aufklärung über manche seiner Anschauungen und Überzeugungen.*

Man bezeichnete Lenzens >Landprediger< als eine Nachahmung des Goldsmithschen >Vicar of Wakefield<. Aber die Ähnlichkeit besteht nur darin, dass in dem einen wie in dem andern Falle ein Landprediger sympathisch, ja in idealen Lichte geschildert wird. In allem übrigen herrscht vollkommene Verschiedenheit.

[...]

Im weiteren Verlaufe seiner Erzählung verliert Lenz jeden Boden unter den Füßen und ergeht sich in Phantasien, die den krankhaften Zustand seiner Seele offenbaren. So in der Erzählung von dem Tode der Eltern Mannheims II. [des Zweiten = Romanfigur]. Dieses Ableben gleicht mehr einer seligen Himmelfahrt als einem irdischen Ende. Über dem Staube der Dahingeschiedenen errichtet Mannheim eine Kapelle, an deren Türe die von einem der besten Künstler des Landes gefertigten Marmorbüsten des „unvergleichlichen Paares" aufgestellt werden. Eine ganz besondere Art hat der „erste Kopf seines Jahrhunderts", den Todestag seiner Eltern zu feiern. Alle drei Jahre veranstaltet er ein großes Fest, zu dem er eine auserlesene Gesellschaft einlädt. Pünktlich um Mitternacht treten die „berühmtesten Gelehrten", jeder einen Myrtenzweig in den Händen, bei Fackelschein eine Wallfahrt zur Kapelle an, wo sie von einer für diesen besonderen Zweck komponierten Trauermusik bewillkommnet werden. Nachdem Mannheim vor

207 Der Briefroman >Der Waldbruder< war von Lenz aus echten Briefen und Begebenheiten zusammengesetzt und ist eigentlich keine Erzählung.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

den Bildern der Eltern gekniet und sie um ihren Schutz angefleht hat, legen alle unter Tränen ihre Myrtenzweige auf einen dazu von Erde erbauten Tisch und gehen „thränenfröhlich" wieder zurück. Acht Tage lang werden die Versammelten fürstlich bewirtet. Nach ihrer Abreise beginnt eine Feier, bei der „die schönsten Mädchen, die ihm vornehmen und geringen Standes bekannt waren", die Hauptrolle spielen; sie sind, wie die Gelehrten, ein Vierteljahr vorher dazu eingeladen worden. Die Prozession derselben begibt sich bei Sonnenuntergang nach der Kapelle; alle sind weiß gekleidet und tragen Blumenkränze in den Händen. Die Büsten der Eltern werden mit Rosen umwunden; eine Musik spielt dazu, sie ist heiterer wie bei der ersteren Feier und es wird eine „Schäferkantate" gesungen. Nachdem die Jungfrauen ihre Kränze zu Füßen der Büsten niedergelegt, tanzen sie nach dem Schall der Flöten und Schalmeien um sie herum. „Dieser Anblick war so reizend, dass er Zuschauer aus den entferntesten Ländern herbeizog." Nach einer Rede Mannheims, in der er den Jungfrauen seinen Dank ausdrückt, wird in einem Gehölze eine ausgesuchte Mahlzeit unter beständiger Musik abgehalten. Abends findet eine große Beleuchtung der Gegend statt. Die „Priesterinnen" verwandelten sich in „Schäferinnen", wobei alle Standesunterschiede wegfielen, usw.[208]

Von der Zeit an, wo er seinen >Landprediger< beendet hatte, in welchem die Vorboten seiner seelischen Zerrüttung sich bereits bemerkbar machen, konnte Lenz an keinem Orte mehr Ruhe finden.

Gleich dem Puschkinschen Helden Onjegin bemächtigte sich seiner „die Unruhe und die Lust, den Ort zu wechseln". [Indiz] Um den 20. März herum wird er in Basel erwartet. Aus unbekannten Gründen traf er in der Schweiz erst einen Monat später ein. In Basel verblieb er eine Zeitlang, hauptsächlich in Küttners Gesellschaft, der unseren Dichter liebgewonnen; er hatte in ihm „himmlische noch unbekannte Züge entdeckt, die ihn auf immer ihm Wert machten". Auf Grund der ersten Werke Lenzens hatte Küttner in ihm einen starken, kraftvollen Menschen vermutet und fand nun einen duldenden und liebevollen. Dem Scheidenden widmete Küttner ein tiefempfundenes Gedicht.

Aus Basel reiste Lenz nach Zürich. Vom 12. bis 15. Mai fand in Schinznach (an der Aar im Kanton Aargau) eine Versammlung der sogenannten Helvetischen Gesellschaft statt, an der viele Freunde Lenzens: Lavater, Pfeffel, Küttner u. a., teilnahmen. Auch Lenz begab sich dahin. Hier fand er noch die Kraft zu scherzhaften Improvisationen. Auf einen Scherz Lavaters, der eine poetische Charakteristik unseres Dichters enthielt, die man nach den Anfangszeilen zu beurteilen vermag:

Ein Männgen von hoher Intelligenz,
Weiß nicht ob von reichlicher Subsistenz,
Ein gutes Schooskindlein der Providenz,
Kein großer Freund zwar von Jurisprudenz,
Dafür ein Poet von vieler Licenz u. s. w.

antwortetete Lenz mit einem ähnlichen Gedichte auf Lavater:

Woher, Herr Seelen-Archivater,
Der Geistlich-Armen Procurater u. s. w.

208 Fußnote Hrsg.: Dies sind präparalytische Wahnsinns-Phantasien, die von vielen Freunden und Zeitgenossen von Lenz nicht in ihrer ganzen Konsequenz erkannt wurden, da sie Pietisten waren und ebenfalls einer übergroßen wahnhaften Frömmigkeit huldigten.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Durch ähnliche poetische Scherze fand er sich auch mit Pfeffel ab.

Aber solche Stimmungen kamen jetzt nur vorübergehend. Von traurigen Gedanken und pessimistischer Anschauung erfüllt, ist das Gedicht auf die Geburt von Schlossers Tochter (10. Mai 1777). Er verkündet der Neugebornen nur Tränen „im bunten Thal der Lügen", das Leben heisst und wo nur ewiger Betrug ihrer harrt.

Von Zürich aus machte Lenz einen Ausflug nach Schaffhausen zum Rheinfall, am dritten Juni unternahm er mit seinem Freunde Kayser eine weitere Tour nach dem St. Gotthard. Sie durchschritten Grindelwald, kletterten auf den Furka-Gletschern umher und kehrten über Andermatt nach Zürich zurück.

Ende Juni und Anfang Juli treffen wir Lenz wieder in Emmendingen, wohin ihn die Nachricht vom Tode Cornelia Schlossers [Goethes Schwester], seines „Schutzengels", zurückgeführt hatte. Seinen Schmerz bekundete Lenz in einem Gedicht, das wir bereits erwähnt haben. Der Tod dieser Frau, die sicher einen wohltätigen, moralischen Einfluss auf Lenz ausgeübt hatte, war ein unersetzlicher Verlust für den armen Dichter, dessen Glücksrad sich rasch abwärts zu drehen begann. „Mir füllt diese Lücke nichts" schrieb er an Lavater.

Im Hause Schlossers lernte er einen Freiherrn von Hohenthal kennen, der den Vorschlag machte, der Dichter möchte ihn auf einer Reise durch die Schweiz begleiten. Am 10. Juli war Lenz bereits mit seinem Reisegefährten in Neuenburg, nachdem er unterwegs Lavaters Freund Sarasin in Basel besucht hatte. Da wurde der Reiseplan plötzlich umgeworfen; der Besuch Italiens und seiner Hauptstädte wurde in denselben aufgenommen. Die Reisenden beabsichtigten, bis zum September in Italien zu bleiben und dann über den St. Gotthard nach Zürich zurückzukehren.

Lenzens Herzenswunsch, die Reise in das Gelobte Land der Kunst, schien der Erfüllung nahe. In materieller Beziehung war sie durch die Mittel des Freiherrn sichergestellt; alles schien der Verwirklichung des Planes günstig zu sein. Aber das böse Schicksal, das Lenz immer verfolgt hatte, zerstörte auch den neuen Plan. Auf dem Wege nach dem Simplon in Sitten (frz. Sion) erkrankte der Freiherr und konnte die Reise nach Italien während der Sommerhitze nicht wagen.[209] In Sitten trennte sich Lenz von ihm und tauchte plötzlich statt in Italien in Bern auf — ohne einen Heller in der Tasche. Er flehte Lavater an, ihn aus der kritischen Lage zu befreien und ihm umgehend einen Louisd'or und einen Dukaten zu senden. Am 16. August traf er wieder in Zürich ein, woselbst er seine Baseler Freunde, die Sarasins, die über Zürich nach dem Rigi gereist waren, nicht mehr vorfand.

Wieder kann er es an dem Orte nicht aushalten. Er plant eine neue Reise durch die Schweiz. Er gedachte anfangs Oktober nach Appenzell zu reisen, aber politische Wirren in Zürich hielten ihn auf. Eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieser Wirren gab er in einem Briefe an Sarasin, der vermutlich in den ersten Tagen des Oktobers geschrieben worden ist. Gleichzeitig mit den politischen Wirren in Zürich beschäftigte ihn in dieser Zeit die Angelegenheit einer Musterlehranstalt für Mädchen. Sarasin beabsichtigte, eine solche

209 Das war wirklich ein großes Pech für Lenz. Im heißen Süden hätte er den weiteren Verlauf der Neuro-Syphilis verlangsamen, bei längerem Aufenthalt sich sogar von ihr heilen können.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Anstalt in Basel zu gründen. Das veranlasste Lenz, seine Gedanken über weibliche Erziehung auszusprechen.

Gegen den 11. Oktober unternahm Lenz seine dritte Reise durch die Schweiz. Der Zweck derselben war der Besuch des Philanthropins des Herrn von Salis in Marschlins. Hier fand er jedoch nicht, was er suchte, und setzte, um Herrn von Salis zu sehen, seine Reise ins Val Tellin [Veltlin] (die Adda niederwärts, schon innerhalb der Grenzen Italiens) fort. Von da kehrte er über die Berniner Alpen und Glarus nach Zürich zurück. Das war Mitte November, am 17. verließ er Zürich bereits wieder und nistete sich bald darauf bei dem bekannten „Kraftapostel" Kaufmann in Winterthur ein. Aber auch hier verlässt ihn „die Lust, den Ort zu wechseln", nicht; Ende November und Anfang Dezember unternahm er eine „Streifferei" den Bodensee herab durch St. Gallen nach Appenzell. Es war der letzte Monat seines Aufenthaltes in der Schweiz.

Seine Stimmung war gegen Ende des Jahres 1777 traurig und trübe, er litt seelisch und physisch. Er zwingt sich „zu einem giftigen Lachen über sich selbst und sein Schicksal". Er nennt sich einen unsteten und flüchtigen Fremdling, mit dem viele unzufrieden sind, er sehnt sich nach einer glücklicheren Lage seines Kopfes und Herzens und erwartet eine Zeit, „wo Körper und Gemüth bei ihm in bessern Umständen sind".

In diese Monate fallen vier seiner Gedichte, die letzten talentvollen Akkorde seiner Lyrik, und zwar: >Die Demuth<, >Hymne<, >Ausfluss des Herzens< und >An den Geist<. Ihr gemeinsamer Grundzug ist eine eigentümliche Religiosität im Klopstock-Lavaterschen Geschmacke, bittere Ergebung in das Schicksal statt des früheren aufrührerischen Dranges, ein geheimnisvolles Verschweigen und Nachdenken über die traurige Bedeutung des verfehlten Lebens.

Das erste Gedicht >Die Demuth< ist ein Verzweiflungsschrei aus der Brust eines Unglücklichen, ist ein Stöhnen der Seele vor dem Abgrunde des Todes, vor dem Abgrunde der nahenden Seelenfinsternis, es ist ein Herbeirufen der wunderwirkenden Einmischung höherer Mächte:

0 komm ein Engel
Und rette mich !

Sein ganzes kurzes Leben zieht in einem Augenblicke an seinem geistigen Auge vorüber: sein jugendliches Streben, das stolze Selbstbewusstsein seiner Kraft, der kühne Aufschwung seines Talents, der ihn in die erste Reihe der Kämpfer für die neue Literaturrichtung und neue Weltanschauung gestellt hatte. Er hat diese Höhe nur erreicht, um zu seinen Füßen die furchtbar lockende Tiefe liegen zu sehen. Der Hochmut hat ihn zu Grunde gerichtet, nur Demut, christliche Demut kann ihn retten.

[...]

Traurige, melancholische Töne herrschen in der Lenzschen Lyrik vor. Fast alle seine Liebesgedichte sind ein trostloses Stöhnen einer leidenden Seele, unheilbare Qualen eines verwundeten Herzens. Das helle Kolorit der Goetheschen Poesie, das harmonische Gleichgewicht der Seele waren diesem heimatlosen Pilger, der in seiner Brust die Last des Weltschmerzes mit sich herumtrug, fremd. Konnte man auch von dieser nervösen und exaltierten Natur, die unter dem Zwiespalt der Seele und den Enttäuschungen des Lebens litt, die Ruhe des Olympiers erwarten?

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Seine Seele dürstete nach dem Geheimnisvollen, hatte einen angebornen Zug zum Mystischen - dies spiegelt sich auch in seiner Lyrik wieder. Er liebt es, uns in das Reich der unfassbaren Schatten einzuführen, wie beispielsweise in seinem herrlichen Gedichte „Freundin aus der Wolke“, das die Rede eines körperlosen Geistes in den zarten, dem Rauschen der Blätter ähnlichen Tönen der wunderbar gelungenen Verse, wiedergibt. Er versteht es, die rätselhaften Saiten der menschlichen Seele in ihrem Drange nach dem Überirdischen, Himmlischen, Religiös-Mystischen anzuschlagen, so in seinen Gedichten >Nachtschwärmerey<, >Ausfluss des Herzens< u. a. m. Einzelne seiner Gedichte gleichen Bußpsalmen.

[...]

Die Reisen in der Schweiz begeisterten Lenz zu einer Skizze >Die Erschaffung der Welt<. Sie ist von Tieck in Prosa veröffentlicht, an einer Stelle von einem Gedichte unterbrochen und mit einem solchen schließend. Aber an vielen Stellen dieser vermeintlichen Prosa sind Verse, wenn auch noch nicht ganz vollendete, zu bemerken. Das Bruchstück ist zweifellos die Skizze zu einem Gedicht, wobei einzelne Stellen bereits in Versen geschrieben, an anderen Stellen die Reime nur angedeutet sind, wieder an andern nur der ganz ungeformte Inhalt angegeben ist. Die Unverständlichkeit der Skizze ist ein Zeichen, dass Lenz in geistige Umnachtung zu versinken begann.

Der erste Anfall dieser Erkrankung geschah im November 1777, als Lenz bei Kaufmann in Winterthur war. Welcher Art seine Krankheit war und wie sie sich äußerte, lässt sich nicht näher bestimmen. „Lenzens Unfall“, schreibt Pfeffel an Sarasin unter dem 24. November, „weiß ich seit Freitag von Mecheln. Gott wolle dem armen Menschen beistehen. Ich gestehe Dir, dass diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. Ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurecht kommen und dann sollte man ihn nach Hause jagen oder ihm einen bleibenden Posten [Arbeitsstelle] ausmachen.

Zu dieser Zeit war der Heimatlose vollständig verarmt. Unter der Last von Schulden, die er nach den Worten Kaufmanns mehr für andere als für sich selbst eingegangen, war er vollständig heruntergekommen; von einer Uhr, einem Degen, von silbernen Schnallen war keinerlei Rede mehr. „Lenzen müssen wir Ruhe schaffen“, schreibt Lavater an Sarasin, „es ist das einzige Mittel, ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden“.

Bis Ende Dezember 1777 blieb Lenz bei Kaufmann in Winterthur. „Es freut mich dass Sie vergnügt leben“, heisst es in einem Briefe aus jener Zeit. „Fahren Sie im neuen Jahren so fort und fahren Sie fort mein Freundt zu seyn. Grüßen Sie mir Kaufmann, schreiben Sie mir zuweilen und leben Sie wohl!“

Der Umgang mit Kaufmann, diesem überspannten Mystiker, der sich für einen „Apostel“, einen Vertreter und Verkündiger der „Genialität“ hielt, der auf die Sondernaturen [Sonderlinge] der ganzen Welt seinen Einfluss geltend machte und ihnen allen - Sand in die Augen streute, dieser Umgang konnte selbstverständlich keinen günstigen Einfluss auf den Seelenzustand Lenzens ausüben. Kaufmann hat viel dazu beigetragen, den kranken Geist des „Stürmers" und „Drängers“ noch mehr zu verwirren.

Dieser überspannte „Apostel“ - der Scharlatan der Sturm- und Drang-Periode - schickte Lenz im Januar 1778 nach dem Elsass zu Oberlin.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Der bescheidene Pastor, der in dem abgelegenen Dorfe Waldersbach in den Bergen des Wasgenwaldes [altdeutscher Name für Vogesen] lebte, gehört gewiss zu den achtungswürdigsten Persönlichkeiten, die sich in den Annalen ihrer Heimat verewigt haben. Zwanzig Jahre alt legte er sich selbst das Gelübde ab, sein ganzes Leben dem Dienste seiner Mitmenschen zu weihen. Obgleich seine Fähigkeiten und Kenntnisse ihm ein weites Feld für seine Tätigkeit eröffneten, zog er es vor, einfacher Landprediger in einem abgelegenem Dorfe mit einer ärmlichen und unwissenden Bevölkerung zu werden. Er wurde hier ein wahrer Wohltäter seiner Gemeinde. Er führte die Kultur in diese wilde und arme Gegend ein, indem er Wege baute, Sümpfe trocken legte, sich um die Wohlfahrt der Bewohner sorgte. Schulen einrichtete usw.

Seiner Weltanschauung nach war er Mystiker, wie Lavater, Jung-Stilling und die bekannte Freifrau von Krüdener. Durch letztere wurde er wahrscheinlich dem Kaiser Alexander I. bekannt, der ihm beim Durchzuge der verbündeten Truppen nach Paris einen Schutzbrief erteilte.

Im Januar 1778 bei winterlicher Kälte wanderte Lenz über die mit Schnee bedeckten Berge und Abhänge des Wasgenwaldes [der Vogesen] nach dem Steinthale, wo das Dörflein Waldersbach liegt. Dor Stürmer und Dränger, der in der großen Welt verkehrt hatte, der die geistigen Interessen der bedeutendsten Männer seiner Zeit geteilt und noch vor kurzem großartige Pläne mit sich herumgetragen hatte - er war jetzt ohne Heimat, ohne Halt. Ein Überflüssiger, den das Leben quälte und in dessen Herzen der brennende Schmerz eines verfehlten und vernichteten Daseins nagte.[210]

Schüchtern klopfte er an die Türe des Pfarrhauses. Oberlin sah einen kleinen Mann mit bleichem Gesicht und lang herabwallenden blonden Locken, in abgetragener, zerrissener Kleidung vor sich stehen. Er hielt ihn für einen reisenden Handwerksburschen, der Arbeit suchte. „Ich bin ein Freund Kaufmanns und bringe Ihnen einen Gruß von ihm“, sagte der Unbekannte. - „Bitte Ihren Namen?“ - „Lenz.“ - „So, so! Haben Sie nicht was drucken lassen?“ Oberlin erinnerte sich, einige Dramen gelesen zu haben, die einem Schriftsteller gleichen Namens zugeschrieben wurden. - „Ja, aber belieben Sie, mich nicht danach zu beurtheilen“.

In dem gastfreien Hause des menschenfreundlichen Pfarrers erholte sich der Flüchtling, der jetzt seiner literarischen Tätigkeit und seiner jüngsten Vergangenheit gänzlich entsagt hatte. Erinnerungen an Kindheit und Vaterhaus beschäftigten ihn jetzt; er erzählte Oberlin von dem Leben der Russen und Livländer, zeichnete ihre Nationalkostüme auf, usw. Für die Nacht wurde ihm ein Zimmer in der Schule angewiesen.

Gegen Morgen wurde Oberlin durch einen Lärm geweckt; aufhorchend vernahm er deutlich die laute Stimme des Dorsschullehrers: „Allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ca — hé, dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez, au lit!“ [211] *Auf die Straße eilend, traf Oberlin den Schullehrer und dessen Frau mit vor Schreck bleichen Gesichtern und erfuhr von ihnen, dass Lenz die ganze Nacht nicht geschlafen habe, in der Umgegend herumgeschweift sei,*

210 Lenz war ein Schwerkranker, in dem die Neuro-Syphilis wütete, die ihr Zerstörungswerk - unerkannt von den Freunden - unerbittlich fortsetzte.

211 Übersetzung: „Geh zu Bett - was soll das heissen. - He, ins Wasser bei dieser Kälte! - Geh, geh zu Bett!“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sich dann in einen mit kaltem Wasser gefüllten Trog gestürzt habe und in sein Zimmer gegangen wäre.

Am nächsten Tage nahm Oberlin seinen Gast mit sich nach Belmont und war sehr befriedigt über die Unterhaltung mit dem schüchternen, aber dabei liebenswürdigen Fremdling. Am 22. Januar schickte Lenz an Lavater die Silhouetten seiner neuen Freunde, fragte ihn um seine Meinung über dieselben und bat ihn, Kaufmann zu grüßen. Drei Tage darauf, am Sonntage, hielt Lenz an Stelle von Oberlin „eine schöne Predigt". Sein geistiger Zustand schien so gut zu sein, dass Oberlin es für möglich hielt, sich auf einige Zeit aus seiner Gemeinde zu entfernen, indem er die Ausübung seiner Amtspflichten dem unglücklichen „Kandidaten der Theologie" übertrug. Am 7. Februar von der Reise zurückkehrend, erfuhr jedoch Oberlin von seiner Frau, dass sich Lenz in der Zwischenzeit sonderbar benommen hatte. Im benachbarten Orte Fouday wollte er ein totes Mädchen, das den Namen Friederike trug, wieder auferwecken; er hatte vorher einen ganzen Tag gefastet, sein Haupt mit Asche bestreut und sich in ein härenes Gewand gekleidet. Am Vorabende von Oberlins Rückkehr hatte er wieder kalt gebadet, trotz einer Wunde am Fuße, die ihn zu hinken zwang.

Eine Begegnung mit Schlosser in Emmendingen klärte den guten Oberlin über das Leben Lenzens auf. Er begann, ihn zu einer Versöhnung mit seinem Vater zu überreden, und ermahnte ihn, sich den Forderungen desselben zu unterwerfen. Seinen gedrückten Seelenzustand schrieb er der Verletzung des Gebotes: „Du sollst Deinen Vater und Mutter ehren" zu.

Der Unglückliche spielte auf eine große Sünde an, die er begangen hätte und die ihm nicht vergeben werden könnte. Er betete viel und bat Oberlin, für ihn zu beten. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu; aus seinem Zimmer vernahm man dann auch lautes Jammern und Weinen. Oft fiel er vor Oberlin auf die Knie, verbarg sein bleiches, mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht in den Falten von dessen Gewand; am ganzen Körper zitternd beichtete er zusammenhangloses Zeug. Oft sprach er den Namen Friederike aus und erkundigte sich nach deren Befinden:

„Ach! ist sie todt ? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der Engel ! — Verfluchte Eifersucht ! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen - o, verfluchte Eifersucht - 0, gute Mutter! auch die liebte mich - ich bin euer Mörder!"

Er hielt sich für einen Verbrecher; in einem benachbarten Dorfe forderte er, dass man ihn fessele und den Armen der Gerechtigkeit übergebe. Der Selbstmordgedanke verlässt ihn jetzt nicht. Zweimal stürzte er sich aus dem Fenster, wobei er sich die Hand verstauchte; dann versuchte er, wie sein Held Robert, sich mit der Schere zu entleiben; nachdem alle Werkzeuge vor ihm versteckt worden waren, rannte er mit dem Kopfe gegen die Wand.

Man stellte zwei Wärter an, die ihn kaum bewältigen konnten. Wenn die Anfälle vorüber waren, wurde er ruhig und bat alle um Verzeihung. Zuweilen zeichnete er und entzückte alle durch seine Liebenswürdigkeit und durch die Innigkeit seines Wesens.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Oberlin sah sich veranlasst, den Kranken nach Straßburg zu schicken. Auf dem Wagen des Pfarrers wurde Lenz unter der Aufsicht zweier Fuhrleute und dreier Begleiter aus Waldersbach hingebracht.

In Straßburg bei seinem Freunde Röderer schien es Lenz besser zu gehen. Vor allen besuchte er hier den Pastor Schtuder, den Amtsvorgänger Oberlins in Waldersbach; er fiel ihm zu Füßen und beschwor ihn, für ihn zu beten. Der Pastor erfüllte seine Bitte, und Lenz verließ ihn in Tränen gebadet.

Röderer wusste augenscheinlich nicht, was er mit dem unglücklichen Freunde beginnen sollte, und schickte ihn nach Emmendingen zu Schlosser. Am 25. Februar schrieb Lenz von Emmendingen an Pfeffel und teilte ihm seine Absicht mit, wieder nach der Schweiz zu reisen. Schlosser glaubte die Krankheit Lenzens als Hypochondrie ansehen zu müssen. „Aber er ist wie ein Kind," schreibt er, „keines Entschlusses fähig; ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir große Angst eingejagt; sonst ist er zwischen der Zeit ruhig".

Zu dieser Zeit kam noch ein anderer Gast zu Schlosser - der bekannte Verfasser von >Sturm und Drang<, Klinger. Nach dem feierlichen Empfange, den er in Frankfurt dem gesinnungsverwandten Lenz bereitet hatte, war er einige Zeit mit ihm in Weimar zusammengewesen, wo er ihn „gesund und blühend" gesehen hatte. Jetzt erfuhr Klinger von Schlosser, dass Lenz Wahnsinnsanfälle habe, so dass er ans Bett hätte gebunden werden müssen. Der Anblick des Kranken veranlasste Klinger, eine ganz eigenartige, gewagte Behandlung vorzunehmen; abends wurde Lenz entkleidet, in den Reisemantel Klingers gewickelt und nach einem kleinen, hinter dem Garten fließenden Bach getragen; hier angekommen, wurde Lenz ins Wasser geworfen und gezwungen, in demselben zehn Minuten lang zu verweilen. Klinger versichert, dass Lenz nach dieser improvisierten Behandlung die ganze Nacht über ruhig geschlafen und sich morgens beim Freunde herzlich bedankt habe.

Mitte März schrieb Schlosser an Röderer, dass Lenz völlig genesen sei. „Er spricht, scherzt, lacht, spielt Schach, liest, zeichnet, mit einem Wort, er ist fast wieder wie sonst, nur empfindlicher und schwächer". Am 28. März wird es wieder schlimmer mit ihm; er schien vollständig kindisch zu werden. Am 7. April schreibt Schlosser an Herder: „Der arme Lenz ist nun ganz in eine Raserei gefallen, woraus ihn menschliche Hülfe nicht retten kann". Lenz erneuerte seine Selbstmordversuche; man war gezwungen, ihn zu fesseln und zwei Männer anzustellen, die ihn Tag und Nacht bewachten.[212]

Allmählich wird er Schlosser zur Last. „Sein Tod würde mir der größte Trost seyn", schreibt er an Röderer. Er ist entschlossen, ihn ins Tollhaus nach Frankfurt zu bringen, und rechnet darauf, die Kosten dazu in Straßburg, Frankfurt, Weimar und der Schweiz durch Subskriptionen aufzubringen.

Mitte Juni findet Pfeffel den Kranken bedeutend ruhiger vor. Nach seinem Äusseren schien er ganz gesund zu sein, nur war er äusserst schüchtern und blöde. Ein furchtbarer Drang zu schreiben, der sich sogar nachts nicht legte, bemächtigte sich jetzt seiner, so dass man ihm alles zum Schreiben Notwendige wegnehmen musste.

Nach Frankfurt ist Lenz aber nicht gebracht worden. Die Tobsuchtanfälle schienen nämlich aufzuhören. Das gab Schlosser die

212 Fußn. Hrsg.: Typisch für Neuro-Lues: Tobsuchtsanfälle und dann wieder Sanftmütigkeit, dazu noch Neurasthenie.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Möglichkeit, den Unglücklichen beim Schuhmachermeister Süss in Emmendingen unterzubringen. Hier verblieb Lenz einige Monate; er betrieb mit Vergnügen das Schusterhandwerk und schloss sich innigst an einen gewissen Conrad, seinen Arbeitsgenossen, an. Schlosser fand, dass die körperliche Beschäftigung ihm wohltue. Infolgedessen wurde er im August nach Wiswyl, drei Stunden von Emmendingen entfernt, zum Förster Lydin gebracht, unter dessen Leitung er den Ackerbau erlernen sollte. Diese Beschäftigung und die Jagd wirkten sehr wohltätig auf Lenz ein, wie er selbst in einem Briefe an Sarasin schreibt.

Das Befinden Lenzens besserte sich, er kam wieder zu Kräften, aber sich seinen Unterhalt zu verdienen, war er außer Stande.

Schlosser bestürmte Lenzens Vater mit Briefen, dieser antwortete aber nur „mit langen Predigten", die der Sache nichts nützen konnten. Im November 1778 beabsichtigte Schlosser, ihn mit dem kleinen Rest des für ihn gesammelten Geldes auf dem Postwagen nach Jena zu schicken, wo Lenzens Bruder Karl studierte. Lenzens Verwandte dachten damals auch an Jena und hielten es für möglich, dass er daselbst Jura studieren und dann mit dem Diplom der juristischen Fakultät heimkehren könne. Bei seiner sonst unglaublich starken Memorie und seinem eleganten Style, - so dachte [sein Bruder] Christian Lenz, - wird Jakob ein großes Licht unter den livländischen Advokaten werden.[213]

Zur Verwirklichung dieses unausführbaren Planes schlug Christian eine Subskription unter den Familienmitgliedern vor. Die Angelegenheit führte aber zu einem sehr kümmerlichen Erfolg. Anfang 1779 fährt Schlosser fort, sich über den alten Lenz zu beklagen. „Sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, dass seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen". Der Herzog von Weimar hatte zu jener Zeit die Ausgaben für den Unterhalt Lenzens auf sich genommen.

Erst im April desselben Jahres hielt es der alte Lenz für angebracht, einen regeren Anteil an dem Schicksal seines unglücklichen Sohnes zu nehmen. Er schreibt einen längeren Brief an Horder, in dem er ihm mitteilt, er habe seinem Sohne Karl nach Jena 31 Dukaten gesandt, damit dieser mit seinem Sohne Jakob in die Heimat zurückkehre. Der Alte ergeht sich in Danksagungen an den Herzog von Weimar für die pekuniäre Unterstützung, die der „Liebling unter seinen Söhnen" erfahren habe, und dankt auch Schlosser und Herder für ihre herzliche Teilnahme.

Inzwischen verschlimmerte sich Lenzens Zustand wieder, und Schlosser brachte ihn bei einem Arzte in Hertingen unweit Basel unter. Hier traf ihn sein Bruder Karl im Juni 1779.

Die Rückreise vollendeten die Brüder nicht ohne Schwierigkeiten. Aus Geldmangel mussten sie einen Teil des Weges zu Fuß zurücklegen. In Lübeck bestiegen sie ein Schiff, das sie nach Riga bringen sollte.

Jakob Michael Reinhold Lenz war durch seine Neuro-Syphilis für den Rest seines Lebens unfähig, einen Beruf auszuüben und für seinen Lebensunterhalt selber zu sorgen. Er diente nach seiner Rückkehr in die

213 Fußn. Hrsg.: Ein Indiz dafür, wie unbekannt zu damaliger Zeit die neurologischen Symptome einer Syphilis-Erkrankung waren.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Heimat bei verschiedenen Adeligen als Hofmeister ihrer Kinder, wurde aber nach kurzer Zeit wieder entlassen oder er verschwand bei Nacht und Nebel.

Schließlich führte ihn sein unbarmherziges Schicksal bis nach Moskau, wo er Ende Mai oder Anfang Juni des Jahres 1792, genau weiß man es nicht, tot auf der Straße aufgefunden wurde. Die Neuro-Syphilis hatte - unerkannt von den Zeitgenossen - ihr Zerstörungswerk vollendet.

James Boswell, gestorben 1795

Die Historiker Simon Szreter und Kevin Siena führten eine Studie über die Syphilis-Erkrankungen in London im 18. Jahrhundert durch. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass mindestens ein Fünftel (mehr als 20%) der Londoner an Syphilis erkrankt waren. Der Schriftsteller James Boswell, soll sich sogar mehrmals mit Syphilis infiziert haben, was aus seinen Tagebüchern hervorgeht. Boswell erwähne ich deswegen, weil er auch mit Jean Jacques Rousseaus Freundin Marie Thérèse Levasseur eine Affaire hatte. Dass sie sich bei ihren vielen Liebhabern, siehe unten die ausführliche Abhandlung über Rousseau, nicht mit Syphilis infiziert haben könnte, ist sehr unwahrscheinlich.

Franz Schubert, gestorben 1828

Komponist. Er infizierte sich wahrscheinlich im Jahr 1823 und hatte eine Vielzahl von Symptomen, die charakteristisch für eine Syphilis sind. Er unterzog sich Quecksilberkuren im Krankenhaus in Wien. Fünf Jahre später starb er, geschwächt durch die Quecksilberbehandlungen, an einer Typhusinfektion.

Achim von Arnim, gestorben 1831

Er studierte Rechts- und Naturwissenschaft in Halle und Göttingen und hatte auch mit der Abhandlung >Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen< sowie einigen Aufsätze in den >Annalen der Physik< Aufmerksamkeit gefunden. Dann machte er eine Kehrtwende und beschloss, Dichter zu werden. Auf der sogenannten Kavalierstour durch Europa erkrankte er in London schwer. Alle Indizien deuten auf eine Syphilis mit Präparalyse. So der folgende Eintrag in sein Notizbuch, Seite 56 bis57:

„Ich stehe hier in dem Engellande wie auf einem Isolirstuhle, in meiner Hand halte ich eine dünne Kette die Feder, die soll mich eigentlich mit Feuer erfüllen, aber der Krieg hat heimlich die Kette zerhauen und die Funken bleiben aus, so liegt die Welt vor mir wie ein Spielplaz staubig und durchlaufen, von dem ein toller Hund die Knaben weggejagt, ich schnappe ängstlich nach Luft wie ein Vogel in der Luftpumpe, so scheint mir der wölbende Himmel. Und die Erde ist doch grün? Sie sieht grün aus, weil sie viel schlechte Säfte hat, die Bäume haben mehr Blätter als eine Göttinger Collectaniensammlung, aber ich habe kein Herzblat, sie ist benebelt aber nicht von Wein, die Wärme drückt, die Kälte schauert in einem Sonnenrund, doch giebt es Winter ohne Eis, Sommer ohne Schweis, mehr Gesetze als Lust, mehr Gerichte zum richten als Gerichte zum essen, eine Sprache ohne Ton, einen Gesang ohne Klang, Früchte ohne Süsse. Geehrten Freunde samt und sonders

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wachsen sie jenseits froher als diesseits, ich möchte oft mit dem Kerne verdorren.“

Er besuchte in späteren Jahren viele Heilquellen: Aachen, Teplitz und die Thermalquellen in Schlangenbad. Es ist auch überliefert, dass er Bäder mit Hühnerschlamm, gemeint ist wohl Hühnerkot, gebrauchte.

Johann Wolfgang von Goethe, gestorben 1832

Ausführliche Syphilis-Diagnose im III. Teil.

Clemens Brentano, gestorben 1842.

Clemens Demenz, wie er von Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling genannt wurde, zeigte bereits früh psychische Auffälligkeiten, die sehr wohl auf eine Syphilis zurückführbar sind. Er steht im Verdacht, mit seiner Schwester Bettina Brentano, ein inzestuöses Verhältnis gehabt zu haben.

Ludwig Tieck, gestorben 1853.

Erst nach einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der Biographie Ludwig Tiecks kam ich – mehr oder weniger durch Zufall – zu der Erkenntnis, dass auch er ein Syphilitiker war. Durch das unverhoffte Glück im hohen Alter von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen zu werden, unter dessen persönlicher Protektion er stand, wurde alles Negative über ihn systematisch durch die preußische Administration verschleiert und vernichtet. Siehe dazu ausführlich mein Buch >Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck – Das Desaster der Germanistik< in der 6. erweiterten und überarbeiteten Auflage, Homburg/Saar 2024. Hier ein Auszug aus dem Kapitel >War Ludwig Tieck ein Syphilitiker?<

Es gibt gewichtige Indizien dafür, dass Tiecks angebliches schweres Gicht-Leiden in Wahrheit ein ganz anderes Leiden war: nämlich durch Syphilis verursacht. Da heutzutage das Wissen über das Krankheitsbild der Syphilis beinahe in Vergessenheit geraten ist, füge ich hier die Abhandlung eines Balneologen ein, dessen Fallstudien mit großer Wahrscheinlichkeit auch auf Ludwig Tieck zutreffen:

Artikel von Dr. S. Pserhofer zu Pápa:
>Einiges über Scrofel, Gicht und Syphilis< [214]

Ehe ich zur weiteren Erörterung aus der Erfahrung über Identität der Scrofel [215] und der Syphylis schreite, muss ich noch einer dritten Krankheit erwähnen, die nach meiner Ueberzeugung mit in diese Klasse gehört. Ich meine die Gicht. Die Gicht ist ganz dasselbe, was ich aus meinen Aphorismen in dieser Hinsicht mitzutheilen für zweckdienlich erachte, und dabei bloss bemerke, dass diese meine Ansichten seit vielen Jahren aufgezeichnet sind; dass ich in dieser Zeit bei bedeutender Praxis und Anwendung der

214 Fußn. Hrsg.: Quelle: Zeitschrift für Natur- und Heilkunde in Ungarn. Ausgabe Nr. 22, Pest, den 29. November 1852.

215 Fußn. Hrsg.: Scrofeln, Scrofulose: historische Bezeichnung für Hauterkrankung. Die Syphilis zählte damals zu den Hautkrankheiten.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

aufgestellten Grundsätze grau geworden; dass ich endlich als Arzt es für meine grösste Pflicht halte, in den Doctrinen der Medicin mit meiner Zeit fortzuschreiten, aber die Beobachtung am Krankenbette als die Quelle aller Doctrinen für die ärztliche Praxis angehe, und dennoch von den hier als Erfahrungssätzen aufgestellten Aussprüchen abzugehen keinen Grund gefunden habe. ...

Ist es nun noch nöthig zu sagen, dass Alles, was ich bisher über die drei Krankheitsformen gesagt habe, durch die Erfahrung bestättigt wird? Ich habe ja im Gegentheile meine ganze Auffassung derselben aus der Praxis genommen, und ist die Aufstellung einer Theorie in der practischen Medicin in der That weiter nichts, als der Tribut, den unsere Handlungen an die Vernunft schuldig sind, wenn sie nicht gemeine Empirie oder Charlatanismus bleiben sollen.

Practischen Aerzten darf [brauche] ich es doch nicht erst erzählen, dass wir Scrofel, Gicht und Syphilis nur mit eben denselben Mitteln glücklich behandeln. Scrofel und Gicht, so lange sie bloss in der Anlage vorhanden sind, werden durch dieselben diätetischen Mittel von ihrer Entwickelung abgehalten. Nahrungsmittel, Luft, Bekleidung, Arbeit, Bäder, geistige Beschäftigung und Gemüthsstimmung etc. werden überall dieselben erfordert; schädliche Einflüsse und Verschlimmerungsursachen bei allen dieselben. Mercur [Quecksilberpräparate] in allen Gestalten und in allen Formen dieser Krankheiten, Jod, Zittmann'sches Decoct, Guajak, Hunger oder Entziehungskur, Ol. Aselli, Sublimat- und Schwefelbäder, Kupfer und andere kräftig alterirende, metallische Salze etc., werden alle und mit Erfolg in jeder der drei Krankheiten angewendet. Hiezu könnte ich noch anführen, dass das Jod wie in der Syphilis, so auch in der Gicht und in der Scrofel nur, wenn die Kraft, die in den Primärformen derselben enthalten, auf andern Wegen und durch andere Mittel bereits gebrochen ist, mit Erfolg zur Anwendung kommen könne. Während ich die Ozaena scrofulosa noch jüngst durch Calomel (bei A. N.), die Caries scrofulosa mit Sublimat (bei L. S.), fast alle Hautkrankheiten und sogar Flecken durch Sublimat beseitigte, behandle ich die geschwollene Thyreoidea und Inframaxillardrüsen mit Jod oder Sublimat äusserlich und innerlich und jedesmal mit Erfolg.

Wenn aber in den drei Krankheiten die Behandlung dieselbe bleibt, diese Krankheiten in vielen äussern Formen sich ebenfalls gleichen[216]*, wenn wir finden, dass Trippergicht, ohne dass der Tripper unterdrückt worden oder aufgehört hätte, mit Mercurialien behandelt und geheilt werde*[217]*, wenn Dupuytren die gonorrhoische Augenentzündung durch Einstreuungen von Calomel, und Robert Ficinus den Tripper selbst durch Einspritzungen von Calomel behandeln und heilen*[218]*: so können diese und ähnliche Thatsachen nur meine Ansicht bestättigen [nämlich dass es Syphilis ist].*

Ich mache übrigens nicht die Aehnlichkeit der drei Krankheiten, sondern vielmehr deren Identität geltend. Ich meine, sie sind wie Geschwister, die, wenn auch oft nicht ähnlich, doch denselben Ursprung und dasselbe Blut haben. Auch ist es möglich, dass ich in Beziehung auf deren ersten Grund im

216 Diese Formen sind: Tuberkel, Ausschläge, Geschwüre, Eiter, Knochengeschwülste und Tophen, Gelenkentzündungen, Augenleiden, Ausflüsse, besonders aus den Genitalien, Verhärtungen und Scirrhositäten, Aphthen und Ozaens.

217 Schmidt's Jahrb. d. Med., 1851, Heft VI., S. 321.

218 Die Haemospase von Dr. R. Ficinus. S. 161.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Irrthum bin. Es mag sein - und es hat sogar manche Wahrscheinlichkeit für sich - dass die Syphilis die Grundform aller drei ist, und diese nur durch das Alter etc. in Scrofel und Gicht modificirt erscheint. Ich kann nicht umhin zu gestehen, dass uns Alle die alte wissenschaftliche Form und Eintheilung befangen hält, aus der wir schwer hinaus können, und wir glauben darum noch immer, es gebe scrofulösen und gichtischen Tripper und Fluor albus, während sie vielleicht alle syphilitisch sind, und nur in Begleitung derjenigen Formen erscheinen, die wir Gicht und Scrofel nennen.

Wenn ich meine Meinung jedoch nur ebensogut objectiv machen könnte, als sie mir subjectiv wahr erscheint, wäre ich gern zufrieden. ...

Nachtrag

Ehe ich diese Mittheilungen schliesse, muss ich noch Folgendes nachtragen. Die obenerwähnten Schwefelbäder haben nicht nur für Gicht und Scrofel ihre grosse therapeutische Bedeutung, sondern auch für Syphilis. Zur Zeit als ich noch Student und junger Arzt in der Hauptstadt [Wien] war, hörte ich die Alten mit wahrer Indignation darüber urtheilen, wenn ein mit Syphilis behafteter Patient nach Baden [bei Wien] zum Gebrauch der Schwefelquellen angekommen war. Jeder warf den ersten Stein nach dem Arzte, der ihm diess angerathen oder erlaubt hatte. Unkenntniss der vorhandenen Krankheit ward jedenfalls vorausgesetzt. Ich glaubte diess selbst viele Jahre, bis mich der Zufall besser belehrte. Ich behandelte einen hiesigen Mann an der Gicht. Es war im Herbste des Jahres 1842, und der Mann im Alter von 50 Jahren. Er war stets gesund, von bester Constitution, toros schwammig und ebenmässig in allen Theilen, vollsaftig ohne Plethora oder Hyperämie, wohlhabend, kinder- und sorgenlos, Bequemlichkeit und Genuss jederart über alles liebend, arbeitsscheu, stets heiter und gesellig, keinem Kummer auf die Dauer Raum gebend, mässig, jedoch nur wie Epicur, d. h. um desto länger und desto öfter zu geniessen, Milch-, Mehl- und fette Speisen seine Leckerbissen, Bier sein Nectar, Habitus apoplectisch, zuweilen an mehrtägiger Stuhlverhaltung leidend; kurz es scheint der liebe Gott hat irgend ein klinisches Handbuch, Kapitel über Gicht, aufgeschlagen, und ihn [den Patient] Wort für Wort nach der Beschreibung eines Gichtcandidaten erschaffen. Im Verlaufe von fünf Jahren behandelte ich ihn zweimal an der acuten Gelenkgicht, welche sowohl die obern als untern Extremitäten betraf. Beide Gichtanfälle waren vollkommen so beschaffen, dass Jedermann sie als Specimina dieser Krankheit ansehen müsste, und zwar vom Anfange bis zum Ausgange. Die Anfälle geschahen beidemale im Herbst, die vollständige Heilung dauerte 6-7 Wochen. Im darauf folgenden Sommer wurden jedesmal die Bäder zu Baden bei Wien gebraucht, welche das erstemal auf 5 Jahre, das zweitemal bis heute noch vor Rückfällen bewahrten.

Im Herbste 1848 zeigte mir Patient einen Chanker am Frenulum, wodurch dieses bereits zerstört worden. Da das Uebel drei Wochen alt war, reichte ich sogleich Sublimat [Quecksilberpräparat] innerlich in Pillen. Ehe noch ein Gran ganz genommen war, erklärte sich Patient für gesund, nahm keine Arznei und kam auch nicht mehr [in die Arztpraxis]. Mitte Winter 1848/49 erscheint ein syphilitisch-papulöser Aussschlag am ganzen Körper, vorzüglich stark im Gesichte, und eine Corona Veneris [das Band der Venus] prangte an der Stirn und am kahlen Schädel. Der Mann wollte aus

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Nebenrücksichten, die ich errathen konnte, nicht für krank gehalten sein, und pikirte sich selbst mir gegenüber, den Ausschlag für einen gichtischen auszugeben. Er nahm keine Arznei, und kaum wurde das Frühjahr lau, ging er, ohne um Rath zu fragen, in ein warmes Schwefelbad, von wo er nach Gebrauch von 30 und einigen Bädern, vollkommen rein wiederkehrte. Nach seiner Versicherung wurde er auch dort von keinem Arzte behandelt. So verwundert und überrascht ich hievon auch war, machte ich doch noch in demselben Sommer mit künstlichen Schwefelbädern hier einige Versuche, und da diese bei tertiärer Syphilis, und auch schon beim Uebergange aus der secundären immer von Erfolg gewesen, weise ich meine derartigen Kranken durchgehends dazu an, die warmen Schwefelquellen zu besuchen, was ich bis heute nicht zu bereuen hatte.

Weitere Indizien für eine Neuro-Lues bei Ludwig Tieck

Letters of, 4. Brief: Ludwig Tieck an Sophie Tieck -
Leipzig, den 29. Juni [1796]

... Ich bin sehr froh und gesund, so sehr, als ich es nie gewesen bin; ich bin zufrieden mit mir und der ganzen Welt. Es wird nun endlich, hoff ich, der Streit in mir aufhören, der mich mit so großer Gewalt oft zu tausend Dingen trieb, die meiner Natur eigentlich ganz fremd waren.

Ich hoffe, Du und alle guten Menschen sollen immer mehr und mehr mit mir zufrieden werden [Indiz für Neurasthenie]. - Ich habe auf dieser kleinen Reise in tausend Rücksichten viel gelernt; wir sprechen wohl mündlich noch darüber, liebste Schwester, ich wünsche nur, daß ich Dich recht gesund wiederfinde, Deine Kränklichkeit ängstigt mich unaufhörlich, sonst würde ich noch weit vergnügter gewesen seyn.

Indiz einer Nervenschwäche (Neurasthenie) bei Ludwig Tieck.

Sophie Tieck-Bernhardi schrieb an Ludwig Tieck:
SLBD, App. 273, Brief Nr. 23, von Anfang Mai 1800[219]
Liebster Bruder,

daß du noch immer nicht wohl bist, hat mich recht sehr betrübt; du soltest ernstlich etwas für deine Gesundheit thun; du sprichst ja davon, daß du die Gicht im Winter wieder haben würdest als von einer Sache, die sich ganz von selbst verstünde. Ich fürchte immer, daß du noch die alte Furcht vor den Arzneien hast und sie deswegen nicht orndlich [ge-]brauchst.

Indizien: Hat man nur im Winter Gicht? Nein. Die Gicht war eine „verlarvte“ Syphilis, die Symptome waren der Gicht ähnlich. Die Arzneien, die man damals gegen Syphilis gebrauchte, vor denen konnte man sich wahrlich fürchten.

Brief von Johann Heinrich Voß dem jüngeren an B. R. Abeken -
vom 23.02.1804 (Quelle: Gräf, 1, S. 42, LB Dresden)

... Im Tieck [in Tiecks Werk] finde ich, wenn auch nicht verworrene Vorstellungen, doch verworrene Bezeichnungen bei noch so dichterischen

219 Quelle: Freie Internet-Ressourse. Einige Originalbriefe Sophie Tiecks an Ludwig Tieck, die sich in der Sächsischen Landes-Bibliothek Dresden (Abk. SLBD) befinden, sind online gestellt, auch mittlerweile veröffentlicht unter dem Titel >Sophie Tieck – Briefe an den Bruder Ludwig<, herausgegeben von Renata Dampc-Jarosz und Hannelore Scholz-Lübbering, Böhlau Verlag 2020.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ideen … Ich weiß nicht, ob ich mich hinlänglich so deutlich ausgedrückt habe, wie ich denke. …

Nicht nur Silbenstolpern ist ein Indiz für eine Präparalyse, sondern auch Konzentrationsstörungen und verworrene Vorstellungen und Bezeichnungen (ungenaue Wortwahl).

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz ist ein Brief von Friedrich Tieck an A. W. Schlegel. Dieser Brief wurde von Josef Körner in Coppet gefunden, aber nicht in seinem Sammelwerk >Krisenjahre der Frühromantik< veröffentlicht. Die berechtigte Frage lautet: Warum nicht? - Offensichtlich aus Gründen der Selbstzensur, weil darin zu viel Negatives über Ludwig Tieck ans Tageslicht gekommen wäre. Von 52 Briefen Friedrich Tiecks an A. Wilhelm Schlegel veröffentlichte Körner nur 7 Briefe![220]

Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel - Rom, den 9. April 1806 [221]

… Verzeihe mir und nimm es nicht übel, das[s] ich so von meinem Bruder [Ludwig Tieck] spreche und bedenke, das[s] ich auch dich als meinen Bruder zehle [zähle], aber mich empört sein Betragen, selbst krank auf den Todt muste meine Schwester in München jede Last seiner Krankheit ertragen, die er sich durch Erkältung, und höchst wahrscheinlich durch etwas zu übertriebenen Genuß zu gezogen hatte, denn er kannte vortrefflich alle öffentlichen Mädchen von München.

Da, kaum konnte er dort wieder ausgehn, als er heimlich einen Abend fortlief, während ich da war, um von neuem eine zu besuchen. Du weist, das[s] er [von München nach Ziebingen] zurükkehren wollte, und nur mit hieher [nach Rom] gereist ist, um sich herzustellen,[222] da er also nicht auf unsre Bitte, sondern [als] der Gast meiner Schwester hi[e]r ist, sollte er sich auch als solcher betragen, aber nichts weniger sucht er nur auf jede Art meine Schwester zu kränken …

Auch die Briefe der Geschwister Clemens und Bettina Brentano enthalten Indizien für eine Syphilis-Erkrankung.

Brief von C. Brentano an A. von Arnim – Anfang Oktober 1806

… blieb Tieck acht Tage in Heidelberg und erquickte Creuzer, Daub, Loos und Compagnie mit Seelenspeise. Man zerriß sich um ihn, und da ich kein recht lebendes Mitglied jener Gemeinde bin, kam er gewöhnlich um 12 Uhr nachts erst zu mir und redete gar anmutig und schön hintereinander. … Tieck war unendlich fleißig in der Vatikanischen Bibliothek[223]; er hat ein

220 Fußnote Hrsg.: Sie sind jetzt veröffentlicht in >"Geliebter Freund und Bruder" - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, hrsg. von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

221 Quelle: Tieck-Studien, Band 1, hrsg. von Achim Hölter, Stefan Nienhaus und Walter Schmitz: >„Geliebter Freund und Bruder" - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, herausgegeben und kommentiert von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

222 Fußnote Hrsg.: Die Erwähnung, dass Ludwig Tieck nach Rom, in den heißen Süden, reiste, um sich „herzustellen", ist ein weiteres Indiz, dass er aus Gründen der Wiederherstellung seiner Gesundheit wegen seiner Syphilis zu seiner Schwester nach Italien kam. Siehe den folgenden Brief von Tieck an Solger.

223 Fußnote Hrsg.: Das halte ich für eine Übertreibung, entweder von Ludwig Tieck oder von Clemens Brentano, denn wie „unendlich fleißig" Ludwig Tieck war, das haben wir bereits früher mehrfach gesehen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

halbes Jahr alle Tage darin abschreibend zugebracht[224]*; er gibt es ganz neudeutsch mit einigen Gesängen vermehrt, die in die Reihe dieser Heldenlieder gehören und vorher nie gedruckt wurden. In einigen Wochen wird ein Programm, das er schreibt, das Ganze einleiten und über seine folgenden Unternehmungen - >Parzival<, >Titurel<, eine Geschichte der deutschen Poesie in zwei Bänden - und überhaupt über seine ganze Ansicht des Mittelalters Rechenschaft geben. Er [Ludwig Tieck] ist durchaus leichter, fröhlicher und nicht mehr so tot und verderblich als in Ziebingen. ... Mit Maler Müller ist er in Rom beständig gewesen; er hat ihn unmäßig lieb, und es ist ein rührender Beweis seines trefflichen, würdigen Gemüts, wie er sich bemüht, den Ruhm und die Ehre dieses in Ferne, Neid und Mißverständnissen für die Welt beinah ganz verlorengegangenen großen Dichters zu retten. Ostern kömmt eine neue Ausgabe aller Müllerschen Werke, vermehrt und verbessert mit Nachrichten über den Mann und sein treuloses Geschick, von Tieck heraus*[225] *bei Schwan und Götz in Mannheim; an einer kleinen Schrift Müllers gegen Kotzebue Geschwätz über Rom, die Tieck mitgebracht, wird bereits gedruckt.*[226] *... Von hier [Heidelberg] bin ich mit Tieck nach Frankfurt gereist, wo er nach Dichterart trotz seiner überfließenden Ernsthaftigkeit Weib und Kind noch acht Tage [lang] vergaß, die er von morgens 7 bis nachts 12 Uhr alle rund und rein in den Labyrinthen des „Goldnen Kopfs" zubrachte. Er hat sich unendlich bei uns gefallen ... alles hat ihn geliebt – er ist von Stube zu Stube herumgezogen, hat drei Shakespeare-Stücke vorgelesen, wobei Bethmann dreimal eingeschlafen. George, der jetzt an Liebenswürdigkeit und Anmut mit Franz wetteifert, hat ihn besonders liebgewonnen. Mit Bettinen ist er [Ludwig Tieck] auf du und du gekommen ... Sie hat auch schön mit ihm gesprochen; ihr Wesen hat ihn tief gerührt – er [Tieck] hat ihr sehr zugeredet zu dichten; sie [Bettina] hat es auch versprochen. Was ihren Gesang betrifft, d. h. den extemporierten, so habe ich ihn [Tieck] Tränen weinen sehen, und er versicherte – er, der Kirchenmusikus [?] - daß er durch sie [Bettina] zuerst seine Ideenreihe über die Musik ergänzt fühle, daß er nie etwas Ähnliches gehört habe und daß er [Tieck] jetzt wisse, wie die Musik entstanden sei ...*

Kommentar: Das müssen im wahrsten Sinne des Wortes Wahnsinnsszenen gewesen sein. Bei Bettinas Gesang kamen dem „Kirchenmusikus" Ludwig Tieck die Tränen. Seine „Ideenreihe über Musik" - weiß der Teufel was damit gemeint ist - sei durch Bettina ergänzt worden. Und jetzt wisse er, „wie die Musik entstanden sei". Da wird einem fast bange in dem Kreise, wie Goethe in den Wahnsinnsszenen der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< treffend sagte.

Weitere präparalytische Briefe sind folgende:

Bettina an Ludwig Tieck – 3. Oktober 1806

Schon lange habe ich geglaubt, über all den Schmerz hinaus zu sein, den mir Entfernung, Vergessenheit von Freunden verursachen könnte, und nun

224 Fußnote Hrsg.: Ich bezweifele sehr stark, dass Ludwig Tieck die altdeutsche gotische Schrift und Sprache des Mittelalters lesen und verstehen konnte.

225 Dieser Plan zerschlug sich kurze Zeit später, da Maler Müller von Tiecks Schwester Sophie sein Geld mit Nachdruck zurückverlangte und dies von Ludwig Tieck zum Anlass genommen wurde, sich von der Herausgabe der Werke Müllers zurückzuziehen.

226 Diese Schrift, die Tieck nach Deutschland mitbrachte, hat er entweder gar nicht überarbeitet, was er Maler Müller versprach, und/oder Vieles darin verschlimmbessert.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

betrübt mich alles ... Lieber Tieck, wenn Sie mir gut sind, so verkennen Sie all dies nicht; jemand, der so lebhaft alles fühlt wie ich, der kann sich nicht weniger lebhaft ausdrücken – es ist keine Frage, daß mir Gott mehr gewähren muß wie andern, er muß mir alles gewähren (denn er hat mir das Entbehren nicht anerschaffen), mithin auch Ihre Liebe, und deswegen bin ich auch wieder getröstet.[227]

Gestern war ich wieder zum erstenmal auf demselben Platz [?] im Garten; Sie [Ludwig Tieck] waren auch da, einen Augenblick – Ihre Füße sah ich deutlich auf der Treppe stehen[228]*; ich ging weg, mag auch in meinem Leben nicht wieder hin – ich mögte Sie wohl nie wieder dort finden – das könnte mich schmerzlich beleidigen. Ich bin so glücklich, Gott meint es so gut mit mir; er will mich erhöhen, er will mich bessern durch das größte auf Erden, durch die Liebe, und ich sollte widerstehen wollen? Nein, gewiß nicht ...*

Das klingt verdächtig nach einer flüchtigen Affaire zwischen Bettina Brentano und Ludwig Tieck.

Bettina an Friedrich Karl von Savigny – Oktober 1806

... Ich könnte dir manches sagen von mir; mein Herz war eine zeitlang so süß genährt – ich gäbe diese Nahrung nicht um mein Leben. Meline wird dir schon geschrieben haben, daß [Ludwig] Tieck hier war; ich weiß nicht, wie ich es verdient habe, aber Gott hat sanfte Werkzeuge, womit er mein Gemüt zur Ruhe lenkt. ... Tieck begehrte so herzlich, so brüderlich mein Vertrauen, ja es schien selbst, als ob er es eben zu seiner wie zu meiner Glückseligkeit begehrte. Er legte zugleich soviel Weisheit an Tag mit aller Unschuld, in der sein Gemüt eingeboren ist. Ich mag nichts weiter sagen, aber wenn ich glaube, daß du je einen Freund haben könntest, der deiner Liebe wert wäre, so ist es dieser, ja dieser. Seine Bücher sind nichts gegen ihn, und dies beweist eben, daß das, was man in sich würdigt, nicht so leicht sich preisgeben läßt; er selbst hat es mir auch gesagt. „Oh", sagte er, „ich habe oft das Verlangen, mir die Brust aufzureißen; wenn Blut kömmt, denke ich, kommen auch die Gefühle, die Gedanken, die ich in solchen Augenblicken nicht zur Sprache bringen kann."

Dies habe ich Euch [Schwager Savigny] nun alles im Vertrauen gesagt ... ihr sprecht nichts davon. Er hat mir begehrt, ich soll ihm schreiben. Dies hab ich auch getan – recht aus Herzensgrund lautere reine Wahrheit, denn er versteht die Kunst, unendlich Vertrauen zu erwecken. Er hat mir aber nicht geantwortet; das macht mich von Zeit traurig, oft sehr, dann wieder weniger, wie es kommt. ...

Kommentar: Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit manche Präparalytiker das Vertrauen ihrer Mitmenschen erschleichen können. Auf Antwort kann sie bei Tieck lange, sogar sehr lange warten.

Fast ein Jahr später, im August des Jahres 1807, war die Affaire Bettinas mit Goethe.[229] Die erotische Hemmungslosigkeit Bettinas ist ein starkes Indiz, dass auch sie eine Syphilitikerin war.

227 Die Präparalyse verursacht erotische Enthemmung. Gott ist daran Schuld, dass Bettina ihre Triebe nicht mehr unter Kontrolle hat? In Wirklichkeit war die Syphilis die Schuldige.

228 Eindeutig präparalytische Halluzinationen Bettinas.

229 Siehe L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Tiecks Neuro-Lues finden wir im folgenden Brief an K. W. F. Solger.

76. Brief: L. Tieck an K. W. F. Solger – Ziebingen, den 16. May 1818

... Diese Reise zu Ihnen ist jezt meine schönste Aussicht, obgleich ich gerade in diesen Tagen allen Muth wieder verlohren habe, denn ich befinde mich schlechter, als seit sehr langer Zeit, ich leide so sehr an der Gicht [in Wirklichkeit: an Depressionen und an syphilitischen Schmerzen, die sich wie Gicht – Goethe sprach von „verlarvter" Gicht - manifestieren], daß mir selbst diese Zeilen durch die Schmerzen sehr beschwerlich werden. Oft muß ich denken, daß mein Leben wohl eigentlich beschlossen ist, und alle weitaussehenden Plane von Genuß, Arbeit und Wirken erscheinen mir dann thöricht: wie bin ich nun schon seit 1805, an allem gehindert! Die größte Zeit krank, bettlägerig oder doch so unpaß, daß ich die wenigste Zeit arbeiten oder denken konnte [kann man bei Gicht nicht mehr denken?]. Ducke ich nur etwas wieder auf, so begeistert mich ein jugendlicher Leichtsinn [Euphorie] und ich entwerfe Plan über Plane, wie für ewige Zeiten von Kraft. So geht es auf und ab, ein Wechsel von Aufschieben, von Bereuen [Depressionen], von schneller Thätigkeit und Abspannung [Lethargie]. Wegen meiner oft erzwungenen Heiterkeit halten mich alle meine Freunde nicht für so krank, als ich in der That bin! Dies Frühjahr ist besonders gefährlich. [...] Ja, könnte ich wieder ein oder gar zwei Jahre in Italien leben! Diese fortgesezte Wärme würde mir mehr gut thun, als alle [Bäder-]Curen. Wäre ich noch im Jahr 1806 dort geblieben, statt nach einem Jahre zurück zu kommen, so wäre ich vielleicht, ja wahrscheinlich, auf meine Lebenszeit gesund geworden, denn seit dem Augenblick, daß ich Anfang August in Rom angekommen war, geschahen Wunder mit mir, meine Kräfte nahmen sichtbar zu, da bis dahin alle Bäder [Badekuren] und Medikamente so wenig gewirkt hatten.

Die Tatsache, dass im heißen Klima Italiens seine Beschwerden völlig verschwunden waren, sind ein weiteres starkes Indiz für eine Syphilis.

Im folgenden Brief – betrifft das Jahr 1808 - ist ebenfalls von einer Sexaffaire Ludwig Tiecks auszugehen:

Trainer II, S. 112: Sophie an Friedrich Tieck -

Arroküll, den 6. Januar [1819]

... Du [Friedrich Tieck] hast mir einigemale von der Fräulein Nina Hartel geschrieben ... Der Bruder [Ludwig Tieck], welcher in Wien [August bis Mitte Oktober 1808] ihr erklärter Liebhaber war, verglich sie, der Gluth der Sinne wegen, mit der Cleopatra. Nachher war sie [Friedrich] Schlegels Geliebte, früher und später vieler anderer ...

Man kann sich mehrmals mit Syphilis infizieren.

Die Beeinträchtigung der Syphiliserkrankung an Ludwig Tiecks Denk- und Arbeitsfähigkeit ist aus folgenden Briefstellen ersichtlich:

Brief von Tieck an Friedrich Schlegel – Ziebingen am 16. Dez. 1803

… Ich fange an fleißiger zu werden, als ich nur jemals gewesen bin. Das einzige hält mich jetzt noch zurück, etwas hervorzubringen, daß es mir so wie dem Sternbald geht, der Gegenstand dünkt mich jedes mal so wichtig, daß ich zage und bange bin, ihn darzustellen, und ich schließe, daß außer deinen Studien dich auch dieses Gefühl wohl mit abgehalten hat, die Werke zu vollenden, welche du schon seit einiger Zeit angekündigt hast. [...] Nach vielfältigem und zum Teil mühseligen Studium über die Nibelungen habe ich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nun auch meine Ausarbeitung vorgenommen und bin schon ziemlich weit darin vorgerückt. Ich habe eingesehn, daß es immer am besten wäre, ein solches Werk in Gesellschaft zu bearbeiten und ich vermisse dich darum recht, daß du jetzt so weit von uns entfernt bist. [...] Ich habe daher meine Absichten bei diesem Gedichte zusammenziehen müssen, weil ich endlich einseh, daß so wie ich angefangen, ich mit meinen Studien darüber niemals zu Ende kommen würde, daher erscheint es nun wenn es fertig sein wird nur als das alte, hin und wieder deutlicher, an einigen Stellen etwas erweitert und etwas mehr im Zusammenhange mit sich selbst, daher als ein retouchierter Abdruck des alten Gedichtes, wenn es dir daher nicht gar sehr entgegen ist, so bitte ich dich recht sehr, noch mit deiner Arbeit darüber, von der du mir im letzten Briefe Meldung getan, zurück zu halten, weil sich jetzt diese beiden Sachen zu sehr begegnen würden, ich auch meinen Versuch wohl ganz zurück halten müßte. Was du mir von der Ausgabe des Gedichtes selbst sagst, die möglich ist, es wie einen alten Klassiker zu bearbeiten, ist recht mit meinen Gedanken zusammen getroffen, ich habe manches in der Idee gearbeitet, und ich wollte dich fragen, ob wir diesen Plan nicht in Gesellschaft ausführen könnten, was mich ganz außerordentlich freuen würde. Du hast gewiß dort Gelegenheit, manches über dieses Gedicht zu entdecken, über seinen Zusammenhang mit ältern, ich könnte einen Aufsatz liefern über dasjenige, was die historische Wahrheit darin ist, worüber ich vieles gefunden habe, und auf Spuren gekommen bin, welche mich hoffen lassen, noch mehr zu entdecken. Hier könntest du dem Texte gegenüber deine Übersetzung geben, und gemeinschaftliche Noten von uns und auch vielleicht Wilhelm über einzelne Stellen und die Sprache des Gedichtes. Antworte mir doch hierüber, ob du gesonnen bist, dich auf eine solche Arbeit mit einzulassen. ...

Dieser Brief erscheint mir wie ein Hilferuf Tiecks. Er hat Hemmungern *„etwas hervorzubringen“* und *„der Gegenstand dünkt mich jedesmal so wichtig, daß ich zage und bange, ihn darzustellen“.* Das ist psychisch auffällig. Und dann kommt ihm der rettende Gedanke: *„Ich habe eingesehen, daß es immer am besten wäre, ein solches Werk in Gesellschaft zu bearbeiten und ich vermisse dich darum recht, daß du jetzt so weit von uns entfernt bist“.* Er bittet Friedrich Schlegel geradezu um Hilfe: *„... und ich wollte dich fragen, ob wir diesen Plan nicht in Gesellschaft ausführen könnten, was mich ganz außerordentlich freuen würde.“*

Weitere Anzeichen einer Präparalyse bei Ludwig Tieck sind diese Stellen im Brief:

... Oft fallen mir Gedanken bei, ja ich möchte sagen, ganze Bücher von Gedanken oder Systeme, die für dich eigentlich gehörten, und dann fehlst du mir, dann fühle ich von neuem so schmerzlich, wie jeder gestorbene und entfernte Freund ein entrissenes Organ unseres Innern ist, wie unsere Liebe darum do mannichfaltig sein darf, um sich erst frei in unendlichen und unendlich verschiedenen Gegenden unseres Gemüthes zu entwickeln, und im eignen Innersten dann wieder zu fühlen, wie alle Strahlen denselben Mittelpunkt suchen, sich in ihm verliehren, mit neuen Farben und Kräfften daraus hervorspielen. Ich bin um so mehr Individuum, um so mehr ich mich in alles verliehren kann; es ist kein Verliehren, denn wir verstehn, fühlen eine Sache nur, insofern wir die Sache sind. ... So ist es mit allem, was man wirklich liebt, indem man es liebt, geschieht es ja auf ewig, das Abtrennen von

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

der Liebe, welches ich an so vielen Menschen gewahr werde, ja womit sie sich recht viel wissen und die Fortschritte ihrer Bildung und Verbesserung darnach abmessen, daß sie nun wieder verschmähen können, was sie vor Kurzem geliebt, halte ich nur für den schnödesten Selbstmord. Denn selbst wenn ich einen Irrthum liebe, ist es ja doch der Irrthum nicht, den ich liebe. ...

Das ist paralytischer Galimathias, geistige Verwirrtheit im höchsten Grade, die verzweifelt Hilfe bei Freunden sucht. Ganze Bücher von Gedanken fallen Tieck ein, aber kein einziges Wort kann er zu Papier bringen. Oder: *„Ich bin um so mehr Individuum, um so mehr ich mich in alles verliehren kann; es ist kein Verliehren, denn wir verstehn, fühlen eine Sache nur, insofern wir die Sache sind."* Oder: *„Denn selbst wenn ich einen Irrthum liebe, ist es ja doch der Irrthum nicht, den ich liebe."*

Auch im Brief vom 16. Mai 1818 an Solger schreibt Tieck, dass er einen Freund bräuchte, um mit ihm gemeinschaftlich Shakespeare-Studien betreiben zu können. Offensichtlich fehlt Ludwig Tieck die geistige Kraft und Konzentration dazu: *„Ich denke ich bringe Ihnen [Solger] doch vieles von den Engl[ischen] Sachen mit, Sie finden doch vielleicht Zeit, einiges zu lesen und mit mir darüber zu sprechen. Gar zu gern hätte ich mit einem Freunde diese Studien gemeinschaftlich gemacht, man sieht dann so viel mehr, und Kadach hätte es so leicht und gut gekonnt, denn er hatte mit meiner Hülfe es schon sehr weit im Engl[ischen] gebracht, aber in ihm ist nichts im Zusammenhang, er verschleudert alle seine Zeit in ununterbrochener Zerstreuung,[230] so daß er eigentlich keinen Beruf gefunden hat. Er hätte selbst literärisch etwas leisten können, denn es giebt in allen Aufgaben so viele Unterabtheilungen, so viel zu berichtigen und aufzuräumen, daß jeder fleißige und gute Kopf was Ansehnliches helfen kann. Wie oft habe ich ihn dazu aufgemuntert. Eben so im Spanischen. Selbst Auswahl von Uebersetzungen wäre in so vieler Hinsicht ersprießlich, man müßte alles thun, um die leere Liebhaberei der Deutschen, mit der sie sich schon seit 1756 und früher [unleserlich], endlich in ein gründliches Studium und Erkennen zu verwandeln. Ich traue mir fast zu, der Direktor einer solchen Anstalt zu sein,[231] die, wenn ich die Gesellen fände, nach zehn Jahren nach meiner Anweisung gewiß etwas geleistet haben sollte. Das Schlimmste bei uns ist, daß jeder Unterarbeiter und fleißige Forscher auch zugleich Meister und Geschmacksverbreiter und Bildner seiner Nation sein will. Keiner will sich als Subaltern befriedigen[232], woraus nur das Rechte hervorgehn kann und die vielen unnützen Entdeckungen und unwichtigen Wichtigkeiten vermieden werden. (Ich sprach schon neulich darüber). Schütz hat für eigentliche Studien gar keinen Sinn und kann sie nie machen, er hat zu sehr die Vorkenntnisse aller Art versäumt, daher kann er auch alles und zugleich nichts brauchen ..."*

Auch Freund Schütz kam als Ghostwriter und Redakteur nicht in Frage.

---

230 Fußnote Hrsg.: Tieck sucht verzweifelt Hilfe bei Solger und dem Pastor Kadach. Er braucht einen Redakteur oder sogar einen „Ghostwriter" für seine unvollendeten Manuskripte, die zu beenden er geistig nicht mehr in der Lage ist wegen seiner Neuro-Lues.

231 Fußnote Hrsg.: Dieses Ansinnen von Tieck ist geradezu grotesk! Er will Direktor einer Anstalt für Übersetzungen von schöngeistigen Werken werden? - Kein Problem, denn dazu muss er nur ein Verleger sein. Aber dazu fehlte ihm das notwendige Kapital.

232 Fußnote Hrsg.: Unzutreffende Bezeichnung. Richtig wäre: als Subaltern [Untergebener] sich zufrieden geben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Der Brief an Vater Goethe vom 24. Dezember 1819 ist ebenfalls ein Zeugnis für Ludwig Tiecks geistige Kraftlosigkeit und Konzentrationsprobleme, so dass er nicht mehr in der Lage war, seine Shakespeare-Studien fertigzustellen:

... Ew. Excellenz hätten seit lange schon einige Nachrichten von mir erwarten können, nachdem ich vor zwei Jahren das Glück hatte, Sie bei meiner Rükkehr aus England in Weimar zu sprechen. Störungen aller Art hielten mich ab, sogleich den kleinen Aufsatz zu machen, was man in solchen Fällen immer thun sollte, denn aufgeschoben ist wahrlich aufgehoben. Dann entwarf ich ihn und muß ihn in meinen Papieren verlohren haben, bildete mir aber ein, ich habe ihn abgesandt. Als ich mich aber meiner Nachlässigkeit deutlicher erinnerte, war mein Gewissen lange Zeit um so böser, und nur Krankheit, Reisen, und endlich die Veränderung meines Wohnortes, (indem ich mich seit dem Sommer wieder in Dresden aufhalte) und alles Packen, Verlust von Büchern und Papieren, was damit verbunden zu sein pflegt, haben meinen Brief verhindert. Bücher und Papiere sind grossentheils noch in Ziebingen ...

Was nun beikommende Blätter betrifft, so enthalten sie wohl zu viel und zu wenig. Indem ich diese Notizen von neuem niederschrieb, entfloß der Feder manches, was in meiner Arbeit über diesen Dichter wohl annehmlicher und überzeugender erscheinen mag, weil eine Untersuchung der andern, und ein Faktum dem andern die Hand biethet. Ich glaube den Dichter und vieles in seinen Werken aus einem andern Standpunkte anzusehn; ich bilde mir ein, viel Neues aufgefunden zu haben; ich wähne oft, allen müsse dies neue, was ich Entdeckungen nenne, eben so wichtig sein, als mir selber, - aber für wen schreibe ich am Ende? Die Materialien haben sich mit jedem Jahre angehäuft, es fordert jezt fast mehr Kunst, wieder wegzulegen als herbei zu schaffen, denn so viel ich auch erörtere, muß ich doch immer wieder eine gewisse Kenntniß voraussehen, die nicht da ist, und eine Liebhaberei fordern, die unbillig ist zu verlangen.[233] Wie glücklich wäre ich, nur manchmal ein Wort aus Ihrem Munde hören zu können, und wie viel glücklicher, wenn ich alle diese Studien in Ihrer Nähe hätte machen, oder mit Ihnen wieder durchgehn können. Ich bitte also, meine beiliegenden Blätter mit gütiger Nachsicht aufzunehmen, die vielleicht auch überall zu spät eintreffen. Ist dies nicht der Fall, und sind Sie auf irgend ein kleineres oder grösseres Buch oder Mscpt neugierig, oder glauben Sie es brauchen zu können, so bitte ich nur, über meinen Vorrath unbedingt zu gebiethen, denn wenn ich auch gleich fortwährend in diesen Englischen Sachen lese, so kann ich mich doch von jedem immer auf gewisse Zeit trennen, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen dadurch irgend ein Vergnügen zu machen. Wie froh wäre ich gewesen, hätte ich vor Jahren diese Manuskripte sehn, oder gleich den Hawkins, oder die Quartausgabe haben können, aber freilich darf ich die Liebhaberei andrer Männer [damit ist Vater Goethe gemeint] nicht nach meiner zu brennenden Neugier beurtheilen. ...

Ludwig Tiecks Badekuren

1803 zusammen mit von Burgsdoff in Karlsbad, Badekur möglich.

233 Fußnote Hrsg.: Diese Zeilen sind ein unverkennbares Indiz für die geistige Verwirrtheit, Gedächtnisschwund und Unkonzentriertheit von Ludwig Tieck, verursacht durch eine syphilitische Präparalyse. Und er fragt sich mit Recht: für wen oder was tue ich das?

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

1805 Reise nach Italien zur Wiederherstellung seiner Gesundheit[234]
1810: Badekur in Baden-Baden.
1811: Badekur in Warmbrunn.
1821: Badekur in Teplitz.
1823: Badekur in Teplitz.
1826: Badekur in Teplitz.
1828: Badekur in Baden-Baden.
1830: Badekur in Baden-Baden.
1834: Badekur in Baden-Baden.
1836: Badekur in Baden-Baden. Auf dem Weg dahin schwerer Unfall.
Mit Sicherheit sind nicht alle Badekuren Tiecks überliefert.
Brief von Eduard von Bülw an Fr. von Uechtritz -
Dresden, den 9. März 1841 [nach dem Tod von Tochter Dorothea]
... Sie erinnern sich vielleicht, auch schon früher von der großen Aengstlichkeit der Tieckschen Familie gegen ansteckende Hautkrankheiten gehört zu haben ...
... Er [Ludwig Tieck] sagte mir, sie [Dorothea] habe ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt ...
Die Syphilis zählte zu damaliger Zeit zu den Hautkrankheiten. Und dass seine Tochter Dorothea ihn [vor und/oder nach ihrem Tod] „wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt" habe, ist psychisch auffällig.

Alfred Rethel, gestorben 1859.

Von Beruf Maler, Syphilis nicht hundertprozentig erwiesen. Siehe Kurzbiographie von Ernst Bäumler ab Seite 289.

Bettina Brentano, verheirate von Arnim, gestorben 1859.

Die Geschwister Bettina und Clemens Brentano stehen im Verdacht, in einer inzestuösen Beziehung gestanden zu haben.
Clemens Brentano schrieb im März 1801: *„Bettine wird mir so heftig, so begehrend, daß ich sie ängstlich von mir weisen muß, und heimlich fluche, wie sicher einem [anderen] alles das zutheil wird, der sie nicht liebt, wie ich."*
Im Brief an Schwester Gundula schrieb er: *Grüße und küße Bettinen, so viel Plaz an ihr ist – ich möchte alle Männer todstechen wenn ich an euch beide denke ...*
Im Jahr 1802: *... meine Schwester Bettine quält mich unendlich, sie ist mit einer so wunderlichen ja furchtbaren Liebe in mich entbrannt, daß sie den ganzen Tag nach mir weint, und vor Sehnsucht ganz hinwelkt ...*
Clemens Brentano kopiert für Achim von Arnim einige Stellen aus einem Brief Bettinas an ihn:*„Clemens! Weißt du wer der Mond ist. Er ist der Wiederschein unserer Lieb ... die Erde aber ist ein großes Bett, und der*

234 Siehe oben den Brief von L. Tieck an K. W. F. Solger vom 16. May 1818: „*Ja, könnte ich wieder ein oder gar zwei Jahre in Italien leben! Diese fortgesezte Wärme würde mir mehr gut thun, als alle [Bäder-]Curen. Wäre ich noch im Jahr 1806 dort geblieben, statt nach einem Jahre zurück zu kommen, so wäre ich vielleicht, ja wahrscheinlich, auf meine Lebenszeit gesund geworden, denn seit dem Augenblick, daß ich Anfang August in Rom angekommen war, geschahen Wunder mit mir, meine Kräfte nahmen sichtbar zu,* ***da bis dahin alle Bäder [Badekuren] und Medikamente so wenig gewirkt*** *hatten."*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Himmel eine große freudenreiche Decke aller Seeligkeit, Clemens, was sehnst du dich nach mir, wir schlafen in einem Bette ...

Nach der Liebelei mit ihrem Bruder Clemens verliebte sie sich in Ludwig Tieck. Einige Briefstellen lassen vermuten, dass sie Halluzinationen hatte.

Brief von C. Brentano an A. von Arnim – Anfang Oktober 1806

... Von hier [Heidelberg] bin ich mit Tieck nach Frankfurt gereist, wo er nach Dichterart trotz seiner überfließenden Ernsthaftigkeit Weib und Kind noch acht Tage [lang] vergaß, die er von morgens 7 bis nachts 12 Uhr alle rund und rein in den Labyrinthen des „Goldnen Kopfs" zubrachte. Er hat sich unendlich bei uns gefallen ... alles hat ihn geliebt – er ist von Stube zu Stube herumgezogen, hat drei Shakespeare-Stücke vorgelesen, wobei Bethmann dreimal eingeschlafen. George, der jetzt an Liebenswürdigkeit und Anmut mit Franz wetteifert, hat ihn besonders liebgewonnen. Mit Bettinen ist er [Ludwig Tieck] auf du und du gekommen ... Sie hat auch schön mit ihm gesprochen; ihr Wesen hat ihn tief gerührt – er [Tieck] hat ihr sehr zugeredet zu dichten; sie [Bettina] hat es auch versprochen. Was ihren Gesang betrifft, d. h. den extemporierten, so habe ich ihn [Tieck] Tränen weinen sehen, und er versicherte – er, der Kirchenmusikus [?] - daß er durch sie [Bettina] zuerst seine Ideenreihe über die Musik ergänzt fühle, daß er nie etwas Ähnliches gehört habe und daß er [Tieck] jetzt wisse, wie die Musik entstanden sei ...

Bettina an Ludwig Tieck – 3. Oktober 1806

Schon lange habe ich geglaubt, über all den Schmerz hinaus zu sein, den mir Entfernung, Vergessenheit von Freunden verursachen könnte, und nun betrübt mich alles ... Lieber Tieck, wenn Sie mir gut sind, so verkennen Sie all dies nicht; jemand, der so lebhaft alles fühlt wie ich, der kann sich nicht weniger lebhaft ausdrücken – es ist keine Frage, daß mir Gott mehr gewähren muß wie andern, er muß mir alles gewähren (denn er hat mir das Entbehren nicht anerschaffen), mithin auch Ihre Liebe, und deswegen bin ich auch wieder getröstet.[235]

Gestern war ich wieder zum erstenmal auf demselben Platz [?] im Garten; Sie [Ludwig Tieck] waren auch da, einen Augenblick – Ihre Füße sah ich deutlich auf der Treppe stehen[236]*; ich ging weg, mag auch in meinem Leben nicht wieder hin – ich mögte Sie wohl nie wieder dort finden – das könnte mich schmerzlich beleidigen. Ich bin so glücklich, Gott meint es so gut mit mir; er will mich erhöhen, er will mich bessern durch das größte auf Erden, durch die Liebe, und ich sollte widerstehen wollen? Nein, gewiß nicht ...*

Das klingt verdächtig nach einer flüchtigen Affaire zwischen Bettina Brentano und Ludwig Tieck.

Bettina an Friedrich Karl von Savigny – Oktober 1806

... Ich könnte dir manches sagen von mir; mein Herz war eine zeitlang so süß genährt – ich gäbe diese Nahrung nicht um mein Leben. Meline wird dir schon geschrieben haben, daß [Ludwig] Tieck hier war; ich weiß nicht, wie ich es verdient habe, aber Gott hat sanfte Werkzeuge, womit er mein Gemüt zur Ruhe lenkt. ... Tieck begehrte so herzlich, so brüderlich mein Vertrauen, ja es

235 Die Präparalyse verursacht erotische Enthemmung. Gott ist daran Schuld, dass Bettina ihre Triebe nicht mehr unter Kontrolle hat? In Wirklichkeit war die Syphilis die Schuldige.

236 Eindeutige präparalytische Halluzinationen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

schien selbst, als ob er es eben zu seiner wie zu meiner Glückseligkeit begehrte. Er legte zugleich soviel Weisheit an Tag mit aller Unschuld, in der sein Gemüt eingeboren ist. Ich mag nichts weiter sagen, aber wenn ich glaube, daß du je einen Freund haben könntest, der deiner Liebe wert wäre, so ist es dieser, ja dieser. Seine Bücher sind nichts gegen ihn, und dies beweist eben, daß das, was man in sich würdigt, nicht so leicht sich preisgeben läßt; er selbst hat es mir auch gesagt. „Oh", sagte er, „ich habe oft das Verlangen, mir die Brust aufzureißen; wenn Blut kömmt, denke ich, kommen auch die Gefühle, die Gedanken, die ich in solchen Augenblicken nicht zur Sprache bringen kann."

Dies habe ich Euch [Schwager Savigny] nun alles im Vertrauen gesagt … ihr sprecht nichts davon. Er hat mir begehrt, ich soll ihm schreiben. Dies hab ich auch getan – recht aus Herzensgrund lautere reine Wahrheit, denn er versteht die Kunst, unendlich Vertrauen zu erwecken. Er hat mir aber nicht geantwortet; das macht mich von Zeit traurig, oft sehr, dann wieder weniger, wie es kommt. …

Kommentar: Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit manche Präparalytiker das Vertrauen ihrer Mitmenschen erschleichen können. Auf Antwort kann sie bei Tieck lange, sogar sehr lange warten.

Fast ein Jahr später, im August des Jahres 1807, war die Affaire Bettinas mit Goethe.[237] Auch ihrem Schwager Savigni soll sie auf dem Schoß herumgerutscht sein. Sie wagte sich auch an Aktzeichnungen, die damals noch sehr verpönt waren. Die erotische Enthemmung Bettinas ist ein starkes Indiz, dass auch sie eine Syphilitikerin war.

Brief Bettinas an Goethe vom April 1808 (Bettina spazierte mit Goethes Sohn August durch die Straßen von Frankfurt): *[wir] sind recht einig zusammen (er küßt mir zuweilen die Hand) …"*

Und beim Abschied hat Bettina ihn *„3 mal auf seinen lieben Mund geküßt."*

Die Erotomanie bei Bettina Brentano in Folge ihrer Syphilis ist offensichtlich. Daher verwundert es nicht mehr, dass Bettina auch mit Goethe ein erotisches Verhältnis suchte.

Charles-Pierre Beaudelaire, gestorben 1867.

Beaudelaire war ein französischer Schriftsteller und einer der bedeutendsten Lyriker der französischen Sprache. Er wurde vor allem durch seine Gedichtsammlung >Les Fleurs du Mal< bekannt, die deutlich von den Folgen seiner Neuro-Lues geprägt sind. Die Syphilis bei Beaudelaire ist unbestritten. Siehe die Kurzbiographie von Ernst Bäumler in >Amors vergifteter Pfeil< ab Seite 283.

Karl Stauffer-Bern, gestorben 1891

An der Syphiliserkrankung des Malers Karl Stauffer (1857-1891) kann nicht der geringste Zweifel bestehen. Er selber wusste es mit Sicherheit. In einem Brief an Max Mosse vom 17. Februar 1889 schreibt er:

237 Siehe L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„3 Monate lang hatte ich wieder mit den üblichen Schwanzgeschichten zu thun, der Pseudosyphilis, die diesmal in einer Weise auftrat, daß ich wa[h]rhaft krank war 4 Wochen. Immerhin weiß ich jetzt zur Evidenz, daß es Herpes ist, und ich immer noch die frohe Aussicht habe die Franzosen [die Syphilis] a[k]quiriren zu koennen[238]. “

Die ersten Anzeichen einer Syphilisinfektion können tatsächlich wie Herpes aussehen, jedoch wird man von Herpes nicht drei Monate lang kränklich und davon 4 Wochen „wahrhaft“ krank. Die angebliche Pseudosyphilis war die echte Syphilis. Durch seinen wüsten Lebenswandel hatte Karl Stauffer die Syphilis bereits „akquiriert“ und sein sorgloser und leichtsinniger Umgang mit ihr sollte seinen frühen Tod herbeiführen.

Der Verlauf seiner Neuro-Lues ist leicht erkennbar: moralische Enthemmung, Erotomanie, Euphorie und Depressionen wechseln mehrfach, auch Remissionen treten ein, in diesen Zeiten fühlt er sich „vollkommen“ gesund, Schaffensrausch, Minderwertigkeitsgefühle, zuletzt Größenwahnsinn, in welchem er keine Grenzen mehr kennt, dann Verfolgungswahn, schließlich totale Erschöpfung, Selbstmordversuch, Flucht in Alkohol und sonstige Narkotika, was ihm ein schnelles Ende bereitet.

Der Schweizer Psychiater Robert Binswanger (1850-1910) schrieb eine psychiatrische Studie über Karl Stauffer, die zweifelsfrei belegt, dass Stauffer ein Syphilitiker war. Sie werden mir widersprechen und sagen, dass Binswanger mit keinem Wort die Syphilis erwähnt. Ich bin überzeugt, das war damals so üblich. Die Diagnose Syphilis war für die Öffentlichkeit absolut tabu. Die hohen und reichen Herrschaften wollten nicht, dass ihre Ehefrauen und Maitressen aus Angst vor Infektion ihnen den Koitus verweigern. In den Irrenhäusern und Kuranstalten der damaligen Zeit wurden viele psychisch Kranke behandelt, die eindeutig eine Neuro-Lues hatten. Aber niemand, vor allem kein hoher Würdenträger, wollte als ein Syphilitiker in aller Öffentlichkeit dastehen.

Ich werde die Indizien für eine Syphilis-Diagnose in der binswangerschen Studie außerdem noch als Fußnoten erwähnen.

Karl Stauffer-Bern - eine psychiatrische Studie

von

Robert Binswanger - Kreuzlingen

[...] Allein der Mann mit gesunder Überlegung und richtiger Thatkraft wird seines Mißvergnügens und seiner Kleinheitsanwandlungen wieder Herr und geht später unbeirrt seinen Weg. Der pathologische Künstler aber setzt das Werk seiner Selbstzerstörung weiter fort, er wühlt unaufhörlich in seinem Fleische, und unter krampfhaftem Zucken bereitet er sich schließlich das Ende. Nirgends finden wir diesen Gang des Verderbens, den wir auch bei Stauffer kennen lernen werden, überzeugender und dramatischer geschildert als in Zola's großartigem Romane >l'oeuvre<, der mit wunderbarer Intuition Glied an Glied reiht, bis die Kette geschlossen, welche mit eiserner Gewalt den Helden in den Orcus hinabzieht.

238 Fußn. Hrsg.: Siehe Joseph Jung, >Lydia Welti-Escher - Ein gesellschaftspolitisches Drama<, Zürich 2008, Seite 158.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Bei Stauffer ist die Wirkung der zweifelnden Selbstkritik sofort eine wahrhaft verblüffende, ein wirklicher salto mortale: er verläßt, eben erst als Maler hochberühmt geworden, das Fach und wird Kupferstecher.

Wenn er auch als solcher ebenso berühmt wird als zuvor, so beweist dies nur die Existenz zweier großer Talente in ihm. Die innere Berechtigung zu seiner ersten Fahnenflucht fehlt ihm aber doch, und so muß sie uns als eine anormale psychische Impulsion erscheinen. Mag hinter seiner eminenten Gabe als Zeichner die koloristische Zähigkeit zurückgestanden haben, so war doch für ihn die Möglichkeit gegeben, hier hinzuzulernen, sich zu vervollkommnen. Freilich glaubt er auch, daß es ihm an der Zeichnung und Charakterdiagnose fehle, nicht nur an der Farbe, und er schreibt schon 1881, daß ihn diese Einsicht schier krank mache.

Es will mir scheinen, daß gerade um diese Zeit, als Stauffer sich der Radierkunst zuwandte, die ersten ganz deutlichen Spuren seiner nervösen Überreizung zu finden sind, und daß diese Impulsion, wie ich den Schritt nannte, dadurch auch äußerlich genau markiert ist.

Es ist der Winter 1884/85. Er zieht sich von der Gesellschaft zurück und kennt nichts mehr als ein maßloses Arbeiten. Seinen Freunden fällt seine nervöse Belebtheit auf sowie seine paradoxen Gedankensprünge. Sie warnen ihn, aber Stauffer vertraut seiner „Eisennatur". Zu Beginn dieses Wintersemesters ist es auch, daß er Frau Lydia [Welti-Escher] schreibt, indem er ein eigenes Heim vermißt: „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhen". Diese Reminiszenz an Hölderlin, den pathologischen Dichter, ist wohl bezeichnend.

Mit Recht nennt Brahm das Gefühl des unendlichen Ringens mit seiner Aufgabe, welches Stauffer in gesteigertem und sich noch steigerndem Umfange besessen, ein krankhaftes, und vorahnend nimmt Stauffer in einem Neujahrsbrief seiner Freundin das Gelübde ab, daß sie ihn nie, unter keinen Umständen, auch nicht zur Schonung der Gesundheit, vom Arbeiten abhalten wollte. Ohne Zweifel ist aber dies rastlose Schaffen Stauffer's bereits eine Notwendigkeit für ihn geworden, weil es ihn, wie er selbst gesteht, vor Grübeleien bewahrt, z. B. über den Anfang und das Ende der Dinge: Ein Thema, welches freilich von seiner Kunst weit abliegend, gerne die Form von sogenannten Zwangsideen annimmt, deren krankhafter Gewalt der Nervöse leicht bleibend unterthan werden kann.

Wie sehr aber trotz der „Eisennatur", die er an sich rühmt und welche freilich bis vor kurzem noch in ihm wohnte, Stauffer eine partielle nervöse Erschöpfung zu fühlen beginnt, zeigt sich am besten in seiner Angabe, daß er sich auch deswegen von der Gesellschaft zurückgezogen [habe], weil er von dem sogenannten Konversationmachen noch „nervöser" werde als vom angestrengtesten Arbeiten.

Und im März reserviert er sich schon auf den Juli bei seiner Freundin [Lydia Welti-Escher] eine Zeit absoluter Ruhe, in der er keine Konversation machen dürfe. Hernach stände er zu ihrer Disposition. Dies, nebenbei gesagt, ein [richtig: kein] Beweis für die stille, glühende Liebe zu Frau Lydia, welche Brahm[239] konstant dem Künstler andichtet.[240]

---

239 Fußn. Hrsg.: Otto Brahm, Autor des Buches >Karl Stauffer-Bern – Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte<, Erstauflage Berlin 1892.

240 Fußn. Hrsg.: Binswanger bezweifelt demnach, dass es wahre Liebe bei Karl Stauffer war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Der Urlaub, welchen Stauffer im Juli und August 1886 in seiner Heimat und im Escherschen [Herrenhaus] Belvoir genoß, wirkte sehr wohlthätig auf ihn, und er befindet sich im September sehr glücklich in Berlin. Da ereilt ihn der Auftrag für die National-Galerie Gustav Freytag zu malen, und dieses für ihn bedeutsame Ereignis erscheint mir den verhängnisvollsten Wendepunkt in seinem Leben herbeizuführen. Es verhilft uns ander[er]seits zu der bekannten Auslassung des greisen Dichters und Historiographen über Stauffer, welche zu seiner psychologischen Beurteilung von großem Werte ist.

Mit Bangen und Freuden geht Stauffer an sein Werk, er „will jede Fiber seines mangelhaften Naturells anspannen". Er arbeitet, wie Freytag erzählt, die erste Zeit mit fröhlichem Vertrauen, aber nach und nach wird er unsicher, die Farbe macht ihm viel zu schaffen, und er hat Mühe, den seelischen Ausdruck der bewegten Züge zu finden. Darüber vergehen siebenundzwanzig Sitzungen, und in der letzten überzieht er das Bild, welches Freytag ein Meisterstück liebevoller Sorgfalt und eigenartig in der Auffassung nennt, zu dessen größtem Erstaunen mit weißer Farbe; das gleiche Bild, von dem er bei Freytag selbst an Frau Welti schreibt, er sei herzlich froh, daß die Sache glatt vorwärts gehe und das Bild der Vollendung entgegen rücke, in einigen Tagen werde er den letzten Pinselstrich thun!

Freytag empfindet ein eigentliches Wehe über diese Vernichtung, und sein Gedanke, daß diese herbe Erfahrung Stauffer's zu dessen Entschluß, nunmehr Bildhauer zu werden, beigetragen [habe], läßt sich wohl vermuten.

Im Mai 1887 hat Stauffer in seinem Atelier ein zweites Bild Freytag's beinahe fertig gestellt, aber er gesteht offen, daß ihm diese Arbeit kein übergroßes Vergnügen mache. Er scheint von der ganzen Freytag'schen Kunst-Episode enttäuscht zu sein.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir die zweite Fahnenflucht Stauffers, den Übergang von der Malerei und Radierkunst zum Bildhauer, nur auf Rechnung seiner subjektiven Impotenzgefühle setzen wollten. Seine zwiespältige Natur zeigt sich gerade darin höchst charakteristisch, daß er das andre Mal von der Impotenz zur Omnipotenz übergeht und sich gerade berufen fühlt, die Freytag'sche Auffassung von der geheimen Einheit der Künste zur Ausführung zu bringen. In seinen gehobenen [euphoristischen] Stimmungen wähnt er von sich, daß in ihm auch das Zeug zum Bildhauer stecke, und darum beginnt er zu modellieren. Dieses dritte Talent scheint er nun doch in bescheidenem Maße besessen zu haben.

Wie viele mögen in diesen Vorgängen nur die Wirkung eines höchst beweglichen Künstlerblutes erblicken! Mir [Binswanger] hat Stauffer die Grenze des normalen sanguinischen Temperamentes schon längst überschritten. Mir erscheint er nicht mehr frei, sein geistiges Wesen schreitet von der Impulsion [dem Antrieb] zur Konvulsion [dem Krampfanfall] fort, und das Wechselspiel, das Auf- und Niedergehen vom Paroxismus [dem anfallsartigen Auftreten einer Krankheitserscheinung: in diesem Fall Größenwahn] zur vollständigen [geistigen] Erschlaffung fängt an bei ihm sich festzusetzen.[241]

241 Fußn. Hrsg.: Auch J. J. Rousseau berichtet in seinen >Bekenntnissen<, dass der erfolglose Versuch, Madame d'Houdetot als Geliebte zu gewinnen, ihn geistig vollständig erschöpft hatte. Siehe unten im III. Teil.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Zahlreich finden sich hierfür die Belege in seinen Briefen vom Jahre 1887. Im Januar preist er noch das Glück, eine Freundin [Lydia Welti-Escher] gefunden zu haben, die ihm einen Halt im Leben giebt, und ich glaube auch fest daran, daß er dies buchstäblich so empfunden hat. Er ist fidel und fleißig, wie er schreibt.

Im Februar klagt er bereits über Müdigkeit. Er hat einen lebensgroßen Gekreuzigten zu malen angefangen und malt sich, wie er selbst sagt, halb tot daran. Seine Resistenzkraft gegen äußere Einwirkungen, welche früher wirklich einer eisernen Natur entsprach, hat bereits abgenommen. Seine Wirtschafterin und sein Pudel verlassen ihn, und seitdem verödet sein Heim. Der Schlendrian herrscht in demselben, und er hat nicht mehr die Kraft, es zu ändern. Im März zerfleischt er sich förmlich in einem Briefe. „Immer arbeiten, immer speculiren, wie man sich weiter bringt, ohne Ruhe und ohne Rast immer den Berg auf macht müde und verzagt ... Meine ganze Arbeit kommt mir vor wie das Wasserschöpfen in das leere Faß. So arbeite ich denn auch viel aber mit wenig Freude, mehr wie ein Karrengaul ... Ich denke, die Hetze wird wohl nicht aufhören, so lange ich lebe. Es wird immer dasselbe friedlose Rennen sein, bis einmal die Puste ausgeht."

Aus dem Ganzen spricht aber auch ein ungesunder, krankhafter Ehrgeiz, und es ist ein wahres Glück, daß spätere Briefe wiederum zeigen, wie St[auffer] die Kunst nicht nur als Mittel betrachtete, um auf der Leiter des Ruhmes höher zu klettern. Der Märzbrief ist in der That nur ein paroxysmeller Erguß: „Er, der Karrengaul, wird durch die Peitsche des Fuhrmanns immer wieder angetrieben, wenn er nicht mehr will." Diese Peitsche ist bei ihm die Gewißheit, daß, wenn er einen Moment stehen bleibt, ihm andere Künstler über den Kopf steigen und den Rang ablaufen.

Ist der Ehrgeiz, der zur Selbstvernichtung führt, muß ich fragen, noch ein gesunder zu nennen? Gehört derselbe wohl auch noch zu der normalen Künstlerbegabung?

Im Mai duldet es St[auffer] nicht mehr in Berlin, und „um seine künstlerischen und menschlichen Wirren zu enden," geht er auf einige Wochen nach Paris, Belgien und Holland.

Diese Reise bedeutet entschieden für ihn eine jener sogenannten Remissionen in der krankhaft alterierten Nerventhätigkeit, wie wir sie bei ihm später auf voller Krankheitshöhe ebenfalls antreffen werden.

Die Reise thut ihm wohl, weil sie ihn der produktiven Thätigkeit entführt, in welcher er sich zu tief erschöpft, und seine künstlerische rezeptive Kraft noch ungeschwächt zur Geltung kommen läßt. Nicht wenig beruhigt ihn in Paris die Gewißheit, daß die dortigen Künstler in der Hauptzahl den Deutschen nicht überlegen; und ohne Katzenjammer, resp. ohne jenes bei ihm so oft wiederkehrende Gefühl der Selbstbeschämung vor der Leistung andrer geht er ruhig nach Hause.

Trotzdem er auch in Paris fieberhaft eifrig sich alles anschaut - in sieben Tagen besieht er sich ca. 7.000 Kunstwerke aller Art, so hält doch seine kritische Besprechung ein gewisses natürliches Maß ein. Unübertrefflich sind seine Äußerungen über das Ideal einer Malerexistenz und über die Erfordernisse eines Kunstwerkes der Öffentlichkeit gegenüber.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ganz hervorragend erscheint die Schilderung der Eindrücke, welche der erstmalige Anblick der See auf ihn ausübt, und der daran sich anschließende Exkurs über Böcklin und dessen Kunst, dieses Element zu malen.

Nach Berlin zurückgekehrt, scheint Stauffer wieder zu leiden. Eine unendliche Sehnsucht nach den heimischen Bergen ergreift ihn, wo er aus seinem nervösen Zustand herauskommen will.

Im August macht er einen neuen Anlauf, der Landschaftsmalerei sich in die Arme zu werfen. Er bleibt immer die Beute von neuen Plänen und ist in der Gewalt momentaner Stimmungen. Er malt einsam im Jura einige Wochen. Am 16. September schreibt er aber, in seine Heimat zurückgekehrt, von Biel aus über seine Studien, „daß er sich nicht mit Ruhm bedeckt, sondern vor sich selber die Flucht ergriffen hätte."

Unterdessen erreicht unsern Künstler ein Geschick, das für jeden andern ein großes Glück bedeutet hätte, Stauffer's Unglückskreise, welche sich über seinem Haupte mehr und mehr zusammenziehen, nicht mehr zu bannen vermag. Seine Freunde in Belvoir [das Ehepaar Welti] stellen ihn auf fünf Jahre unabhängig, damit er in Italien seinen Kunstidealen leben kann und nicht mehr für Geld schaffen muß. Es ist sogar fraglich, ob dieses Wegfallen eines äußeren Zwangs ihm heilsam war und nicht im Gegenteil der kommenden, noch größeren Zerfahrenheit Vorschub leistete. Im Dezember beschließt er im Freudentaumel über seine Aussicht, in Italien die Schönheit dieser Welt auszukosten, Berlin auf ewig den Rücken zu kehren. Er verbrennt die Schiffe hinter sich. Allen Ballast seines schönen Ateliers bringt er auf den Lagerhof und fügt hinzu: „Möge es dort verfaulen." Die italienische Krankheit hat ihn mit infernaler Gewalt gepackt, schreibt er, und in der impressionistischen Weise spricht er von dem werdenden Glück. Durch eine kleine Verletzung gezwungen, muß er Ruhe halten und liest nun Goethe, Hiob und die Psalmen. Vorher spricht er schon von der Lektüre Schopenhauer's, als des „schneidigsten" der neuen Litteratur.

Wie un[aus]gegohren diese Kost später zum Vorschein kommt, läßt sich leicht verfolgen.

Sein Briefstil beginnt jetzt sehr salopp zu werden. Es ist nicht mehr der Kunstjünger in seiner Sturm- und Drangperiode, der jetzt schreibt, sondern der überreizte Poltron [Großsprecher, Sprücheklopfer] in der gestörten gemütlichen und geistigen Gleichgewichtslage, wenn auch diese Manier ihre Remissionen erfährt. Dahin gehört freilich noch nicht seine erste Schilderung aus Rom an Max Mosse, in der er schreibt, daß er in den Gärten der Villa Borghese wie besoffen oder verzaubert umher gehe. Aber doch sind in seinen Römerbriefen [Italienbriefen] noch Perlen vorhanden. Zuerst überwältigen ihn die Eindrücke Roms. Nachdem er bereits sechs Wochen dort weilt, schreibt er an seine Freundin [Lydia Welti-Escher]: „In meinem Kopfe geht Alles wirr durcheinander, blödsinnige Sätze aus der Grammatik, antike Skulptur und Architektur, mühsam entzifferte, gleichgültige Artikel aus italienischen Zeitungen, der Rosmarin und Pomidorogeschmack hiesiger Küche, die Irrgänge der Dogana, Spinneweben, Mauselöcher, zerbrochene Fensterscheiben in meinem Studio, die Thierquälerei, das Gebrüll der Carretti auf den Straßen, Herr hilf!"

Er will seinen erregten Nerven entgehen und verbietet sich selbst das Rauchen, den Alkohol und den Kaffee, arbeitet sehr viel und fühlt sich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

glücklich, wie er sagt. In Wahrheit schwankt er weiter auf und nieder, denn die Ausdrücke „schwarzer Moralkater“ und „chronischer Katzenjammer“ erscheinen nebenbei, und nach des Tages Anstrengung fühlt er sich abends nie wohl. Seine Ausflüge in Roms Umgegend erfrischen ihn aber immer wieder, und es ist ein Trost für den Leser, ihn dahin zu begleiten und an seinem wahren, schönen Naturempfinden teilzunehmen.

Dieses Ausruhen ist auch dem Leser geradezu notwendig, denn wenn er sich durch die Briefe Stauffer's in den nächsten Monaten durcharbeiten will, so läuft er, wenn er sich nicht ganz besonders dagegen wappnet, [in] die Gefahr, gleich dem Autor seekrank zu werden.

Es sind immer wieder die alten Erscheinungen der Illusion und Desillusion, des ohnmächtigen Ringens, der peinlichsten Selbstbespiegelung, welche zum Vorschein kommen. Allein es geht chaotisch durcheinander, und das Bestreben Stauffer's, sich durch einige Kraftphrasen, wie z. B. die „Wurstigkeit“ und das nun stets sich wiederholende Wort „Chose“ [Bedeutung: die Sache, die Angelegenheit] über alles hinwegzutäuschen, macht sich ganz besonders geltend. Dahin gehört auch sein Ausspruch vom Juni, daß seine Nervosität völlig vorbei, er gesund sei wie ein Fisch im Wasser und sich jeden Tag mehr seines Lebens freue!

Dies schreibt er am 5. seiner Freundin und am 7. an Max Mosse: „es geht mir unterm Luder[242]“, wenn er damit auch seine Kunst meint. Er hat zwei Figuren in Arbeit und guckt sich, wie er sagt, fast die Augen aus dem Leib, und nichts will stimmen. Und weiter: „es wird mir verflucht schwer, ohne Erfahrung, ohne Übung nur im Vertrauen auf die gute Sache, meine erste freie Arbeit zu machen.“ Er antizipiert das Urteil jedes Verständigen und sagt: „Die meisten werden denken, daß es doch verrückt sei, in seinem 30. Jahre so umzusatteln.“

Und im Widerspruch mit allen seinen theoretischen Auseinandersetzungen behauptet er, daß er halb aus Neugierde, halb aus Nervosität angefangen habe zu modellieren. Im August meldet er, daß er abends nicht mehr schreiben könne, denn er sei fast regelmäßig nach der Arbeit so aufgeregt und nervös, daß ihm, endlich eingeschlafen, die Figur [das Kunstwerk] sogar im Schlafe keine Ruhe lasse.

Er geht für kurze Zeit an die See, und zurückgekehrt, kommt unserm Künstler ein glücklicher Zufall zu Hilfe, der ihn für volle drei Wochen wiederum der Arbeit entzieht. Wir atmen mit ihm auf. Er ist für diese Zeit der Cicerone [Fremdenführer] des Bundesrathes Welti, und er waltet mit Freuden und mit Genuß seines Amtes.

Er tritt nun in den römischen Alpenklub ein, und die sonntäglichen Ausflüge thun seiner Psyche augenscheinlich sehr wohl. Physisch steht die Frage dahin, denn nachträglich meldet er an Mosse, daß er im September in seinen Ferien seinen kläglichen Zustand mit Meerbädern, Bergtouren und Muskattrauben kuriert und dabei 25 Pfund Körpergewicht verloren habe.

Die Briefe aus dem Jahre 1889, welche Brahm publiciert, auch noch die zwei Monate vor Stauffer's Ausbruch in seine Psychose geschriebenen, tragen ein viel ruhigeres Gepräge als diejenigen des Vorjahres. Wir wissen freilich

242 Luder = Jägersprache für Lockspeise, Köder, im übertragenen Sinn „liederlicher, durchtriebener Mensch“, luoder für „Lockspeise, Schlemmerei, lockeres Leben“, aber auch „Anreizung, Lockmittel, Schlemmerei“; ludern = liederlich leben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nicht, ob daneben noch anders geartete [Briefe] existieren. Jedenfalls hat Brahm das Bestreben, vor dem Abgange Stauffer's von der Bühne seines Künstlerlebens ihn noch als Kunstschriftsteller zu zeigen, was ihm auch durchaus gelingt. Wenn in diesem Bestreben Stauffer's ein exorbitantes Selbst[wert]gefühl und fratzenhafte Übertreibungen zum Vorschein kommen, wenn er auch hierin, wie in seiner Kunst, sich als Reformator zu wirken berufen fühlt, so läßt sich doch ein tiefes Eingehen und Einbringen in die Materie und eine reiche Fülle von eigensten Gedanken ihm nicht absprechen. Bemerkenswert für dieses Jahr ist das Wiedererwachen seines Interesses für Malerei und die Radierkunst, welche er später wieder zu kultivieren gedenkt.

An Ostern schreibt er einmal von sich, daß ihm der S[ch]irocco vier Wochen die Nerven ruiniert [habe]. Sympathisch berührt uns seine Osterbetrachtung, in welcher er zum Schlusse kommt, daß eben der Pfarrerssohn in ihm stecke. Weniger sympathisch wirkt sein Ausspruch, daß für ihn im Leben gute Räte, auch diejenigen seines Freundes Klinger, gewöhnlich nicht existieren, teilweise zum Schaden, in der Kunst nur zu seinem Vorteil. Er sei kein Starrkopf oder arger Selbstüberschätzer, habe aber seinen Kopf meist so voll eigener Meinung, daß diejenige andrer keinen Platz mehr darin habe. Er schreibt dies, um das langsame Vorrücken seiner Statue zu erklären.

Mit einem Rieseneifer geht er in der Sonnengluthitze Roms daran, sie zu vollenden. Er hegt das ehrliche Gefühl in sich, daß er seinen Wohlthätern, welche ihn bereits ein und einhalb Jahre in Rom studieren ließen, mit einem greifbaren Resultate vor die Augen treten müsse.

Wir gehen nun zu den Ereignissen in Stauffer's Leben über, welche Brahm die „Katastrophe“ nennt. Stauffer war im September von seiner Freundin nach Zürich berufen worden, nachdem er eineinhalb Jahre Italien nicht verlassen.

Man kann also wieder nicht behaupten, daß seine eigene Sehnsucht ihn zurückgetrieben. Aber einmal dort angelangt, läßt es sich nicht leugnen, daß seine Erregung ganz abnorm wächst. Vor allein tritt sein Größenwahn nun unverhüllt zu Tage und zwar in Hinsicht auf seinen kunstschriftstellerischen Beruf. „Er will, was noch keinem gelungen, das Wesen der bildenden Kunst feststellen.“ Nebenbei wird er im hohen Grade aggressiv; er glaubt sich nun berechtigt, wie er sagt, jedes Kamel bei seinem eigentlichen Namen zu nennen, und er studiert nur noch an der Form seiner Reden an der Tierwelt, womit er den modernen Naturalismus ums Leben bringen will.

Wir können der Frage nicht aus dem Wege gehen, durch welche psychologische Vermittelung [Ursache] die Erregung Stauffer's seit dem Zusammensein mit seiner Freundin [Lydia Welti-Escher] so augenscheinlich gestiegen [war]. Die Meisten mögen die banale Ansicht Brahm's teilen, daß es die Liebe gewesen. Diese Annahme löst die Frage einfach und doch wiederum romantisch, konform dem allgemeinen Sensationsbedürfnis, wie früher erwähnt. Oben haben wir es schon bestritten, daß aus Stauffer's Briefen eine erotische Liebe zu Frau Lydia spreche. Über eine tiefe Verehrung zu der Mäcenin, welche ihn versteht und begreift, ihn schätzt, ermutigt, kurz der Schutzgeist für ihn ist, wie manche geistig hochstehende Frau es schon einem Künstler war, geht Stauffer's Gefühl nicht hinaus. Er ist seinem Freunde Welti

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ebenso ergeben und dankbar, wenn auch eine geistige Intimität nur zwischen ihm und Frau Lydia besteht.

Zwischen beiden existiert aber eine unheilvolle Wahlverwandtschaft. Sie sind beide erblich belastet. Aus den wenigen Briefen, welche Brahm seiner Zeit von ihr in der >Frankfurter Zeitung< publizierte, geht unzweifelhaft hervor, daß ihr Denken und Fühlen ein ebenso vertieftes als exzentrisches war. Sodann war auch sie unfrei, indem sie fortwährend an nervösen Störungen litt, welche ihr ein ruhiges Abwägen von Gedanken und Entschlüssen, eine regulierte Aufnahme von Empfindungen und deren Verarbeitung unmöglich machte. Zu seinen guten Zeiten fühlte sich Stauffer, von aller Gönnerschaft abgesehen, zu der Geistesrichtung seiner Freundin, welche eben seiner eigenen Exzentrizität entgegen kam, sehr hingezogen, wie es stets bei diesen gleichartigen neuropathischen Naturen der Fall ist. In dem oben skizzierten unfreien Zustand, in dem sich Frau Lydia bei Stauffer's Ankunft befand, mußte aber ihre Gegenwart auf ihn, der nach dem römischen Sommer nicht viel freier war als sie, gradezu in hohem Grade excitierend wirken, und sein heller Wahnsinn, der in der ersten Novemberwoche ausbrach, ist durchaus eine Induktion von ihrem Zustände auf den seinigen in gesteigerter Potenz. So disponiert Stauffer zu einer Psychose war, so ist die Krankheit Frau Lydias, welche nach seiner Angabe ein Jahr und neun Monate nur mit Schlafmitteln geschlafen und von der ihr eigener Mann sagt, daß sie bei der sich immer gesteigerten Nervosität nur noch mit Hilfe ihrer ganz außerordentlichen Willenskraft sich aufrecht zu erhalten vermochte, die Gelegenheitsursache, daß Stauffer selbst sich nicht mehr bemeistern konnte, und sein Irrsinn unverhüllt zu Tage trat. Umgekehrt beschleunigte sein Ausbruch[243] *den Übergang von Frau Lydias Zustand in ausgesprochene geistige Umnachtung. So haben wir das Bild einer sogenannten induzierten [eingeleiteten] Psychose vor uns, wie sie bei Ehegatten, Geschwistern, kurz sich nahestehenden Personen bei gleichzeitig vorhandener Disposition und oft auch gleicher Ätiologie zu stande kommt. Leider fehlt uns die Kenntnis des Inhalts der Wahnideen Frau Lydias resp. ihrer Krankheitsgeschichte. Ich finde nur die Notiz, daß der römische Irrenarzt erklärt, die Kranke leide an follia sistematizzata. Das wäre der systematische Verfolgungswahn, während Stauffer in seinem Zustande ein eigentliches System von Wahnideen nicht erkennen läßt, dieselben mehr ganz abrupt auftreten.*

Wir wollen nun an der Hand der äußeren Begebenheiten noch näher in Stauffer's Krankheit eindringen und versuchen, einige Punkte klar zu stellen.

Aus Brahm's Lektüre könnte man den Verdacht schöpfen „daß der Welti-Escher'sche Umzug von Zürich nach Florenz auf Anregung Stauffer's geschehen sei. Dem ist nicht so. Der Plan wurde Stauffer fertig vorgelegt, und er billigte ihn. Daß er als Emballeur und Quartiermacher sich unendlich angestrengt, steht fest. Es ist wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Inkohärenz der Ideen, die Auflösung der normalen Ideenassoziation, das Schwelgen in Größen[wahn]ideen, in specie: das Aufbauen griechischer Paläste und Gründen von Kunstakademien, den 4. November seinen Anfang genommen. An diesem Tage beginnt Stauffer ein Tagebuch solchen Inhalts. Aber die irre Flut vernichtet erst seine inneren Vorstellungen, er begeht noch

243 Fußn. Hrsg.: Ausbruch von Euphorie und Größenwahn infolge seiner Neuro-Lues.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

keine entsprechenden Handlungen. Herr Welti verläßt seine Gattin sowohl als Stauffer am 4. November, ohne an beiden etwas Besonderes zu bemerken.

Aber schon den folgenden Tag, nehme ich an, beginnen die Aktionen des Geisteskranken[244]. Er schickt konfuse Telegramme an Herrn Welti, und vor allem läßt er seinen Freund [Max] Klinger und eine Künstlerin [namens Cornelia Wagner] aus Rom kommen, denen er die größenwahnsinnigsten Projekte vorlegt. Der Künstlerin macht er einen Heiratsantrag, ein so typischer Vorgang bei der akuten Psychose, und zieht ihn Tags darauf zurück. Er läuft im November morgens 5 Uhr in den Gärten der Pension Bonciani herum und ruft, einmal ins Zimmer getreten, mit jenem Funken von Krankheitsbewußtsein, der ab und zu, besonders anfangs, in solchen Fällen durchleuchtet, aus: „Bin ich wirklich verrückt, oder halten mich die Leute bloß dafür?“

Zwei Punkte zu urgieren, erachte ich durchaus für notwendig.

Es ist wohl die allgemeine Laienannahme, daß Stauffer in diesen Tagen die Entführung der Frau Lydia plante, sie zu heiraten gedachte und im Vorgefühl des zukünftigen Besitzes mit so ungeheuren Summen in seinen Projekten um sich warf.

Dagegen wende ich ein, daß der Größenwahn [und die Präparalyse] kein wirkliches Substrat braucht zu seinen Exzessen, daß jeder Schuster und Schneider, der keinen Pfennnig zu erwarten hat, im Größenwahn ebenso mit Millionen um sich wirft!

Wie wenig Stauffer noch am 7. November daran dachte, Frau Lydia und ihre Millionen für sich zu erwerben, geht daraus hervor, daß er in einem an sie gerichteten Briefe, der doch an und für sich schrankenlos und ungeheuerlich in seinen Bau- und Gründungsphantasien geschrieben ist, die alte Anrede „Verehrteste Frau und Freundin“ beibehält. Da er mit ihr allein in Florenz weilte, resp. ohne ihren Gatten, hätte er es ja nicht nötig gehabt, eine Konvention zu beobachten. Daß er diese drei Tage nachher freilich total wegwirft, ist der plötzliche Impuls eines Geisteskranken [eines Paralytikers], bei dem jeglicher Hemmungsmechanismus und besonders der ethische versagt.

„Genie und Wahn befehden sich in dem Florentiner Tagebuch“, schreibt Brahm, und wir wollen ihm die Schwäche verzeihen, daß er der alten Tradition folgt und aus irren Exklamationen, welche der Psychiater als nonsens taxiert, einen tieferen Sinn herauszufinden glaubt. Was wir aber ihm und andern nicht verzeihen können, das ist die cynische Auslegung einer gewissen Stelle im Tagebuch Stauffer's vom 4. November.

Stauffer schreibt dort: „Ich habe sie heute Morgen instinktiv von Eindrücken besoffen gemacht, damit ihr Naturell absolut zum Vorschein komme.“

Dieser Satz steht mitten in den zusammenhangslosen, ideenflüchtigen Größen[wahn]tiraden über seine eigene Kunst. Letztere hat er offenbar Frau Lydia vorgetragen und sie dadurch angestachelt, ihm echodisch ähnliches zu phantasieren. Er will den innersten Kern ihrer künstlerischen Ideen, ihr künstlerisches Naturell unverfälscht zum Vorschein bringen.

Brahm faßte den Vorgang sexuell auf. Stauffer hat Frau Lydia einfach sexuell erregen wollen durch sein Gebahren, und die weitere Notiz des

244 Fußn. Hrsg.: der Präparalyse oder der partiellen Paralyse.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Tagebuches: „Die Rechnung klappte auffallend“ hält er für die Bestätigung seiner Annahme.

Nicht wenig hat es mich erfreut, daß der B[rah]m-Kritiker in der >Münchner Allg[emeinen] Zeitung< über Stauffer's Bekenntnisse obigen Cynismus ebenfalls zurückweist. Cynische Berechnung Stauffer's hält er im Gegensatz zu dem bekannten Dichter und Kritiker, J. V. Widman in Bern, dem er repliziert, für ausgeschlossen.

Zu den Ereignissen folgt nun der faktische Ehebruch Stauffer's und seine Flucht mit Frau Lydia nach Rom.[245] Über diese viel umstrittene Episode liegen zwei verschiedenartige Aktenstücke von Stauffer's eigener Hand vor, und ich glaube, mit einigem klaren und redlichen Bestreben läßt sich auch dieses Dunkel lichten.

Wollen wir vor allem fest im Auge behalten, daß der eine Brief Stauffers, welcher den Ehebruch motiviert und vor allem zu entschuldigen sucht, also ihn quasi als prämeditiert anerkennt, aus den Tagen stammt, da seine Krankheit für den damaligen Aufenthalt in Rom ihren Höhepunkt erreicht hatte. Schreibt er doch an seine Familie, daß er hier in Italien Landwirtschaft im allergrößten Sinne zu treiben gedenke, und daß er einen Plan für das zu errichtende Geschäft sich bereits ausgedacht habe. Neben diesem Größenwahn macht sich aber auch gerade jetzt ein deutlicher Verfolgungswahn geltend.

Während wir doch gesehen [haben], daß die leidenschaftliche Umwandlung des Freundschaftsverhältnisses der beiden nur die Auslösung eines plötzlichen krankhaften Impulses sein konnte in einem Zustande, der zur sexuellen Entfesselung geradezu disponiert, fabuliert Stauffer doch von einem vier Jahre bestehenden, wenn auch krankhaften, unterdrückten Liebesverhältnis, welches diesen Ausgang nehmen mußte, und Brahm paßt es ja sehr gut, dem Narren dies nachzubeten und dessen Irrenhauspoesien in diesem Sinne auszubeuten.

Nachdem Stauffer so leidlich hergestellt und das Florentiner Tollhaus hinter sich hatte, schreibt er den zweiten Brief über die Angelegenheit, und wenn auch diesem Schriftstück des Mannes, der den entsetzlichen Schiffbruch erlitten, die Schärfe des Ausdrucks fehlt und dadurch scheinbare Widersprüche entstehen, so glaube ich ihm doch aufs Wort, wenn er das von ihm früher urgierte Liebesverhältnis revoziert [widerruft] und sich dahin ausspricht, daß seine ganze Kraft auf Frau Lydia's moralischer Unterstützung beruht, und daß ihm eine schwesterliche Liebe genügt hätte. Wenn Frau Welti in der Antwort die Schuld auf Stauffer zurückschiebt, so beweisen ihre späteren Ergüsse nach Stauffer's Tode, wie wenig man dieser Äußerung Glauben schenken darf.

Aber immer finden sich noch Anhaltspunkte, welche der Meinung derer, daß Stauffer der eigennützigste Ehebrecher gewesen, neue Nahrung geben. Stauffer hat sich am 13. November durch Frau Lydia testamentarisch ihr ganzes Vermögen für ihren Todesfall verschreiben lassen. Der Entwurf zu diesem Testament ist von Stauffer's Hand geschrieben. Wenn nun auch die Züricher Gesetze ein solches Testament a priori ungültig erscheinen ließen, so

245 Der Vorgang der nächtlichen Überrumpelung der Frau Lydia Welti-Escher ähnelt dem Verführungsversuch von J. J. Rousseau mit Madame d' Houdetot. In höchster Erotomanie, im Liebeswahn, versuchte Rousseau seine heißgeliebte Madame d'Houdetot zu verführen, was ihm aber im Gegensatz zu Karl Stauffer nicht gelang. Die Paralyse hatte jede moralische Hemmung ausgelöscht, was Karl Stauffer später, als er wieder einigermaßen klar denken konnte, schwer bereute.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

muß dies Vorgehen an und für sich betrachtet, resp. ohne Berücksichtigung seines Geisteszustandes, ein sehr schiefes Licht auf ihn werfen. Es berührt eigentümlich, daß Brahm, welcher in der Ehebruchsaffäre die Krankheit seines Liebespaares ignoriert, nun auf einmal beredte Worte findet, um die Stauffer angedichtete Erbschleicherei mit ersterer zu entschuldigen. So tief Recht er dabei hat, so verfällt er doch auf diese Art und Weise in den großen, so vielfach gemachten und immer wieder auftauchenden Fehler, in Geisteskranke berührenden Prozessen, und als solchen dürfen wir ja ideell unsren Fall auffassen, nur dann die Krankheit zu betonen, wenn sie gerade für eine in diesem oder jenen Sinne gewollte Beweisführung paßt. Warum sich nicht die Mühe geben, den ganzen Menschen und alle seine Handlungen von seinem abnormen oder ganz verkehrten Geisteszustande aus zu ergründen und danach frei und frank aus einem Gusse und, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, ein Urteil abzugeben?

Diesen Weg hat kein einziger Kritiker in der Stauffer'schen Angelegenheit betreten.

Als Stauffer am 13. November den Testamentsentwurf schrieb, war sowohl bei ihm als bei Frau Lydia - am 15. November wurde sie ja deshalb ins römische Irrenhaus verbracht - der Verfolgungswahn in der kräftigsten Weise ausgebrochen. Stauffer schrieb an den schweizerischen Gesandten, daß er jeden niederschießen werde, der ihm zu nahe komme. Er sprach von romantisch-geheimnisvollen Mitteln, die seine Verfolger erwarten sollten. In der sinnlosesten Weise stieß er Drohungen gegen Herr Welti aus.

Wenn es nun eine bekannte psychiatrische Thatsache ist, daß gerade in der beginnenden Psychose so leicht Delikte gegen Gesetz und Recht, gegen Ehre und Moral begangen werden, daß der vorher feinfühligste und korrekteste Mensch brutal, schamlos und cynisch wird, warum darf der arme Stauffer an diesen exkulpierenden [entlastenden] Momenten nicht seinen gerechten Anteil nehmen? Warum ihm als schlaue Berechnung auslegen, was dermaßen den Stempel einer irren That an sich trägt? Denn irre ist die That trotz des egoistischen Hintergrundes, weil sie von einem Kranken auf ganz falschen, unsinnigen Voraussetzungen in angstvoller Bedrängnis unternommen wurde. Ein Geisteskranker kann übrigens ein viel brutalerer Egoist sein als ein Gesunder.

Die geistige Erkrankung Stauffers charakterisiert sich, nach den sehr spärlich vorhandenen Indizien zu schließen, für die Zeit seiner Einkerkerung in Rom vom 15. November 1889 bis zum Ausbruche der Tobsucht in Florenz im Januar 1890, als eine sogenannte Manie von wechselnder In- und Extensität. Allein niemand glaubt an dieselbe, und der einzige, welcher zuerst mit aller Bestimmtheit die Krankheit erkannt und auf dem Wege war, dementsprechend für Stauffer zu sorgen, war Herr Welti, der betroffene Ehegatte. Und derjenige, welcher ihn von seinen humanen Absichten abbrachte und dadurch die schmachvolle Behandlung Stauffer's im Kerter und italienischen Irrenhause mit allen ihren Folgen verschuldete, war der bisherige intime Freund Stauffer's, der hochberühmte Maler [Max] Klinger. Es würde ein besonderes Kapitel dazu gehören, den krassen Unverstand dieses Mannes, dessen große allgemeine Bildung Stauffer oft rühmt, zu schildern. Nicht minder verdiente die schweizerische Gesandtschaft in Rom eine eingehende Beleuchtung ihres Verhaltens. Mag sie juristisch noch so korrekt gehandelt haben, so ließ sie

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

doch alle Grausamkeiten, welche Stauffer erdulden mußte, ruhig vor ihren Augen gewähren, anstatt ihren Mitbürger schleunigst nach der Heimat zurückzuschicken - geeignete Momente ließen sich zeitlich und rechtlich dazu finden - um ihn dort in der kantonalen Irrenanstalt auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen! Was schließlich die schwankende und kopflose Aktion des Fürsprechs Stauffer aus Biel für seinen Bruder betrifft, so möchte ich in der Beurteilung dieses Mannes nur an den bekannten Griesinger'schen Ausspruch über die Coexistenz des Genies und des Gegenteils in einer Familie erinnern.

Es ist die alte Geschichte: Den Geisteskranken, welcher ein Verbrechen begangen, will das große Publikum nie als krank gelten lassen; es betrachtet die Behauptung, daß er im Unfreien Zustande gehandelt, stets als vorgeschoben, um ihn der gerechten Strafe entziehen zu können. Den Geisteskranken überhaupt anerkennen viele erst als solchen, wenn er alles kurz und kein schlägt, wenn er recht eigentlich tobt und rast. Diese Beruhigung nun hat Stauffer seinen Zweiflern redlich gegeben, denn seine Tobsucht in Florenz muß einen sehr hohen Grad erreicht haben.

Wie wir bereits bei der Schilderung der nervösen Phasen, welche der Psychose Stauffer's vorangingen, darauf aufmerksam machten, daß zwischen denselben stets freie Intervalle lagen, die sogenannten Remissionen, so begegnen wir diesen auch in seiner geistigen Erkrankung. Ganz frei sind diese Intervalle freilich nicht, denn nirgends bemerken wir in denselben eine Einsicht des Kranken in sein Leiden, ein Bewußtsein seiner getrübten Sinne, wie wir es z. B. im November 1889 im ersten Beginne der Krankheit zu verzeichnen hatten. Dieses Fehlen der Krankheitseinsicht berechtigt uns nebst andern Momenten zur Annahme, daß Stauffer von seiner Psychose nie mehr genesen ist. Die sogenannte sekundäre geistige Schwäche macht sich mehr und mehr geltend.

Mitte März 1890 kehrte Stauffer nach viermonatlicher Haft im Kerker und der Irrenanstalt, welche leider ebenso schlimm war als jene, körperlich und geistig gebrochen nach der Schweiz zurück. Wie wenig er geheilt war, zeigt sein schon in Chiasso wieder hervortretender Verfolgungswahn. Trotzdem er sich unerhört nervös fühlt, ist er neun Tage später in Rom. Am 4. April weilt er dort, am 6. in Florenz und kurze Zeit darauf erscheint er neuerdings in seiner Heimat. In der Zwischenzeit liegt die früher von uns berührte Absage Frau Lydias. Wenn dieselbe den völligen Zusammenbruch Stauffer's herbeigeführt haben mag, so beweist der Vorgang anderseits, in welch unveränderten krankhaften Illusionen er sich weiter bewegte, denn diese Absage hätte er als [klar] denkender Mensch erwarten müssen. Am 3. Juni, nachdem er sich zwei Tage mit aller Gewalt suggeriert, daß er seine bestellten Porträts fertig machen müsse und könne, begeht er einen Selbstmordversuch. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte im Spital verharrt er nachher zu Hause in apathischer Melancholie. Im September aber wird er zum letztenmale einer Remission teilhaftig, und zwar gab dazu den Anstoß der Bildhauer Hildebrand aus Florenz, der mit warmem Herzen schon früher dem Kranken in der Anstalt beigestanden. Auch jetzt ermutigte er ihn wieder, neu zu schaffen, und nahm ihn zu diesem Zwecke in sein Atelier in Florenz. In der That vollendete Stauffer noch eine männliche Figur für ein Bubenbergdenkmal, welche Brahm rühmt. Aus unbekannten Gründen reüssiert er damit nicht. Seitdem lag er brach.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Niemand interessierte sich mehr für ihn, er blieb existenzlos, und der abusus [Missbrauch] von Alkohol und narkotischen Mitteln bereitete ihm ein jähes Ende.

Und welches ist nun der letzte Vorwurf, der ihm über das Grab hinaus gemacht wird? Der gänzlich verarmte, gebrochene und unzurechnungsfähige Künstler hat seinen früheren Freund und Mäcen Welti noch um eine Unterstützung angesprochen!! [246]

O vanitas vanitatum! Die landläufige, oder „zahlungsfähige" Moral verlangt von dem armen Menschen auch noch den integren Ehrbegriff! Und wenn Brahm von Stauffer sagt, dessen protestantisches Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit sei wieder erwacht, als er seinem Bruder (NB. vom Irrenhause aus) schrieb: „er nehme die schwere Heimsuchung auf als gerechte Strafe für seine vielen Ehe- und Treubrüche", so dürfte der protestantische Pfarrerssohn vielleicht geglaubt haben, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheine und daß sein hochherziger Freund, nachdem sich alles aufgeklärt, ihn noch dem Elend entreißen könne. [...]

Joris-Karl Huysmans, gestorben 1907.

Französischer Schriftsteller, dessen Werke den begründeten Verdacht erhärten, dass er ein Syphilitiker war. Sein bekanntestes Werk, der Roman >À rebours<, deutscher Titel >Gegen den Strich<, schildert auf sehr realistische Art das Leben und Leiden eines Syphilitikers. Das Werk ist so überzeugend realistisch verfasst, dass wir davon ausgehen müssen, dass Huysmans es aus eigenem Erleben niedergeschrieben hat und er demnach ein Syphilitiker war. Soetwas kann man nicht erfinden, sondern der Autor muss es selber erlebt und erlitten haben.

In Huysmans Biographie sind mehrere Elemente einer Neuro-Lues erkennbar: Fehlendes Taktgefühl in Folge erotischer Enthemmung, nervöse Erschöpfungszustände, weswegen er als Angestellter längere Krankenurlaube nehmen musste und in einer Privatklinik behandelt wurde, gegen Ende seines Lebens geistiges Absinken in Okkultismus, schwarze Messen und Satanismus bis zum Endstadium der Neuro-Lues, der Paralyse.

Im IV. Teil habe ich einige sehr interessante Kapitel aus dem Werk von Joris-Karl Huysmans mit Titel >Gegen den Strich< in der Übersetzung von M. Capsius, erschienen Berlin 1897, ediert, die eindrucksvoll darstellen, wie ein Syphilitiker von den verschiedensten Symptomen der Syphilis gebeutelt wurde.

Gustav Klimt, gestorben 1918

Österreichischer Maler (1862-1918), Vertreter des Wiener Jugendstils. Indiz, dass Klimt ein Syphilitiker war, ist ein Brief von Emilie Flöge: „Ich hätte gern eine Affaire mit ihm. Aber er möchte mich nicht mit Syphilis anstecken."

246 Fußn. Binswanger: Vergleiche >Schweizerische Rundschau< 1892, S. 626. - Es ist kein erfreuliches Resultat des Erscheinen des Brahm'schen Buches, daß gerade das erste schweizerische litterarische Organ aus der Eingangs erwähnten Zurückhaltung herausging und die Persönlichkeit Stauffer's nunmehr bös zerzauste. Möchten unsre Ausführungen Herrn Professor Vetter etwas milder stimmen!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

René Maria Rilke, gestorben 1926
Ausführliche Syphilis-Diagnose im III. Teil.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

III. Teil

Lothar Baus

Rousseau – Goethe – Rilke - noch drei „geniale“ Syphilitiker

III. erweiterte und überarbeitete Auflage

Jean Jacques Rousseau	Seite 197
Johann Wolfgang von Goethe	Seite 243
Indizien in Werken Goethes	Seite 275
René Maria Rilke	Seite 308
Indizien in Rilkes Werk: >Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge<	Seite 334

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Jean-Jacques Rousseau

Als ich die >Bekenntnisse< von Rousseau gelesen hatte, wusste ich – dank meines vorherigen intensiven Studiums der Syphilis im Fall Goethe – dass Rousseau ebenfalls ein Syphilitiker war. Mehr als verwunderlich ist wiederum die Tatsache, dass vor mir kein anderer Autor gewagt hat, diese These zu veröffentlichen. Es ist offensichtlich wie im Fall Nietzsche: die Nietzsche-Verehrer glaubten im vorigen Jahrhundert, einige vielleicht noch heutzutage, ihr Ideal damit zu beschmutzen. Aber es geht nicht an, dass die Wahrheit absichtlich verheimlicht oder gar verfälscht wird. Sowohl Nietzsche als auch Rousseau waren nur Menschen; und kein Mensch ist unfehlbar oder allwissend. Beide haben nicht die Weisheit allein gepachtet oder gar die absolute Wahrheit gewusst und niedergeschrieben. Ich bin sogar der Überzeugung, dass Rousseau, Goethe, Nietzsche und Rilke in der Achtung ihrer kritischen Leser und Anhänger gewinnen, wenn ihre wahren Lebensumstände restlos aufgedeckt werden.

Jean-Jacques Rousseau liefert uns unbewusst die Indizien zur sicheren Diagnose seiner furchtbaren Krankheit in seinen >Bekenntnissen< selber. Ich zitiere nach der älteren Übersetzung von Levin Schücking mit Titel >Rousseau's Bekenntnisse<, Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. Diese Indizienkette für die Syphilis-Diagnose Rousseaus mag dem einen oder anderen Leser vielleicht etwas zu ausführlich und zu weitschweifig erscheinen. Ich halte sie durchaus für angebracht und wichtig, außerdem für überaus unterhaltsam. Ich bin überzeugt, Sie werden staunen.

In der Biographie der Frau von Warens, der Geliebten Rousseaus, finden wir gewichtige Indizien für eine Syphiliserkrankung.[247] Im Jahr 1725 unterzog sie sich in Aix-les-Bains einer Thermalkur. Am 14. Juli 1726 fuhr sie mitten in der Nacht mit einem Boot von Vevey nach Evian. Am 19. September 1726 konsultierte sie den Arzt Viridet, einen Spezialist für Dampfbäder, der ihr eine Kur in Evian verschreibt. Ihr früherer Verwalter und Liebhaber Claude Anet fertigte Kräutertinkturen und Latwergen für sie. Um welche Krankheit zu heilen oder zumindest zu lindern, erwähnt Rousseau nicht. Natürlich war es die Syphilis. Anet reiste sogar bis nach Montpellier, wo es berühmte Ärzte gab, die sich auf Syphilis spezialisiert hatten.[248]

Rousseau wusste selbstverständlich mit Sicherheit, wann und wo er sich mit Syphilis infizierte: bei Madame de Warens. Subtil und anscheinend völlig absichtslos gibt er demjenigen, der sich mit der „Krankheit der Venus" auskennt, die nötigen Informationen.

>Bekenntnisse<, S. 132 [Essstörungen]: *„Sie [Frau von Warens] ertrug mit Mühe [wegen Brechreiz] den ersten Duft der Suppe und der Gerichte; dieser Duft ließ sie fast ohnmächtig werden, und dieser Widerstand dauerte lange an. Nach und nach erholte sie sich, plauderte und aß nicht. Erst nach Verlauf einer halben Stunde versuchte sie den ersten Bissen."*

S. 132 [Erotische Enthemmung]: *„Vom ersten Tag an trat die innigste Vertraulichkeit zwischen uns ein, in demselben Grade, womit sie während ihres ganzen übrigen Lebens angedauert hat."*

247 Quelle: Anne Noschis, >Madame de Warens – éducatrice de Rousseau, espionne, femme d'affaires, libertine<, Editions de L'Aire 2012, S. 479.

248 Siehe Ernst Bäumler, >Amors vergifteter Pfeil<, 2. rev. Auflage, Frankfurt/M. 1997, S. 93.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

S. 133: *„ … desto berauschender war es, eine junge und hübsche Mama [Kosewort für Frau von Warens] zu haben, die ich mit solcher Wonne liebkosen konnte; ich sage liebkosen im eigentlichen Sinne des Wortes, denn nie fiel es ihr ein, mit Küssen und den zärtlichsten mütterlichen Liebkosungen sparsam zu sein …“*

S. 137: *„Sie [Frau von Warens] ließ mich die abscheulichsten Drogen schmecken. Ich hatte gut Reißaus nehmen oder mich verteidigen, meinem Widerstande und den schrecklichen Gesichtern, die ich schnitt, zum Trotz; mir und meinen Zähnen zum Trotz mußte ich, wenn ich diese reizenden beschmierten Finger sich meinem Munde nähern sah, ihn zuletzt doch öffnen und saugen. Wenn ihr ganz kleiner Hausstand in demselben Zimmer versammelt war, hätte man bei all dem Laufen und Geschrei und Ausbrüchen von Gelächter glauben sollen, daß man dort irgend eine Posse aufführe, und nicht, daß man eben ein Opiat oder eine Latwerge mache.“*

Frage: Aus welchem Grund stellte Frau von Warens Opiate und Latwergen her? Es waren Heilmittelchen gegen ihre Syphilis. Rousseau erkannte wohl auch, dass durch das Quecksilber in den Latwergen seine Zähne schwarz wurden.

S. 220: *„Zuweilen, wenn ich sie bei einem Ofen [richtiger: Herd] tätig sah, sagte ich ihr: Mama, hier ist ein reizendes Duo, das mir ganz danach aussieht, Ihren Latwergen ein Vorgefühl von Empyreum [Wohnung der Glücklichen] zu geben. Ah, meiner Treu, versetzte sie, wenn du machst, dass ich sie anbrennen lasse, so lasse ich dich sie auffressen. Während des Streits darüber zog ich sie an ihr Clavier, man vergaß sich dabei; der Wachholder- oder Absynthextrakt war verkohlt, sie beschmierte mir das Gesicht damit, und das alles war köstlich!“*

Ab S. 234 schildert Rousseau sehr beredt, wie er von Frau von Warens zu ihrem Liebhaber gemacht wurde. Dies ist ein weiterer Beleg für die erotische Enthemmung einer Syphilitikerin.

Der erste Hinweis einer Infektion - das erste Stadium - wird meist übersehen. Eine Entzündung bildet sich an der Stelle, an der die sogenannten Spirochäten in den Körper gelangten; bei Rousseau wahrscheinlich der Mund. Die Symptome gleichen der einer Halsentzündung. Rousseau erzählt in seinen >Bekenntnissen<:

S. 135 [Infektionsgefahr] *„Eines Tages rief ich bei Tische in dem Augenblick, als sie [Frau von Warens] einen Bissen in ihren Mund gesteckt hatte, ich sähe ein Haar daran, und als sie ihn auf den Teller wirft, ergreife ich ihn gierig und schlucke ihn hinunter.“*

Man kann sich an einem anderen Menschen mit Syphilis infizieren, ohne mit ihm Geschlechtsverkehr zu haben. Zum Beispiel durch einen harmlosen Kuss, wie zwischen einem Sohn und seiner Mutter; oder wenn man mit der gleichen Gabel isst, die der Infizierte vorher im Mund hatte; oder durch einen Waschlappen, den der Syphilitiker vorher benutzte. Wenn Feuchtigkeit im Spiel ist, überleben die Spirochäten bis zu zwei Stunden! Das Bekenntnis Rousseaus, dass er mit Madame de Warens zuerst ein Verhältnis wie zwischen Mutter und Sohn gehabt habe, ist daher absolut glaubhaft. Rousseau zählt nach meiner Überzeugung zu den so genannten „unschuldig“ Infizierten, wie auch Goethe und Rilke.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

S. 223: *„Durch einen anderen Zufall wurde ich krank. Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz; aber meine Wiederherstellung dauerte lange, und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen. Während dieser Zeit verarbeitete, verschlang ich meine Abhandlung über die Harmonie [gemeint ist: ein Werk Rameau's über die Harmonie, das Rousseau sich gekauft hatte]; aber sie war so lang, so verworren, so schlecht geordnet, dass ich fühlte, ich würde eine bedeutende Zeit bedürfen, um sie zu studieren und zu verstehen. Ich hörte mit meinem Bemühen auf und ließ meine Augen sich an Noten erholen. Die Kantaten von Bernier, an denen ich mich übte, kamen mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich lernte vier oder fünf davon auswendig, unter anderen die von den schlummernden Liebesgöttern, die ich seit dem nicht wieder gesehen und die ich fast noch vollständig im Gedächtnis behalten habe, ebenso wie den von der Biene gestochenen Amor, eine sehr hübsche Kantate von Clerambaut, die ich fast zur selben Zeit lernte."*



Madame de Warens

Für Jean-Jacques Rousseau, der seine Mutter im Kindbett verlor, war Madame de Warens ein seltener Glücksfall. Sie lieben sich wie Mutter und Sohn. Diese Liebe ist auch weiter nicht gefährlich, außer wenn Mama „die Deutschen"[249], d. h. die Syphilis hat. Dies war Jean-Jacques Schicksal. Er dachte, bei seiner jungen und hübschen „Mama" den Himmel auf Erden

249 Fußnote Hrsg.: Bei den Franzosen wurde die Syphilis „die Deutschen" genannt, die Deutschen nannten sie „die Franzosen".

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gefunden zu haben. Leider war sein irdischer Himmel mit einer gefährlichen Krankheit verseucht.

Erst nach dem zweiten Stadium der Syphilis hatte der junge Rousseau Geschlechtsverkehr mit seiner geliebten „Mama“. Ich bin überzeugt, Frau von Warens war sich absolut bewusst, dass Jean-Jacques durch sie mit Syphilis infiziert wurde. Madame de Warens gewährte ihrem „Kleinen“ die hohe Gunst der körperlichen Liebe als eine Art Entschädigung, als Wiedergutmachung dafür, weil sie ihn - natürlich unbeabsichtigt - mit dieser furchtbaren Krankheit ansteckte. Rousseau führt lang und breit aus, dass sie diese Gunst, die sie auch anderen Männern gewährte, immer wieder einsetzte, um irgendwelche Absichten damit zu erreichen, niemals nur aus Spaß an der Freude. Diese vitale Enthemmung ist gleichzeitig ein Indiz dafür, dass die Syphilis bei Madame de Warens ins letzte Stadium, in eine sog. Hirnlues eingetreten war, d. h. die Spirochäten setzten ihr Zerstörungswerk im Gehirn fort.

Rousseau liefert uns in seinen >Bekenntnissen< eine genaue Schilderung seiner Syphiliserkrankung mit der einhergehenden Neurasthenie. Wir lesen ab Seite 265:

„Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich, obwohl von guter Leibesbeschaffenheit und ohne nach irgend einer Richtung hin auszuschweifen, zusehends [an Gesundheit] abnahm. Ich bin ziemlich fest gebaut, von breiter Brust, die Lunge muß sich darin frei bewegen können, und doch hatte [richtiger: bekam] ich einen kurzen Atem, ich fühlte mich bedrückt, ich seufzte unwillkürlich, ich hatte Herzklopfen, ich spuckte Blut; das schleichende Fieber trat hinzu und ich bin seiner [des Fiebers] nie recht ledig geworden. Wie kann man in der Blüte der Jugend, ohne einen inneren Schaden, ohne durch irgend etwas seine Gesundheit zerstört zu haben, in einen solchen Zustand verfallen? [250]

[…]

Meine [Liebes-]Leidenschaften haben mich leben gemacht, und meine [Liebes-]Leidenschaften haben mich getötet. [Richtig: nicht getötet, aber in einen paralytischen Geisteszustand getrieben. Siehe weiter unten.] Welche Leidenschaften, wird man fragen. Nichtigkeiten, die kindischsten Dinge von der Welt, die mich aber erregten, als ob es sich um den Besitz der Helena oder den Thron der Welt gehandelt hätte. Zuerst die Frauen. Wenn ich eine besaß, so waren meine Sinne ruhig, aber mein Herz war es niemals. Das Liebesbedürfnis verzehrte mich inmitten des Genusses. Ich hatte eine zärtliche Mama [gemeint ist: die Frau von Warens], eine teure Freundin, aber ich bedurfte einer Geliebten. Ich stellte mir diese vor an der Stelle jener; ich malte sie mir [in Gedanken] unter tausend Gestalten aus, um mich selbst zu täuschen. Wenn ich Mama geglaubt hätte in den Armen zu halten, wenn ich sie umarmte, so wären diese Umarmungen nicht weniger lebhaft gewesen, aber all mein Verlangen wäre erloschen; ich hätte vor Zärtlichkeit geschluchzt, aber nicht genossen. […]

Ich kaufte ein Schachbrett, ich kaufte die Figuren, ich schließe mich in mein Zimmer ein, ich bringe Tage und Nächte damit zu, um alle Partien auswendig zu lernen, um sie meinem Kopf einzuprägen, er mag wollen oder nicht, um allein zu spielen ohne Rast und Ruh. Nach zwei oder drei Monaten

250 Fußnote Hrsg.: Antwort: Durch die Syphilis! Die bewirkt genau die Symptome, die Rousseau hier und noch weiter unten beschreibt.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

dieser löblichen Arbeit und nach unglaublichen Anstrengungen gehe ich zum Kaffeehause, mager, gelb, fast stumpfsinnig. Ich mache einen Versuch, ich spiele wieder mit dem Herrn Bagueret, er schlägt mich ein Mal, zwei Mal, zwanzig Mal; die Menge verschiedener Combinationen hatten sich in meinem Kopfe durcheinander gewirrt und meine Einbildungskraft war so abgehetzt, daß ich nur noch eine Wolke vor den Augen sah. […] Ich endete diesen ersten Versuch nicht eher, als bis ich die Kraft nicht mehr hatte fortzufahren. Als ich aus meinem Zimmer hervorkam, hatte ich das Aussehen eines wieder Ausgegrabenen, und wenn ich so fortgemacht hätte, wäre ich nicht lange unbegraben geblieben. […]

Meine abnehmende Gesundheit wirkte auf meine Laune und mäßigte die Glut meiner Einbildungskraft und ihrer Bilder. Mich schwächer fühlend, wurde ich ruhiger und verlor ein wenig die Reisewut. Ich blieb mehr daheim; und hier erfasste mich nicht die Langeweile, sondern die Schwermut; die Hypochondrie folgte auf die Leidenschaften; meine Abgespanntheit wurde Traurigkeit, ich weinte und seufzte über die nichtigsten Dinge; ich fühlte das Leben hinschwinden, ohne es genossen zu haben; ich seufzte über den Zustand [der völligen Armut], worin ich meine arme Mama [gemeint ist: Frau von Warens] lasse, wo hinein ich sie im Begriffe sah zu geraten; ich kann sagen, dass mein einziger Kummer war, sie zu verlassen [zu sterben], während sie beklagenswert war. Schließlich wurde ich wirklich krank. Sie pflegte mich, wie nie eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das war eine Wohltat für sie selbst, indem es sie von ihren Projekten ab- und den Projektemachern fernhielt. Welch süßer Tod, wenn er damals gekommen wäre! Wenn ich die [materiellen] Güter des Lebens wenig genossen hatte, so hatte ich auch wenig deren Schmerzen kennen gelernt. Meine friedliche Seele konnte scheiden ohne den grausamen Schmerz über die Ungerechtigkeit der Menschen, der das Leben und den Tod vergiftet. […] Ohne die Unruhe, die ich über ihr Schicksal hatte, wäre ich gestorben, als ob ich eingeschlummert wäre, und diese Unruhe selbst hatte einen geliebten und zärtlichen Gegenstand, der die Bitterkeit derselben milderte. Ich sagte ihr: mein ganzes Sein liegt in deiner Hand; mache es so, dass es glücklich sei. Zwei oder drei Mal, wenn ich am schlimmsten daran war, trieb es mich in der Nacht auf, um mich in ihr Schlafzimmer zu schleppen und ihr Ratschläge zu geben, die, wie ich sagen darf, durchaus richtig und vernünftig waren, aber worin meine Teilnahme für sie mehr hervortrat als alles andere. Als ob die Tränen meine Nahrung und mein Heilmittel gewesen wären, stärkte ich mich an denen, die ich bei ihr weinte, mit ihr auf ihrem Bett sitzend und ihre Hand in der meinen haltend. Die Stunden flossen in diesen nächtlichen Unterredungen dahin, und ich ging von ihr in besserem Zustande, als worin ich gekommen; zufrieden und ruhig wegen der Versprechung, die sie mir gemacht, wegen der Hoffnungen, die sie mir gegeben, schlief ich ein, den Frieden im Herzen […].

Mit all ihrer Sorge, Aufmerksamkeit und unglaublicher Anstrengung rettete sie [Frau von Warens] mich, und es ist gewiss, dass sie allein mich retten konnte. Ich habe wenig Vertrauen auf die Medizin der Ärzte, aber ich habe großes auf die der wahren Freunde; das, wovon unser Glück abhängt, macht sich immer viel besser als alles andere. Wenn es im Leben ein süßes Glück gibt, so ist es das, welches wir empfanden, uns einander zurückgegeben zu sein. Unsere gegenseitige Anhänglichkeit wuchs nicht dadurch, das war

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nicht möglich; aber sie nahm etwas Innigeres, etwas in ihrer großen Einfachheit Rührenderes an. Ich wurde ganz ihr Werk, ganz ihr Kind und mehr, als wenn sie meine wahre Mutter gewesen wäre. Wir begannen unwillkürlich damit, uns nicht mehr zu trennen, gewissermaßen unsere ganze Existenz gemeinschaftlich zu machen [...].

Obwohl von meiner großen Krankheit genesen, hatte ich doch meine Kraft nicht wieder bekommen. Meine Brust [gemeint ist: Herz, Lunge und Blutgefäße] war nicht wieder hergestellt; ein Überrest des Fiebers blieb noch immer und machte mich hinfällig. Ich verlangte nichts mehr, als meine Tage in der Nähe derjenigen, welche mir teuer war, zu enden, sie in ihren guten Entschlüssen zu erhalten, sie fühlen zu lassen, worin der wahre Reiz eines glücklichen Lebens bestehe, ihr Leben zu einem solchen zu machen, so weit es von mir abhinge. Aber ich sah, ich fühlte selbst, dass die fortwährende Einsamkeit des Zweiseins in einem düsteren und tristen Hause auch am Ende trist werde. Das Gegenmittel dawider stellte sich wie von selbst ein. Mama hatte mir Milch verordnet und wollte, dass ich aufs Land ziehe, sie zu trinken. Ich war's zufrieden, falls sie mit mir gehen wolle. Es bedurfte nicht mehr, um sie zu bestimmen; nur die Wahl des Orts war noch zu treffen. [...] Nachdem wir ein wenig gesucht hatten, wählten wir die „Charmettes", ein dem Herrn von Conzié gehörendes Gut vor dem Tore von Chambéry, aber abgelegen und einsam, als ob man hundert Meilen davon entfernt sei. Zwischen zwei ziemlich hohen Berghängen erstreckt sich von Nord nach Süd ein kleines Tal, auf dessen Grunde ein Wasserfaden [ein Bach] um Kiesel und Bäume rinnt. Das Tal entlang, auf halber Höhe des Berges, liegen einige Häuser zerstreut, ziemlich angenehm für den, der ein Asyl in einer etwas wilden Einsamkeit sucht. Nachdem wir zwei oder drei dieser Häuser gemustert, wählten wir endlich das hübscheste, das einem im Dienste stehenden Edelmann, namens Noiret, gehörte. Das Haus war sehr wohnlich. Davor ein Garten mit Terrasse, ein Weingarten darüber, ein Obstgarten darunter, gegenüber ein kleines Gehölz von Kastanienbäumen, eine Quelle dicht bei; höher in den Bergen Weiden zum Unterhalt des Viehs; mit einem Wort alles, was wir für die kleine Landwirtschaft, welche wir da treiben wollten, bedurften.

So viel ich mich der Zeit und der Umstände erinnern kann, nahmen wir gegen Ende des Sommers [wahrscheinlich des Jahres 1735] Besitz davon. Ich war am ersten Tage, an welchem wir dort schliefen, entzückt. O Mama, sagte ich zu meiner teuren Freundin, sie umarmend und mit Tränen der Rührung und Freude überströmend, dies ist der Aufenthalt des Glücks und der Unschuld."

Sechstes Buch, Seite 275: „Die Landluft gab mir aber meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich siechte und es wurde nur schlimmer. Ich konnte die Milch nicht vertragen und musste sie aufgeben. Man hatte damals die Wasserkurwut; ich stürzte mich ins Wasser [ins Wassertrinken] und so unvorsichtig, dass ich mich beinahe von allem irdischen Leid geheilt hätte. Alle Morgen beim Aufstehen ging ich mit einem großen Becher zur Quelle und trank auf- und abgehend nach und nach so viel wie zwei Flaschen etwa. Den Tischwein gab ich ganz auf. Kurz, ich machte es so, dass ich mir in weniger als zwei Monaten vollständig den Magen verdarb, der bisher so gut gewesen war. Ich begriff, dass ich jetzt, ohne Verdauung, keine Hoffnung auf Heilung mehr hatte. Zur selben Zeit stieß mir etwas zu, das ebenso sonderbar an sich wie

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

durch seine Folgen war, die nur mit mir aufhören werden [also lebenslänglich waren].



Les Charmettes bei Chambéry

Eines Morgens – ich befand mich nicht schlechter als gewöhnlich – als ich eine kleine Tischplatte auf ihr Gestell hob, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche unbegreifliche Revolution. Ich weiß sie nicht besser zu vergleichen als mit einer Art Sturm, der in meinem Blut losbrach und sich im Augenblick aller meiner Glieder bemächtigte. Meine Adern begannen nicht allein so stark zu schlagen, dass ich fühlte, sondern dass ich es auch hörte und besonders das Schlagen der Schläfenadern. Damit verband sich ein großes Geräusch in den Ohren, und dies Geräusch war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich ein schweres und dumpfes Summen, ein Murmeln heller wie von rinnendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen [Tinitus] und ein Pulsklopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit meinen Händen zu berühren. Dies innere Geräusch war so stark, dass es mir meine bisherige Feinheit des Gehörs nahm und mich nicht gerade taub, aber harthörig machte, wie ich es von da an geblieben bin.

[...]

Ich hatte bis dahin viel im Schlafen geleistet. Die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich mit all diesen Symptomen verband und sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur noch wenig Zeit zu leben habe. Diese Überzeugung beruhigte mich fürs erste über meine Kurbemühungen. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, so beschloss ich, den kurzen Rest so gut wie möglich auszubeuten, und das konnte ich Dank einer besonderen Gunst der Natur, die mich in einem so traurigen Zustand von Schmerzen frei hielt, die damit hätten verbunden sein müssen. Ich war von dem [Tinitus-] Geräusch belästigt, aber ich litt nicht davon; es war keine andere Unbequemlichkeit dabei als die Schlaflosigkeit während der Nächte und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

jederzeit ein kurzer Atem, der nicht bis zum Asthma wurde und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder ein wenig stark zugreifen wollte.

Der Anfall, der meinen Körper hätte töten müssen, tötete meine Leidenschaften.

[...]

Ich kann wohl sagen, dass ich nicht eher zu leben begann, als da ich mich als einen toten Menschen betrachtete. Indem ich die Dinge, welche ich verlassen sollte, in ihrem wahren Wert erblickte, begann ich mich mit Edlerem zu beschäftigen ...“

[...]

Seite 280: *„Die Weinlese, die Obsternte ergötzten uns den Rest dieses Jahres und banden uns mehr und mehr an das Landleben inmitten der guten Leute [der Bauern], von denen wir umgeben waren. Wir sahen mit großem Bedauern den Winter kommen und kehrten in die Stadt zurück, als ob wir in die Verbannung gezogen wären. Ich besonders, der daran zweifelte, ob ich das Frühjahr wiedersehen würde, glaubte den Charmettes für immer Lebewohl sagen zu müssen. Ich schied, nicht ohne die Erde und die Bäume zu küssen und ohne mich mehrmals beim Fortgehen zurückzuwenden. Da ich seit langer Zeit meine [Musik-] Schülerinnen verlassen hatte, da mir der Geschmack an den Freuden und an den Gesellschaften der Stadt entschwunden war, so ging ich nicht aus und sah niemand, ausgenommen Mama und Herrn Salomon, der seit kurzem ihr und mein Arzt geworden war, einen ehrenhaften gescheiten Mann und großen Cartesianer, der ziemlich gut vom Weltsystem sprach und dessen angenehme und belehrende Unterhaltungen mir besser bekamen als alle seine Rezepte. [...] Nichts verschaffte mir freilich eine wesentliche Erleichterung, aber da ich keine lebhaften Schmerzen hatte, gewöhnte ich mich an das Siechtum, an die Schlaflosigkeit, an das Denken statt der Bewegung und endlich daran, das allmähliche und langsame Schwinden meiner Kräfte wie ein unvermeidlicher Prozess zu betrachten, den der Tod allein beenden könne.“*

Seite 282: *„Die Freude, womit ich die ersten Knospen [des Jahres 1736] sah, ist unbeschreiblich. Den Frühling wiedersehen, hieß für mich, im Paradies wieder auferstehen. Kaum begann der Schnee zu schmelzen, als wir unser Gefängnis verließen und uns auf den Weg nach den Charmettes begaben, um die ersten Nachtigallklänge zu genießen. Von da an gab ich die Todesgedanken auf und es ist in der Tat seltsam, dass ich nie bedeutende Krankheiten auf dem Lande gehabt habe. Ich habe viel gelitten, bin aber nie bettlägerig gewesen. [...]*

Obwohl noch schwach, nahm ich meine ländlichen Beschäftigungen wieder auf, aber in einer Weise, die meinen Kräften entsprach. Es verdross mich herzlich, dass ich den Garten nicht ganz allein bestellen konnte, aber wenn ich sechs Spatenstiche gemacht hatte, war ich außer Atem, überströmt von Schweiß und konnte nicht weiter. Wenn ich mich bückte, verdoppelte sich mein Herzklopfen und das Blut stieg mir mit solcher Gewalt zu Kopfe, dass ich mich schnell wieder aufrichten musste. Gezwungen, mich auf weniger ermüdende Arbeiten zu beschränken, nahm ich mich unter anderem des Taubenschlages an und fasste eine so große Vorliebe dafür, dass ich oft, ohne mich zu langweilen, mehrere Stunden nacheinander dort zubrachte.“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Rousseau berichtet weiter über seine körperliche Verfassung ab Seite 299: *„Noch immer kehrte meine Gesundheit nicht zurück. Ich nahm im Gegenteil zusehends ab. Ich war leichenblass und mager wie ein Gerippe. Das Pulsieren meiner Adern war furchtbar, das Herzklopfen häufiger, ich war fortwährend kurzatmig und meine Mattigkeit ward schließlich so groß, dass ich Mühe hatte, mich zu bewegen. Ich konnte nicht rascher laufen, ohne zu ersticken; ich konnte mich nicht bücken, ohne Schwindel zu bekommen; ich konnte nicht die leichteste Last heben; ich war zur quälendsten Untätigkeit für einen so unruhigen Menschen, wie ich bin, gezwungen. Es ist gewiss, dass sich in alles das viel Hypochondrie mischte. Die Hypochondrie ist die Krankheit der glücklichen Leute, es war die meinige; die Tränen, die ich oft vergoss, ohne Grund zum Weinen zu haben; das lebhafte Zusammenschrecken beim Rascheln eines Blattes oder dem Schwirren eines Vogels, die wechselnde Stimmung im ruhigen Verlauf des glücklichsten Lebens, alles dies bekundete jene Langeweile des Wohlseins, die sozusagen zu einer ausschweifenden Empfindsamkeit führt. [...] Als ich das Leben hätte recht genießen können, verhinderte meine verfallende Maschine [mein verfallender Körper, Anspielung auf >l'homme machine< von Julien Offray de La Mettrie] daran, ohne dass man sagen konnte, wo die Ursache des Übels ihren eigentlichen Sitz habe."*

Hier ist es wieder notwendig, eine kurze Zusammenfassung der Indizien zu liefern, die eindeutig für eine Syphilis sprechen: Im fünften Buch ab Seite 223 berichtet Rousseau: *„Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz, aber meine Wiederherstellung dauerte lange; und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen."* Ab Seite 268 spricht Rousseau von *„abnehmender Gesundheit"*. Er fühlte sich schwächer, wurde deshalb innerlich ruhiger und verlor seine Reisewut, blieb mehr daheim. Hier erfasste ihn nicht die Langeweile, sondern die Schwermut, die Hypochondrie. Seine Abgespanntheit wurde Traurigkeit, heutzutage Depression genannt. Er bekennt: *„ich weinte und seufzte über die nichtigsten Dinge"*. Schließlich wurde er *„wirklich krank"*. Worin die Krankheit bestand, vermag er nicht anzugeben. Madame de Warens pflegte ihn wie nur eine wirkliche Mutter ihr Kind pflegen kann. Die ominöse Krankheit war von Fieber und fieberhaften Delirien begleitet. Das Fallen eines Blattes und das Auffliegen eines Vogels versetzte ihn in panisches Erschrecken. Dies ist ein eindeutiges Zeichen einer Neurasthenie, die regelmäßige Begleiterscheinung einer Syphilis.

Mit diesen Angaben Rousseaus über seine rätselhafte Krankheit ist uns sogar eine genaue Diagnose möglich. In dem Buch >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit< von Ernst Bäumler, 2. rev. Auflage 1997, lesen wir ab Seite 115:

„Nicht nur die Hirngefäße, auch die Gefäße anderer Organe, vor allem die große Körperschlagader, werden von den Treponemen [Erreger der venerischen Syphilis] angegriffen. Von ihnen gehen die großen Arterien im Körper aus. Der Angriffspunkt der Treponemen liegt nun meist im Aortenbogen, der sich von der Vorderseite des Brustraumes nach hinten bis zur Wirbelsäule dehnt; von dort führt die Schlagader abwärts ins Becken.

Die syphilitische Infektion findet gemeinhin im ersten Stück des Aortenbogens statt: die Treponemen nisten sich im inneren Bindegewebe der Aderwand, der Intima, ein und beginnen mit ihrem Zerstörungswerk. Während

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

das Gewebe der Aderwand beim gesunden Menschen elastisch ist und sich im Rhythmus des Herzschlags bläht und wieder zusammenzieht, macht die syphilitische Infektion dieses Gewebe spröde und narbig, es gibt nicht mehr nach. Die Herzarbeit findet an dieser Stelle keine Entsprechung mehr, der fortgesetzte Druck wird nicht mehr ausgeglichen, die Aorta „beutelt" aus, d. h. es entsteht eine sackartige Ausbuchtung. Eine solche krankhafte Erweiterung – hervorgerufen durch eine Aortitis, eine Entzündung dieser Arterie – ist dann das gefürchtete Aneurysma.

In anderen Fällen gefährdet die Aortitis die Eingänge der Herzkranzarterien. Die Entzündung verengt die Öffnungen der Kranzgefäße, sodass die Blutzufuhr im überanstrengten Herzmuskel immer weiter nachlässt. Dies bedeutet empfindlichen Sauerstoffmangel, es kommt zu Anfällen von Angina pectoris, die mit jeder körperlichen Anstrengung wiederkehren. Diese Symptome werden unter dem Begriff „cardiovasculäre Syphilis" zusammengefasst.

Im Anfangsstadium verursachen Infektionen der Aorta und Herzkranzgefäße oft nur geringe Störungen und sind klinisch überdies außerordentlich schwer nachzuweisen. Deshalb wurden in der Vergangenheit Fälle syphilitischer Aortitis (Endarteriitis) in frühen Stadien nur selten entdeckt. Röntgenuntersuchungen trugen in letzter Zeit sehr zur Frühdiagnostik solcher Krankheitsbilder bei. Vorher registrierten zumeist erst die Pathologen auf dem Sektionstisch diese Krankheitserscheinungen."

Bei Jean-Jacques Rousseau deutet wirklich alles darauf hin, dass er ein syphilitischer Herzpatient war. Die Infektion griff die Aorta an, sodass er bei der kleinsten körperlichen Anstrengung Herzrasen bekam, außerdem Atemnot und Schwindel wegen Sauerstoffmangels, er hatte starke Tinitusgeräusche im Ohr, wurde schwerhörig, kurzsichtig, für kurze Zeit sogar blind, angeblich Explosion einer Flasche, jedoch ohne Narben zu hinterlassen, was wiederum unglaubhaft ist, außerdem litt er unter Schlaflosigkeit und psychischer Verstimmung, der sogenannten Hypochondrie, wir würden heute sagen er litt unter depressiven Gemütsschwankungen.

Wir lesen weiter in den >Bekenntnissen<, Sechstes Buch, ab Seite 300: *„Da ich in jeder Krankheit Symptome der meinigen fand, glaubte ich sie alle zu haben, und bekam noch eine grausame obendrein, von der ich mich frei geglaubt hatte: die Begier, genesen zu wollen; man entgeht ihr schwer, wenn man sich damit beschäftigt, medizinische Bücher zu lesen. Mit all dem Nachforschen, Nachdenken, Vergleichen kam ich zu der Einbildung, der Grund meines Übels sei ein Herzpolyp und [der Arzt] Salomon selbst schien von diesem Gedanken betroffen*[251]*. [...] Auf einer Reise, welche [Claude] Anet nach Montpellier gemacht hatte, um den botanischen Garten und dessen Vorstand Sauvages kennen zu lernen, hatte man ihm gesagt, dass Herr Fizes einen solchen Polypen kuriert habe. Mama erinnerte sich dessen und sprach mir davon. Mehr bedurfte es nicht, um mir das Verlangen einzuflößen, Herrn Fizes zu Rate zu ziehen. Die Hoffnung auf Genesung gibt mir meinen Mut wieder und die Kräfte, die Reise zu unternehmen. Das aus Genf geholte Geld*

251 Fußnote Hrsg.: Rousseaus Eigendiagnose (Herzpolyp) liegt gar nicht weit von der Realität (syphilitische Aortitis) entfernt, wobei zu bezweifeln ist, dass er sie damals bereits kannte. Die gesamte Brust war leidend, d. h. Herz, Lunge und Kreislauf, aber hauptsächlich die Aorta, waren von der syphilitischen Entzündung betroffen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

bietet die Mittel. Mama rät mir nicht ab, sondern ermutigt mich; und so mache ich mich auf den Weg nach Montpellier.

Ich brauchte nicht so weit zu gehen, um den Arzt, dessen ich bedurfte, zu finden. Da Reiten mich zu sehr ermüdete, hatte ich in Grenoble einen Wagen genommen. In Moirans schloss sich eine Reihe von fünf oder sechs anderen Wagen dem meinigen an. Das war in der Tat die Geschichte von den Tragbahren [aus Scarrons Roman >Comique<]. Die meisten dieser Wagen bildeten die Begleitung einer Neuvermählten, die Frau du Colombier hieß. Bei ihr war eine andere Dame, Frau von Larnage, weniger jung und schön als Frau du Colombier (die von Romans war, wo sie zuletzt blieb), die ihre Reise bis zum Städtchen Saint-Andiol in der Nähe von Pont-Saint-Esprit fortsetzen wollte. Bei der Blödigkeit, die man an mir kennt, wird man nicht voraussetzen, dass meine Bekanntschaft mit diesen eleganten Frauen und ihrem Gefolge bald gemacht war; aber da wir denselben Weg hatten, in denselben Wirtshäusern einkehrten und ich, bei Strafe für einen Wehrwolf zu gelten, an derselben Tafel erscheinen musste, so musste es doch endlich zu dieser Bekanntschaft kommen. Es kam in der Tat dazu und sogar schneller, als ich gewünscht hätte, denn der ganze Schwarm passte wenig zu einem Kranken und dazu noch zu einem von meiner Laune. Aber die Neugier machte diese Schelminnen von Weibern so zutunlich, dass sie, um einen Mann kennenzulernen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verdrehen. So ging es mir. Frau du Colombier war zu sehr von ihren jungen Stutzern umgeben und hatte nicht Zeit, mich zu umgarnen, was auch nicht der Mühe wert war, da wir uns ja bald trennen sollten; aber Frau von Larnage, die weniger in Anspruch genommen war, hatte sich für die Reise zu versehen; und so nahm Frau von Larnage mich auf's Korn; und dabei war es geschehen um den armen Jean-Jacques, oder vielmehr um mein Fieber, Hypochondrie, Polypen – alles ist dahin in ihrer Gesellschaft, mit Ausnahme des Herzklopfens, das bleibt, und von dem sie keine Neigung zeigt mich zu heilen. Mein Gesundheitszustand war der erste Gegenstand unserer Unterhaltung. Man sah, dass ich leidend war, man wusste, dass ich nach Montpellier ging und mein Aussehen und Wesen muss wohl keinen Don Juan angekündigt haben [der mit Syphilis infiziert war], denn es wurde in der Folge klar, dass man nicht geargwöhnt hatte, ich sei auf dem Wege dahin, um mich von den Folgen der Liederlichkeit [der Syph] zu kurieren. Obwohl Siechtum bei Damen keine große Empfehlung ist, machte mich das meinige doch diesen interessant. Des Morgens sandten sie, sich nach mir erkundigen zu lassen und mich zur Schokolade zu sich einzuladen; sie fragten, wie ich diese Nacht zugebracht. Ich antwortete nach meiner Gewohnheit zu sprechen ohne zu denken: ich weiß es nicht. Diese Antwort machte sie glauben, ich sei verrückt [geisteskrank]; sie fragten desto mehr und dieses Examen schadete mir nicht. Ich hörte einmal Frau du Colombier zu ihrer Freundin sagen: es fehlt ihm an Gewandheit, aber er ist liebenswürdig. Dieser Satz ermutigte mich sehr und machte, dass ich es wurde.

Beim Vertrauterwerden musste man von sich reden, sagen, wer man sei, woher man komme. Dies setzte mich in Verlegenheit, denn ich sah sehr wohl voraus, dass in der vornehmen Welt und unter galanten Frauen das Wort >Konvertit< mich vernichten würde. Ich weiß nicht, durch welchen wunderlichen Einfall ich dazu kam, mich für einen Engländer auszugeben. Ich erklärte, ein Anhänger König Jacobs II. zu sein. Man nahm mich dafür. Ich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nannte mich Dudding und ich hieß Mister Dudding. Ein verwünschter Marquis von Torignan, der sich bei uns befand, ebenso wie ich krank, obendrein alt und ziemlich schlechter Laune, ließ sich einfallen, mit Mister Dudding eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er erzählte mir von König Jakob, vom Prädendenten, vom alten Hofe von Saint-Germain. Ich befand mich wie auf glühenden Kohlen, ich wusste von dem allen nur das wenige, was ich im Grafen Hamilton und in den Zeitungen gelesen hatte; doch machte ich von diesem Wenigen so guten Gebrauch, dass ich mich ohne Verstoß aus der Sache zog. Es war ein Glück, dass niemand daran dachte, mich über die englische Sprache zu befragen, von der ich auch keine Silbe verstand.

Die ganze Gesellschaft gefiel sich einander und sah mit Bedauern dem Augenblick entgegen, wo sie auseinander gehen sollte. Wir machten wahre Schneckentagesreisen. Eines Sonntags befanden wir uns in Saint-Marcellin; Frau von Larnage wollte in die Messe gehen, ich schloss mich ihr an; das hätte mir beinahe mein Spiel verdorben. Ich betrug mich, wie ich es immer getan habe. Auf meine andächtige und stille Haltung hin hielt sie mich für einen Frömmler und fasste von mir die schlechteste Meinung von der Welt, wie sie mir zwei Tage nachher gestand. Es bedurfte in der Folge vieler Galanterien meinerseits, um diesen schlechten Eindruck zu verwischen; oder vielmehr Frau von Larnage wollte als Frau von Erfahrung, welche sich nicht leicht zurückschrecken lässt, gern [in] die Gefahr ihrer Zuvorkommenheiten laufen, um nur zu sehen, wie ich mich aus der Sache ziehen würde. Sie machte mir deren viele und solche, dass ich, weit entfernt an mein Gesicht zu denken, glaubte, dass sie sich über mich lustig mache. In diesem thörichten Wahn gab es für mich keinerlei Dummheiten, welche ich nicht beging; ich war schlimmer als der Marquis du Legs. Frau von Larnage blieb standhaft, versuchte mich so oft zu verlocken und sagte mir so zärtliche Dinge, dass ein viel weniger dummer Mann als ich Mühe gehabt haben würde, alles dieses für Ernst zu nehmen. Je mehr sie arbeitete, desto mehr bestärkte sie mich in meinem Glauben; und was mich noch mehr quälte war, dass ich mich ernsthaft in sie zu verlieben anfing. Ich sagte seufzend zu mir selbst und zu ihr: Ach, dass dies alles nicht wahr ist! Ich würde der glücklichste Mensch der Welt sein. Ich glaube, dass meine Novizeneinfältigkeit nur ihren Eigensinn aufbrachte und dass sie sich nicht eine Niederlage eingestehen wollte. [...]

Wir waren zu Mittag in Valence angekommen und blieben den Rest des Tages nach unserer löblichen Gewohnheit dort. Wir logierten vor der Stadt in Saint-Jacques. Ich werde mich immer dieses Wirtshauses und des Zimmers von Frau von Larnage darin erinnern. Nach dem Essen wollten wir spazieren gehen. Sie wusste, dass der Marquis Gehen nicht liebte. Es war ein Mittel, sich ein Tête-à-Tête zu verschaffen, das sie entschlossen war auszubeuten, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn welche übrigbleiben sollte, die sich noch verwerten ließe. Wir wandelten um die Stadt herum, an den Gräbern entlang. Ich begann von neuem das lange Register meiner Klagen, worauf sie mit so zärtlichem Ton antwortete, während sie meinen Arm, den sie hielt, zuweilen an ihr Herz drückte, dass nur eine Dummheit wie die meine mich verhindern konnte, einzusehen, dass sie es ernst meine. Das Unbezahlbare dabei war, dass ich selbst gerührt war. Ich habe erwähnt, dass sie liebenswürdig war. Die Liebe machte sie reizend. Sie gab ihr den ganzen Glanz der ersten Jugend zurück und sie betrug sich mit so schlauer Kunst, dass

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sie den geriebensten Menschen verführt hätte. Mir war also sehr schwül zu Mute; ich war immer auf dem Punkt, kühn zu werden. Aber die Furcht zu beleidigen oder zu missfallen, die noch größere Angst, verspottet, verlacht, verhöhnt zu werden, ein Tafelanekdötchen zu liefern, von dem unbarmherzigen Marquis über meinen Mut beglückwünscht zu werden, hielten mich zurück [...]. Glücklicher Weise war Frau von Larnage menschlicher. Sie unterbrach plötzlich dies Schweigen, indem sie ihren Arm um meinen Nacken schwang und im selben Augenblick sprach ihr Mund auf dem meinen zu deutlich, um mir meinen Irrtum zu lassen. Die Krisis konnte nicht in besserem Augenblick zum Durchbruch kommen. Ich wurde liebenswürdig. Es war Zeit. Sie hatte mir die Zuversicht gegeben, deren Mangel mich fast immer gehindert hat, ich zu sein. Damals wurde ich es. Nie haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz und mein Mund so gut gesprochen; nie habe ich mein Unrecht so vollkommen wieder gut gemacht und wenn diese kleine Eroberung Frau von Larnage Mühe gemacht hat, so habe ich Grund zu glauben, dass sie sie nicht als verloren betrachtet hat.

Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich mich nie ohne Vergnügen an diese reizende Frau erinnern. Ich sage reizend, obwohl sie weder schön noch jung war; aber ebenso wenig hässlich und alt, hatte ihr Gesicht nichts, was ihren Geist und ihre Anmut hinderte, zu bezaubern. Ganz im Gegensatz zu anderen Frauen, war das am wenigsten Frische an ihr das Gesicht; und ich glaube, dass die Schminke es ihr verdorben hatte. Sie hatte ihre Gründe, sich leicht hinzugeben; es war das Mittel, ihre ganzen Vorzüge geltend zu machen. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten; und das beweist, denke ich, dass sie nicht immer so verschwenderisch mit ihrer Gunst gewesen, wie sie es gegen mich war."

Seite 307: „Das selige Leben dauerte vier oder fünf Tage, während welcher ich in den süßesten Genüssen schwelgte und mich berauschte. Sie waren rein, tief, ohne eine Beimischung von Schmerz; die ersten und die einzigen, die ich so gekostet; und ich kann sagen, dass ich Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht von der Welt scheide, ohne das Vergnügen gekannt zu haben[252]." [...]

„Ich erinnere mich des Orts nicht mehr, wo der Marquis, der aus der Gegend war, uns verließ, aber wir fanden uns allein, bevor wir nach Montelimar kamen. Jetzt schickte Frau von Larnage ihr Kammermädchen in meinen Wagen, während ich in dem ihrigen fuhr. Auf diese Art langweilte uns die Reise nicht. Ich könnte sicherlich nicht angeben, wie die Gegend beschaffen ist, durch die wir kamen. In Montelimar hatte sie für drei Tage zu tun, während welcher sie mich jedoch nur eine Viertelstunde verließ, um einen Besuch zu machen, der ihr trübselige Belästigungen und Einladungen zuzog, die sie sich wohl hütete anzunehmen. Sie gab Unwohlsein vor, das uns doch nicht abhielt, alle Tage in der schönsten Gegend und unter dem sonnigsten Himmel der Welt allein zusammen umherzustreifen. O, diese drei Tage! Ich habe sie mir zurückwünschen dürfen! Ähnliche sind mir nicht wieder beschert worden.

252 Fußnote Hrsg.: Dieser Ausspruch ist natürlich eine tiefe Beleidigung gegen seine langjährige Lebensgefährtin Therese Levasseur. Man kann diese Rücksichtslosigkeit tatsächlich den psychischen Spätfolgen seiner Hirnlues zuschreiben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Reiseliebesabenteuer können keine Dauer haben! Wir mussten uns trennen; und ich gestehe, dass es Zeit war. Nicht, dass ich gesättigt war oder im Begriff, es zu werden. Ich wurde ihr jeden Tag mehr gewogen. Aber trotz aller Zurückhaltung der Dame blieb mir nicht viel mehr übrig als der gute Wille; und bevor wir uns trennten, wollte ich diesen Rest daran setzen, was sie aus Vorsicht gegen die Mädchen von Montpellier auch duldete. Wir suchten unseren Schmerz zu zerstreuen, indem wir von unserem Wiedersehen sprachen. Es wurde beschlossen, dass ich diese Art Kur, da sie mir so gut bekam, fortsetzen und dass ich den Winter in Saint-Andiol unter der Leitung der Frau von Larnage zubringen solle. Ich sollte in Montpellier nur fünf oder sechs Wochen bleiben, ihr die Zeit zu lassen, die nötigen Einleitungen zu treffen, um den Klatschereinen vorzubeugen. Sie gab mir ausführliche Instruktionen über das, was ich wissen musste, was ich sagen sollte, über die Art, wie ich mich zu betragen hatte. Unterdessen wollten wir uns schreiben. Sie sprach mir viel und ernst über die Schonung meiner Gesundheit, ermahnte mich, geschickte Leute zu Rate zu ziehen, genau zu befolgen, was sie mir vorschreiben würden und nahm es auf sich, mich zur Beobachtung ihrer Anordnungen anhalten zu wollen, so strenge diese auch sein würden, sobald ich zu ihr gekommen. Ich glaube, dass sie es aufrichtig meinte, denn sie liebte mich; sie gab mir hundert Beweise davon, sicherer als ihre Gunstbezeugungen. Nach meiner Ausstattung schloss sie, dass ich nicht im Überfluss schwimme. Obwohl sie selbst nicht reich war, wollte sie mich bei unserer Trennung zwingen, ihre Börse zu teilen, die sie ziemlich wohl gefüllt von Grenoble mitbrachte. Ich hatte viel Mühe, dies abzulehnen. Schließlich verließ ich sie, das Herz übervoll von ihr und in ihr eine, wie ich glaube, wahre Anhänglichkeit an mich zurücklassend.

Ich beendete meine Reise, während ich sie in Gedanken von neuem zurücklegte und für den Augenblick sehr zufrieden, in einem bequemen Wagen zu sitzen, in welchem ich gemächlich von dem genossenen Glück und von dem, welches mir verhießen war, träumen konnte. Ich dachte nur an Saint-Andiol und das entzückende Leben, das mich dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts mehr, selbst Mama [Frau von Warens] war vergessen."

Seite 311: *„Ich hatte während meiner Reise ganz vergessen, dass ich krank war; ich erinnerte mich wieder daran, als ich in Montpellier ankam. Meine hypochondrischen Anfälle waren allerdings geheilt, aber alle meine anderen Leiden blieben mir; und wenn auch die Gewohnheit sie mich weniger fühlen ließ, so waren sie doch für jemanden, welcher sich von ihnen auf einmal überfallen gefühlt hätte, genug, um sich für tot [todkrank] zu glauben. In Wirklichkeit waren sie weniger schmerzlich als erschreckend und ließen den Geist mehr leiden als den Körper [Furcht vor den weiteren Folgen der Syphilis], dessen Untergang sie anzukündigen schienen. Daher kam es, dass ich, durch heftige Leidenschaften zerstreut, nicht mehr an meinen Zustand dachte; aber da er kein eingebildeter war, verspürte ich ihn wieder, sobald ich bei kaltem Blute war. Ich dachte daher ernstlich an die Ratschläge von Frau von Larnage und an den Zweck meiner Reise. Ich befragte die berühmtesten Ärzte und besonders Herrn Fizes; und aus Übermaß von Vorsicht gab ich mich bei einem Arzt in Kost. Es war ein Irländer, namens Fitz Moris, welcher einen ziemlich besetzten Tisch für Studenten der Medizin hielt, und es hatte das Angenehme für einen Kranken, welcher sich dort aufnehmen ließ, dass Herr*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Fitz Moris sich mit einem anständigen Kostgeld für das Essen begnügte, und dass er von seinen Kostgängern nichts für seine Dienste als Arzt nahm. Er übernahm es, die Verordnungen des Herrn Fizes auszuführen und über meine Gesundheit zu wachen. Er entledigte sich dieser Aufgabe sehr gut, was die Diät anbetrifft; man litt in dieser Kostschule nicht an schlechter Verdauung; und obwohl ich für Entbehrungen dieser Art nicht sehr empfindlich bin [im Sinne von: Rousseau war bei der Nahrung nicht wählerisch], lagen mir die Vergleichspunkte so nahe, dass ich mich nicht hindern konnte, mir zuweilen einzugestehen, dass Herr von Torignan [sein früherer Reisebegleiter] ein viel besserer Lieferant [von Mahlzeiten] sei als Herr Fitz Moris. Indessen, da man auch nicht vor Hunger starb und diese ganze Jugend sehr heiter war, tat mir diese Lebensweise wirklich gut und hielt mich davon ab, in meine Niedergeschlagenheit zurückzufallen. Ich verbrachte den Morgen damit, Arzneien einzunehmen, besonders – ich weiß nicht was für eins – Brunnenwasser, ich glaube den Brunnen von Vals, und an Frau von Larnage zu schreiben; denn der Briefwechsel ging hin und her und Rousseau übernahm es, die Briefe seines Freundes Dudding von der Post zu holen. Gegen Mittag machte ich [regelmäßig] einen Spaziergang nach der Canourgue mit einem unserer jungen Tischgenossen, welche alle gute Kinder waren; man kam dann wieder zusammen, man ging zum Mittagessen. [...] Es waren unter den Studenten mehrere Irländer, durch welche ich einige Worte englisch für Saint Andiol zu erlernen suchte. Denn die Zeit nahte, um welche ich mich dahin begeben sollte. Frau von Larnage drängte mich an jedem Posttage dazu; und ich bereitete mich darauf vor, ihr zu gehorchen. [...]

Ich reiste gegen Ende November [1737] ab, nach sechs Wochen oder zwei Monaten Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich ein Dutzend Louisdor zurückließ ohne irgendwelchen Nutzen für meine Gesundheit oder für meine Belehrung, es sei denn ein Anatomiekurs bei Herrn Fitz Moris, welchen ich durch den schrecklichen Gestank der Leichen, die man zerlegte und den ich unmöglich ertragen konnte, zu verlassen gezwungen war.“

Hier wollen wir wieder einmal das Berichtete rekapitulieren und analysieren. Also, Jean-Jacques reiste im November 1737 von Montpellier ab und kam erst nachweislich im Februar oder gar erst im März 1738 in Chambéry bei Madame de Warens an[253]. Wo hielt er sich in der Zwischenzeit von drei oder gar vier Monaten auf? - Natürlich bei Frau von Larnage. Wo denn sonst? Es ist wiederum mehr als verwunderlich, dass keinem Rousseau-Biograph - exakter formuliert: keinem, den ich bisher gelesen habe - diese „leeren Seiten“ in Rousseaus Leben aufgefallen sind.

Rousseau erwähnte in den Briefen an Frau von Warens, er wolle sich nach einem kleinen Ort unweit von St. Esprit begeben, um da eine Kur mit Eselsmilch zu gebrauchen und deswegen sogar seine Möbel bei Madame de Warens verkaufen. Wenn da nicht bereits bei ihr Verdacht aufgekommen war?

Jean-Jacques reiste also nach meiner Überzeugung in die Nähe der Madame de Larnage. Wir erinnern uns, was er in seinen >Bekenntnissen< auf Seite 309 schrieb: *„Ich dachte nur [noch] an Saint Andiol und das entzückende Leben, das mich dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie*

253 Fußnote Hrsg.: Siehe Francois Mugnier, >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – étude historique et critique<, Nachdruck der Ausgabe 1891, Slatkine Genève 1971, Seite 168: Il [Rousseau] arriva en février 1738 ou en mars au plus tard.“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts, selbst Mama war vergessen. Ich beschäftigte mich damit, in meinem Kopf alle Einzelheiten zu überlegen, welche Frau von Larnage mir angegeben hatte, um mir im voraus ein Bild von ihrer Wohnung, ihrer Nachbarschaft, ihrem Umgang, ihrer ganzen Lebensart zu geben." Und da will Rousseau die Kraft besessen haben, zu Mama zurückzukehren, ohne vorher sein Glück in Saint Andiol bei Frau von Larnage probiert zu haben? Das halte ich für sehr unwahrscheinlich.

Was sich in Saint Andiol ereignete, wissen wir absolut nicht. Aber wir können es erahnen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war der Versuch, mit Frau von Larnage zusammenzuleben, bereits nach wenigen Wochen fehlgeschlagen. Und aus welchem Grund? – Wegen Rousseaus Syphilis. Das erste Stadium der Infektion trat bei Madame de Larnage bereits nach zwei bis drei Wochen auf. Ein kleines Geschwür am Mund oder an den Genitalien. Das zweite Stadium begann ungefähr neun Wochen nach der Infektion. Kurz nachdem Rousseau bei ihr in Saint Andiol angekommen war, befiel sie eine heftige fiebrige Krankheit. Rousseau ahnte bereits, was er angerichtet hatte. Falls sich ein Hautausschlag, ein Syphilid, bei ihr bildete, erkannte ihr Arzt sofort, um welche Krankheit es sich handelte. Frau von Larnage wusste natürlich genau, bei wem sie sich die Lustseuche einfing. Der schöne Traum Rousseaus über ein noch herrlicheres Leben als bei Madame de Warens war - früher als schlimmstenfalls gedacht - bereits zu Ende geträumt.

Den Abstecher nach Saint Andiol lässt Rousseau in seinen >Bekenntnissen< lieber unerwähnt. Dieses Eingeständnis hätte ihn in den Augen seiner Leser nur herabsetzen können. Stattdessen berichtet er von dem kühlen Empfang bei Frau von Warens in Chambéry. Wenn Frau von Warens in der Gunst der Leser sinkt, steigt er dadurch automatisch.

Ein weiteres Indiz, das für meine These und gegen die Darstellung von Rousseau spricht, ist folgende Überlegung: Wenn der Empfang bei Madame de Warens tatsächlich so kalt ausgefallen wäre und er erst jetzt bemerkt hätte, dass sein Platz durch Wintzenried besetzt war - in Wahrheit wusste er dies bereits vor seiner Abreise nach Montpellier - warum reiste Rousseau dann nicht stehenden Fußes zu Madame de Larnage? – Antwort: Das konnte er nicht mehr, denn er kam bereits von Frau von Larnage zu Frau von Warens zurück. Irgend etwas war vorgefallen in Saint Andiol, das Jean-Jacques uns, seinen Lesern, absichtlich verschwieg. Und dieses Verschweigen steht im Zusammenhang mit seiner furchtbaren Krankheit: der Syphilis.

Wir brauchen wiederum bei Rousseau nicht allzu strenge moralische Maßstäbe anzulegen. Goethe hätte gesagt, wir sollen eher mild als streng urteilen: In der Polygamie gelten keine so strengen Regeln wie in einer monogamen Partnerschaft.

Der Rousseau-Forscher Francois Mugnier berichtet dazu in seinem Buch >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – Étude historique et critique<, erschienen Paris 1891, Nachdruck Genf 1971: „Rousseau rentra à Chambéry avec son argent, diminué des frais et de ses dépenses personnelles.

[Auszug aus den >Bekenntnissen<:] *„Je volai porter le reste aux pieds de maman. Le coeur me battait de joie durant la route et le moment où je déposai cet argent dans ses mains me fut mille fois plus doux que celui où il entra dans les miennes. Elle le recut avec cette simplicité des belles ames qui*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

faisant ces choses-là sans effort les voient sans admiration. Cet argent fut employé presque tout entier à mon usage et cela avec une égale simplicité."

Le récit est attendrissant; est-il exacte? Certes, Rousseau devait à sa bienfaitrice des sommes bien plus importantes que celle dont il disposait à ce moment; mais il devait encore à M. Charbonnel sept cents livres environ, la moitié de ce qu'il avait recu à Genève. Il est fort vraisemblable que le marchand exigera le payement d'une grande partie au moins de sa créance et nous verrons bientot que si Rousseau remit entre les mains de madame de Warens, une partie de son petit capital, ce ne fut qu'à titre de dépot. La situation d'ailleurs dut etre assez tendue entre elle et lui. Parti de Chambéry vers le 20 juillet il y fut de retour vers le 10 aout [1737] et y trouva sa place prise, Wintzenried l'occupait."

Sein Platz in der Gunst der Madame de Warens war - nach den Recherchen von Francois Mugnier - bereits im August 1737 von Wintzenried besetzt gewesen, nicht erst im Februar 1738, als er - angeblich - von Montpellier zurück kam.

Bei Frau von Warens können wir von einer sexuellen Enthemmung infolge ihrer Syphilis sprechen. Auf Seite 319 berichtet Rousseau, dass sie ihm zu verstehen gegeben habe, all seine „früheren Rechte" an ihr seien die selben geblieben und sogar durch die Teilung derselben mit einem anderen Mann - mit dem neuen Favorit Wintzenried - würden sie nicht verkürzt werden. Letzteres halte ich für eine maßlose Übertreibung Rousseaus. Wiederum eine Folge seiner eigenen Paralysepsychosen.

Für völlig unglaubhaft halte ich, dass er nur aus rein moralischen Gründen den Verlockungen der Frau von Warens widerstanden habe. Was könnte der reale Grund für seine freiwillige Abstinenz gewesen sein? – Es gibt einen sehr schwerwiegenden: Rousseau infizierte sich bei ihr mit Syphilis. Der Arzt in Montpellier fragte ihn natürlich, mit welcher Frau er sexuellen Verkehr gehabt habe. Und das war eindeutig nur Madame de Warens. Der Arzt riet ihm daraufhin dringend, keine sexuellen Handlungen mehr mit ihr zu begehen, da er sich ein zweites Mal an ihr mit Syphilis infizieren könnte! Dies war der einzig wahre und reale Grund für die Zurückhaltung Rousseaus von seiner heißgeliebten „Mama" und für das bald danach erfolgte Erkalten ihrer Freundschaft. Ein Indiz, das für meine These spricht, ist die Tatsache, dass Jean-Jacques in den folgenden zwei Jahren, sogar im Winter, allein im Haus auf den Charmettes lebte, während Madame de Warens mit Wintzenried in der Stadt Chambéry wohnte.[254] Rousseau musste sich entscheiden: entweder Sex oder Leben. Der Wunsch nach Leben und Wiedererlangung seiner Gesundheit war wohl doch ein klein wenig stärker.

Rousseau spürte natürlich die Entfremdung, die im Verhalten der Madame de Warens ihm gegenüber eintrat. Und er philosophierte darüber Seite 321: *„Die Entsagung, die ich mir auferlegt, und die sie anscheinend gebilligt hatte, gehört zu den Dingen, die die Frauen nicht verzeihen, welche Miene sie auch dabei annehmen, weniger um dessentwillen, was ihnen dadurch entzogen wird, als wegen der Gleichgültigkeit, die sie darin sehen. Nehmt die*

254 Fußnote Hrsg.: Siehe L. F. Benedetto: >Madame de Warens d'aprés de nouveau documents<, Paris 1914, Seite 214: *„Au cours des deux années qu'il demeura aux Charmettes, depuis l'été de 1738 jusqu'au mois de mai 1740, Jean-Jacques fut laissé, la plupart du temps, dans la plus complète solitude. Madame de Warens et Wintzenried ne passaient aux Charmettes que la belle saison. Lui y restait aussi pendant l'hiver".*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

vernünftigste, die denkendste, die am wenigsten sinnliche Frau: das unverzeihlichste Verbrechen, welches der Mann, an dem ihr im übrigen am wenigsten gelegen ist, wider sie begehen kann, ist, die Möglichkeit, sie zu besitzen, ungenützt lassen. Diese Regel muss ohne Ausnahme sein, weil eine so natürliche und so tiefe Sympathie in ihr [Madame de Warens] durch eine Enthaltung erlosch, die nur Beweggründe der Tugend, der Anhänglichkeit und der Hochachtung hatte."

Ein Jahr später wurde ihm eine Hofmeisterstelle in Lyon angeboten. Rousseau bekennt über seinen Abschied von Frau von Warens, siehe Seite 322: *„Herr Deybens bot mir die Stelle eines Erziehers der Kinder des Herrn von Mably an; ich nahm sie an und reiste nach Lyon ab, ohne das geringste Bedauern über eine Trennung zu hinterlassen, ja fast zu fühlen, an welche wir früher nicht hätten denken können, ohne eine tödliche Beängstigung zu empfinden."* – Das Bekenntnis eines Gefühls von „tödlicher Beängstigung" beim bloßen Gedanken einer Trennung, ist ebenfalls ein Indiz für Neurasthenie, sowohl bei Jean-Jacques als auch bei Madame de Warens.

Hier mache ich einen großen zeitlichen Sprung. Mehrere Jahre sind vergangen und Rousseau lebt und arbeitet als Sekretär des französischen Botschafters in Venedig. Er berichtet von zwei erotischen Abenteuern, wovon nur das erste für uns von Interesse ist.

II. Band, siebtes Buch, ab Seite 55: *„Ich habe immer Widerwillen für die öffentlichen Dirnen gehabt und in Venedig stand mir doch nichts anderes zu Gebote, da mir der Eintritt in angesehene Häuser wegen meiner Stellung verboten war. [...] Man sprach bei Tisch von den Ergötzlichkeiten Venedigs. Die Herren warfen mir meine Gleichgültigkeit für die verführerischste von allen vor, rühmten die Liebenswürdigkeit der venetianischen Courtisanen und behaupteten, es gäbe in der Welt keine, die gegen sie aufkämen. Domenico sagte, ich müsste Bekanntschaft mit der liebenswürdigsten von allen machen, er wolle mich zu ihr führen und ich werde zufrieden sein. [...] Die „Padoana", zu der wir gingen, war ziemlich hübsch, schön sogar, aber nicht von einer Schönheit, die mir gefiel. Domenico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbetti kommen, ich ließ mir von ihr vorsingen, und nach einer halben Stunde wollte ich gehen, auf dem Tisch einen Dukaten zurücklassend. Aber sie hatte den wunderlichen Skrupel, ihn nicht annehmen zu wollen, ohne ihn verdient zu haben; und ich hatte die absonderliche Dummheit, ihrem Skrupel ein Ende zu machen. Ich kam in den Palast zurück, überzeugt, dass ich gepfeffert [mit Syphilis infiziert] sei, sodass das Erste was ich tat war, nach dem Chirurgus [Arzt] zu senden, damit er mir Tisanen verschreibe. Nichts kommt der Gemütsstimmung gleich, in der ich in den nächsten drei Wochen lebte, ohne dass irgend ein wirkliches Leiden, irgend ein erscheinendes Symptom [der Syphilis] es rechtfertigte. Ich konnte es nicht begreifen, dass man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könne. Der Chirurgus selber hatte alle erdenkliche Mühe, mich zu beruhigen. Dies gelang ihm auch nicht eher, als bis er mir einredete, ich sei von besonderer Beschaffenheit, sodass ich nicht leicht angesteckt werden könne; und obwohl ich weniger als vielleicht irgend ein anderer Mann es auf die Probe habe ankommen lassen, so beweist mir doch der Umstand, dass ich in dieser Beziehung [gemeint ist: an der Syphilis] niemals zu leiden gehabt habe; die Wahrheit dessen, was der Chirurg mir*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

versicherte[255]*. Dieser Glaube hat mich jedoch nie verwegen gemacht; und wenn ich wirklich von der Natur diesen Vorzug erhielt, so kann ich sagen, dass ich ihn nicht missbraucht habe."*

Erneut ein Sprung von mehreren Jahren. Rousseau arbeitet jetzt in Paris bei Herrn Francueil als Kassierer. Er berichtet im achten Buch ab Seite 109: *„Seit ich bei Frau von Dupin [in Paris] lebte, war ich immer mit meinem Schicksal zufrieden gewesen, ohne irgend ein Verlangen zu zeigen, es verbessert zu sehen. Die von ihr und Herrn Francueil ausgehende Verbesserung meines Gehalts war einzig Sache ihres eigenen Antriebs. Herr von Francueil, der mich von Tag zu Tag lieber bekam, wollte mir in diesen Jahren meine Lage ein wenig behaglicher und minder prekär machen. Er war Receveur général des Finances. Sein Kassierer Dudoyer war alt, reich und wollte sich zurückziehen. Herr von Francueil bot mir diese Stelle an und um mich in Stand zu setzen, sie ausfüllen zu können, ging ich während einiger Wochen zu Herrn Dudoyer, die nötige Unterweisung zu erhalten. [...] Doch ohne die Feinheiten des Geschäfts begriffen zu haben, machte ich mir den Geschäftsablauf hinreichend zu eigen, um ihn im großen Ganzen so ziemlich leiten zu können. Ich begann sogar die Funktionen: ich führte die Bücher und die Kasse; ich zahlte und nahm Geld ein, gab Empfangsscheine und obwohl ich so wenig Geschmack als Talent für dieses Handwerk hatte, so begann doch das reifere Alter mich klug zu machen; ich war entschlossen, mein Widerstreben zu überwinden, um mich meinem Posten ganz hinzugeben. Als ich begann in Fahrt zu kommen, machte Herr von Francueil unglücklicher Weise eine kleine Reise, während welcher mir seine Kasse anvertraut blieb, worin sich jedoch gerade nur fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken befanden. Die Sorgen, die Unruhe, welche mir die anvertraute Summe machte, ließ mich fühlen, dass ich nicht zum Kassierer geschaffen sei. Ich zweifele nicht, dass das schlechte Blut, das ich während seiner Abwesenheit bekam, zu der Krankheit beigetragen hat, worin ich nach seiner Rückkehr verfiel*[256]*. [...]*

In der Zeit, von der ich rede, als ich mich vielleicht zu sehr mit der widerwärtigen Arbeit an dieser verdammten Kasse ermüdet hatte, wurde ich schlimmer als zuvor und blieb beinahe sechs Wochen lang im trübseligsten Zustand, den man sich denken kann, bettlägerig. Frau Dupin sandte mir den berühmten [Arzt] Morand, der mir trotz seiner Geschicklichkeit und der Feinheit seiner Hand unglaubliche Schmerzen verursachte und nie damit zu Stande kam, mich zu sondieren. Er riet, mich an [den Arzt] Darran zu wenden,

255 Fußnote Hrsg.: Warum leugnete Rousseau so vehement seine Syphilis? Es war zu seiner Zeit allgemein bekannt, dass am Ende einer Syphilisinfektion häufig der Wahnsinn, bzw. Halbwahnsinn steht. Mit dem Eingeständnis seiner Syphilis hätte er in den >Bekenntnissen< automatisch eingestanden, dass sein ganzes Leben von den Folgen seiner Hirnlues beeinflusst gewesen war. Auch sein späterer Verfolgungswahn war eine Folge seiner Paralysepsychosen.

256 Fußnote Hrsg.: Wir haben oben in dem Werk von Prof. Dr. Zeh mit Titel >Progressive Paralyse< gelesen, dass „schon relativ banale Belastungen wie Überforderung, Erschöpfung und Schlafentzug" genügen, um Leistungsversagen und Fehlreaktionen [bei einem Syphilitiker] hervorzurufen. Ein einfacher Situationswechsel, Veränderungen der Lebensgewohnheiten, der persönlichen Umgebung, der Wohnordnung, der Pflege mögen den Anstoß geben. Nicht so selten sind auch, wie schon früher beschrieben wurde, die in der paralytischen Persönlichkeits-veränderung begründeten andauernden Fehlhandlungen und Entwicklungen, die sich gelegentlich zuspitzen können". Die berufliche Überarbeitung führte bei Rousseau zu einer schweren Erkrankung. natürlich war auch sein Harnleiden davon betroffen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

dessen biegsamere wächserne Sonden in der Tat sich endlich einführen ließen und das Hemmnis [Wasser zu lassen] besiegte. Aber als Morand der Frau Dupin Bericht über meinen Zustand gab, erklärte er ihr, dass ich noch sechs Monate nicht mehr am Leben sein würde. Diese Äußerung, die mir bekannt wurde, ließ mich ernste Betrachtungen über meinen Zustand anstellen und über die Thorheit, die Ruhe und die Annehmlichkeit der wenigen Tage, welche mir noch übrig seien, der Sklaverei des Amtes zu opfern, für welches ich nur Widerwillen fühlte; und würde es mir nicht übel angestanden haben, als Kassierer eines Finanzempfängers die Uneigennützigkeit und die Armut zu predigen? Diese Gedanken gährten mit dem Fieber so zusammen, sie verbanden sich mit solcher Gewalt, dass seitdem nichts sie wieder ausreißen konnte. Während meiner Genesung bestärkte ich mich mit ruhiger Überlegung in allen Entschlüssen, die ich im Delirium[257] gefasst hatte. Ich verzichtete für immer auf jeden Plan, zu [materiellem] Glück und Beförderung zu gelangen, entschlossen, die wenige Zeit, die mir zu leben übrig geblieben, in der Unabhängigkeit und Armut zuzubringen. Ich wandte alle Kräfte meiner Seele daran, die Fesseln, welche das Urteil der Welt uns anlegt, zu zerbrechen und mit Mut alles zu tun, was mir gut erschien, ohne mich irgend um die Meinung der Menschen zu kümmern. Die Hindernisse, die ich zu bekämpfen hatte, und die Anstrengungen, die ich aufbot, um darüber zu triumphieren, sind unglaublich. Es gelang mir, so viel es möglich ist und mehr als ich selbst gehofft. Wenn ich das Joch der Freundschaft ebenso gut abgeschüttelt hätte als die Menschenfurcht, so würde ich meine Absicht erreicht haben: die größte vielleicht oder wenigstens die der Tugend förderlichste, die ein Sterblicher je gefasst hat; aber während ich die verrückten Urteile des gemeinen Haufens der sogenannten Großen und der sogenannten Weisen mit Füßen trat, ließ ich mich unterjochen und wie ein Kind führen durch sogenannte Freunde, die, eifersüchtig auf meinen stolzen und einsamen Wandel auf einer neuen Bahn, sich sehr geschäftig zeigten, mich glücklich zu machen, und mich doch in der Tat nur lächerlich zu machen strebten, und damit begannen, mich herabzuwürdigen, um dann dahin zu gelangen, mich verschrieen zu machen."

Seite 178: *„Bis dahin war ich gut gewesen; von nun an wurde ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Dieser Rausch hatte in meinem Kopf begonnen, aber er war in mein Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte darin auf der Stelle der entwurzelten Eitelkeit. Ich stellte nichts vor, ich wurde in Wirklichkeit das, was ich schien, und während der vier Jahre mindestens, die dieser Gährungszustand dauerte, gab ich nichts einem Menschenherzen fassbares Schönes und Großes, dessen ich nicht, mit dem Himmel und mir allein, fähig gewesen wäre. Daraus entsprang meine plötzliche Beredsamkeit; daraus ergoss sich in meine ersten Bücher jenes wahrhaft himmlische Feuer, das mich innerlich durchglühte und das bisher, vierzig Jahre lang, noch nicht den geringsten Funken gesprüht hatte, weil es noch nicht entzündet war.*

Ich war wahrhaft umgewandelt. Meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher

257 Fußnote Hrsg.: Spätestens hier wird deutlich, dass Rousseau, wie bereits öfters, von zwei völlig verschiedenen Krankheiten redet: Zum einen leidet er unter Harnverhalten, zum anderen hat er „schlechtes Blut" bekommen (damit kann auch eine infektiöse Krankheit umschrieben sein) mit Fieber und Delirium, was eindeutig auf die Hirnlues (Spirochäten der Syphilis) zurückzuführen ist.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war und mehr in meiner Seele als meiner äußeren Haltung lag. Die Verachtung, welche meine auf den Grund gehenden Studien mir für die Sitten, die Grundsätze und die Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatten, machte mich unempfindlich gegen den Spott derer, welche sie teilten; und ich zerschmetterte ihre kleinen Bonmots mit meinen Aussprüchen, wie ich ein Insekt zwischen meinen Fingern zerdrücken würde. Welche erstaunliche Wandlung! Ganz Paris wiederholte die ätzenden und beißenden Sarkasmen desselben Menschen, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nie das, was er hätte sagen sollen, zu finden wusste, noch den Ausdruck, den er suchte. Wenn man den meiner Natur am meisten widersprechenden Zustand suchen wollte, würde man diesen finden. Erinnert man sich an einen jener kurzen Augenblicke meines Lebens, worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein, so findet man es in der Zeit, von der ich rede; aber statt sechs Tage, sechs Wochen zu dauern, dauerte dieser Zustand fast sechs Jahre und würde vielleicht noch dauern ohne die besonderen Umstände, die ihn beendigten und mich der Natur wiedergaben, über welche ich mich hatte erheben wollen."

Hier ist wieder eine Erläuterung notwendig: Jetzt hat ein weiteres Stadium der Neuro-Lues begonnen, die Euphorie. Er kümmert sich jetzt nicht mehr um die Meinung der anderen, um die wohlmeinenden Ratschläge seiner Freunde und Freundinnen. Jetzt will er nur noch nach seinen eigenen Vorstellungen leben. Er richtet sich nicht mehr wie früher nach der Welt, sondern die Welt soll sich gefälligst nach ihm richten. Er befindet sich in einem „Gärungszustand", plötzlich wandelt sich sein Charakter, er wähnt, in ein höheres, tugendhafteres Wesen verwandelt zu sein, wahrhaft „himmlisches Feuer" durchglüht ihn. Er wurde „wahrhaft umgewandelt". Seine Bekannten, seine Freunde erkennen ihn nicht wieder. Er ist nicht mehr „schüchtern und verlegen", sondern „kühn, stolz, unerschrocken". Dieser Zustand „worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein" dauerte fast sechs Jahre.

Rousseau berichtet weiter ab Seite 190: *„Wie war es möglich, dass ich mit einer von Natur expansiven Seele, für welche Leben Lieben hieß, bis dahin nicht einen mir ganz gehörenden, wahrhaften Freund gefunden – ich, der ich mich so dafür geschaffen fühlte, es zu sein? Wie war es möglich, dass mit so entzündlichen Sinnen, mit einem so von Liebe durchglühten Herzen ich nicht wenigstens ein einziges Mal für einen bestimmten Gegenstand in Flammen gestanden? Vom Bedürfnis zu lieben verzehrt, ohne je vermocht zu haben, es ganz zu befriedigen, sah ich mich an der Grenze des Alters stehen und sterben, ohne gelebt zu haben. Diese traurigen Betrachtungen rührten mich und ließen mich auf mich selbst besinnen mit einem Schmerz, der nicht ohne Süßigkeit war. Es schien mir, dass das Schicksal mir noch etwas schuldig sei, welches es mir noch nicht gewährt habe. Wozu hatte es mich mit einem zarten Empfindungsvermögen geboren werden lassen, wenn es dies bis zum Ende ohne Gegenstand der Betätigung lassen wollte? Das Bewusstsein meines inneren Wertes rief das Gefühl ungerechter Zurücksetzung hervor, aber es entschädigte mich gewissermaßen dafür und ließ mich Tränen vergießen, die fließen zu lassen mir ein Genuss war.*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)



Madame d'Epinay. Pastel de Liotard, vers 1759.

Ich stellte diese Betrachtungen in der schönsten Zeit des Jahres an, im Juni, unter frischem [grünem] Laub, beim Schlagen der Nachtigall, beim Plätschern der Bäche. Alles vereinte sich, um mich in jene zu verführerische Schlaffheit zu versenken, für welche ich geboren war, aber von der mich die harte und strenge Stimmung, in welche mich eine lange innere Gährung versetzte, hätte für immer befreien müssen. Ich begann unglücklicherweise mich des Mittagessens im Schloss von Toune zu erinnern und meiner Begegnung mit den zwei reizenden Mädchen in derselben Jahreszeit und in der Gegend ähnlich der, welche mich in diesem Augenblick umgab. Die Erinnerung, welche der Hauch der Unschuld, der darüber lag, mir noch teurer machte, brachte mich auf andere derselben Art. Bald sah ich alle Gegenstände, die mich in meiner Jugend gerührt hatten, um mich versammelt: Fräulein Galley, Fräulein von Graffenried, Fräulein von Breil, Frau Bazile, Frau von Larnage, meine hübschen Schülerinnen, alle bis zur pikanten Zulietta [in Venedig], die mein Herz nicht vergessen kann. Ich sah mich von einem Serail von Houris umgeben, von meinen alten Bekannten, nach denen das lebhafteste Verlangen mir keine neue Empfindung war. Mein Blut erhitzt sich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und pulst entflammt, mein Kopf schwindelt, trotz seiner ergrauenden Haare, und der ernste Bürger von Genf, der strenge Jean-Jacques, wird mit beinahe fünfundvierzig Jahren plötzlich wieder ein schwärmender Schäfer. Und so plötzlich und thöricht der Rausch, der mich ergriff, auch war, er wurde so dauernd und stark, dass es, um mich davon zu heilen, nicht weniger bedurfte als der unvorhergesehenen und furchtbaren Krisis des Unglücks, in das er mich stürzte." [...]

Mitten in meinen süßen Träumereien erhielt ich einen Besuch von Frau Houdetot, den ersten, welchen sie mir in ihrem Leben machte, der aber leider nicht der letzte blieb, wie man später sehen wird. [...]

Als die schlechte Jahreszeit mich zwang, mich im Haus einzuschließen, wollte ich meine Stubenbeschäftigung wieder aufnehmen. Es war mir nicht möglich. Ich sah überall nur meine zwei reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebung, das Land, welches sie bewohnten, die Gegenstände, welche meine Phantasie für sie geschaffen oder verschönert hatte. Ich gehörte keinen Augenblick mehr mir selbst an. Der Wahnsinn[258] verließ mich nicht mehr. Nach vielen unnützen Versuchen, alle diese Gebilde der Einbildungskraft von mir fortzuscheuchen, wurde ich endlich ganz von ihnen verführt; und ich suchte nur noch einige Ordnung, einigen Zusammenhang hineinzubringen, um eine Art von Roman [>Julie oder die neue Heloise<] daraus zu machen.

In große Verlegenheit setzte mich dabei die Scham, so laut und geradezu mich selbst Lügen zu strafen. Konnte man nach den strengen Grundsätzen, die ich so eifrig aufgestellt hatte, nach den starren Maximen, die ich gepredigt, mit so viel beißenden Ausfällen gegen die weibischen Bücher, die Liebe und Weichlichkeit atmeten, etwas Unerwarteteres, Ärgerlicheres sich denken, als mich mit eigener Hand unter die Verfasser solcher Bücher, die ich so hart getadelt, mich einschreiben zu sehen? Ich fühlte diesen Widerspruch in seiner ganzen Stärke, ich warf ihn mir vor, ich errötete darüber, grämte mich: aber das alles brachte mich nicht zur Vernunft zurück. Vollständig unterjocht musste ich es auf alles ankommen lassen und mich entschließen, dem, was man darüber sagen würde, zu trotzen; später konnte ich ja darüber beschließen, ob ich mein Werk zeigen wollte oder nicht. Denn ich setzte noch nicht voraus, dass ich je dazu kommen werde, es zu veröffentlichen. [...]

Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Walde zu wissen in meinem einsam liegenden Hause, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark fror, öffnete ich ein Paket mit mehreren Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebst, voll Zärtlichkeit und

258 Fußnote Hrsg.: Rousseau selber spricht von Wahnsinn, von wahnsinniger Liebes-Leidenschaft!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden. [...]

Die Rückkehr des Frühlings hatte meinen zärtlichen Wahnsinn verdoppelt und in meinen erotischen Entzückungen[259] hatte ich für den letzten Teil der >Julie< mehrere Briefe geschrieben, die, wie ich sagen darf, die Begeisterung, in der ich sie schrieb, fühlen lassen. Ich kann unter anderen die über das Elysium und die Spazierfahrt auf dem See anführen, die, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Teils steht. [...]

Die Gräfin von Houdetot näherte sich den Dreißigern und war nicht schön. Ihr Gesucht trug Spuren von Blattern, ihr Teint war unrein, sie war kurzsichtig und hatte ein wenig zu runde Augen, aber sie sah jung aus und ihre Physiognomie, die zugleich lebhaft und sanft war, hatte etwas Bestrickendes. Sie hatte einen Wald von natürlich gekräuseltem, dunkelschwarzem Haar, das ihr bis an die Kniekehlen ging, ihr Wuchs war zierlich und sie brachte in alle ihre Bewegungen zugleich Unbeholfenheit und Anmut. Ihr Geist war natürlich und einfach und sehr anziehend: Heiterkeit, leichter Sinn und Naivität vermählten sich darin auf's glücklichste. [...] Sie kam, ich sah sie, ich war im Liebesrausch ohne Gegenstand – dieser Rausch verzauberte meine Augen, sie wurde der Gegenstand, ich erblickte in Frau von Houdetot meine Julie, und bald sah ich nur noch Frau von Houdetot selbst, aber ausgestattet mit allen Vollkommenheiten, mit denen ich eben das fingierte Ideal meines Herzens umgeben hatte. Um es vollkommen zu machen, sprach sie mir von Saint-Lambert [ihrem Liebhaber] als eine leidenschaftlich Liebende. Ansteckende Macht der Liebe! Sie anhörend, im Gefühle neben ihr zu sein, fühlte ich mich von einem neuen, aber süßen Schauer ergriffen, den ich nie neben irgend jemandem empfunden. Sie sprach und ich fühlte mich gerührt. Ich glaubte mich nur für ihre Gefühle zu interessieren, während ich in langen Zügen die vergiftete Schale trank, ohne noch etwas anderes als ihre Süßigkeit zu schmecken. Kurz, ohne dass ich es merkte und ohne dass sie es merkte, flößte sie mir alles das, was sie für ihren Geliebten empfand, ein. Ach, es war sehr spät, sehr grausam, in einer nicht weniger heftigen als unglücklichen Leidenschaft für eine Frau zu entflammen, deren Herz voll von einer anderen Liebe war.

Trotz der ungewöhnlichen Gemütsbewegungen, die ich in ihrer Gegenwart empfunden, nahm ich anfangs nicht wahr, was mir geschehen. Erst nach ihrer Abreise, als ich an Julie denken wollte, war ich betroffen, nur noch an Frau von Houdetot denken zu können. Nun fielen mir die Schuppen von den Augen; ich fühlte mein Unglück, seufzte darüber, aber ich sah die Folgen nicht voraus. [...]

Frau von Houdetot fuhr in ihren Besuchen bei mir fort, die ich nicht ermangelte zu erwidern. Sie liebte das Gehen wie ich; wir machten lange Spaziergänge in einer zauberhaften Gegend. Zufrieden zu lieben und es aussprechen zu dürfen, würde ich mich selig gefühlt haben, wenn meine Thorheit nicht allen Reiz von diesem Zusammensein verscheucht hätte. [...] Sie

259 Fußnote Hrsg.: Ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, dass Jean-Jacques bei Niederschrift der >Bekenntnisse< wusste, zumindest ahnte, dass sein „zärtlicher Liebes-Wahnsinn" und seine „erotischen Entzückungen", ja sein ganzes späteres Unglück von seiner Syphilis-Krankheit verursacht war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

schlug mir nichts ab von allem, was die zärtlichste Freundschaft gewähren konnte; sie verwehrte mir nichts von dem, was sie untreu machen konnte: und ich hatte die Demütigung, zu sehen, dass die Umarmungen, womit ihre leichten Gunstbezeugungen mein Blut entflammten, in das ihrige niemals die geringsten Funken warfen. […]

Es ist eine Meile von der Eremitage [bei Frau von Epinay] nach Eaubonne [zu Frau von Houdetot]; auf meinen häufigen Reisen kam es zuweilen vor, dass ich über Nacht dort blieb. Eines Abends gingen wir, nachdem wir zusammen zu Nacht gegessen hatten, bei hellem Mondschein im Garten spazieren. Am Ende dieses Gartens war ein ziemlich großes Gehölz, durch das wir schritten, um eine hübsche Gebüschpartie mit einer Kaskade aufzusuchen, zu der ich ihr die Idee gegeben und die sie hatte ausführen lassen. Ewige Erinnerung an Unschuld und Wonne! In diesem Gebüsch war es, wo ich neben ihr auf einer Rasenbank unter einer blühenden Akazie sitzend eine Sprache, um die Gefühle meines Herzens auszudrücken, fand, die dieser letzteren wahrhaft würdig war. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben, aber ich war erhaben, wenn man es so nennen kann, was die zärtlichste und glühendste Liebe von Liebenswürdigkeit und verführerischem Reiz in ein Männerherz legen kann. Welche berauschende Tränen vergoss ich auf ihre Knie; wieviele ließ ich sie wider ihren Willen vergießen! Endlich rief sie in unwillkürlicher Entzückung aus: Nein, nie war ein Mann so liebenswürdig und nie liebte ein Liebender wie Sie! Aber ihr Freund Saint-Lambert hört uns; und mein Herz kann nicht zweimal lieben. Ich schwieg seufzend, ich küsste sie … welch ein Kuss! Aber es war alles! Seit sechs Monaten hatte sie allein geliebt, das heißt, fern von ihrem Freund und von ihrem Gatten; seit dreien sah ich sie fast täglich und stets war der Liebesgott als Dritter neben uns. Wir hatten allein zusammen gespeist, wir waren allein in einem Gebüsch im Mondschein und nach zwei Stunden der lebhaftesten und zärtlichsten Unterhaltung ging sie mitten in die Nacht aus diesem Gebüsch und aus den Armen ihres Freundes so unberührt, so rein an Körper und Herz hervor, wie sie hineingegangen. Leser, erwäge alle diese Umstände, ich will nichts mehr hinzusetzen[260].

Und möge man sich nicht einbilden, dass hier meine Sinne mich ruhig gelassen hätten wie bei Therese oder Mama. Ich habe es schon gesagt, diesmal war es Liebe; und Liebe mit all ihrer Energie und all ihrer Raserei. Ich werde weder die Aufregung, noch die Erschütterung, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen und die Ohnmacht des Herzens, die ich fortwährend empfand, beschreiben – man kann darüber nach dem Eindruck, den ihr bloßes Bild auf mich machte, urteilen. […] Dieser Zustand und vorzüglich seine Dauer von drei Monaten fortwährender Aufregung und Enthaltung stürzte mich in eine Erschöpfung, aus der ich mich mehrere Jahre lang nicht habe herausreißen können, und gab schließlich den Anstoß zur Abnahme der Kräfte, die ich ins Grab oder die mich ins Grab mitnehmen wird. So war der einzige Liebesgenuss des Mannes vom entzündlichen Temperament, der aber zugleich auch der schüchternste war, den vielleicht je die Natur hervorgebracht hat. So waren die letzten schönen Tage, die mir auf Erden

260 Fußnote Hrsg.: Die Szene mit dem Kuss erinnert mich an Frau von Larnage. Sie konnte bei ihrem bürgerlichen Liebhaber mit einem Kuss das Eis brechen. Leider gelang dies dem Bürger Rousseau nicht bei der adeligen Frau von Houdetot. Sie blieb standhaft bei seinem Kuss.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

vergönnt waren; nun beginnt das lange Gewebe des Elends meines Lebens, in dem man selten eine Unterbrechung sehen wird."

Das muss wieder kommentiert werden: Diese „Euphorie des Syphilitischen" hat alle Hemmungen beseitigt und alle Moralgefühle. Rousseau erinnert sich mit „entzündlichen Sinnen" an alle schöne Frauen, die ihm während seines früheren Lebens begegnet waren und für die er einmal geschwärmt hatte. In dieser völligen erotischen Enthemmung sieht er sich bereits „von einem Serail [Harem] von Houris" umgeben. Während dieser Euphorie wird er die >Nouvelle Heloise<, den >Emil< und den >Contract Social< schreiben und er wird sich am Ende mit all seinen Freunden und Bekannten heillos zerstritten haben. Vier Jahren später (1762) flieht er aus Frankreich nach der Schweiz, nach weiteren zwei Jahren von dort weiter nach England, wo er etwas mehr als ein Jahr lebt. Also fast zehn Jahre nach Ausbruch der syphilitischen Euphorie, den ich in den Frühsommer des Jahres 1757 datiere, hat seine Neuro-Lues ihm alles, seinen Ruhm, sein Ansehen, sein bescheidenes Auskommen als Schriftsteller, seine Freundschaft zu seiner Gönnerin Frau von Épinay, die ihn finanziel unterstützte, seine Freundschaften zu den französischen Aufklärern, sein ganzes Leben, rein alles zerstört. Nur noch einige konservative Adelige unterstützen ihn nach seiner Rückkehr aus England zurück nach Frankreich mit dem Notwendigsten, weil er als unversöhnlicher Feind Voltaires ihnen eventuell noch ein klein wenig nützlich sein könnte.

Der systematisch vorbereitete und durchgeführte Versuch, Frau von Houdetot zu seiner Geliebten zu gewinnen, eine im wahrsten Sinne des Wortes unsinnige und wahnsinnige Liebesleidenschaft, die ihm nur die völlige erotische Enthemmung und der syphilitische Größenwahn eingeben konnte, verstrickte Rousseau zuerst in monatelange erotische Unruhe und Aufregung. Nach der gescheiterten Hoffnung versank er - nach seinen eigenen Angaben - in einen geistigen Erschöpfungszustand, aus dem er sich mehrere Jahre lang nicht herausreißen konnte. Außerdem führte diese moralische Entgleisung zum Bruch mit seiner langjährigen Gönnerin, Madame d'Épinay, und zugleich zur Feindschaft mit den französischen Aufklärern, wie Voltaire, Diderot, Grimm, d'Alambert, Baron von Holbach und anderen. Gleichzeitig versank er in immer tieferen Verfolgungswahn, der ihn wohl auch gleichzeitig – bewusst oder unbewusst - davor bewahrte, die alleinige Schuld an seinem Unglück sich selber und auch gegenüber seinen Mitmenschen eingestehen zu müssen.

Zum Beweis von Rousseaus erotischer Enthemmung möchte ich dem Leser drei Beispiele vor Augen führen. Jean-Jacques Rousseau war bei der Niederschrift seiner >Bekenntnisse< voller Hass gegen Voltaire und dessen Anhänger, die so genannten Enzyklopädisten, darunter vor allem Diderot und Grimm[261]. In den >Bekenntnissen< versucht Rousseau vor allem Grimm in den Augen seiner Leser herabzusetzen, ja sogar verächtlich zu machen.

261 Fußnote Hrsg.: Lesen Sie dazu >Philosophenzwist - Voltaire und J. J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895. Diese Darstellung der Streitereien zwischen Voltaire und Rousseau ist die umfassendste, die ich bisher gelesen habe und erbringt nach meiner Überzeugung den absoluten Beweis dafür, dass Rousseau tatsächlich halbwahnsinnig war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)



La comtesse d'Houdetot,
d'après un portrait gravé par Corot.

Dazu erzählt er folgende Begebenheiten:

1. Begebenheit: Rousseaus eingestandener Seitensprung

Rousseaus Bekenntnisse, achtes Buch, ab Seite 101: *„Ich hatte in derselben Zeit einen gröberen [Genuss], den letzten dieser Art [wer's glaubt, wird selig], den ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe gesagt, dass der Prediger Klüpfel liebenswürdig gewesen; meine Verbindung mit ihm war fast so innig als die mit Grimm und wurde ebenso vertraulicher [richtiger: intimer] Art. Sie aßen zuweilen bei mir. Diese Mahlzeiten, etwas mehr als einfach, wurden*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

erheitert durch die feinen und närrischen schlüpfrigen Späße Klüpfels und durch die lächerlichen Germanismen Grimms, der noch nicht Purist[262] *geworden war. [...]*

Klüpfel hatte einem jungen Mädchen eine Wohnung eingerichtet, das nach Übereinkunft darum nicht aufhörte, aller Welt zu gefallen [d. h. sie war eine Liebesdienerin], da er es nicht allein unterhalten konnte. Eines Abends in ein Café tretend, begegneten wir ihm, wie er mit dem Mädchen herauskam, in der Absicht, mit ihr zum Abendessen zu gehen. Wir neckten ihn; er rächte sich galant, indem er uns aufforderte, an dem Abendessen Teil zu nehmen, und uns dann seinerseits neckte. Das arme Geschöpf schien mir von ziemlich guten Charakter, sehr sanft und wenig für ihr Handwerk geschaffen, für das eine Hexe, welche sie bei sich hatte, sie nach Kräften abrichtete. Die Unterhaltung und der Wein erheiterten uns, bis wir uns am Ende vergaßen. Der gute Klüpfel wollte die Honneurs des Hauses nicht halb machen und wir entfernten uns alle drei nach einander in die Nebenkammer mit der armen Kleinen, die nicht wusste, ob sie lachen oder weinen sollte. Grimm hat immer versichert, er habe sie nicht berührt; dann ist er bloß, um uns ungeduldig zu machen so lange bei ihr geblieben; und wenn er sich ihrer enthielt, so war es höchst wahrscheinlich nicht aus Skrupel, denn vor seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen wohnte er bei Mädchen im selben Quartier von St. Roche. [...]

Therese merkte an irgend einem Zeichen und vor allem an meiner verlegenen Miene, dass ich mir irgend einen Vorwurf zu machen habe; ich erleichterte mir die Last durch eine rasche und offene Beichte. Ich tat wohl daran, denn schon am anderen Morgen kam Grimm, um ihr triumphierend und mit Übertreibung mein Verbrechen zu erzählen; und seitdem hat er nie verfehlt, sie in boshafter Weise daran zu erinnern; darum um so unentschuldbarer, als ich ihn offen und frei ins Vertrauen gezogen hatte und also das Recht hatte, von ihm zu erwarten, dass er mich dies nicht bereuen lasse. Niemals fühlte ich mehr als bei dieser Gelegenheit die Gutmütigkeit meiner Therese: denn sie war mehr erzürnt über Grimms Verfahren als verletzt durch meine Treulosigkeit; und ich erfuhr von ihrer Seite nur rührende und zärtliche Vorwürfe, in denen ich niemals die geringste Spur von Groll wahrnahm.

Die Geisteseinfalt dieses trefflichen Mädchens kam seiner Gutmütigkeit gleich; damit ist alles gesagt; aber ein Beweis, der sich mir darbietet, verdient noch angeführt zu werden. Ich hatte ihr gesagt, dass Klüpfel Prediger und Kapellan des Prinzen von Sachsen-Gotha sei. Ein Prediger war für sie ein außerordentlicher Mann, dass sie in einer vollständigen Gedankenverwirrung Klüpfel für den Papst hielt. Ich glaubte, sie sei verrückt, als sie mir das erste Mal beim Nachhausekommen sagte, der Papst sei dagewesen, mich zu besuchen. Ich ließ sie sich erklären und hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese Geschichte Grimm und Klüpfel zu erzählen, dem der Name Papst von da an unter uns blieb. Dem Mädchen in der Rue des Moineaux gaben wir den Namen Päpstin Johanna. Wir lachten darüber, um zu ersticken. [...]

262 Fußnote Hrsg.: Was Rousseau mit der Titulierung, Grimm sei später ein „Purist“ geworden, andeuten wollte, erscheint mir unklar. Ein Ausländer wie Grimm kann schwerlich ein Purist werden, der die Sprache von Fremdwörtern reinigen will. Vielleicht meinte er das Wort im Sinne von „Puritaner“, dass nämlich Grimm später, als Geliebter der Frau von Épinay, angeblich ein sittenstrenger Mensch geworden sei. Möglicherweise ist „Purist“ ein Kopier- oder Druckfehler.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Im folgenden Jahr 1750 hörte ich, dass meine Abhandlung, an die ich nicht mehr dachte, in Dijon den Preis erhalten habe. Diese Nachricht erweckte alle die Gedanken wieder, die sie mir eingegeben hatten, belebte diese mit neuer Kraft und brachte vollends in meinem Herzen den ersten Gärungsstoff von Heroismus und Tugend in Aufruhr, welchen mein Vater und mein Vaterland und Plutarch in meiner Jugend hineingelegt. Ich fand nichts mehr groß und schön, als frei und tugendhaft, über das [scheinbare] Glück und die [irrige] Meinung der Menschen erhaben zu sein und mir selbst zu genügen."

2. Begebenheit: Rousseau und Frau von Épinay

Jean-Jacques Rousseaus Beziehung zu Madame d'Épinay ist nach meiner Überzeugung ebenfalls bisher nicht richtig erkannt und analysiert worden. Lesen wir zuerst, was er selber darüber berichtet:

Seite 153: „*Dieser üble Erfolg [seines Werkes >Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen< in Genf] hätte mich jedoch nicht von der Ausführung meiner Übersiedelung nach Genf abgehalten, wenn Beweggründe, die größere Macht über mein Herz hatten, nicht dazu gekommen wären. Herr von Épinay wollte seinem Schlosse La Chevrette einen fehlenden Flügel anfügen und machte einen ungeheuren Aufwand, um es zu vollenden. Wir waren eines Tages mit Frau von Épinay gegangen, um diese Arbeiten zu sehen, von ihrem Gut Épinay aus, wo wir uns damals aufhielten. Wir dehnten unsern Spaziergang eine Viertelstunde weiter aus, bis zum Reservoir der Wasserleitungen des Parks, der an den Wald von Montmorency stieß und worin ein hübscher Küchengarten mit einem sehr kleinen verfallenen Gartenhaus lag, das man die Eremitage nannte. Dieser einsame und anmutige Ort war mir aufgefallen, als ich ihn das erste Mal vor meiner Reise nach Genf gesehen. Es war mir in meinem Entzücken der Ausruf entschlüpft: „Ach Madame, welche reizende Wohnung. Das ist wie ein für mich geschaffenes Asyl!" Frau von Épinay machte nicht viel Aufhebens von meinen Worten, aber bei dieser zweiten Reise war ich ganz überrascht, an Stelle des alten Baues ein fast ganz neues kleines Haus zu finden, sehr gut eingerichtet und sehr bewohnbar für eine kleine Haushaltung von drei Personen. Frau von Épinay hatte diesen Bau im Stillen ausführen lassen und mit wenig Kosten, indem sie einige Materialien und einige Arbeiter vom Schlossbau nahm. Als sie meine Überraschung bemerkte, sagte sie: „Da sehen Sie, Sie Bär, Ihr Asyl. Sie selbst haben es sich ausgewählt. Die Freundschaft bietet es Ihnen an; und ich hoffe, dass es Ihnen die grausame Idee nimmt, sich von mir zu entfernen." Ich glaube nicht, dass ich jemals in meinem Leben in entzückenderer Weise gerührt ward; ich benetzte die wohltätige Hand meiner Freundin mit Tränen."*

Seite 154: „*Tronchin, der ungefähr um die selbe Zeit nach Genf übersiedelte, kam einige Zeit nachher nach Paris, um den Quacksalber zu machen; und nahm Schätze daraus mit fort. Bei seiner Ankunft besuchte er mich mit dem Chevalier von Jaucourt. Frau von Épinay wünschte sehr, ihn im Geheimen zu Rate zu ziehen, aber es war nicht leicht, sich durch die Menge zu drängen. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir. Ich forderte Tronchin auf, sie zu besuchen. Sie begannen so unter meinen Auspicien eine Verbindung, die sie später [nach dem Zerwürfnis] auf meine Kosten noch enger knüpften. So ist*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

immer mein Los gewesen. Sobald ich ein paar Freunde, die ich getrennt besaß, zusammenbrachte, haben sie nie ermangelt, sich wider mich zu verbünden.“

Seite 162: „Es war am 9. April 1756, dass ich die Stadt [Paris] verließ, um nie mehr darin zu wohnen. Denn ich zähle nicht als Wohnen einige kurze Aufenthalte, die ich seitdem sowohl in Paris als in andern Städten genommen, immer nur bei der Durchreise oder immer doch nur wider meinen Willen. Frau von Épinay nahm uns alle drei in ihren Wagen; ihr Pächter kam, mein geringes Gepäck aufzuladen, und ich wurde am selben Tag noch installiert. Ich fand mein kleines Asyl einfach, aber hübsch und selbst mit Geschmack eingerichtet und möbliert. Die Hand, welche diese Einrichtung besorgt hatte, gab derselben in meinen Augen unschätzbaren Wert; und ich fand es entzückend, der Gast meiner Freundin zu sein, in einem von mir ausgewählten Haus, das sie eigens für mich hatte erbauen lassen. Obwohl es kalt war und sogar noch Schnee lag, begann die Erde doch zu erwachen; man erblickte Veilchen und Primeln, die Knospen der Bäume begannen zu treiben und in der Nacht meiner Ankunft selbst ertönte der erste Nachtigallenschlag, der fast unter meinem Fenster in einem an das Haus stoßenden Gebüsch vernehmbar wurde. Nach einem leichten Schlummer glaubte ich, ohne an meinen Umzug zu denken, mich noch in der Straße Grenelle, als plötzlich dieser Vogelschlag mich erzittern machte und ich in meinem Entzücken rief: „Endlich sind alle meine Wünsche erfüllt!“ Mein erster Eifer war, mich dem bezaubernden Eindruck aller ländlichen Gegenstände hinzugeben. Statt damit zu beginnen, mich in meiner Wohnung einzurichten, begann ich mich für meine Spaziergänge einzurichten; und es gab keinen Pfad, kein Gehölz, kein Buschwerk, keinen versteckten Winkel um meine Wohnung herum, den ich nicht schon am andern Tag durchstreift hätte. Je mehr ich diese Zurückgezogenheit durchforschte, desto mehr fühlte ich sie wie für mich geschaffen.“

Die Euphorie des Syphilitischen setzte, so meine Überzeugung, nach seinem Umzug in den Schlossgarten der Frau von Épinay ein. Der Anlass dazu bildete nicht der vertrauliche Umgang mit Frau von Houdetot, das war sozusagen der Höhepunkt der Euphorie, sondern er begann bereits mit Frau von Épinay.

Auf Seite 179 berichtet er: *„Ich war wahrhaft umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken, trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war; und mehr in meiner Seele als meiner äußern Haltung lag.“*

Und weiter auf Seite 204: *„Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Wald zu wissen in meinem einsam liegenden Haus, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark fror, öffnete ich ein Paket mit mehreren Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebst, voll Zärtlichkeit und Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden."

Wer bei diesen Schilderungen immer noch keinen Verdacht geschöpft hat, den kann man wohl kaum oder nur noch schwer davon überzeugen, dass das Verhältnis Rousseaus zu Madame d'Épinay mehr war als nur platonische Freundschaft. Als Rousseaus völlig unsinnige Liebesleidenschaft für Frau von Houdetot offenkundig wird, ist Frau von Épinay natürlich maßlos enttäuscht und eifersüchtig.

Rousseau resümiert ab Seite 216: *„Die Frauen haben alle die Kunst, ihre Wut zu verbergen, wenn sie groß ist. Frau von Épinay, die gewalttätig aber überlegend war, besaß vor allen diese Kunst in ausgezeichnetem Maße. Sie stellte sich, als ob sie nichts sähe, nichts ahnte; und zur selben Zeit, wo sie ihre Aufmerksamkeit, ihre Sorgfalt für mich verdoppelte, beinahe cokettierte, nahm sie gegen ihre Schwägerin ein verletzendes Wesen an und bezeugte ihr eine Missachtung, die sie mir ebenfalls schien einflößen zu wollen. Man wird sich schon denken, dass es ihr nicht gelang, aber ich war auf der Folter. Zerrissen von sich widerstreitenden Gefühlen, während ich doch von ihren Zärtlichkeiten gerührt war, hatte ich Mühe meinen Zorn zurückzuhalten, wenn ich sie Frau von Houdetot verletzen sah. Die engelhafte Sanftmut der letztern ließ sie alles ohne Klagen ertragen, sogar ohne es ihr nachzutragen. [...]*

Ich war so erfüllt von meiner Leidenschaft, dass ich nichts anderes als Sophie sah [dies war einer der Namen von Frau von Houdetot] und nicht einmal bemerkte, dass ich die Fabel des ganzen Hauses und seiner Besucher geworden war. [...]

Eines Tages, als ich Frau von Houdetot in Eaubonne besuchte, als sie eben von einer ihrer Reisen nach Paris zurückgekommen, traf ich sie traurig und sah, dass sie geweint hatte. Ich war gezwungen, mich zu beherrschen, weil Frau von Blainville, die Schwester ihres Mannes, zugegen war; aber sobald ich einen Augenblick finden konnte, bezeugte ich ihr meine Unruhe. Ach, antwortete sie seufzend, ich fürchte sehr, dass Ihre Thorheiten mich die Ruhe meines Lebens kosten. Saint-Lambert [ihr Liebhaber] ist unterrichtet und schlecht unterrichtet. Er lässt mir Gerechtigkeit widerfahren, aber er ist verstimmt und gesteht mir nicht alles. Glücklicher Weise habe ich ihm nichts von unserm Umgang verschwiegen, zu dem er die Veranlassung gewesen ist. Meine Briefe waren voll von Ihnen, wie mein Herz; ich habe ihm nichts verborgen als nur Ihre unsinnige Liebe, von der ich Sie zu heilen hoffe, und aus der er mir, ohne nur davon zu reden, ein Verbrechen macht, wie ich sehr wohl sehe. Man hat uns verlästert, man hat uns ungerecht beschuldigt; aber es tut nichts. Brechen wir entweder ganz oder betragen Sie sich, wie Sie sollen. Ich will meinem Geliebten nichts mehr zu verbergen haben. [...]

Wir wussten beide, dass Frau von Épinay mit Saint-Lambert in Briefwechsel stand. Es war nicht mehr der erste Sturm, den sie Frau von

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Houdetot erregt hatte, sie hatte tausend Anstrengungen gemacht, ihn von ihr loszureißen; und die verübergehenden Erfolge einiger dieser Anstrengungen ließen Frau von Houdetot vor den weiteren erzittern. Im übrigen war Grimm, der Herrn von Castris, wie ich glaube, zur Armee gefolgt war, ebensogut wie Saint-Lambert in Westfalen; sie sahen sich zuweilen. Grimm hatte bei Frau von Houdetot einige Versuche gemacht, mit denen er gescheitert war. Sehr gereizt hörte er ganz auf, sie zu besuchen. Man denke sich die Kaltblütigkeit, womit er bei seiner bekannten Bescheidenheit voraussetzte, dass sie einen älteren Mann [Rousseau] als er [Grimm], und von dem er, Grimm, so lange er mit den Großen verkehrte, nur wie von seinem Schützling sprach, ihm vorziehe.“

3. Begebenheit: Madame d’Épinay und Grimm – Wahrheit oder Dichtung?

Seite 239: „*Kaum war Grimm auf der Chevrette, wo es mir ohnehin schon nicht mehr sehr gefiel, als er sie mir vollends unerträglich machte durch ein Wesen, das ich niemals bei jemandem sonst gesehen habe und von dem ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Am Tage vor seiner Ankunft logierte man mich aus dem besten Gastzimmer aus, welches ich [bisher] einnahm und an das der Frau von Épinay stieß. Man richtete es für Grimm ein und gab mir ein abgelegeneres. So, sagte ich lachend zu Frau von Épinay, vertreiben die Neuangekommenen die Alten. Sie schien verlegen. Ich begriff den Grund besser am Abend, als ich erfuhr, dass zwischen ihrem Zimmer und dem, welches ich verlassen, eine geheime Verbindungstür sei, die sie für unnütz gehalten, mir zu zeigen. Ihr Verhältnis zu Grimm war jedermann in ihrem Hause, wie im Publikum, selbst ihrem Mann bekannt; weit entfernt jedoch, es mir, dem Eingeweihten in Geheimnisse, an denen ihr weit mehr lag und die sie völlig sicher bei mir wusste, einzugestehen, verläugnete sie es immer sehr heftig. Ich begriff, dass diese Zurückhaltung von Grimm herrührte, der, im Besitz aller meiner Geheimnisse, nicht wollte, dass ich hinter irgend eins der seinigen komme. – Welch gutes Vorurteil meine alten Gefühle, die nicht erloschen waren, und die wirkliche Bedeutung dieses Mannes mir für ihn einflößten – es konnte doch nicht vorhalten gegen die Mühe, welche er sich gab, es zu zerstören. Sein Wesen war das des Grafen Tuffiere: er ließ sich kaum herab, meinen Gruß zu erwidern, er richtete nicht ein einziges Mal das Wort an mich und heilte mich davon, es an ihn zu richten, indem er mir gar keine Antwort gab. Er nahm überall den Vortritt, überall den besten Platz ein, ohne je auf mich zu achten. Das mochte hingehen, wenn er es nicht auf die anstößigste Weise geflissentlich getan hätte; man kann es nach einem Zuge beurteilen, den ich unter tausend erwähne. Eines Abends fühlte sich Frau von Épinay ein wenig unwohl, ließ sich ein wenig zu essen in ihr Zimmer bringen und stieg hinauf, um an ihrer Kaminecke zu Abend zu speisen. Sie schlug mir vor, mit ihr zu kommen, was ich tat. Dann kam Grimm. Der kleine Tisch war schon gedeckt; es standen nur zwei Couverts darauf. Man trägt auf; Frau von Épinay nimmt ihren Platz an der einen Feuerecke ein. Herr Grimm nimmt einen Lehnsessel, setzt sich an die andere Ecke, zieht den kleinen Tisch zwischen sie beide, legt seine Serviette auseinander und beginnt, ohne mir ein einziges Wort zu sagen, zu essen. Frau von Épinay errötet, und um ihn zu veranlassen, seine Grobheit wieder gut zu machen, bietet sie mir ihren Platz*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

an. Er sagt nichts, sieht mich gar nicht an. Da ich nicht ans Feuer kommen konnte, ging ich im Zimmer auf und ab, bis man mir ein Couvert brachte. Endlich ließ er mich am Ende des Tisches weit vom Feuer essen, ohne mir die geringste Entschuldigung zu machen, mir, der älter als er, älterer Freund dieses Hauses war, in das ich ihn eingeführt hatte und dessen Honneurs er mir, als der Geliebte der Hausfrau[263], hätte machen müssen. Seine ganze Aufführung gegen mich entsprach diesem Pröbchen. Er behandelte mich nicht grade wie einen tiefer Stehenden, er betrachtete mich als nicht vorhanden. Ich hatte Mühe, den einstigen Laufburschen wieder zu erkennen, der bei dem Prinzen von Sachsen-Gotha sich geehrt fühlte durch meine Blicke; und noch mehr Mühe, dieses tiefe Schweigen und dies beleidigende, abstoßende Wesen mit der zärtlichen Freundschaft für mich in Einklang zu bringen, deren er sich vor denjenigen, von denen er wusste, dass sie sie für mich hatten, berühmte. Es ist wahr, dass er sie mir wenig anders bezeugte, als um meine Vermögensumstände zu bejammern, über die ich mich nicht beklagte, um Mitleid über mein trauriges Los zu äußern, mit dem ich zufrieden war, und um bitter Klage darüber zu führen, dass ich so rauh die wohltätige Fürsorge zurückweise, welche er für mich haben zu wollen behauptete. Mit diesem Kunstgriff ließ er seine zärtliche Großmut bewundern und meine undankbare Menschenfeindlichkeit tadeln und gewöhnte unmerklich alle Welt daran, zwischen einem Beschützer wie er und einem Unglücklichen wie ich nur ein Verhältnis von Wohltaten auf der einen und Verpflichtungen auf der anderen Seite vorauszusetzen, ohne eine Freundschaft von gleich zu gleich dabei als auch nur möglich anzunehmen. Was mich angeht, so habe ich umsonst geforscht, worin ich diesem neuen Gönner verpflichtet sein könnte. Ich hatte ihm Geld geliehen, er mir nie; ich hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, in den meinigen besuchte er mich kaum; ich hatte ihm alle meine Freunde gebracht, er brachte mir nie einen; ich hatte ihn mit allen Kräften gefördert – wenn er mich gefördert hat, so geschah dies weniger öffentlich und auf eine ganz andere Art. Niemals hat er mir irgend einen Dienst von irgend einer Art geleistet oder nur angeboten. Auf welche Art war er mein Mäzen? Und ich sein Schützling? Das überstieg mein Begriffsvermögen und übersteigt es noch heute.“ [...]

Seite 244: *„Diderot selbst warnte mich am Anfang mehrere Male, dass Grimm, dem ich so viel Vertrauen schenkte, nicht mein Freund sei. In der Folge führte er eine andere Sprache, aber dies war, als er [Diderot] selbst aufgehört hatte, der meinige zu sein.*

Die Art, wie ich über meine Kinder verfügt [Rousseau gab sie ins Waisenhaus] überhob mich der Beihilfe von irgend jemandem. Ich unterrichtete jedoch meine Freunde davon, einzig um sie davon zu unterrichten, um in ihren Augen nicht besser zu erscheinen, als ich war. Dieser Freunde waren drei: Diderot, Grimm und Frau von Épinay. Duclos, der meines Vertrauens am würdigsten war, war der Einzige, dem ich es nicht schenkte. Er erfuhr es dennoch. Durch wen? Ich weiß es nicht. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass diese Treulosigkeit von Seiten der Frau von Épinay begangen sein sollte. Die wusste, dass, wenn ich sie mit gleicher

263 Fußnote Hrsg.: Es wäre der Mühe wert, zu überprüfen, ob die Übersetzung korrekt ist. Denn mit „der Geliebte der Hausfrau“, der Frau von Épinay, hätte Rousseau ja, bewusst oder unbewusst, selber eingestanden, dass es ein Liebesverhältnis zwischen ihnen war!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Münze bezahlen wollte – falls ich dazu fähig gewesen – ich mich grausam rächen konnte. [...]

Bei ihrem Plan, mir die Gouverneusen [Rousseau meint seine Lebensgefährtin Therese und deren Mutter] zu nehmen, hatten Grimm und Diderot sich angestrengt, ihn [Duclos] für ihre Absichten zu gewinnen; er weigerte sich stets mit Verachtung. Erst in der Folge erfuhr ich von ihm alles, was sich in dieser Beziehung zwischen ihnen zugetragen; aber schon damals erfuhr ich genug von Therese, um zu sehen, dass bei dem allen eine geheime Absicht walte, oder dass man jene beiden Personen [Therese und deren Mutter] als Werkzeuge zu irgend einer geheimen Absicht dienen lassen wollte. [...]"

Seite 249: *„Eines Tages, als ich an nichts weniger dachte, ließ Frau von Épinay mich holen. Beim Eintreten bemerkte ich an ihren Blicken und ihrer ganzen Haltung etwas Verlegenes, das mir um so mehr auffiel, als solches Wesen bei ihr nicht gewöhnlich war, da niemand in der Welt Gesicht und Bewegungen besser zu beherrschen verstand. „Mein Freund", sagte sie, „ich reise nach Genf ab; meine Brust ist in üblem Zustand, meine Gesundheit geht so bergab, dass ich ohne Rücksicht auf alles andere gehen und Tronchin um Rat fragen muss." Dieser so plötzliche und beim Eintritt der schlechten Jahreszeit gefasste Entschluss verwunderte mich um so mehr, weil ich sie sechsunddreißig Stunden vorher verlassen, ohne dass die Rede davon gewesen wäre. Ich fragte, wen sie mitnehmen würde. Sie sagte mir, ihren Sohn und Herrn von Linant; und dann warf sie nachlässig hin: „Und Sie, mein Bär, werden Sie nicht auch mitkommen?" Da ich nicht glaubte, dass sie im Ernst rede, weil sie wusste, dass in der Jahreszeit, welche begann, ich kaum im Stande war, mein Zimmer zu verlassen, so scherzte ich über die Nützlichkeit der Begleitung eines Kranken durch einen anderen Kranken. Sie selbst schien nun auch den Vorschlag nicht ernstlich gemacht zu haben und es wurde nicht weiter davon geredet. Wir sprachen nur noch von den Zurüstungen zu ihrer Reise, womit sie sich sehr lebhaft beschäftigte, da sie in vierzehn Tagen abzureisen gedachte.*

Ich hatte nicht viel Scharfsinn nötig, um zu sehen, dass diese Reise einen geheimen Beweggrund hatte, den man mir verschwieg. Das Geheimnis, welches im ganzen Haus nur für mich existierte, wurde schon am anderen Tag von Therese entdeckt, der es Tessier, der Haushofmeister, der es von der Kammerfrau erfahren, enthüllte. Obwohl ich Frau von Épinay darüber keine Verschwiegenheit schuldig bin, weil ich es nicht von ihr erfuhr, so hängt es doch zu sehr zusammen mit Geheimnissen, die sie mir anvertraute, als dass ich es davon trennen könnte. Deshalb werde ich über diesen Punkt schweigen. Aber diese Geheimnisse, die nie aus meinem Munde, noch aus meiner Feder gekommen sind und nicht daraus kommen werden, sind zu vielen Leuten bekannt geworden, um nicht von der ganzen Umgebung der Frau von Épinay durchschaut worden zu sein.

Vom wahren Beweggrund dieser Reise unterrichtet, hätte ich den geheimen Antrieb einer feindlichen Hand in dem Versuch erkannt, mich dabei zum schützenden Begleiter der Frau von Épinay zu machen; aber sie hatte so wenig gedrängt, dass ich dabei blieb, diesen Versuch nicht als Ernst aufzunehmen, und ich lachte bloß über die schöne Rolle, die ich gespielt haben würde, wenn ich die Dummheit gehabt hätte, mich damit zu beladen. Übrigens

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gewann sie viel durch meine Weigerung, denn es gelang ihr, ihren Mann selbst zur Begleitung zu bewegen.

Einige Tage nachher empfing ich von Diderot das Billet, welches ich hier folgen lassen will. Nur ein Mal gefaltet; und zwar so, dass das Ganze ohne Mühe zu lesen war, wurde es an mich „bei Frau von Épinay" adressiert und Herrn von Linant, dem Erzieher des Sohnes und dem Vertrauten der Mutter, anempfohlen.

Billet [Brief] Diderots (Heft A Nr. 52)

„Ich bin geschaffen, Sie zu lieben und Ihnen Verdruss zu machen. Ich höre, dass Frau von Épinay nach Genf reist, und höre nicht sagen, dass Sie sie begleiten. Mein Freund, zufrieden mit Frau von Épinay müssen Sie mit ihr reisen, unzufrieden mit ihr, müssen Sie noch viel eher reisen. Sind Sie überbürdet von dem Gewicht der Verpflichtungen, welche Sie für sie haben, dann haben Sie eine Gelegenheit, einen Teil abzutragen und die Last zu erleichtern. Werden Sie in Ihrem Leben eine andere Gelegenheit finden, Ihre Dankbarkeit zu beweisen? Sie geht in ein Land, wo sie wie aus den Wolken gefallen sein wird. Sie ist krank; sie wird Erheiterung und Zerstreuung nötig haben. Der Winter! Sehen Sie doch, mein Freund! Der Einwurf Ihrer Gesundheit kann gewichtiger sein, als ich ihn halte, aber sind Sie heute kränker, als Sie es vor einem Monat waren, und als Sie es im Beginn des Frühlings sein werden? Werden Sie über drei Monate die Reise bequemer machen als heute? Ich gestehe Ihnen, wenn ich es im Wagen nicht aushalten könnte, so würde ich einen Stab nehmen und ihr folgen. Und dann, fürchten Sie nicht, dass man Ihr Betragen missdeute? Man wird Sie der Undankbarkeit oder eines anderen geheimen Beweggrundes zeihen. Ich weiß wohl, was Sie auch tun, Sie werden immer das Zeugnis Ihres Gewissens für sich haben; aber reicht das allein hin und ist es erlaubt, bis zu einem gewissen Punkt, das der anderen Menschen zu vernachlässigen? Übrigens, mein Freund, schreibe ich Ihnen dies Billet, um mich einer Verpflichtung gegen Sie und gegen mich selber zu entledigen. Wenn es Ihnen missfällt, werfen Sie es ins Feuer und es sei nicht mehr die Rede davon, als wenn es nie geschrieben worden. Ich grüße, liebe und umarme Sie."

Das Erzittern vor Zorn, die Erstarrung, die mich beim Lesen dieses Billets erfassten und mir kaum erlaubten, es zu Ende zu bringen, hinderten mich nicht, die Geschicklichkeit zu bemerken, mit welcher Diderot darin einen sanfteren, schmeichlerischeren, freundlicheren Ton annahm, als in allen seinen anderen Briefen, in denen er mich höchsten „mein Lieber" nannte, ohne dass er sich kaum je herabgelassen, mir den Namen Freund zu geben. Ich sah den Ricochetschuß, durch den mir dieses Billet zugeworfen worden, dessen Unterschrift, Form und Inhalt ziemlich ungeschickt den krummen Weg verdeckten. [...]"

Seite 273: „Deleyre sagte mir in seinen Briefen, dass man mich wegen Schändlichkeiten beschuldigte; Diderot teilte mir beinahe dasselbe mit."

Seite 276: [Therese erfuhr angeblich von Saint-Lambert] „dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte ..."

Die Erwähnung seiner unehelichen Kinder und dass er sie ins Findelhaus brachte, ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Es hängt demnach mit seiner, respektive mit der späteren Beziehung Grimms zu Frau von Épinay

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zusammen. Was will er demnach mit dem Satz *„dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte“* sagen? Er unterstellt Grimm ein erotisches Verhältnis mit Frau von Épinay. Ja noch mehr, er ist sich dessen offensichtlich sicher. Was war demnach der Grund für ihre plötzliche Abreise nach Genf? Rousseau glaubte offensichtlich nicht an ihre angebliche Krankheit. Es gibt keinen anderen Grund dafür, als dass sie schwanger war. Was mich allerdings stutzig macht, das ist der relativ kurze Zeitraum von Grimms Erscheinen auf der Chevrette und der Abreise, bzw. der Schwangerschaft der Frau von Épinay. Zum einen wird man nicht beim ersten intimen Verkehr schwanger, dazu gehören mehrmalige Versuche, und zum anderen weiß eine Frau erst nach zwei oder drei Monaten genau, ob sie tatsächlich schwanger ist. Unregelmäßigkeiten bei der Periode gibt es durchaus. Also der Zeitraum ist nach meinem Gefühl etwas zu kurz. Viel eher käme daher Rousseau als Vater in Verdacht. Wenn eine Frau sich so eifersüchtig benimmt wie Madame d'Épinay, wegen der Liebesleidenschaft Rousseaus für Madame d'Houdetot, dann muss mehr im Spiel gewesen sein als nur literarische Freundschaft oder gar platonische Liebe. Nein, ich bin überzeugt, zwischen Jean-Jacques Rousseau und Frau von Épinay bestand ein erotisches Verhältnis.

Es wäre eine Sensation, wenn man den Taufeintrag eines Kindes der Frau von Épinay noch in den Kirchenbüchern der Stadt Genf entdecken würde. Dann hätte man tatsächlich noch ein Kind von Rousseau gefunden, denn die Nachforschungen in den Büchern der Findelhäuser von Paris waren ergebnislos geblieben. Wenn ich der französischen Sprache mächtig wäre, würde ich mich auf die Suche machen.

Ein weiterer Grund für Jean-Jacques Rouseau seine ehemalige Gönnerin und – so meine Überzeugung – seine frühere Geliebte in der Pariser Öffentlichkeit zu erniedrigen und zu blamieren, war die Schmähschrift >Sentiment des citoyens<, das mehrere Jahre später anonym veröffentlicht in Genf erschien. Rousseau beschuldigte Frau von Épinay der Indiskretion, nämlich seine Lebensgeheimnisse ausgeplaudert zu haben. Rousseau rächte sich viele Jahre später mit der Niederschrift der >Bekenntnisse<. Die obige Bemerkung, dass Madame d'Épinay *„wusste, dass, wenn ich sie mit gleicher Münze bezahlen wollte – falls ich dazu fähig gewesen – ich mich grausam rächen konnte“*. Rousseau war zu dieser Rache fähig, denn wegen der Schmähschrift >Sentiment des citoyens< war er geradezu rasend vor Wut.

Die Gesinnung der Bürger [von Genf] [264]

Man bemitleidet einen Narren, artet aber die Narrheit in Raserei aus, so muss man ihn binden ... Wir haben Jean-Jacques Rousseau, den gewesenen Bürger unserer Stadt, solange beklagt, als er sich begnügte, in Paris die unglückliche Rolle eines Possenreissers zu spielen, der in der Oper ausgepfiffen wurde, und solange er sich der Lächerlichkeit preisgab, indem er, auf vier Füßen gehend, im Lustspieltheater auftrat.[265]

Muss aber unsere Geduld nicht zu Ende gehen, da er es wagt, in einer Schmähschrift [>Briefe vom Berge<] die Religion, zu der er sich selbst

264 Fußnote Hrsg.: Entnommen aus >Philosophenzwist - Voltaire und J.J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895.

265 Fußnote Hrsg.: Anspielung auf die Komödie >Die Philosophen<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

bekennt, alle Verkünder des heiligen Evangelium und den gesamten Staat wüthend anzugreifen? Die Raserei [der Wahnsinn] darf nicht mehr als Entschuldigungsgrund dienen, wenn sie einen zum Verbrecher macht.

Wenn er nun auch sagen würde: „Ihr müsst an meiner Inkonsequenz und den Widersprüchen, in die ich mit mir gerate, erkennen, dass ich geisteskrank bin“, so bleibt es deswegen doch nicht weniger wahr, dass diese Verrücktheit ihn dazu gebracht hat, Jesus Christus zu beschimpfen und drucken zu lassen, dass „das Evangelium ein anstößiges, verwegenes und gottloses Buch sei, dessen Moral darin bestehe, die Kinder zur Verleugnung ihrer Mutter und Brüder zu bewegen“ und anderes mehr. Ich will die weiteren Worte nicht anführen, sie machen einen schaudern ...

Wenn er auch geglaubt hat, durch seine zweideutige Schreibweise seinen Gotteslästerungen die Entschuldigung zu sichern, dass sie nur in der Einbildung seines Verleumders bestehen, so lässt sich doch die Art, in welcher er von den Wundern unseres Heilandes spricht, durch nichts entschuldigen. Er sagt ganz klar und im eigenen Namen: „Es gibt im Evangelium Wunder, welche man nicht wörtlich nehmen kann, ohne gegen die Vernunft zu verstoßen.“ Alle Wunder, die Jesus, um unsere heilige Religion zu begründen, sich herabließ zu vollführen, macht er lächerlich ...

... Da er Jesus Christus beschimpft hat, darf es uns nicht wundernehmen, dass er die Verkünder des heiligen Evangeliums gröblich beleidigt ...

Doch kommen wir zu dem, was uns am meisten angeht, zu unserer Stadt, die er zugrunde richten möchte, weil er in ihr verurteilt wurde. Warum weckt er unsere veralteten Streitigkeiten? Warum spricht er von unserem Unglück? Will er, dass wir uns gegenseitig erwürgen, weil man in Paris und in Genf ein schlechtes Buch [ein Buch Rousseaus] verbrannt hat? Wenn unsere Freiheit und unsere Rechte in Gefahr sein werden, werden wir sie auch ohne ihn zu verteidigen wissen ...

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass die Stadt, die er aufwiegeln will, seine Einmischung mit Entrüstung zurückweist. Wenn er geglaubt hat, dass wir für den Roman >Emil< das Schwert ziehen würden, so ist dieser Gedanke wie so mancher anderer von ihm lächerlich und verrückt. Aber er muss darüber belehrt werden, dass man zwar einen ungläubigen Schriftsteller milde züchtigt, aber einen verächtlichen Empörer strenge bestraft.

Doch all diese Vorwürfe, diese beleidigende Verachtung sind nicht das Ärgste:

Darf ein Mann, der in unserer Stadt geboren ist, unsere Prediger so empörend beleidigen, unsere Prediger, die zumeist unsere Verwandten und Freunde, zuweilen unsere Tröster sind? Und wer behandelt sie so? Ist es ein Gelehrter, der mit Gelehrten streitet? Nein, es ist der Verfasser einer Oper und zweier Lustspiele, die ausgepfiffen wurden. Ist es ein Ehrenmann, der im Übereifer tugendhaften Männern rücksichtslose Vorwürfe macht? Wir müssen mit Bedauern und errötend gestehen, dass es ein Mann ist, dem man das Laster [gemeint ist: die Syphilis] ansieht, der, als Hanswurst verkleidet [in armenischer Tracht], das unglücklichste Weib, dessen Mutter er tötete und dessen Kinder er am Tor eines Findelhauses aussetzte, von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg mit sich schleppt ...

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gaston Maugras führt dazu weiter aus, ab Seite 274 seines Buches: *„Man kann sich den Schmerz und die Wut, welche diese Schmähschrift in Rousseau wachrief, vorstellen; er war seiner nicht mehr mächtig, als er diese >anonyme Schrift las, die statt mit Tinte mit dem Wasser des Phlegeton geschrieben schien<.*

Diese Enthüllungen über seine Sittlichkeit, über Therese und ihre Kinder versetzten dem Philosophen den empfindlichsten Schlag. Es waren Mittheilungen, die umsomehr überraschten, als das Publicum gar nicht ahnte, dass er Kinder gehabt und welch trauriges Los er ihnen bereitet habe. Der Welt die unwürdige Handlung des Verfassers vom >Emil< enthüllen, des Mannes, welcher sich als Reformer der Menschheit aufgestellt hatte, der sich selbst einen Tugendhelden ohne Makel und Tadel nannte, hieß so viel, als den Altar eines falschen Gottes umwerfen. Rousseau war vernichtet.

Wer hatte dieses Geheimnis, das so gut gehütet wurde, verrathen? Wer hatte diese Niedertracht, die man der Welt durch fünfzehn Jahre verheimlichte, enthüllen können?

Des Philosophen Verdacht fiel sofort auf Frau von Épinay, und er nahm sich vor, sie die Schwatzhaftigkeit, die sie sich, wie er meinte, hatte zuschulden kommen lassen, theuer bezahlen zu lassen. Er machte Duclos zum Vertrauten seines bitteren Schmerzes und seiner Rachepläne und schrieb ihm [am 13. Januar 1765]:

„... Soeben ist in Genf eine empörende Schmähschrift erschienen, zu welcher Frau von Épinay in ihrer Art den Stoff geliefert hat. Dieser Umstand gibt mir gegen sie und ihre Umgebung freie Hand. Doch möge mich Gott davor behüten, es ihr, selbst wenn ich mich verteidigte, gleichzuthun! Ich bin auch, ohne die mir anvertrauten Geheimnisse zu verrathen, im Besitze vieler [anderer Geheimnisse], die ich durch andere über sie erfahren habe, und die genügen werden, um sie - so weit es mit Bezug auf mich nothwendig ist - kennen zu lehren. Sie hält mich nicht für so gut unterrichtet; da sie mich aber dazu zwingt, wird sie eines Tages zur Erkenntnis kommen, wie verschwiegen ich war."

So weit der Auszug aus dem Buch von Gaston Maugras.

Mit Rousseaus Auszug aus seiner sogenannten Eremitage bei Frau von Épinay und seinem Einzug in ein Nebengebäude des Schlosses des Herzogs von Luxembourg hatte er zugleich die politischen Fronten gewechselt: von den Aufklärern zu den Konservativen. Frau von Épinay stand mit Voltaire und den Enzyklopädisten in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel. Dies genügt vollkommen, um ihr eine aufgeklärte Geisteshaltung zusprechen zu können. Voltaire schrieb ihr im Juli 1756 (das war nach dem Bruch ihrer Freundschaft mit Rousseau): *„Ich weiß mehr als irgendjemand, was in Paris und Versailles wegen [des Stückes] >Die Philosophen< geschieht. Wenn man sich aufteilt und kleine Schwächen hat, ist man verloren. Die Infame und die Infamen [die Kirche und die Priester] werden triumphieren. Sollten die Philosophen so dumm sein und in die Falle gehen, die man ihnen stellt? Seien Sie [Madame d'Épinay ist gemeint] das Band, das die armen Verfolgten einigen soll. Jean-Jacques [Rousseau] hätte in dem Krieg [im Kampf der Auflärer gegen die „infame"] dienlich sein können, aber der Kopf hat sich ihm verdreht. Soeben [kürzlich] schrieb er mir einen Brief, in dem er mir sagt, ich hätte Genf verdorben. Er spricht von M. Grimm und nennt ihn einen Deutschen namens*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Grimm. Er sagt, ich sei der Grund, dass er nach seinem Tod auf die Müllhalde geworfen werde, während ich [Voltaire] ehrenhaft beerdigt würde. Was wollen Sie, dass ich Ihnen sage, Madame? Er [Rousseau] ist schon tot.“

Die französischen Aufklärer begegneten und behandelten Rousseau nach seinem Verrat an ihren Idealen natürlich mit tiefster Verachtung, ja mit Abscheu.

Aber auch die Konservativen fanden keine rechte Freude an den philosophischen Halbheiten und Widersprüchen Rousseaus. Seine Werke >Nouvelle Héloise<, >Contract Sozial< und >Emile< bewiesen zur Genüge, dass er eigentlich zu keinem Lager zu zählen war; da er weder eindeutig ein Progressiver noch eindeutig ein Konservativer war. Dieses Hin- und Herschwanken ist wiederum ein deutliches Indiz für seine durch die Syphilis bedingte extreme Neurasthenie. Dieses Verwirrspiel bewies letztendlich, dass er selber ein geistig Verwirrter war.

Als er nach langer Irrfahrt zum größten Erstaunen aller von England nach Frankreich zurückkehrte, hatte er als Philosoph bei den meisten Konservativen jegliches Ansehen und Vertrauen verloren. Er galt als ein Modeschriftsteller, der mit einigen halbverrückten Werken einiges Aufsehen bei der illustren Gesellschaft gefunden hatte. Außerdem hielt man ihn bereits für einen Geisteskranken. Er wurde systematisch mundtot gemacht. Seine Werke waren verboten und er selber auf Schritt und Tritt von der Geheimpolizei beobachtet und bespitzelt, um rechtzeitig zu erfahren, was er plante, um es verhindern zu können. Sein Verfolgungswahn war zumindest teilweise berechtigt.

Rousseaus Ansehen als Philosoph war während des Ancien Régime, also bis zum Beginn der Revolution ruiniert, bzw. er hatte Druckverbot. Außerdem war sein literarisches Schaffen existenziell unmöglich geworden, da er keinen Gönner, respektive Gönnerin mehr hatte, wie z. B. Frau von Épinay, der oder die ihm seinen Lebensunterhalt finanziert hätte. Die Niederschrift der >Bekenntnisse< dauerte daher Jahre. Es war der letzte Versuch Rousseaus, durch die Veröffentlichung von persönlichen Klatschgeschichten zu etwas Geld zu kommen, um damit seinen Lebensunterhalt bestreiten oder aufbessern zu können. Und noch eine weitere Absicht verfolgte er damit. Er wollte sich an Voltaire und dessen Anhängern, wie auch an einigen früheren Freunden, darunter auch Frau von Épinay, rächen. Natürlich wurde das Werk in Paris sofort von der Zensurbehörde verboten. Er durfte nicht einmal daraus vorlesen.

Rousseaus letztes Werk, die >Träumereien eines einsamen Spaziergängers<, zählt in meinen Augen zu seinen besten. Etwas überaus Wichtiges erfahren wir darin, speziell im >Dritten Spaziergang<: Wie stand es um seine persönliche Überzeugung in Bezug auf Religion und ewiges Leben? Rousseau gehörte seit dem Jahr 1765 keiner Religionsgemeinschaft mehr an. Er erwähnt in seinen >Konfessionen< nie, dass er in einer Kirche gewesen wäre oder einen Priester aufgesucht hätte. Aber auch ein klares Bekenntnis zum Atheismus finden wir in keinem seiner Werke. An was glaubte er demnach? Rousseau war, so paradox es klingen mag, ein opportunistischer Zweifler, heutzutage auch „Esoteriker“ genannt. In Gegenwart der Aufklärer und Enzyklopädisten stimmte er deren atheistischer Ansicht zu, in Gegenwart eines Konservativen, wie des Herzogs von Luxembourg, bekannte er sich zum Theismus. Er konnte sich zu keinem klaren und eindeutigen Bekenntnis durchringen. Er war, wegen seiner Neurasthenie, dazu geistig absolut unfähig.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er entschuldigt sich geradezu vor dem Leser, warum er an die Unsterblichkeit und an eine Vorsehung glaubt (>Träumereien<[266], Seite 69): *„Alle Leiden [auf Erden] verlieren ihre Kraft, wenn man sicher damit rechnet, später [in einem Jenseits] dafür entschädigt zu werden. Dass ich diese Gewissheit besaß, war der wichtigste Erfolg meiner früheren Reflexionen.“*

Diesem eindeutigen Bekenntnis steht der Satz gegenüber: *„Mein Verstand konnte sie [die Atheisten] nicht widerlegen, aber mein Gefühl.“*

Der Glaube, der Theismus ist demnach für Rousseau eine reine Herzens- oder Gefühlssache.

Weitere zaghafte Entschuldigungen sind diese Stellen in den >Träumereien<, ab Seite 61): *„Schließlich sagte ich mir: Werde ich mich durch die Trugschlüsse dieser Schönredner [die Atheisten sind gemeint] immer verwirren lassen? [...] Nach einer genauen Untersuchung, so glühend und aufrichtig, wie sie vielleicht kein Sterblicher je angestellt, kam ich über die Gefühle, die mir wichtig waren, endgültig ins Reine; habe ich mich in meinen Ergebnissen damals geirrt, so kann ich wenigstens gewiss sein, dass mein Irrtum mir nicht als Verbrechen angekreidet werden wird, denn ich habe alle meine Kräfte daran gewendet, mich vor Irrtum zu bewahren. Gewiss haben die Vorurteile meiner Kindheit und die geheimen Wünsche meines Herzens die Waage nach der für mich tröstlichen Seite zur Neige gebracht; wer wollte daran zweifeln. Es wird schließlich einer immer glauben, was er so inbrünstig zu glauben gewünscht hat; dagegen ist keiner gefeit. Das Interesse, das wir an der Frage haben, ob unsere Handlungen in einem künftigen Leben eine Sühne finden werden, entscheidet ganz gewiss bei der Mehrzahl der Menschen über den Glauben hinsichtlich der Dinge, die ihrer harren. Ich räume also ein, dass dies alles meine Entscheidung beeinflusst haben mag; aber es hat meine Aufrichtigkeit sicherlich nicht gemindert, denn ich lebte dauernd in der Furcht zu irren. Ist der Sinn unseres Lebens nur in diesem zu suchen, so lag mir daran, es zu wissen, um es doch wenigstens auf das Beste zu nutzen, solange es noch Zeit war, und so nicht das Opfer falscher Vorurteile zu werden. Was ich aber in meiner damaligen Stimmung auf der Welt am meisten befürchtete, war, dass ich um des Genusses von irdischen Gütern willen, die ich nie sehr begehrenswert gefunden hatte, das Heil meiner Seele verscherzen könnte.*

Gern gestehe ich, dass ich die schwierigen Fragen, mit denen unsere Philosophen mir ständig in den Ohren lagen und die mich so oft in Verlegenheit brachten, nicht immer befriedigend zu beantworten wusste. Aber ich war entschlossen, über diesen Gegenstand, der sich dem menschlichen Verstand ohnehin entzieht, ein für allemal ins Reine zu kommen. Weil ich überall nur undurchdringliches Geheimnis und unwiderlegbare Gegengründe fand, stellte ich jeweils auf das Gefühl ab, das mir am unmittelbarsten gesichert schien, das durch sich selbst am glaubhaftesten war, ohne mich bei den Einwänden aufzuhalten, die ich nicht zu beantworten wusste, die sich aber durch mindestens ebenso starke Gegengründe aus dem entgegengesetzten System entkräftigen ließen. Der dogmatische Ton in diesen Dingen ist so recht das Kennzeichen der Schwindler und Marktschreier; worauf es hier ankommt, ist, dass jeder zu seiner eigenen Entscheidung gelange und dass er sie mit der ganzen Reife des Urteils treffe, die er an die Sache zu wenden hat. Begehen wir dabei dennoch einen Irrtum, so kann uns vor einem gerechten Richter keine

266 Fußnote Hrsg.: Nach der deutschen Übersetzung von R. J. Humm, Basel 1943.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Strafe treffen, da wir frei von Schuld sind. Das war der feste Standpunkt, der noch heute die Grundlage meiner Gewissheit und meines Heiles [im Sinne von: meiner psychischen Balance und Gesundheit] ist.

Das Ergebnis meiner mühsamen Untersuchungen war ungefähr das selbe, das ich später im >Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars< niederlegte, einem Buche, das von den Zeitgenossen auf die unwürdigste Weise in den Schmutz gezogen wird, das aber bei den Menschen, wenn anders der gesunde Verstand und die Aufrichtigkeit je wieder bei ihnen einkehren wird, dereinst einen großen Umschwung herbeirufen könnte.

Seitdem habe ich mich bei diesen Grundsätzen, die die Frucht eines so nachhaltigen und sorgfältigen Nachdenkens waren, beruhigt und aus ihnen die unabänderliche Richtschnur meines Verhaltens und meines Glaubens gemacht. Um die Einwände, die ich nicht beantworten konnte, kümmere ich mich nicht mehr; auch nicht um die, die ich damals nicht vorausgesehen hatte und die sich später hin und wieder bei mir einstellten. Sie gaben mir manchmal zu schaffen, sie vermochten aber nie, mich zu erschüttern. Ich sagte mir immer: das alles sind metaphysische Spitzfindigkeiten, die neben den von meiner Vernunft gebilligten, von meinem Herzen bestätigten Grundsätzen ohne Gewicht sind; diese tragen alle den Stempel der inneren, in der Stille der Leidenschaften getroffenen Zustimmung, und dies soll mir genügen. Diese Dinge übersteigen ohnehin den menschlichen Verstand; wie könnte also ein Einwand, dem ich nicht zu begegnen weiß, den ganzen Körper einer Doktrin umstürzen, die so viel Nachdenken und Sorgfalt gebildet und festgefügt haben, die meine Vernunft so sehr anspricht, meinem Herzen, meinem ganzen Wesen so sehr zusagt und die durch meine innere Zustimmung, die, wie ich fühle, allen anderen Meinungen fehlt, immer wieder bestätigt wird? Nein, nie werden eitle Einwände die Harmonie zerstören, die ich zwischen meiner unsterblichen Seele und der Beschaffenheit dieser Welt wahrnehme; die materielle Ordnung, die in dieser herrscht, findet ihre genaue Entsprechung in der sittlichen Ordnung, die ich durch viel Nachdenken entdeckt habe und die für mich die Stütze ist, die mir hilft, mein unglückliches Leben zu tragen. Mit jeder anderen Weltanschauung würde ich ohne Auskunft leben und ohne Hoffnung sterben, ich wäre das unglücklichste der Geschöpfe. Halten wir uns also an diese hier, die allein genügt, mich dem Schicksal und den Menschen zum Trotz glücklich zu machen. [...]

Alle Leiden verlieren ihre Kraft, wenn man endlich deren großen, sicheren Lohn wahrnimmt die Sicherheit dieses Lohnes war aber die wichtigste Frucht, die ich aus meinem Nachdenken einst gewonnen hatte. [...]

Diese „Grundsätze“ Rousseaus sind offensichtlich Ausflüchte eines Mannes, der psychisch krank ist und der seiner neurasthenischen Psyche diese aufregenden Gedanken nicht mehr zumuten kann und darf.

Wie der Syphilitiker und Neurastheniker Johann Wolfgang Goethe eine partielle Psychose entwickelt hatte in Bezug auf das weiße Licht, angeblich das „Unveränderlichste und Unantastbarste“, siehe mein Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, so besaß der Syphilitiker und Neurastheniker Jean-Jacques Rousseau eine partielle Psychose in Bezug auf eine göttliche Vorsehung. Als schwerkranker Syphilitiker, der wirklich tagtäglich mit dem Tod rechnen musste, und als Neurastheniker versetzte ihn der Gedanke, dass alles auf der Erde von einem blinden Naturgeschehen abhängig sein könnte, in eine

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

übergroße Erregung und Angst. Er konnte diesen Gedanken einfach nicht ertragen, ohne früher oder später, im wahrsten Sinne des Wortes, davon verrückt zu werden.

Rousseau beschloss, seiner Gemütsruhe wegen, wieder zu seinem kindlichen Glauben zurückzukehren. Er war aber auch kein gläubiger Theist mehr, denn er zweifelte an den Wundern Christi und an den Schriften der Bibel. Daher hat man ihn später für einen theistischen Esoteriker gehalten und ausgegeben. Wobei in meinen Augen Esoterik nur ein Beruhigungsmittel für Neurastheniker ist, wie im Falle Rousseaus. Sein öffentliches Bekenntnis zum Theismus ermöglichte ihm jedoch, in Frankreich relativ gefahrlos zu leben, trotz seiner von der Zensur verbotenen Schriften.

Das Urteil von Michail Bakunin über Rousseau in dessen Werk >Gott und der Staat< scheint auf den ersten Blick übertrieben streng und ungerecht. Es ist jedoch absolut richtig und treffend. Bakunin bestätigt sowohl die Forschungen von Gaston Maugras in dessen Buch >Philosophenzwist – Voltaire und Rousseau< als auch meine:

„Man hätte damals [im 18. Jahrhundert] glauben können, dass der menschliche Geist sich ein für allemal von jedem göttlichen Druck befreien würde. Dies war ein Irrtum. Die Gotteslüge, mit der sich die Menschheit – um nur von der christlichen Welt zu sprechen – achtzehn Jahrhunderte lang genährt hatte, sollte sich noch einmal mächtiger als die menschliche [philosophische] Wahrheit zeigen. Da sie sich nicht mehr der Schwarzröcke, der geweihten Raben der Kirche, der katholischen oder protestantischen Priester, die jedes Vertrauen verloren hatten, bedienen konnte, so bediente sie sich der Laienpriester, der Lügner und Sophisten im kurzen Rock; und die Hauptrolle fiel zwei verhängnisvollen Männern unter ihnen zu: dem falschen Geist und dem doktrinär despotischsten Willen des vergangenen [18.] Jahrhunderts: Jean-Jacques Rousseau und Robespierre.

Der erstere [Rousseau] ist der wahre Typus der Lüge und argwöhnischen Kleinlichkeit, der Überhebung der eigenen Person, der kalten Begeisterung und sentimentaler und gleichzeitig unbarmherziger Heuchelei, der notwendigen Lüge des modernen Idealismus [im Sinne von: Theismus]. Man kann ihn als den wahren Schöpfer der modernen Reaktion betrachten. Während er dem Anschein nach der demokratischste Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist, brütet in ihm der erbarmungslose Despotismus des Staatsmanns. Er war der Prophet des doktrinären Staats, dessen Hohepriester Robespierre, sein würdiger und treuer Schüler, zu werden versuchte. Rousseau hörte Voltaire sagen, daß, wenn es keinen Gott gäbe, er erfunden werden müsse; und er erfand das höchste Wesen, den abstrakten und leeren Gott der Deisten. Und im Namen des höchsten Wesens und der von ihm befohlenen heuchlerischen Tugend guillotinierte Robespierre zuerst die Heberisten [atheistische politische Partei], dann den Genius der Revolution, Danton, in dessen Person er die Republik ermordete, um so den von da ab notwendig gewordenen Triumph der Diktatur Bonapartes vorzubereiten. Nach diesem großen Sieg suchte und fand die idealistische [theistische] Reaktion weniger fanatische, weniger schreckliche Diener, wenn man sie an dem bedeutend geringeren Maßstab der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts misst.“

Und Gaston Maugras resümiert in seinem Werk >Philosophenzwist – Voltaire und J. J. Rousseau< [kostenfreie Internet-Ressource]: „Wohlan, es

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

muss offen gesagt werden: dieser Mann [gemeint ist: Rousseau] welcher sich immer für den unbestechlichen Vertreter der Wahrheit ausgegeben hat, dieser Mann, welcher sich, während seines Lebens prahlerisch den stolzen Wahlspruch >Vitam impendere vero< [Leben für die Wahrheit] gewählt hat, dieser Mann hat frech gelogen. Die >Bekenntnisse< sind ein Gewebe von Verleumdung, ein Werk des Hasses und der Leidenschaft, dem man nie hätte Glauben[267] *schenken sollen. Auch die >Zwiegespräche< und die >Träumereien [eines einsamen Spaziergängers]< verdienen nicht mehr Glauben."*

S. 417: *„Als Jean-Jacques [Rousseau] die >Bekenntnisse<, >Zwiegespräche< und >Träumereien< schrieb, verfolgte er nur das eine Ziel: für die angeblichen Beleidigungen, welche ihm von Seiten seiner Freunde zuteil geworden waren, Rache zu nehmen. Die Niedertracht, mit der er handelt, ist um so größer, weil er diese Schmähschriften nicht während seines Lebens veröffentlichte, sondern sie mehreren Vertrauensmännern [und zwar konservativen und reaktionären, die die Aufklärung bekämpften] gegen das förmliche Versprechen übergeben hat, sie erst nach seinem Tode herauszugeben."*

267 Fußnote Maugras: *„Wenn durch einen seltsamen Zufall", schreibt Diderot [in seinem Werk >Essai sur les règnes de Claude et de Néron<], „wie er ja schon vorgekommen ist, jemals ein Werk erscheinen würde, in welchem ehrenwerte Leute von einem arglistigen Schurken [Rousseau ist gemeint] grausam zerrissen würden, der um seinen ungerechten und unbarmherzigen Zumutungen einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen sich selbst in hassenswürdigen Farben malen würde ... fragt euch selbst, ob ein schamloser [Autor] ... der gesteht tausend Bosheiten begangen zu haben, ein sehr glaubwürdiger Bürge ist; fragt euch, was ihn die Verleumdung gekostet hat und um wieviel eine Schandtat mehr oder weniger den geheimen Frevel eines Lebens, welches sich durch mehr als fünfzig Jahre unter der Maske der plumpesten Heuchelei verborgen hat, vergrößern kann ... Verabscheut den Undankbaren, welcher seinen Wohltätern Böses nachsagt."*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Berühmte Zitate von J. J. Rousseau

Alles entartet unter den Händen der Menschen.

Der Charakter offenbart sich nicht [nur] an großen Taten; an Kleinigkeiten zeigt sich die Natur des Menschen.

Nicht derjenige hat am meisten gelebt, welcher die höchsten Jahre zählt, sondern der, welcher sein Leben am meisten empfunden hat.

Ein Greis braucht nur noch eine Befähigung: er muss sterben lernen. Aber genau darum bemühen sich die Leute meines Alters am wenigsten; man befasst sich mit allem, bloß damit nicht. Greise hängen mehr am Leben als Kinder und sperren sich viel heftiger als junge Menschen dagegen, es aufzugeben. Kein Wunder: sie haben ja immer nur für dieses [irdische] Leben gearbeitet und sehen nun, da sein Ende naht, ihr ganzes Mühen verloren. All ihr Hab und Gut, das sie so viel Fleiß und Schweiß gekostet hat, lassen sie zurück, wenn sie dereinst fortgehen. Ein Leben lang fiel ihnen nicht ein, etwas zu erwerben, das sie bei ihrem Tod mitnehmen könnten.

Das Leben ist kurz, nicht wegen der kurzen Zeit, die es dauert, sondern weil uns von dieser kurzen Zeit fast keine bleibt, um es zu genießen.

Die [eigentliche] Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern darin, dass er nicht tun muss, was er nicht will.

Das Geld, das man besitzt, ist das Mittel zur Freiheit; dasjenige, dem man nachjagt, das Mittel zur Knechtschaft.

Der Mensch ist frei geboren und trotzdem liegt er [überall] in Fesseln.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kurzdarstellung der Syphilis bei Jean-Jacques Rousseau

13.03.1734: Tod von Claude Anet, Vertrauter und Geliebter von Madame Warens, Jean-Jacques wird dessen Nachfolger.

Sommer 1734: Ausbruch einer schweren Krankheit, Rousseau bezeichnet es als eine „Entzündung" (Infektion), in Wirklichkeit war es die Syphilis: *„Mit all ihrer Sorge, Aufmerksamkeit und unglaublicher Anstrengung rettete sie [Madame de Warens] mich [Rousseau]. Obwohl von meiner großen Krankheit genesen, hatte ich doch meine Kraft nicht wieder bekommen. Meine Brust [gemeint ist: Herz, Lunge und Blutgefäße] war nicht wieder hergestellt; ein Überrest des Fiebers blieb noch immer und machte mich hinfällig.*"

Ende des Sommers 1734: Madame de Warens kauft das Landgut „Les Charmettes" bei Chambéry.

20.07.1737: Abreise zu einem Arzt nach Montpellier, angeblich um sich von einem „Herzpolyp" heilen zu lassen. In Wahrheit reist er nach Montpellier, um Heilung von der Syphilis zu finden. Unterwegs Liebesgeschichte mit Madame de Larnage. Rousseau verspricht, zu ihr nach Saint-Andiol zu kommen und bei ihr zu leben.
Ich bin überzeugt, dass Jean-Jacques sich tatsächlich nach Saint-Andiol begab. Nach seinen >Bekenntnissen< reist er Ende November 1737 von Montpellier ab.
Er kehrte aber erst im Februar oder März 1738 zu Madame de Warens nach Chambéry zurück. Wo lebte er in der Zwischenzeit? Was war geschehen? Ein mögliches Szenario wäre: Er kam nach Saint-Andiol zu Frau von Larnage. Sein neues Leben begann vielversprechend. Doch dann erkrankte Madame de Larnage an einer schweren Entzündung. Es stellte sich schließlich heraus, dass sie an Syphilis erkrankt war. Als „Übeltäter" kam nur Jean-Jacques in Frage.

Februar/März 1738: Rückkehr nach Chambéry zu Madame de Warens.

April 1740: Rousseau nimmt eine Stelle als Hauslehrer in Lyon an. Dort entwirft er ein >Projekt für die Erziehung< für den Sohn der Familie de Mably.

1744: in Paris lernt er den französischen Philosophen Denis Diderot kennen, der ihn beauftragt, als einer der Enzyklopädisten musiktheoretische Beiträge für die französische Encyclopédie zu verfassen. Er lebt mit der Wäscherin Thérèse Levasseur in freier Beziehung und lässt die fünf Kinder, die während ihres Zusammenlebens geboren wurden, im Waisenhaus aufziehen. Die Möglichkeit besteht, zumindest theoretisch, dass die Kinder gar nicht von Rousseau stammen.

1755: erscheint >Über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen<, darin stellt er die Entwicklungen von einer glücklichen Urgesellschaft bis zur Rechtsungleichheit in der modernen spezialisierten Gesellschaft dar und beschreibt das Wesen des Menschen als von Natur aus gut und erst durch die Zivilisation verdorben.

1756: Rousseau verlässt die Stadt Paris und zieht sich in die Abgeschiedenheit von Montmorency zurück, wo er seine romantische Erzählung >Julie ou la nouvelle Héloise< schreibt. Von 1756-62 lebt er in Montmorency bei Paris erst als Gast von Mme d'Épinay, dann des Herzogs von

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Luxembourg.
Nicht lange nach dem Umzug in den Schlossgarten der Frau von Épinay Beginn einer syphilitischen Euphorie: *„Ich war wahrhaft umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken, trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war; und mehr in meiner Seele als meiner äußern Haltung lag.*"

1760: wahnsinnige Liebesleidenschaft Rousseaus zu Frau von Houdetot. Rousseau betrachtet sie als „seine Julie", wie im Briefroman >La Nouvelle Héloise<, der die letztendlich unmögliche Liebe des bürgerlichen Intellektuellen Saint-Preux zu der adeligen Julie d'Étanges darstellt. Frau von Houdetot weist Rousseaus Liebesbegehren zurück, dadurch geistiger Zusammenbruch Rousseaus: *Und möge man sich nicht einbilden, dass hier meine Sinne mich ruhig gelassen hätten wie bei Therese oder Mama [Madame de Warens]. Ich habe es schon gesagt, diesmal war es Liebe; und Liebe mit all ihrer Energie und all ihrer Raserei. Ich werde weder die Aufregung, noch die Erschütterung, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen und die Ohnmacht des Herzens, die ich fortwährend empfand, beschreiben – man kann darüber nach dem Eindruck, den ihr bloßes Bild auf mich machte, urteilen. [...] Dieser Zustand und vorzüglich seine Dauer von drei Monaten fortwährender Aufregung und Enthaltung stürzte mich in eine Erschöpfung, aus der ich mich mehrere Jahre lang nicht habe herausreißen können, und gab schließlich den Anstoß zur Abnahme der Kräfte, die ich ins Grab oder die mich ins Grab mitnehmen wird.*"

1762: ruft die im >Émile< als Einschub enthaltene deistische >Profession de foi d'un vicaire savoyard< einen Sturm der Entrüstung bei allen orthodoxen Christen hervor.

Januar 1766: Rousseau flieht - auf Einladung von David Hume – aus der Schweiz nach England.

1767: Rousseau kehrt unter dem Decknamen „Renou" nach Frankreich zurück und heiratet am 30. August 1768 Thérèse Levasseur.

1770: Rückkehr nach Paris und Vollendung seines autobiographischen Werkes >Die Bekenntnisse<. Die Polizei verbietet ihm die Vorlesung aus seinen >Bekenntnissen<.

Spätestens seit 1766 und bis zum Ende seines Lebens ist Rousseau von Verfolgungswahn geplagt, was bereits seinen Zeitgenossen auffällig wurde und was ihn mit allen entzweite, weil er in jedem Mitmenschen, egal ob Progressiver oder Konservativer, einen Spitzel und Verfolger sah.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Johann Wolfgang von Goethe

Vorwort

Wenn Ihnen ein Goethe-Forscher sagen würde, Goethe sei der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. gewesen, er sei nicht am 28. August 1749 geboren, sondern am 28. Januar 1745, seine erste große und tragische Liebe sei das schöne Gretchen gewesen, an der er sich mit Syphilis infizierte, seine zweite große und tragische Liebe sei nicht Lotte Buff in Wetzlar, sondern Urania, alias Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon in Darmstadt gewesen, Goethe und Urania hätten ein Kind gezeugt, den späteren „König der Romantik“ Ludwig Tieck, Urania sei am Kindbettfieber gestorben und dies sei der wirkliche und sehr reale Grund für Goethes Suizidabsichten gewesen, Goethe habe dichterische Denkmäler für die verstorbene Geliebte geschrieben, den >Werther<, den >Clavigo<, das Drama >Das leidende Weib<, dessen angebliche Verfasser zuerst Klinger und dann Lenz hießen, Goethes Beziehung zu Charlotte von Stein sei eine regelrechte „Schattenehe“ in Weimar gewesen, mit allen Folgen (insgesamt drei Schwangerschaften), der braunschweigische Theaterdirektor August Klingemann sei das uneheliche Kind Goethes und Charlotte von Steins, das während einer angeblichen Kur in Bad Pyrmont zur Welt kam, Goethes Flucht nach Italien diente nicht nur Kunststudien, sondern vor allem zur Heilung von den Spätfolgen der Syphilis, der Präparalyse, der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekannten Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< sei ein anonymes Werk Goethes, die Werke >Peter Lebrecht<, >William Lovell< >Die Reisenden< und noch viele andere seien keine Werke Ludwig Tiecks, sondern in Wahrheit Werke Goethes, das halbphilosophische Werk >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< sei kein Werk von Karl Philipp Moritz, sondern ebenfalls ein Werk Goethes, das halbwissenschaftliche Werk >Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< sei nicht von dem Mediziner Johann Christian Reil verfasst, sondern ebenfalls von Goethe, das pseudonym veröffentlichte satirische Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< sei geradezu eine satirisch-ironische Goethesche Autobiographie, und noch Vieles mehr: würden Sie dann die Germanistik noch als eine Wissenschaft ansehen? - Nein. Und in der Tat: die Germanistik ist eine Glaubensangelegenheit wie die Religion.

Und, als wenn dies alles noch nicht genug wäre, soll Johann Wolfgang Goethe auch noch ein „genialer“ Syphilitiker gewesen sein? Nach Ansicht des Autors und Herausgebers ist dies der Universalschlüssel zu allen Ungereimtheiten und Widersprüchen sowohl in der Person als auch im Oevre Goethes. Zum Stand der Syphilis-Kontroverse:

Der Straßburger Professor der Medizin W. A. Freund behauptete in dem Artikel >Zu „Don Sassafras“ (von Erich Schmidt) und „Über das Pathologische bei Goethe“ (von P. J. Möbius)<, abgedruckt in der >Münchner medicinischen Wochenschrift<, Ausgabe Nr. 48, 1898, Goethe habe sich als Leipziger Student an der Syphilis infiziert.

Der Goethe-Philologe Erich Schmidt war der gleichen Auffassung in seinem Artikel >Don Sassafras<, erschienen in der >Zeitschrift für deutsches

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Alterthum<, neue Folge, Nr. 13.

Möbius in seiner Verteidigungsschrift gegen den o. g. Artikel von W. A. Freund, ebenfalls in der >Münchner medicinischen Wochenschrift<, Nr. 51, schrieb: *„Wenn mich Jemand fragen würde: hat sich Goethe in Leipzig inficirt oder nicht?, so würde ich sagen: ich weiss es nicht. Möglich ist es natürlich, und dass er sich der Gefahr ausgesetzt habe, ist wahrscheinlich.“*

Die Medizinerin M. Oberhoffer ist in ihrem Buch >Goethes Krankengeschichte<, Hannover 1949, etwas zu weiblich schüchtern und wagt nur die Aussage: *„Lues nicht bewiesen noch gegenbewiesen“.*

Zu den vorsichtigen Bejahern der Syphilis ist auch der Pharmakologe H. Schelenz zu zählen. Sein Artikel >Nochmals Goethes Krankheit< in der >Berliner klinischen Wochenschrift<, Ausgabe Nr. 156, 1919, weist alle Argumente der Syphilis-Verneiner als unsachgemäß und unhaltbar zurück.

Zu den entschiedensten Verneinern der Lues gehört u. a. W. H. Veil, der Goethe in seinem Buch >Goethe als Patient<, Jena 1939, ohne jegliche psychopathische Züge sieht. Er greift sowohl Möbius als auch Freund an und behauptet, daß keiner von den beiden genannten Autoren eine *„ganz einfache medizinische Analyse“* vorgenommen habe. Er schrieb wörtlich: *„Seltsamerweise, aber bezeichnenderweise, kommt der Arzt W. A. Freund zu der syphilitischen Pathogenese des Jugendleidens Goethes überhaupt nicht auf Grund medizinischer, sondern auf Grund literarischer Erwägungen. Diese gehören zu den betrüblichsten Erscheinen der talmudischen Methode in der deutschen Literatur“.*

Diesem fadenscheinigen Argument Veils, das schlicht und einfach unrichtig ist, möchte der Autor und Herausgeber entschieden widersprechen: W. A. Freund gelangt aufgrund von eigenhändigen brieflichen Zeugnissen Goethes zu der Überzeugung, daß er sich in Leipzig an Syphilis infiziert habe. Dies wiegt doppelt schwer, auch wenn Goethe sich einigermaßen bedeckt hält und viele seiner Andeutungen sozusagen nur zwischen den Zeilen durchblicken läßt: Goethe gesteht die Syphilis den Freunden in Leipzig ein; wobei es nebensächlich ist, ob er sich in Leipzig ein zweites Mal an Syphilis infizierte, denn er kam bereits als ein Syphilitiker nach Leipzig. Er hat es gar nicht nötig, seine Krankheit ängstlich zu verbergen und zu leugnen. Wolfgang Goethe ist ein reicher Bürger, der um seinen guten Ruf nicht fürchten muß, z. B. des Broterwerbs wegen, und der sich, zumindest zu dieser Zeit, wenig oder gar nicht um die Meinung anderer schert. Der Herzog von Weimar nahm den jungen Stürmer und Dränger auch keineswegs aufgrund seines „guten Rufes“ in sein Geheimes Consilium auf, sondern ganz im Gegenteil, weil er ein liberaler Querkopf und ein progressiver Denker war.

In dem vorliegenden Buch liefert der Autor und Herausgeber, aufgrund von neu aufgefundenen Indizien und literarischer Entdeckungen den absoluten Beweis für die Diagnose: Goethe – ein „genialer“ Syphilitiker.

Machen Sie sich ein Bild von dem wahren Mensch und Dichter Goethe!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Indizien der Syphilis-Erkrankung bei J. W. von Goethe

Vor der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt im April 1764 liegt die Liebesaffäre des neunzehnjährigen[268] Wolfgang Goethe mit dem „schönen Gretchen“. Die genaue bürgerliche Identität des Mädchens ist unbekannt. Goethe infizierte sich an dieser zweiten Manon Lescaut.[269] Das Verbot des Stiefvaters, den Umgang mit dem schönen Gretchen zu beenden, kam zu spät. Goethe gebärdete sich deswegen wie toll. Möglicherweise beschleunigte der psychische Schmerz den Ausbruch der Krankheit. Goethes Studienbeginn verschob sich aus diesem Grund. Er musste sich zuerst von der Syphilis heilen. Dies erklärt die Tatsache, warum der junge Goethe noch über ein Jahr, genau 19 Monate (vom 3. April 1764 bis 3. Oktober 1765) warten musste, bis er sein Studium in Leipzig aufnehmen konnte. Ungewiss ist, ob bei ihm eine Quecksilberschmierkur oder eine Hunger-Liegekur, meist ebenfalls mit Verabreichung von geringen Mengen Quecksilber, zur Anwendung kam. Ich vermute, durch eine Andeutung Goethes in dem Brief an Katharina Schönkopf vom 31.01.1769 (siehe weiter unten), dass Goethe auf Anraten seines Stiefvaters, der ebenfalls Syphilitiker war, eine sogenannte Boerhaaven’sche Abmagerungskur erhielt. Boerhaave ging davon aus, dass das „venerische Gift“ im Fettgewebe sitzen würde. Er glaubte, die Krankheit mit schweren Hunger-, Schwitz- und Abführkuren aus dem Körper heraustreiben zu können. Zur weiteren Unterstützung dürfte dem jungen Goethe auch ein >Liquor mercurialis Swieteniae< verabreicht worden sein. Gerard van Swieten, ein Schüler Boerhaavens erfand den nach ihm benannten >Likör< jedoch nicht selber, sondern sein Studienkollege Nunez Ribeiro Sanchez hatte das Rezept aus Russland erhalten. Dieses „Medikament“ enthielt neben 0,03 Gramm Quecksilbersublimat noch ca 40 Gramm Branntwein. Auch Quecksilberpillen, wie das sogenannte Calomel, das ebenfalls geringe Mengen von Quecksilber enthielt, wurden immer wieder gegen die Syphilis eingenommen. Wann diese erste Heilmaßnahme erfolgte, ist ungewiss. Sie könnte spätestens im Mai und Juni 1765 erfolgt sein, währenddessen sich Wolfgang Goethe mit einem Hofmeister (Name unbekannt) für mehrere Wochen zur Kur in Wiesbaden aufhielt.

Wie eine Kur in Wiesbaden zur Zeit Goethes verlief, steht in dem Büchlein >Wißbadische Kranckengeschichte, oder Erzehlung merckwürdiger Curen, welche in besonderen und schwehren Kranckheiten durch den Gebrauch des Wißbader warmen Wassers bewürcket worden, aus eigener Erfahrung gesammlet und auf hohen Befehl zum Druck befördert von denen gegenwärtigen Medicis ordinariis und Physicis daselbsten<, erschienen in Franckfurt in der Andreaischen Buchhandlung, 1760, ab Seite 121:

268 Goethes tatsächlicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe L. Baus, >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

269 Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe – das schöne Gretchen. Manon Lescaut ist die Titelfigur eines Romans von Prévost. Die Eventualität, daß sich Wolfgang Goethe bei dem „schönen Gretchen“ durch einen unschuldigen Kuss infiziert haben könnte, möchte ich ausdrücklich *nicht* ausgeschlossen haben. In diesem Falle wäre der junge Goethe zu den „unschuldigen Opfern“ der venerischen Krankheit zu zählen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Neunundvierzigste Geschichte

Mattigkeit und Abnehmen des Leibes, nach venerischer Kranckheit.

Ein nunmehro in allen Stücken sehr ordentlich lebender Offizier, von etlich 40 Jahren, truge schon vor 10 Jahren eine Gonarrhoee und Chanore [Schanker] davon, verfiele auch, ohne Zweifel wegen gebrauchter stopfender Mittel, in die ordentliche Seuche. Nach gebrauchten mancherley Curen, wie Schmieren, Dämpfen und innerlichen mercurialibus [Quecksilberpräparate], wurde er zwar dieser Zufälle los, behielte aber seines nachherigen richtigen Wandels ohngeachtet, reissende Glieder-Schmerzen, welche hauptsächlich die rechte Seite einnahmen, daß diese daher ganz schwach, auch die rechte Weiche (hypochondrium) gespannet ware und er in dieser gar zeitlich, bey Verstopfungen sehr heftige und beängstigende Schmerzen ausstehen mußte, auch sasse [saß] an dem Unter-Kiefer rechter Seits, eine mäßige harte Geschwulst und er hörte auf dieser Seiten [mit dem rechten Ohr] ganz schwer. Nebst einer Menge anderer Arzeneyen hatte er über 100 derer berüchtigten Poudres d'Ailhaus genommen und sich des Aachner Bades bedienet; aber alles ohne einige Besserung: vielmehr ware sein Cörper durch die häufige Abführungen sehr entkräfftet, der Magen geschwächet und der Appetit verdorben, anbey das Fleisch starck verzehret worden. Man liesse ihn vom 26. Julii 1755 an, 4 Wochen lang, alle 4 Tag mit pillulis mercurialibus [wiederum Quecksilberpräparat] und Bad-Wasser laxieren [abführen], dazwischen Schwalbacher [Wasser] trincken und 6 Wochen lang baden[270], annebst vor der Mahlzeit ein Elexier ex extr. Rhab. - cascarill. - gentian. - guajac. aa. dr. I. tinct. rhab. unc. II. - tartari, liq. terrae fol. Tart. aa. unc. sem. zu 70 Tropfen nehmen, worauf er sich ungemein an Fleisch, Kräfften und Munterkeit erhohlte, auch in allen Stücken wohl erleichtert befande, nachdeme er nur zu Anfang der Cur, noch einen harten paroxismum colicum ausgestanden hatte. Man zweiffelte deßwegen nicht an nachheriger völliger und beständiger Herstellung, ob man gleich diese, aus Mangel der Nachricht nicht versichern kann. W[errenborner, Dr.].

Das erste Indiz für eine Präparalyse Goethes – Wortverwechslungen, Versetzen von Buchstaben und Silben und Silbenstolpern - finden wir in einem Brief aus Wiesbaden an seine Schwester Cornelia:

Liebe Schwester.

Damit du nicht glaubest ich habe dich unter den schwärmenden Freuden eines starck besuchten Bades gantz vergessen; so will ich dir, einige absonderliche Schicksaale die mir begegnet, in diesem Briefgen, zu wissen thun. Dencke nur wir haben allhier Schlangen, das hässliche Ungeziefer macht den Garten, hinter unserm Hause, gantz unsicher. Seit meinem Hierseyn, sind schon 4. erlegt worden. Und heute, lass es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse, siehe da kommt ein solches Thier mit vielen gewölbten Gängen durch das Graß daher, schaut uns mit hellen funckelnden Augen an spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit

270 Wiesbaden hat heiße Quellen. Eine interessante Beschreibung des Wiesbadener Badebetriebs zur Zeit Goethes steht in dem Büchlein >Wer an seinem Schöpfer sündiget ... - Ludwig Friedrich Christoph Schmid über seinen Kuraufenthalt 1765 in Wiesbaden<, bearbeitet von Jochen Dollwet und hrsg. vom Magistrat der Stadt Wiesbaden - Stadtarchiv, 1994. Kurz vor Schmid befand sich Goethe in Wiesbaden.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

aufgegehabenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die ersten besten Steine warfen auf sie loß und traffen sie etliche mahl, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. Er traf und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden sie aufhängeten und zwey Ellen lang befanden. Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwäntze, (die aber unsere kurtzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.
Dein Briefgen vom 19 Juni war mir sehr angenehm. Inliegenden Brief laß Augenblicklich dem Pap zustellen. Lebe wohl. Küsse If. M. von meinetwegen die Hand.
Wisb[aden]. Jun. 1765.
G.

Dieser Brief weist starke Konzentrationsstörungen Wolfgang Goethes auf: z. B. „gewölbten“ [richtig: gewundenen] Gängen, „aufgegehabenem“ Haupte und „verwirrten“ [anstatt richtig: „verirrten“] wir uns.

Das Pathologische der folgenden Briefstelle ist unverkennbar: „Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwäntze, (die aber unsere kurtzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.“

Verwechselte Wolfgang Goethe die Realität mit einem erotischen Traum? Siehe Eissler, >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, Band I, Seite 74. Glaubte der zwanzigjährige Goethe an „wohlthätige Feen“ im Walde?

Die kathastrophale Orthographie und Grammatik Goethes ist ebenfalls ein sehr deutliches und schwerwiegendes Indiz für eine syphilitische Erkrankung und für eine Präparalyse Goethes. Lesen Sie dazu ausführlich L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Der Literat und Literaturkritiker Wilhelm August Böttiger – er lebte viele Jahre in Weimar – zog sich durch irgendetwas den allergrößten Hass des Herrn Geheimrat von Goethe zu. Jetzt wissen wir, warum Goethe Böttiger so sehr hasste: Weil er von Goethes intimstem und bestgehütetstem Lebensgeheimnis wußte. W. A. Böttiger schrieb in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen< (hrsg. von Klaus Gerlach u. René Sternke, erschienen im Aufbau Verlag, Berlin 1968) über Goethe (Seite 67):

„Als ihn unser Rath Krause [der gebürtige Frankfurter und Maler Krause (1733-1806) ist gemeint] zuerst in Franfurth kennen lernte [...] schlotterte alles an ihm [Goethe], er trug ein großes Pflaster um den Hals, sah ekelhaft gelb

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

[aus] im Gesicht, und hatte beinahe keine Haare mehr am Kopf[271]. So sehr hatten ihn seine Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Venus volgivaga zum Invaliden gemacht."

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Goethes syphilitische Erkrankung im Jahre 1764 ist ein briefliches Zeugnis von einem Zeitgenossen - Ysenburg von Buri - in welchem Goethe der „Ausschweifung" beschuldigt wird. Damit ist nichts weniger als außerehelicher Geschlechtsverkehr bezeichnet, bzw. Wolfgang Goethe unterstellt.

Am 23. Mai 1764, nach der Affaire mit dem schönen Gretchen, bewarb sich Wolfgang Goethe um die Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft zu Phylandria", einer Vereinigung von Literaten. Ysenburg von Buri schrieb über diesen Vorgang an André (in: >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen<, von W. Bode):

Neuhof, den 16. Juli 1764

Ich erfuhr, daß er [Goethe] der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzählen mag, sehr ergeben sei.

Mit „der [sexuellen] Ausschweifung ergeben" ist offensichtlich Goethes Verhältnis mit dem „schönen Gretchen" gemeint. Höchstwahrscheinlich kursierte in der freien Reichsstadt Frankfurt der Klatsch, daß der Großbürger Goethe eine Liebesbeziehung mit einem Mädchen niederen Standes unterhalten habe. Auch seine Syphilisinfektion könnte sehr schnell in Frankfurt bekanntgeworden sein.

Mit den „vielen andern mir unangenehmen Fehlern" könnte Goethes uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII. gemeint sein. Dem Adelsstolz des Ysenburg von Buri behagte es nicht, mit einem unehelich Gezeugten zu verkehren, selbst wenn der Vater der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war.

Bemerkenswert ist auch, daß von Goethes rhetorischen Fähigkeiten in o. g. Briefwechsel mit Bewunderung gesprochen wird:

3. Brief: Schweizer an Ysenburg von Buri:

„er [Goethe] habe ihn [André] mit seinen hochtrabenden Reden so sehr eingenommen, daß es zum Erstaunen ist."

4. Brief: Ysenburg von Buri an André:

„ ... im übrigen hat er [Goethe] mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit."

Diese außerordentliche rhetorische Begabung Wolfgang Goethes, nämlich andere mit „hochtrabenden Reden" einzunehmen und zu beeindrucken, war für sein späteres Berühmtwerden mindestens ebenso wichtig wie seine künstlerische Kreativität. Goethe wurde deswegen der berühmteste deutsche Dichter, weil er zum einen sehr lange lebte, viele andere Schriftsteller überlebte, und weil er es verstand, mit vielen Menschen persönlich bekannt zu werden. Die Zeitgenossen verbreiteten Goethes Ruhm in ganz Deutschland und

271 Reversibler Haarausfall (Alopezia spezifica) ist ebenfalls charakteristisch für das Sekundär-stadium der Syphilis.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Europa[272]. Dahinter steckte Absicht und Systematik Goethes.

Möglicherweise infizierte sich Goethe ein zweites Mal an Syphilis während seines Studiums in Leipzig. Folgende briefliche Zeugnisse geben uns Grund zu dieser Annahme:

1767

Brief Goethes an Schwester Cornelia (11.5.): „Denke dir einen Menschen, der von einer verdrüsslichen Krankheit, und von seinen Arbeiten, zu eben der Zeit befreyt wird, da die Sonne den späten Früling zu uns [nach Leipzig] brachte. Du kannst die Freude nur halb fühlen die ich empfand, da ich die Natur mit mir vom Krankenbette aufstehen sah, ich vergass alles um mich herum, biss mich eine rauhe Luft und ein dicker Backen zu Hause zu bleiben nöthigten."

Kommentar: Der „dicke Backen" wird zum ersten Mal erwähnt. Es handelt sich, wie weiter unten offensichtlich wird, um ein syphilitisches Geschwulst der Mundschleimhaut. Goethe hatte eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle", nach Dr. E. Hartmann.

Frankfurt, 13. Januar 1769

Cornelia Goethe in ihr Tagebuch für Katharina Fabricius

Ich muß Dir etwas im Vertrauen sagen: Müller [möglicherweise Goethes früherer Hofmeister, mit dem er auch nach Wiesbaden zur Kur fuhr und der Goethe in die Geheimnisse der antiken Philosophie einweihte, siehe >D.u.W.<] und mein Bruder sind nicht mehr so gut zusammen, wie sie es sonst waren. Ihre Grundsätze sind [jetzt] verschieden, weil die Philosophie meines Bruders geprüft ist, während Müller die seinige nur dem Studium [Philosophiestudium] verdankt. Er hat sich auch während der letzten großen Krankheit meines Bruders sehr kalt benommen, und ich beginne selber zu durchschauen, daß seine Ansichten nicht für den Gebrauch der Welt taugen.

Frankfurt, 31. Januar 1769

Brief Goethes an Anna Katharina Schönkopf in Leipzig: Heute oder Morgen, es ist einerley wann ich schreibe, wenn Sie nur erfahren wie's mit mir ist. Es muss besser in Leipzig seyn als hier. Es schreibt weder Horn noch Sie, noch ein andrer; vielleicht habt ihr Bälle und Fassnachts Schmäusse, zu der Zeit da ich im Elend sitze. Traurig Carnaval. Seit vierzehn Tagen, sitz ich wieder fest. Im Anfange dieses Jahrs, war ich auf Parole losgelassen, das bissgen Freyheit ist auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weis wenn's alle wird, ich binn aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch seyn. Den dritten März binn ich schon ein Halbjahr hier, und auch schon ein Halbjahr kranck; ich habe in dem Halbenjahr viel gelernt. Ich dencke Horn soll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiedersehen. Gewiß Horn hat nicht halb so viel Lust mich zu sehn als ich ihn. Der gute Mensch soll aus Leipzig, und hat kein Blut gespien. Das mag, schwer seyn. Sie sind so lustig, sagte ein sächsischer Officier zu mir, mit dem ich den 28. Aug. in Naumburg zu Nacht ass, so lustig und haben heute Leipzig verlassen. Ich sagte ihm, unser Herz wisse offt nichts von der Munterkeit unsers Bluts. Sie scheinen

272 Lesen Sie dazu das interessante Büchlein >Leipzig im Taumel<, Verfasser unbekannt.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

unpässlich, fing er nach einer Weile an. Ich binn's würklich, versetzt ich ihm, und sehr, ich habe Blut gespien. Blut gespien, rief er, ia, da ist mir alles deutlich, da haben sie schon einen grosen Schritt aus der Welt getahn, und Leipzig musste ihnen gleichgültig werden, weil sie es nicht mehr geniessen konnten. Getroffen, sagt ich, die Furcht vor dem Verlust des Lebens, hat allen andern Schmerz erstickt. Ganz natürlich, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das erste, ohne Leben ist kein Genuss. Aber fuhr er fort, hat man ihnen nicht auch den Ausgang leicht gemacht.

Gemacht? fragt' ich, wie so. Da ist ia deutlich, sagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie haben die Mine, nicht unbekanndt unter dem schönen Geschlecht zu seyn. - Ich bückte mich für's Complient - Ich rede wie ich's meyne, fuhr er fort, sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber sie sind kranck, und da wette ich zehen gegen nichts, kein Mädgen hat sie beym Ermel gehalten. Ich schwieg, und er lachte. Nun sagte er und reichte mir die Hand übern Tisch, ich habe zehen Thaler an sie verlohren, wenn sie auf ihr Gewissen sagen: Es hat mich eine gehalten! Top sagt ich Hr. Captain und schlug ihm in die Hand, Sie behalten ihre Zehen Thaler. Sie sind ein Kenner, und werfen ihr Geld nicht weg. Bravo, sagt er, daran seh ich dass sie auch Kenner sind. Gott bewahre sie darinn, und wenn sie wieder gesund werden, so werden sie Nutzen von dieser Erfahrung haben. Ich - und nun ging die Erzählung, seiner Geschichte los die ich verschweige, ich sass und hörte mit Betrübniss zu, und sagte am Ende, ich sey confundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras[273], hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmans überzeugt. Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet, jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Lasst ihn nur lebendig weg. Satt sehen könnt ihr euch noch an ihm, denn er ist der letzte Franckfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt ihr warten biss ihr wieder einen zu sehen kriegt. Doch tröstet euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt binn ich wieder lustig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so munter wäre wie wollt ich's aushalten? fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt. [...]

Ihr Freund Goethe

Kommentar: Der Satz „fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt“ bezieht sich höchstwahrscheinlich auf eine (zweite?) Boerhaavesche Diät-Liegekur zur Heilung von der Syphilis.

Frankfurt, August 1769

Brief Goethes an J. G. I. Breitkopf in Leipzig: Daß du ein rechtschaffner Mensch bist, und brav und dich herausmachst, das sagen mir alle Leute die von Leipzig kommen, und das freut mich höchlich, daß du dich nicht außer zu deiner Avantage änderst, du warst von ieher ein guter Junge, und hattest Menschenverstand, und Gedancken wie ein Mensch der eine Sache begreifft, und Einfälle nicht wie ieder; besuche uns doch einmal, die Mädgen sind hier sehr auf deiner Seite, ich hab ihnen so allerley von dir erzählt, und es sind einige muntre Köpfgen unter ihnen, die meynen es wäre was mit dir anzufangen; schreibe mir doch einmal lieber Bruder, in was für Umständen du

273 Das Sassafras-Holz aus Amerika galt zu Goethes Zeit als ein wahres Wundermittel gegen die Syphilis. Der >Don Sassafras< ist eine Bühnenfigur, ein adeliger Syphilitiker.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ietzo bist.

Ich lebe erträglich. Vergnügt und still. Ich habe ein halb dutzend englische Mädgen die ich offt sehe, und binn in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! das ist starcker Toback. Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie ein schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen.

Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfften, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschafft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun.

Adieu lieber Bruder. Habe mich lieb, und vergiss mich nicht. Auf's Frühjahr geh ich nach Strasburg. Wer weiß, wann wir da wieder was von einander hören. Schreibe mir doch die Zeit einmal, und wenn Bruder Bernhard nicht schreiben will, so lass dir sagen, ob er mir was zu melden hat und setze es mit in deinen Brief. Grüsse Stocken und seine Dame, und sag ihm er machte recht artige Sachen.

Goethe.

1771

Ein telepathisches Erlebnis Goethes?

Im 11. Buch von >Dichtung und Wahrheit< berichtet Goethe von einem angeblichen telepathischen Erlebnis. Als er von Friedrike Brion Abschied genommen hatte und mit schwerem Herzen von Sesenheim nach Drusenheim ritt „da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen; und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen [hatte]: es war hechtgrau mit etwas Gold."

Als Goethe acht Jahre später, während seiner zweiten Schweizerreise, wieder nach Sesenheim ritt, um Friederike zu besuchen, trug er angeblich ein genau gleiches Kleidungsstück, das er bereits im Jahre 1771 im Geiste gesehen hatte.

Wohlgemerkt, Goethe schrieb >Dichtung und Wahrheit< in den Jahren von 1809 bis 1810. Dieses angebliche telepathische Erlebnis könnte vielmehr das psychopathische Produkt einer leichten Präparalyse gewesen sein.

1773

In dieses Jahr fällt die Liebesgeschichte Wolfgang Goethes mit der adeligen Urania. Siehe dazu >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, III. Kapitel: >Goethes Musengöttin Urania<. Hierzu möchte ich noch etwas zur Ansteckungsgefahr der Syphilis sagen. Mit der Zeitdauer des Bestehens der Syphilis im Körper eines Infizierten nimmt die Gefährlichkeit der Infektiosität ab. Nach dem 5. Jahre (Goethe infizierte sich zum ersten Mal im Jahre 1764) ist sie meist gegen andere erloschen, während die Krankheit gegen den Träger weiter wüten kann.

1774

In dieses Jahr fällt die zweite Liebestragödie Wolfgang Goethes. Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, stirbt an den Folgen des

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kindbettfiebers nach der Niederkunft mit einem Kind, dessen Vater Goethe ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Syphilis als Todesursache auszuschließen.

1775

Goethe an Johanna Fahlmer (03.): „Ich binn ganz unerträglich. Und darum fleissig in sinnlicher Arbeit ... mit mir nimmts kein gut Ende."

Frankfurt 5. März 1775
Kraus an Bertuch

Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche. Wenn und wo alle Menschen in feierlichen Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil. Goethe will oft zu mir kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm sehr gerne erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit.

Usingen 16. Oktober 1775
Bretschneider an Nicolai

Goethe kam als junger Mensch nach Leipzig, um da zu studieren; und weil er Geld hatte, so wurde er in vielen Gesellschaften zugelassen und fand, daß es eine schöne Sache um einen schönen Geist sei. Er nahm sich also vor, coute que coute einer zu werden. In dieser Verfassung habe ich ihn in Leipzig kennenlernen und ihm damalen nichts weniger zugetraut, als daß er einmalen das geringste Aufsehen bei der Literatur machen würde. Und noch itzo, kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, können Sie nicht die geringste Spur in dieses Menschen Umgang finden, daß er der Verfasser der >Leiden Werthers< ist. Er urteilt schief, und er scheint fast, daß er weiß, daß sein Verstand ohne langes Nachdenken nicht zuverlässig ist; denn er gibt Leuten, von denen er mutmaßt, daß sich ihre Einsichten über die gemeinen erheben, lieber recht, als daß er sich die Verlegenheit über den Hals zöge, eine Materie mit ihnen zu durchsprechen, wobei er seine Schwäche sehen ließe. Mit einem Worte: er ist ein schlechter Philosoph und ein Mensch mit einem unbeständigen Gemüte, der bei keinem System stehenbleibt, sondern der von dem einen gar leicht zu dem andern extremo überspringt und der ebenso leicht zum Herrenhuter als zum Freigeist zu bereden wäre, wenn er nicht, zum Glück für ihn, so eine starke Dosis Stolz besäße, daß er fast alle andern Menschen außer ihm für schwache Kreaturen hält. Weil es aber doch noch Leute geben kann, die wenigstens so gescheit sind als er, so kann es sein, daß er ihre Existenz glaubt. Er selbst aber ist nicht imstande, sie zu prüfen, sondern richtet sich in dem Falle nach dem allgemeinen Urteile der Welt. Daher muß es Ihnen nicht wundern, daß er ein Freund Lavaters und des Augendoktors Jung ist, der Lavatern anhängt. Diesen zwei Leuten redet Goethe nach dem Munde und flattiert sie, teils weil sie ihn bewundern, teils weil sie in hiesiger Gegend in den Besitz eines entschiedenen Ruhms sitzen. Ich glaube, daß Goethe den Jung

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zu Verfertigung der pièce [Die Schleuder eines Hirtenknaben] persuadiert hat. Sie können nicht glauben, was bei der ordinären Sorte Menschen in hiesiger Gegend ein solches Buch ausrichtet. Er wollte vielleicht Leute haben, die Ihre Feinde werden sollten, da er es durch seine flüchtige Blätter nicht ausrichten konnte. Doch das kann Mißtrauen von mir sein ...

Es liegt in Goethe ein gewisser Same von Fähigkeit oder vielmehr: er hat ein poetisches Genie, das alsdann wirkt, wenn er, nachdem er lange Zeit einen Stoff herumgetragen und in sich bearbeitet und alles gesammelt hat, was zu seiner Sache dienen kann, sich an seinen Schreibtisch setzt. Zum Gelegenheitsdichter hätte er sich nicht geschickt, denn er kann außer seiner Ordnung nichts machen. Wenn ihm etwas auffällt, so bleibt es in seinem Gemüte oder Kopf hangen. Alles, was ihm nur aufstößt, sucht er mit einem Klumpen Ton zu verkneten, den er in der Arbeit hat, und denkt und sinnt auf nichts anderes als dies Objekt. Der Umgang mit witzigen Köpfen in Leipzig und die Kenntnis, die er dadurch mit guten Büchern erlangt hat, war Ursache, daß er was gelesen hat und daß sein Genie subsidia zu wählen weiß. Es ist aber in seiner Seele keine männliche, feste Unterscheidungskraft, keine durchdringende Einsicht und Gabe, die Sachen in ihrem wahren Lichte zu besehen. Bloß sein Stolz und die daraus entspringende Begierde oder auch seine Überzeugung oder Täuschung, ein genie superieur zu sein, macht, daß er nicht dem gemeinen Haufen nachlauft. Goethe ist nichts als ein Dichter von Natur ..., im übrigen aber ein stolzer Mensch, der nichts [keine Kritik] vertragen kann und dem, zum Glück für ihn zur Zeit, die gewöhnlichen Anliegen dieses Erdbodens noch nicht gedemütigt oder aus der Welt geschafft haben.

Kommentar: Diese frühen Charakteristika sind deswegen so interessant, weil Goethe zu dieser Zeit noch kein Weimarischer Geheimrat war. Sie sind daher ehrlicher und unvoreingenommener. Später wagte niemand mehr, so geringschätzig über seine Exzellenz, den Herrn Staatsminister von Goethe zu urteilen.

1776

Goethe an Charlotte von Stein (19.3.): „Ich bin heute Nacht krank geworden und zwar toll, habe mich wieder zusammen genommen."

Kommentar: Ist Goethe „toll" geworden? Der Nachsatz „habe mich wieder zusammen genommen" läßt es vermuten. Dies wäre die erste Erwähnung einer psychischen Erkrankung Goethes.

Goethe an Charlotte von Stein (6.): „Ich aber hatte mich über dem Zeichnen erhitzt, dass ich einen wunderbaaren [im Sinne von: wunderlichen] Krampf am Herzen bekam wie ich ging."

An Charlotte von Stein (19.11.): „Die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren."

Kommentar: Viele Indizien über Goethes Syphiliserkrankung finden wir in Goethes Briefen an Charlotte von Stein. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß auch diese Briefe zensiert sind. Und zwar zuerst durch Charlotte von Stein und deren Söhnen Karl und Friedrich von Stein, z. B. wegen der drei unehelichen Schwangerschaften ihrer Mutter durch ihren Liebhaber Goethe, und selbstverständlich sind die Briefe durch die allgewaltige Weimarer Goethegesellschaft zensiert. Siehe dazu auch mein Buch >Goethes

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

1777

Goethe an Charlotte von Stein (3.1.): „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm geworden. Ich habs Hufelanden gemeldet, und was [Medizin] eingenommen. Werde zu Haus bleiben.“

Tagebuch (1.2.): „Phantasie! Herzklopfen.“

Goethe an Ch. v. Stein (15.3.): „Dancke herzlich dass Sie sich meiner Augen annehmen wollen, sie sind immer in Einem wie gestern.“

An dieselbe (17.3.): „Die Augen sind leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal.“

An dieselbe (6.9.): „Alles ist wohl, nur ich habe ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dürren Constitution geholt.“

An dieselbe (14.9.) „vierundzwanzig Stunden [Backen-] Geschwulst[274] und grosse Schmerzen.“[275]

An dieselbe (30.10.): „ich habe heut [Medizin] eingenommen um die Teufel die am leichtsten zu packen sind auszutreiben.“

An die Mutter (16.11.): „Meine Zahn- und Bakenwirthschaft will nichts bedeuten, es hat sich ein Knötgen in der Kinnlade gesezzt gehabt das aber nicht schmerzte und iezt vergeht.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Was die Unruhe ist die in mir stickt mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben.“

Kommentar: Fürchtete sich Goethe vor einer genaueren Untersuchung seines Übels? Ich glaube vielmehr, Goethe wußte um seine Krankheit: Syphilis. Bei Goethe liegt eindeutig eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle“ vor. „Alles ist wohl [d. h. kein Mensch ist erkältet], nur ich habe ein Monster von dicken Backen“, d. h. es war keine grippale Entzündung und auch keine Zahnentzündung.

1778

Tagebuch (14.7.): „körperlich gelitten. Eingenommen [Medizin eingenommen].“

Tagebuch (December): „War zugefroren gegen alle Menschen. Diese letzte Zeit meist sehr still in mir.“

1779

An Ch. v. Stein (13.6.): „Ich habe wieder die Medizin zu Hülfe gerufen, so lange sie als Schlotfeger zu würken hat hab ich immer Vertrauen auf sie.“

Tagebuch (2.9.): „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstage [28.8.] in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch dass es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluss auf meinen Humor.

Kommentar von Möbius: Psychischer Umschwung ins Euphorische. Die asketisch gefärbte Stimmung hält an. Nun beachte man den Umschlag im

274 Die häufigen Backen- und auch Augengeschwulste (im Jahr 1767, 1777, 1783, 1785 (Frühjahr und Sommer), 1786, 1788, 1791, 1795, 1801, 1809, 1817 und 1818) könnten eine chronische Quecksilber-Entzündung gewesen sein.

275 Goethe hat, wie sich im Verlauf der weiteren Jahre herausstellen wird, nach Dr. E. Hartmann, eine sogenannte Syphilis des Nervensystems und eine Syphilis der Mundhöhle. Im Alter kommt außerdem noch eine Syphilis der Harnorgane und der Gelenke hinzu.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

August. Goethe selbst betrachtet es wie ein Wunder und schildert mit Worten, die kein Arzt besser wählen könnte, die neue lustvolle Stimmung. Am 12.9. beginnt die Reise nach der Schweiz, und während dieser ist der innere Himmel immer hell.

1780

An Ch. v. Stein (Januar): „der Kopf ist mir sehr eingenommen ich darf nicht einmal Bilder sehen."

An Lavater (7.2.): „Ich habe vierzehn Tage [lang] eine Art von Catharrfieber gehabt und muss noch iezt mit meiner Arbeit ganz sachte zugehen."

Tagebuch (25.3.): „Wurd mir auf einmal nicht wohl, und sehr schläffrig, einige Tage her hab ich den Schmerz beim Schlingen."

An Ch. v. Stein (26.3.): „Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr, es stickt aber wieder etwas irgendwo das ich nicht kenne."

Tagebuch (26.3.): „Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken ... Erfindung, Ausführung, Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmässigen Kreis. Heiterkeit, Trübe [Betrübnis], Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso ... ich muss noch herauskriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege."

(30.3.): „Abends wenig Momente sinckender Krafft, darauf acht zu geben. Woher."

(31.3.): Kampf gegen Ruhebedürfniss.

(1.4.): „Wenn ich den Wein abschaffen könnte wäre ich sehr glücklich."

(13.5.): „Das Beste ist die tiefe Stille in mir."

An Ch. v. Stein (30.6.): „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast."

In einem Gespräch mit J. A. Leisewitz sagte Goethe, „er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegossen und durch Leidenschaften fleißig geschürt".

An Lavater (20.9.): „Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte."

An Ch. v. Stein (21.11.): „Mir hat er [der Arzt Hufeland] ein Regim vorgeschrieben dem ich folge und soll auch etwas [Medizin] einnehmen."

An dieselbe (23.11.): „Hufeland hat mir ein böses Frühstück geschickt."

Kommentar von Möbius: Auffallend sind die Todesgedanken Goethes in der zweiten Hälfte des Jahres. Am 6.9. wurde das Gickelhahn-Gedicht „warte nur, balde ruhest du auch" geschrieben. Es bezieht sich also auf den eigenen Tod.

Kommentar: Seit der Ansteckung an der Syphilis im Jahr 1764 bis jetzt sind bereits 16 Jahre vergangen. Ein kritischer Zeitraum für einen möglichen Ausbruch des letzten Stadiums der Lues: progressive Paralyse.

1781

An Ch. v. Stein (28.1.): „Mein Hals ist nicht besser geworden, ich habe mir etwas von Hufelanden holen lassen, und will heut zu Hause bleiben."

An dieselbe (29.1.): „Gestern Abend kriegte ich noch Ziehen im Kopf [schwere Kopfschmerzen] darum ich mich bald niederlegen musste ... Ich darf nicht wagen zu zeichnen, weil es immer anstrengt und mich wenn ich so bin erhitzt."

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

An dieselbe (30.1.): „ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer.“

An dieselbe (4.2.): „Ich bin recht leidlich ausser dem Hals.“

An dieselbe (10.2.): „Wie stehen Sie mit ihrem hypochondrischen Freund?“

An dieselbe (11.2.): „Mein Hals ist fast wieder gut, und die unregelmässige Bewegung des Bluts legt sich auch.“

An dieselbe (19.2.): „Ich bin recht wohl, und schreibe es dem Queckensaft [Extractum Graminis] zu den mir der Hofrath eingeschüttet hat.“

An die Mutter (11.8.): „Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuthen und hoffen konnte.“

An Merck (14.11.): „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl und kann dir mit Vergnügen sagen, dass diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbeygezogen sind.“

An Ch. v. Stein (19.11.) „Wir haben, meine Beste, einerley Gedanken gehabt, diesen Morgen aus Hufelands [medizinischer] Küche uns versorgen zu lassen.“

Kommentar von Möbius: „Nach der kranken Zeit im Anfange des Jahres tritt Erregung ein. Insbesondere bekommen mit einem Male, man weiss nicht warum, die Briefe an die Stein einen anderen, leidenschaftlichen Charakter. Goethe gebraucht nur noch das „du“ und das Erotische ist ganz unverkennbar. Damit wächst die Poesie, und das Beste am >Tasso< entsteht.“

Kommentar: Wiederum eindeutige Indizien für eine schleichende Syphilis: langsam fortschreitende moralische Enthemmung und euphorische Steigerung.

1782

An Charlotte von Stein (13.11.): „Gestern Abend ward mirs auf einmal gar wehe, dass ich weg musste. Der Schlaf hat alles fortgenommen. Nun brauch ich deine Liebe täglich mehr um den bösen Geistern zu widerstehen die mich anfallen.“

An dieselbe (17.11.): „Was es auch sey, so fühl ich ein unendliches Bedürfnis einsam zu seyn.“

An dieselbe (24.12.): [von Leipzig aus] „Den ersten Reise Tag hatte ich Zahnweh.“

An dieselbe (28.12.): „ich war zuletzt [von der Reise] unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort.“

Kommentar: Goethe wird in diesem Jahr geadelt. Sein Wappen ist die Venus und das Motto lautet: Alles um Liebe. Die Syphilis wird auch die „Krankheit der Venus“ genannt.

1783

An Ch. v. Stein (30.3.): „Mein Hals hat sich diese Nacht nicht verbessert.“

An dieselbe (23.11.): „Mein Hals ist noch nicht ganz gut mein übriges Wesen [die Psyche] aber durch den Schlaf wieder in’s Gleichgewicht gebracht.“

An dieselbe (11.12.): „Mein gestriger Ausgang hat mir einen Zahnfluss und dicken Backen zuwege gebracht, man sieht dass allerley im Cörper stickt das nicht weis wohin es sich resolviren soll.“

An dieselbe (14.12.): „Die schöne Sonne hat mich hergestellt, denn heute früh war es mir nicht sonderlich.“

An dieselbe (19.12.): „Ich bin munter und frohen Gemüths. Was ist der

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Mensch dass ein bisgen Salz gewaltiger ist als alle seine Vernunft.“

1784

An Ch. v. Stein (13.3.): „Ich habe heute wieder angefangen Quecken zu trincken.“

1785

An Ch. v. Stein (20.3.): „Mein Uebel vermehrt sich.“

An Knebel (21.3.): „Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben.“

An Ch. v. Stein (7.4.): „Eben steh ich erst auf und fürchte der Tag wird nicht der beßte seyn. Das Zahnweh ist nur ein Zeichen und nicht das Uebel selbst. Der Kof ist mir eingenommen und ich fürchte ein Art Flussfieber wie ich es manchmal in dieser Jahrszeit gehabt habe.“

An Ch. v. Stein (27.6.) [Erkrankung in Neustadt a. d. Orla] „Es war ein Uebel ienem im Winter ähnlich, nur nicht so starck noch so schmerzhafft. Jetzt ist es meist vorbey; der Backen nur noch geschwollen. NB. es ist die Gegenseite, die Rechte ... Diese Tage sind fast ganz für mich verlohren.“

An den Herzog (15.8.): [in Carlsbad] „Die Wasser bekommen mir sehr wohl.“

An Knebel (11.9.): „Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Würkung des Bades sehr heilsam, mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun.“

An Kestner (4.12.): „Das Bad [Carlsbad] hat gute Würkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Ich habe nur preservative [Medizin] eingenommen.“

An Knebel (30.12.): „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden. In Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig.“

Kommentar: 1785 brechen die körperlichen Beschwerden der Lues (Backengeschwulst) sogar im Sommer mit aller Macht auf Goethe ein! Der erstmalige Besuch des Karlsbades bringt deutlich spürbare Linderung. Siehe das Kapitel >Heilquellenbehandlung<. Jedoch Goethe ist zutiefst schockiert. Jetzt treten die syphilitischen Krankheitserscheinungen sogar bereits im Sommer auf. Ein Zeichen, daß die Krankheit immer noch langsam fortschreitet. Starke Todesgedanken Goethes dokumentiert dieser Satz: „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden“. Er macht sogar ein Testament zu Gunsten von Fritz von Stein, Charlotte von Steins Sohn.

1786

An Ch. v. Stein (26.1.): „Ich bin über Hoffen wohl und es geht mir recht gut.“

An dieselbe (1.3.): „Es scheint als wenn mir die Arzney recht wohl bekommen wollte, es wurde mir gestern Abend nach 8ten noch viel besser.“

An den Herzog (7.4.): [Goethe kann der Einladung nicht folgen] „Ein Knötgen an dem Zahn [richtig: Zahnfleisch] der mir vorm Jahr in Neustadt soviel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimulire ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt so dass ich mich jeden Augenblick

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eines übeln Anfalls versehe.“

An denselben (8.4.): „Der Backen ist dick und ich bin genötigt mich mit Kräuterkisslein zu zieren.“

An Ch. v. Stein (8.4.): „Mein Backen ist dick doch ohne Schmerz. Ich brauche ein Mundbad ... es wandelte mich wie ein Fieber an.“

An dieselbe (9.4.): „Mein Backen ist noch ein wenig dick doch ohne Schmerz.“

An dieselbe (10.4.): „Der Geschwulst vermindert sich.“

An dieselbe (21.5.): „Mein Mund ist besser, ich hoffe bald wieder menschlich auszusehen.“

An dieselbe (25.5.): „Ich bin recht wohl nur meine Lippe ist noch nicht in ihre Gränzen zurück.“

Bereits auf der heimlichen Reise nach Rom:

An den Herzog (2.9.): „Durch den zweijährigen [richtig: zweimaligen] Gebrauch des [Karls-] Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freyen Welt geniessen kann.“

Kommentar von Möbius: Folgt die Abreise nach Italien. Goethes Verfahren bleibt unverständlich. Es lag zum Geheimthun kein einziger vernünftiger Grund vor ... Sowohl die Tagebuchaufzeichnungen wie die Briefe aus Italien enthalten oft die Versicherung, daß er sich wohl befinde ... Auffallend ist die Empfindung einer totalen Veränderung („Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meyne ich biss aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn“, Brief v. 2.12.) Auf der einen Seite preist er den Gewinn durch die Reise („ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“), auf der andern erscheint ihm die Vergangenheit in Weimar als ganz düster. Ein rauschähnliches Gefühl erweckt der erste Eintritt in den Süden bei Manchen, ganz besonders wirkt der erste Aufenthalt in Rom so. Wahrscheinlich ist das andere eine durch den Contrast bewirkte Erinnerungstäuschung. Die Briefe und noch mehr die poetischen Leistungen vor der Reise beweisen, dass Goethe in Weimar nicht so war, wie er in den italienischen Briefen behauptet. „Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt“ (an den Herzog, 12.12.). Noch stärkere Aesserungen bringen die Briefe von 1787.

ca 1785-1786

Goethe sah sich selber in der Stube sitzen

Quelle: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< - Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus.

Auszug ab Seite /115/ der Originalerstauflage: „Zum erstenmale habe ich heute die unaussprechliche Seeligkeit empfunden, mich außer mich selbst zu sehen. –

Ich sah mich in einem Winkel der Stube sitzen, und schreiben, das Licht mir näher rücken, und den Schirm vorschieben. - -

Ich war ein Gott in dem Augenblick, - ich hätte mich können sterben sehen - - hätte meinen Leib zu Asche verbrennen sehen – und gelächelt. – Ich untersuchte meine Gesichtszüge; und fand erst mürrischen Ernst mit Bitterkeit

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

vermischt darinn.

Dann sahe ich mein Auge sich allmählig erheitern, - und wo war ich, da ich dieß sahe? - /116/ Wo? - - ich hatte keinen Gedanken mehr für das wo – ich war nirgend und doch allenthalben. – Ich fühlte mich aus der Reihe der Dinge herausgedrängt, und bedurfte des Raums nicht mehr.

Nun fühl‘ ich mich wieder eingekerkert in dieses Beinhaus, in diese zerbrechliche Hütte von Leimen.

Süße Freiheitsstunde, wann erscheinst du wieder?“

1787

Brief an die Freunde in Weimar (6.1.): „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt.“

Frage: Welches war die ungeheure Krankheit? Die Syphilis, was sonst?

An Ch. v. Stein (20.1.): „Ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich [geistig] davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetz ich dir hundertfältig, was zu ersetzen ist. – Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

Kommentar: Dieser Brief legt die Vermutung nahe, daß Goethe in Rom sich einer Heilbehandlung gegen die Syphilis unterziehen will. Allein schon das heiße Klima des Südens wirkt vorteilhaft auf die Heilung. Siehe Kapitel >Heilquellenbehandlung<: Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt und man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte.

An den Herzog (3.2.): [Die Frauen seien zwar allerliebst und sehr gefällig und] „es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse [gemeint ist: die Syphilis] nicht auch dieses Paradies unsicher machten.“

Kommentar: Goethe hat erstmal genug von den Frauen und von der Lues!

An Ch. v. Stein (8.6.): „Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Tod gewünscht haben.“

An den Herzog von Gotha (6.2.): „ich lebe eine neue Jugend.“

An Kayer (14.7.): „Mit jedem Tag scheint die Gesundheit [des] Leibes und der Seele zu wachsen und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen.“

An den Herzog (28.9.): „Noch halte ich mich immer in der Stille und sogar (ich weiss nicht, ob es lobens oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir.“

Kommentar: Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Rom (WA I. Abt. 32. Bd. S. 27): Morgens mit dem Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher [Brunnen] schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist ... Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flussartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, dass ein Uebel jückt, als dass es reisst und zieht.“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

1. April 1787

Sturm auf dem Mittelmeer

Während der Überfahrt von Neapel auf die Insel Sizilien geriet Goethes Schiff in einen schweren Sturm. Goethe berichtet, er habe währenddessen, im Schlaf und Halbtraum, seine dramatischen Plane durchdacht.

Der Maler Christoph Heinrich Kniep (1755-1825) hingegen, der Goethe auf der Reise begleitete, erzählte Zacharias Werner, Goethe habe wie ein Wahnsinniger [in Todesangst] phantasiert und das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner Großmutter gehalten. (Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 840: Z. Werners Tagebuch.)

1788

An Ch. v. Stein (19.1.): „Ich habe doch diese ganze Zeit [in Italien] keine Empfindung aller der Uebel gehabt, die mich im Norden peinigten [u. a. fast jeden Winter Backengeschwulste, Hals- und Kopfschmerzen, Hypochondrie = Depressionen und Gefühlsschwankungen] und lebe mit eben derselben Constitution hier wohl und munter so sehr als ich dort [in Weimar] litt."

An den Herzog (25.1.): „Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den phisisch moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten."

Kommentar: Hier gesteht Goethe eindeutig und zweifelsfrei ein, warum er nach Italien reiste: Um sich von den physischen und moralischen Übeln der Syphilis zu heilen.

1789

An Knebel (5.1.): „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen."

An Herder (10.5.) „Ich habe mich wacker durchgehalten und bin wohl und vergnügt."

An Ch. v. Stein (8.6.): „Ich klage nicht über meine hiesige [Weimarer] Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Clima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird."

Kommentar: Die früheren Beschwerden sind im ersten Winter nach Italien noch nicht wiedergekehrt. Goethe fühlt sich jedoch unsicher, er traut der Hoffnung, vollständig von der Lues geheilt zu sein, noch nicht.

1790

An Knebel (9.7.): „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft und mich wundert nur dass in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölckchen Posesie über meinem Scheitel schweben bleibt."

Kommentar von Möbius: Nichts von Krankheit. Häufig Verstimmung. Ernste, arbeitsame, wissenschaftlich gerichtete Stimmung. Die erotische Erregung hat (mit den >Elegien<) aufgehört, und ruhige Zärtlichkeit für Christiane und ihr Kind herrscht von nun an.

Kommentar: Beginn der Vorarbeiten Goethes zur „Farbenlehre" ungefähr zum Zeitpunkt des Umzuges in das Jägerhaus vor dem Frauentor. Der Psychologe K. R. Eissler vermutet vor Beginn der „Farbenlehre" eine partielle Psychose. Siehe Eissler: >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, zweiter Band, Teil III. B: >Goethe und die Wissenschaft<, dtv-Verlag 1987, und L.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, XV. Kapitel: >Goethes „Farbenlehre“ oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

1791

An C. G. Voigt (5.): „Mein geschwollener Backen hat sich noch nicht gesetzt.“

An den Herzog (5.): „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege [Cantharidenpflaster] im Nacken.“

Brief an Caroline Herder: [Goethe] wandelt „noch mit halb verhülltem Haupte“ herum.

An v. Einsiedel (Anfang Aug.): „Könntest Du mir wohl ein Dutzend Bouteillen Eger Wasser von Deinem Vorrath überlassen, die mir in meinen jetzigen Umständen wohl zu statten kämen.“

An Knebel (8.8.): „Die angefangene Cur des Eger Wassers[276] leidet nicht dass ich morgens ausgehe.“

Kommentar von Möbius: Vielleicht sind aus der Stimmung dieser Jahre die Faustverse „In jedem Kleide werd ich wohl die Pein“ u. s. w. hervorgegangen.

Kommentar: Der geschwollene Backen ist ein Zeichen, daß die Syphilis nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Symptome sind jedoch schwächer als vor der Italienreise.

12. Juni 1792

Beschreibung eines schweren Entfremdungszustands durch Goethe selber

Quelle: Baus, >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<

[8. Brief] angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: W. Goethe an Tieck

Halle [richtig: Giebichenstein bei Halle], 12. Juni 1792

Endlich habe ich [Goethe] einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [zu sterben?]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen: [...] uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun [Uhr] hatten wir den ersten Teil [eines Goethe-Werks] beendigt. Der zweite [Teil] ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen (es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]) fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine

276 Fußnote von Möbius: Das Eger-Wasser, das von nun an eine bedeutende Rolle in Goethes Leben spielt, ist die jetzige Franzensquelle. Der wirksame Stoff ist das schwefelsaure Natron.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl und Schwinger [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer, um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauder, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung weiter unten: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist (o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im >König Lear<), mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück [vergl. >Nachtwachen<], ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“, rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopften hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansahe. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läg ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehedem mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [im Sinne von: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

„Wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein [Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren [an], es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahndungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [in der Realität: meine - Wolfgang Goethes - Mutter und meine - Wolfgang Goethes - Kinder] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts [richtig: Geburtstag der Frau Reichardt, am 3. Juni 1792]; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt (von Giebichenstein nach Halle), trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um Vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni [der Geburtstag der Reichardtin], vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. - Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehn, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert [Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff], und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die >Anna Boleyn< gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den >Alla-Moddin< habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehn sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen (wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt); ich würde wirklich sehr geschaudert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung [richtig: Einbildung, Vorstellung] in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt oder Hensler?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd (eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt), und sahen wie

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehn: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch (wenn er schwache Nerven hat) wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe die Ophelia in dem Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage (heut ist Dienstag) Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebstes Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu-]letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich[277] rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein (denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken), so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt Dir[278] vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den >Theseus< von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.
Lebe recht wohl

Indizien für Goethes Verfasserschaft:

1. Indiz: Ein typisches und unverwechselbares Goethesches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal (den Schicksalswagen) des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

277 Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dich< anstatt >Dir<.
278 Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dir< anstatt >Dich<.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe, WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „ ... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

4. Stelle: in dem anonymen Briefroman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in dem Altersroman >Diana von Montesclaros<, der im Jahre 1823 von Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura, Maria“ veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte?“

2. Indiz: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an ***Dich*** rächen“, anstatt „ich möchte mich an ***Dir*** rächen“, und „Die Reichardtsche Familie läßt ***Dir*** [richtig: Dich] vielmals grüßen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

1792

An Christiane (10.10.): „Ich habe viel ausgestanden [während der „Campagne“ in Frankreich], aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie [Depressionen] ist gar nicht zu denken.“

1793

Goethe unternahm mehrere Reisen und war im Gefolge des Herzogs bei der Belagerung von Mainz dabei. Von Krankheiten wird nichts berichtet.

1794

An Meyer (7.7.): „indess ich Eger Wasser trinke.“

David Veit an Rahel Levin (Quelle: Rahel I. 243 und 248 f.), Jena, 20.10.1794: „Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen ... Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachteil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender. Nichtsdestoweniger ist er [Goethe] außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig ...“

Jena, 21.10.1794: „... Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm [Goethe] oft zu Hülfe; denn er [Goethe] kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter ...“

„Heute habe ich ihn [Goethe] wieder gesehen und gegrüßt und war eine Stunde hindurch in einem Zimmer mit ihm; denn er war und kömmt jedesmal nach unserer Krankenanstalt und läßt sich über jede Kleinigkeit belehren. Die theoretischen Teile der Medizin hat er vollkommen inne... „

Schiller an Hoven (Quelle: SchiNa XXVII, 92): „Sein [Goethes] Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht; nur [richtig: nun?] hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals [Horen] Proben finden wirst.“

1795

Über >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, (Anfang 1795): „Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im >Wilhelm [Meister]< gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den >Meister< vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.“

Brief Goethes an Schiller (12.5.): [Kalte Witterung und Erkältung] „brachten mir ein Flussfieber zuwege, das mir die rechte Hälfte des Kopfes sehr schmerzlich angriff und zugleich die linke unbrauchbar machte. Nun bin ich so weit wieder hergestellt ...“ [außerdem wiederum ein Backengeschwulst, siehe Brief vom 10.6.]

An dens. (16.5.): „Mein Übel ist wieder ziemlich vorüber.“

Goethe an Schiller (10.6.): „Mir ist gleich bey meiner Rückkunft übel ergangen, ein Recidiv des Backengeschwulstes überfiel mich und da ich die Sache leicht nahm ward sie Stufenweise so arg dass ich von Humbold nicht einmal Abschied nehmen konnte.“

An dens. (11.6.): „Da ich ungeduldig bin körperlich zu leiden werde ich wohl nach Carlsbad gehen, das mich ehmals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreyte.“

Friedrich von Stein an Charlotte von Stein [Quelle: SchFr I, 444], Weimar, 17.6.: „Der Goethe ist wieder wohl; indes ist er doch ein wenig abgemattet von denen spanischen Fliegen. Er hat immerfort seinen stupenden [stupiden] Fleiß und läßt sich wenig in der Welt sehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Karlsbad.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 7. – 9.7.: „Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. Anspruchsloser, wie er in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein ... eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn ... Er hat viel geredet und immer als ob’s halb im Scherz wäre, aber im bittern Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisieren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die in ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie ... Ärgerlich ist’s, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm drüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurücknimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden ... Übrigens war er heut ...

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

schrecklich paradox, und ich ergrimmte über sein Wegwerfen der Erinnerung – „die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbete“, sagte er – über seinen Unglauben an intellektuelle Freundschaft ... Einmal sagte er: „Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage.“ ... Denn seine [Goethes] Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 12. 7. 1795: „Heute sah er [Goethe] zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeiuns würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus; er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich, was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte.[279] ... Er [Goethe] hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen wie der lebendige Miltonische Teufel; doch ist’s schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen! ... Wir redeten über das große unerschöpfliche Sujet: „den Menschen“ ... Über Kinder: man muß ihren Begierden entgegen kommen. Je lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerem Widerstand Unwahrheit geboren wird.[280] Aber ich mag’s nicht mehr abschreiben und Skelletieren, was er mir mit lebendigem Feuergeist gesagt und von sich offenbart. ... Abends war Goethe wieder etwas faustinisch wild (wie er es leider Frauen, die ihm nur schön sind, gegenüber leicht wird) ...“

Goethe an Christiane (15.7.): „Der Brunnen [Carlsbader Quelle] bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen.“

Kommentar: Das Jahr 1795 bringt erneut schwere körperliche Symptome der Syphilis. Die schwersten seit dem zweijährigen Italienaufenthalt. Das bedeutet, die Syphilis ist immer noch virulent, keineswegs besiegt. Es wird deutlich: Goethe leidet an einer chronischen Syphilitis.

1796

An Schiller (Ende Mai): „Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung, denn ich weiss in mehr als einem Sinne nicht recht was ich will noch soll.“

An denselben (20.7.): „Heute früh beym Pyrmonter [Brunnen].“[281]

An Meyer (5.8.): Goethe klagt, dass er wegen des Krieges nicht nach Italien kommen könne. Sein Thun sei ein kümmerliches Wesen, „und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäfftigt und mich nicht ganz verfallen lässt.“

279 Seine Ichheit, sein Selbst will Goethe im Objekt, im Anschauen der Schönheit, verlieren. Das ist Schizophrenie.

280 Goethe predigt nackter Hedonismus! Er ist ein unverblümter Hedonist geworden! Warum? Wegen seiner Syphilis. Diese Abstumpfung des Moralgefühls ist ebenfalls ein deutliches Zeichen einer Präparalyse Goethes.

281 Fußnote von Möbius: Die Pyrmonter Quellen sind theils erdig-salinische Eisensäuerlinge, theils Soolquellen. Eisen und Kochsalz sind die wirksamen Bestandtheile.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

1797

An F. Schiller (27.2.): Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt, sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus. Der Kopf ist mir eingenommen und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freyen Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren, vielmehr muß sie den Salmiak und dem Liquirizensaft, als Dingen, die an sich den hässlichsten Gemack haben, wieder ihren Willen die Existenz zugestehen."

An denselben (1.3.): „Der Catharr ist zwar auf dem Abmarsche, doch soll ich noch die Stube hüten ... dass ich für meine Theescheue durch den abscheulichen Kräuterthee bestraft werde."

Kommentar: Goethe wird in Jena von Hofrat Loder ärztlich betreut und mit Salmiak und Liquirizensaft (den Bestandteilen der Mixtura solvens) behandelt.

1798

Kommentar: Dieses Jahr ging ohne schwere Erkrankungen vorüber. Goethe wurde adipös (dickleibig).

1799

An Christiane (19.2.): „Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaster, ich habe wieder einen kleinen Schweren [ein kleines Geschwür] auf den Rücken bekommen."

An F. Schiller (3.3.): „Übrigens bin ich vom schlimmsten Humor."

1800

An F. Schiller (2.1.): „Ich bin zu Hause, nicht ganz wie ich seyn sollte."

An denselben (20.1.): „da ich mich nicht in den besten Umständen befinde."

An denselben (22.3.): „Leider werde ich mich einige Tage zu Hause halten müssen, denn der Doctor dringt auf eine Cur, der ich schon eine ganze Weile ausgewichen bin."

Kommentar: Goethe verrät uns nicht, welche Kur ihm der Arzt dringend angeraten hat. Unzweifelhaft will Goethe seine syphilitische Krankheit vor den Zeitgenossen geheimhalten.

An denselben (3.4.): „Meine Zustände sind nicht die besten."

An Ch. v. Stein (26.4.): „Da mein Uebel nur eine Unbequemlichkeit ist, so kann man es wohl gar am Ende gewohnt werden."

1801

Tagebuch Goethes (3.1.): „Vermehrte sich mein Catharr. (6.1.) Das Uebel war nicht besser und befand mich desshalb meist im Bette. (7.1.) War die Entzündung des Auges am höchsten, so wie der Krampfhusten sehr heftig. (8.1.) Vergangne Nacht war sehr unruhig und ohne den geringsten Schlaf noch ein starker Husten (10.1.) Vergangne Nacht ebenfalls einige Stunden Schlaf, der Husten liess nach, das Schlucken aber fiel beschwerlich."

An Elisa Gore (17.1.): „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehn Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Uebels erinnerte."

In den >Annalen<: „Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade [nach Pyrmont] zu schicken, war vielleicht nicht ein Zeugnis richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, dass mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte." [In Göttingen Störungen der Nachtruhe durch greulichen Lärm.] „Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten."

Kommentar: Goethe leidet unter Schlaflosigkeit und leichter Erregbarkeit, d. h. bei der geringsten Störung bekommt er Tobsuchtsanfälle. Typische Symptome einer Präparalyse.

1802

Tagebuch Goethes (28.6. bis 15.8.) siebzehnmal „gebadet", theils in Lauchstädt, theils in Jena, zweimal auch in Weimar.

1803

Christiane an Nic. Meyer (21.4.): „Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder [hübekonder] und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern."

An Christiane (14.7.): „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, dass ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann."

Kommentar: Die Hypochondrie = Depressivität Goethes ist deutliches Indiz für eine Syphilis. Außerdem ist die Bitte Goethes, Christiane solle ihm ihre durchtanzten Schuhe schicken, doch etwas merkwürdig.

1804

Tagebuch Goethes (3.1.): „Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu." (4.1.): „Auf meinem Wohnzimmer." (5.1.): „Wie gestern." (8.1.): „War Herr Hofr. Stark hier." (9.1.): „Meistens im Bette zugebracht."

An F. Schiller (14.1.): „Ich fühle jetzt erst dass ich schwach bin ... Da ich jetzt krank und grämlich bin."

Christiane an Nic. Meyer (Februar): „das beste ist, dass der Geheimrath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang vom Jahr aber war er wieder sehr krank."

1804 bis 1805

Das Verhältnis Goethes zu dem jungen Heinrich Voß ist pathologisch. Der junge Voß ist ein Naivling und er besitzt noch einen kindlichen Glauben an Gott. Goethe dagegen, der Verfasser der >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekannten Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< und der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ist ein Atheist. Welch eine grandiose Selbsttäuschung des jungen Voß über Goethe, welch ein grandioser Täuschungsversuch Goethes gegenüber dem jungen Voß. Dies ist eindeutig pathologisch.

H. Voß schrieb (Quelle: GG 1968): „Goethe ist der Segen Weimars, alles bringt er ins rechte Geleis, er ist der Wohltäter aller Hilfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich [H. Voß] dieses Wort unterschreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens?"

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

(Quelle: GG 1990): „Er [Goethe] verträgt jeden Widerspruch."

Kommentar: Goethe ist in den Augen des jungen Voß eine Art Heiland in Weimar. Vor Voß und Riemer spielt er die Rolle des Genies. Nach Schillers Tod ist es jedoch mit der großen Verehrung, ja mit der Vergötterung Goethes schlagartig vorbei. Was ist geschehen? Hatte der junge H. Voß erkannt, daß Goethe psychisch krank war? Kam er durch Zufall hinter das Geheimnis der syphilitischen Erkrankung? Es gibt keine andere Erklärung für den Ablauf des Geschehens. Keine Vorwürfe, keine Anschuldigen: Goethe wußte, daß es vorbei war. Er verzieh und verzichtete. Der junge Heinrich Voß folgte bald darauf den Eltern nach Heidelberg.

1805

Christiane an Nic. Meyer (12.4.): „Der Geheimrath hat nun seit ¼ Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muss, er stirbt. Jetzo ... befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht ausser Bette und stellt mir nichts gutes vor. Ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiss gar nicht, was ich denken soll, der Zufall [Anfall] kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den größten Schmerzen ... Ich glaube es sind Hämmorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen ... Der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe." (2.7.): „der Geheimrath befindet sich wieder etwas besser, aber das Uebel kommt doch wieder und man ist sozusagen keinen Augenblick davor sicher."

H. Voß d.J. (Februar): „Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen großen Leiden. „Ich selbst", sagte er neulich „wusste besser, wie es mit mir stand, als es nun ein Arzt vermuthen konnte." Stark kam aus Jena, es war am Freitag Abend (8.2.), der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ... Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter geworden ..."

... „Gestern (8.3.) haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein gefährliches Recidiv ... (Nach 11 Uhr am 7.) bekommt Goethe die unerträglichsten Leibschmerzen, die bis zwei Uhr zunehmen ... Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachmittag fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äussere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen."

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kurzdarstellung der Syphilis bei Goethes

03.04.1764 Kaiserkrönung in Frankfurt: Dreh- und Angelpunkt von Goethes syphilitischer Erkrankung:
vor Kaiserkrönung: Ansteckung b. d. schönen Gretchen, möglicherweise durch einen harmlosen Kuss,
nach der Kaiserkrönung: Verzweiflung Goethes wegen des Verlustes der Geliebten, Goethe gebärdet sich wie toll,
schon bald erkennbare Folgen einer Syphilisinfektion:
schwere Neurasthenie, Silbenverdoppelungen, Wortverwechslungen, Konzentrationsstörungen
(s. Br. Goethes an Schwester Cornelia von Wiesbaden),
Goethe wird auf Syphilis behandelt,
unbekannt ob Quecksilberschmierkur oder Diät-Liegekur,
Anzeichen einer leichten Präparalyse,
Ysenburg von Buri beschuldigt Goethe der (erotischen) „Ausschweifung"

00.06.1765 Wolfgang Goethe zur Kur in Wiesbaden,
vollständige Remission Goethes mit Anzeichen eines Intelligenzschubs,
jedoch ist Goethe ein sogenannter Defektgeheilter,
er leidet Zeit seines Lebens an Neurasthenie, die er unter dem Deckmantel von Enthusiasmus verbirgt,

1765-1768 möglicherweise eine zweite Infektion während des Studienaufenthalts in Leipzig,
in Frankfurt unterzieht er sich einer Diät-Liegekur,

1772-1773 die Liebesbeziehung Wolfgang Goethes zu Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, ist nur unter Berücksichtigung einer schweren Neurasthenie richtig zu beurteilen; die Euphorie des jungen Goethe ist ähnlich der Nietzsches, er ist ein künstlerisch „genialer" Syphilitiker,

ab 1776 in den Liebesbriefen Goethes an Charlotte von Stein sind die häufigen und schweren körperlichen Beschwerden und Leiden Goethes, auch psychische Auffälligkeiten, hervorgerufen durch die „Krankheit der Venus", belegt,

1776-1786 Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein (siehe Briefe Goethes an die Geliebte) ist deutlich gekennzeichnet durch eine schwere Neurasthenie (Nervenschwäche),

1782 Goethe in den Adelsstand erhoben, sein Wappen ist die Venus und sein Motto lautet: „Alles um Liebe",

1785 erster Kuraufenthalt in Karlsbad, Wasser- und Schwitzkuren dienen der Heilung von Syphilis und der Linderung von chronischen Beschwerden (heiße Bäder und Schwitzpackungen), die „Halsband-Affaire" in Paris erschüttert Goethe zutiefst, wiederum ein deutliches Indiz einer schweren Neurasthenie,

1786 Flucht nach Italien aus Angst vor der Paralyse und weil die Heilung in warmen Ländern schneller und gründlicher erfolgt,
möglicherweise davor dritte Infektion! Goethe schreibt an Charlotte von Stein: „durch meine Schuld krank";
hatte Charlotte von Stein sich an Goethe infiziert?

1786–1788 zwei Jahre Aufenthalt in Italien dienten zur Heilung von den physischen und psychischen Folgen der Syphilis, die Werke >Iphigenie<, >Tasso<, >Benvenuto Cellini< und der >Wilhelm Meister< (Harfner u. Mignon) bezeugen, daß Goethe sich dem Problem einer Geisteserkrankung (in Folge der Syphilis) durchaus bewußt war,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ja er fürchtete das Endstadium der Lues: die Paralyse,

ab 1791 **die physischen Beschwerden treten wieder auf: Geschwüre im Mund, Gelenkschmerzen, später kommen Unterleibs-schmerzen hinzu, auch psychische Auffälligkeiten treten auf: Euphorien, Hypochondrien (Depressionen) und auch Wutanfälle,**

1802-1803 **Goethe schreibt das halbwissenschaftliche Werk >Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen<, er schenkt es dem Arzt Johann Christian Reil, dieses Werk diente allein dem Zweck, die Zustände in Irrenhäusern zu verbessern, das Werk lässt erkennen, dass Goethe über seinen Zustand völlig im Klaren war, er versucht alles, um sich selbst zu heilen, bzw. das Endstadium der Syphilis (progressive Paralyse) so lange wie möglich hinauszuschieben,**

1804 **Goethe schreibt das satirisch-autobiographische Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventura<, pseudonym veröffentlicht, enthält Irrenhaus-Szenen,**

nach 1804 **Goethe ist Verfasser der Novelle >Die Reisenden<, die teilweise im Irrenhaus spielt, siehe >Goethes und und Uranias Sohn Ludwig Tieck – Das Desaster der Germanistik<,**

ab 1805 **deutliche Anzeichen von pathologischen Veränderungen in Goethes Psyche: Hypochondrie = Depressionen, Tobsuchtsanfälle und chronische körperliche Beschwerden (Geschwüre an Augen und an Schleimhäuten des Mundes) hervorgerufen durch eine schleichende Präparalyse, Goethes „Farbenlehre" ist nach Eissler ein Indiz für eine partielle Schizophrenie Goethes,**

ab 1813 **immer auffälligere Anzeichen einer Präparalyse Goethes, trotzdem können zu Anfang des zweiten Jahrzehnts noch von Goethe die sog. >Dresdner Novellen< und andere (zweitklassige) Dichtungen die unter dem Namen des Sohnes Ludwig Tieck veröffentlicht wurden, diktiert worden sein,**

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Indizien in Goethes Werken

A: Indizien im offiziellen Oevre Goethes

>Die Leiden des jungen Werther's<

Nach über 30 Jahren habe ich wieder einmal das erste dichterische Denkmal Goethes für Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon, den Briefroman >Die Leiden des jungen Werther's<, gelesen. Was ich damals noch nicht wusste, ist die Tatsache, dass dieses Werk das Geistesprodukt eines Neuro-Syphilitikers ist.

Goethes kolossalen Gewissensbisse über den Kindbetttod Uranias, für deren außereheliche Schwangerschaft er, so bin ich überzeugt, die alleinige moralische Schuld trug, sind verständlich und nachvollziehbar. Einen Teil von Goethes Schuld können wir gerechterweise seiner Neuro-Lues zuschreiben, was einer Schuldminderung gleichkommt. Bei Goethe sind folgende psychische Befunde klar erkennbar:

Eine besonders deutliche und häufig auftretende Auffälligkeit der Neuro-Syphilis ist die Veränderung der Sprache: Silbenstolpern, das Versetzen von Buchstaben oder ganzer Silben in einem Wort, das Auslassen, Verwechseln oder Wiederholen von Wörtern. Ebenso kommen Versprecher oder ungenaue Wortwahl vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift.

Im psychischen Befund können moralische Enthemmungen aller Art mit Neigung zum Witzeln oder ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. wundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung, unanständig, ja sogar obszön in seinen Gesprächen.

Neuro-Luetiker und Präparalytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerungen entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass Neuro-Syphilitiker zu Unwahrheiten und Größenwahn neigen.

Das Gemüt der Syphilitiker schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird schnell beruhigt und aufgeheitert.

Neben dem Endstadium der Syphilis, der Paralyse, gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

kommt zwar zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Auswirkungen wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulantium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können.

Goethe war ein typischer Autographomane, der den Stoff zu seinen Werken gerne aus seinem eigenen Leben nahm, bei den dichterischen Denkmälern für Urania logischerweise noch in verstärktem Maße.

Zuerst die Analogien im Text des Briefromans zu Werther-Goethes eigener Person: Das Werk ist nach Uranias Kindbetttod geschrieben. Goethe ist im wahrsten Sinne des Wortes am Boden zerstört, trägt sich mit Selbstmordgedanken. Die Tränen kommen ihm bei geringsten Anlässen. Weiteres Indiz für seine Neuro-Lues: extreme affektive Gemütsschwankungen.

1. Buch - 4. Mai 1771: *„Schon manche Tränen habe ich dem [unbekannten] Abgeschiedenen [Verstorbenen] … geweint.“*

1. Buch - 16. Junius: *„Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küsste sie unter den wonnevollsten Tränen.“*

1. Buch - 1. Julius: *„Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Tränen kamen mir in die Augen.“*

1. Buch - 8. Julius: *„Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Träne stand mir im Auge.“*

1. Buch – 10. August: *„Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir [Albert und Werther] spazierengehen und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlichers erfunden worden als dieses Verhältnis, und doch kommen mir oft darüber die Tränen in die Augen.“*

1. Buch – 21. August 1771: *„ … ein Strom von Tränen bricht aus meinem gepressten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.“*

1. Buch – 10. September 1771: *„O dass ich nicht an deinen [Wilhelms] Hals fliegen, dir mit tausend Tränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen.“*

1. Buch – 10. September 1771: *„Lotte“, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Tränen wurden, „wir werden uns wiedersehn! …“*

1. Buch: 10. September 1771: *„Lotte!“ rief ich aus, indem ich mich vor sie [richtig: ihr] hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Tränen netzte …“*

1. Buch – 19. April 1771: *„Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Dukaten geschickt, mit einem Wort, das mich bis zu Tränen gerührt hat …“*

1. Buch – 9. Mai 1771: *„Ich erinnere mich der Unruhe, der Tränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche [dem alten Haus] ausgestanden hatte.“*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

2. Buch - 29. Julius 1772: „Ich will nicht rechten [richten], und verzeihe mir diese Tränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche!“

2. Buch – 29. Julius 1772: *„Meine Tränen sind getrocknet.“*

2. Buch – 30. Oktober 1772: *„Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Tränen gebeten …“*

2. Buch – 4. Dezember 1772: *„Mir kamen die Tränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Gesicht [richtig: kam mir in die Augen] - meine Tränen flossen …“*

2. Buch – 14. Dezembert 1772: *„Meine Sinne verwirren sich, schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Tränen.“*

2. Buch – 14. Dezember 1772: *„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Teilnehmung an dem meinigen presst noch die letzten Tränen aus meinem versengten Gehirne.“*

2. Buch : 20. Dezember 1772: *„ … ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich ausser mir auf meine Knie, und o Gott! Du gewährtest mir das letzte Labsal der bittersten Tränen!“*

2. Buch - 20. Dezember 1772: *„ritt mit Tränen in den Augen davon.“*

2. Buch – 20. Dezember 1772: *„Er [Werther] lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hände nahm, und die Augen standen ihm voll Tränen, als er hineinsah.“*

2. Buch – 20. Dezember 1772: *„Er warf das Papier hin [weg], fasste ihre Hand und weinte die bittersten Tränen.“*

2. Buch – 20. Dezember 1772: *„Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Tränen vereinigten sich.“*

Kommentar: So nahe kann ein gesunder Mann gar nicht ans Wasser gebaut haben, dass ihm so oft und beim geringsten Anlass die Tränen kommen.

Lotte Buffs Verlobter Albert Kestner ist ein ruhiger, psychisch gesunder und ausgeglichener Mann, der voll und ganz im Erwerbsleben steht und dadurch in der finanziellen Lage ist, seine Ehefrau und die zukünftigen Kinder zu ernähren. Und was ist Werther-Goethe? Er ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ein Snob. Eine Person, die sich durch zur Schau gestellte Extravaganzen, Reichtum und angebliche intellektuelle Überlegenheit von anderen abzuheben versucht und dabei oft hochnäsig oder elitär wirkt, der übertriebenen Wert auf Status, Bildung oder Exklusivität legt und andere als minderwertig betrachtet. Werther-Goethe geht keiner beruflichen Tätigkeit nach. Er braucht nur seiner Mutter Bescheid zu sagen und sie schickt ihm das benötigte Geld. Er kauft so ganz nebenbei das Gartenhaus eines Adeligen, er gibt bei jeder Gelegenheit Almosen an Bedürftige, er kann eine Frau begehren, ohne sich um die materielle Zukunft seiner zukünftigen Ehefrau und seiner Kinder die geringsten Sorgen machen zu müssen. Das entsprach tatsächlich der Realität. Johann Wolfgang Goethe war der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. Seine Mutter hatte als Maitresse des Kaisers reichlich Geld für den Unterhalt ihres Kindes und, nicht zu vergessen, auch als Belohnung für ihre Maitressenschaft erhalten.[282] Damit konnte sie ihrem Sohn und noch dazu dessen zukünftiger Familie ein „sorgenfreies Leben“ bieten, wie Heinrich Merck es treffend ausdrückte. Werther-Goethe begibt sich einzig und allein nur

282Siehe dazu L. Baus >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024, ab Seite 68: Goethes Mutter zeigte Bettina Brentano kostbare Gefäße aus Gold und Edelsteinen zum Beweis, dass sie die Geliebte Kaiser Karls VII. war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

deswegen in die Dienste eines Grafen, um sich „Activität“ zu verschaffen, nicht um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Siehe 2. Buch, 24. Dezember: *„Und daran seyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt, und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität!“*

Weitere Indizien für Goethes krankhafte psychische Verfassung nach Uranias Kindbetttod sind folgende Stellen:

1. Buch – 13. Mai 1771: *„Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner [ganzen] Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe, denn so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber! Brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung [Euphorie] und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehn? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet.“*

Indiz für Neuro-Syphilis: Wechsel zwischen extremen Stimmungsschwankungen.

1. Buch – 8. August 1771: *„Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit [wie der Neuro-Syphilis] unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Übel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Mut, sich davon zu befreien?“*

Kommentar: Sofortige Entwarnung von Werther-Goethe. Durch seine Kraftlosigkeit (richtiger: schwere Neurasthenie) ist er psychisch gar nicht stark genug, um sich umzubringen.

1. Buch – 10. August 1771: *„Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre.“*

Kommentar: Erstaunliche Selbsterkenntnis Werther-Goethes.

1. Buch – 12. August 1771: *„Ach ihr vernünftigen Leute!“ rief ich lächelnd aus. „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen [Wahnsinnigen], geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, dass er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich [bereue ich] nicht …“*

1. Buch – 30. August 1771: *„Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Betriegst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie [Urania]; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde - bis ich mich wieder von ihr [der Erinnerung] losreißen muss! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! - Wenn ich bei ihr [bei ihrem Bild oder Schattenriss] gesessen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, und nun nach und nach alle meine Sinne aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel fasst wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung nur vermehrt -*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wilhelm, ich weiss oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmut das Übergewicht nimmt [...] so muß ich fort, muß hinaus, und schweife dann weit im Felde umher! einen jähen Berg zu [er-]klettern ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen!"

2. Buch – 21. August 1772: *„Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit [richtig: in] mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach, nur für einen Augenblick!"*

Kommentar: extreme Stimmungsschwankungen.

2. Buch – 3. November 1772: *„Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir alle Schuld liegt - nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dies Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! - Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluss zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt,- o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunnen, wie ein verlechter [löchriger] Eimer."*

2. Buch – 8. November 1772: *„Sie hat mir meine [Alkohol-] Excesse vorgeworfen! ach, mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, dass ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken."*

2. Buch – 15. November 1772: *„Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur - kann sie denn, muss sie denn das einem jeden seyn? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht seyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie [die Religion] mir es denn seyn? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, dass die um ihn seyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? - Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus; sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten! es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann so wenig weiss als ich, nicht gern ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? - Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Zukunft leuchtet und alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht? Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen, sollte es mir vor dem Augenblicke bange seyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?"

Kommentar: Bei solchen Gedanken darf man gewiss am Verstand des Verfassers zweifeln.

2. Buch – 6. Dezember 1772: *„Wie mich die Gestalt [der Urania] verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! Ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie [die Augen] da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie [die Augen] vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn."*

Der Herausgeber an den Leser: „Unmut und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester untereinander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durcheinanderarbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor und liess ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf, er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher, und immer ungerechter, je unglücklicher er ward."

Indiz: Werther-Goethe fiel in totale geistige Erschöpfung.

2. Buch – 12. Dezember 1772: *„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier - es ist ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit.*

Gestern Abend musste ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluss sei übergetreten, alle Bäche geschwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe [elf] rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichem Widerschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! Hinab! Und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen! Dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! - und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! - Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es!"

Kommentar: Und damit war der Leser und der Autor wieder beruhigt.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Außerdem, als wenn dies noch nicht genug wäre, erzählt uns Werther-Goethe eine Begebenheit, die wahrhaftig krank ist, nicht nur geschmacklos, weil sie unter die Gürtellinie geht, sondern geradezu krankhaft und obszön:

1. Buch – 30. Mai 1771: *„Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause und beschäftigte sich, an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen, wir waren bald bekannt und, wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, dass er bei einer Witwe in Diensten sey und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr und lobte sie dergestalt, dass ich bald merken konnte, er sey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie sey nicht mehr jung, sagte er, sie sey von ihrem ersten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sei, wie sehr er wünschte, dass sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, dass ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Geberden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältnis zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, dass bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und dass mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und dass ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte."*

Kommentar: Bereits die Erzählung, dass die Gestalt und der Körper der älteren Frau, die ohne jugendliche Reize, demnach wohl korpulent war, dem Bauernburschen begehrenwert erschien, ihn „gewaltsam an sich zog und fesselte", vermag Werther-Goethe in Erregung zu versetzen. Und er gesteht: „Ich hab' in meinem Leben die dringende [sexuelle] Begierde und das heiße, sehnliche [sexuelle] Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen; ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Meint Werther-Goethe anstatt „Reinheit" treffender „Offenheit"? Wie so häufig bei Goethe: die ungenaue, ja unrichtige Wortwahl. Typisch bei Neuro-Syphilitikern.

Und es kommt noch verwunderlicher:

2. Buch – 4. September 1772: *„Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sey aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr [zufällig] auf dem Wege nach einem andern Dorfe, ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wiedererzähle. Doch wozu*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

das alles? Warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? Warum betrüb' ich noch dich? Warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten? Sey's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören.

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald offener, als wenn er sich und mich auf einmal wieder erkennte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, dass die Leidenschaft zu seiner Hausfrau [richtig: Dienstherrin] sich in ihm tagtäglich vermehrt, dass er zuletzt nicht gewusst habe, was er tue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin gesollt. Er habe weder essen noch trinken noch schlafen können, es habe ihm an [in] der Kehle gestockt, er habe gethan, was er nicht tun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen, er sey als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen, bis er eines Tages, als er sie in einer obern Kammer gewusst, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sey; da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sey, und nehme Gott zum Zeugen, dass seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und dass er nichts sehnlicher gewünscht, als dass sie ihn heiraten, dass sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeitlang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie einer, der noch etwas zu sagen hat und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei-, dreimal ab und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, dass er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, dass er sie liebe und schätze wie vorher, dass so etwas nicht über seinen Mund gekommen sei und dass er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, dass er kein ganz verkehrter und unsinniger [wahnsinniger] Mensch sei. - Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weisst du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, dass ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken lässt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtet, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau [die Dienstherrin], auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzt habe sie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, sage man, sei sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiss, sie werde ihn heiraten, aber er [der Bauernbursche] sei fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten - zu [einem] Nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, dass ich nicht so strudele und sudele wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, dass es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue."

Kommentar: Die Geschichte ist nicht nur „schwach" von Werther-Goethe erzählt, sondern an Schwachköpfigkeit kaum zu überbieten. Werther-Goethe verwechselt Liebe mit sexueller Begierde. Er will und kann nicht einsehen, dass zu einer Liebschaft immer zwei Liebende gehören. Wenn eine Person eine andere liebt, die ihn aber nicht liebt, ist die Liebe unerfüllbar. Punkt. Die Bluttat des Bauernburschen an seinem Rivalen weiter unten ist ein Verbrechen, das keine Schuldminderung aus Liebe zulässt. Das kann der Neuro-Luetiker Goethe offenbar nicht einsehen! Der tiefere Grund, warum Werther-Goethe diese Geschichte zwanghaft erzählen muss, liegt wohl in seinem schlechten Gewissen. Möglicherweise war in seiner Beziehung zu der adeligen Urania etwas Ähnliches vorgefallen.

Kommen wir jetzt zu dem einzig Positiven in dem ganz und gar verunglückten Briefroman: Die Indizien auf die wahre Liebesgeschichte Goethes, nicht mit Lotte Buff sondern mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon.

1. Buch – 17. Mai 1771: *„Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist, ach, daß ich sie je gekannt habe! - Ich würde sagen: du bist ein Thor! Du suchst, was hienieden nicht zu finden ist! Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu seyn, als ich war, weil ich alles war, was ich seyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren? Und nun! - Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung."*

1. Buch – 1. Julius 1771: „*Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so manches Vergangenen [Werther-Goethes Liebestragödie mit der adeligen Urania] drängte sich an [in] meine Seele, und die Tränen kamen mir in die Augen.*

Wer sich das nur täglich sagte, rief ich aus, du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießest. Vermagst du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben? - Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen [Geld], und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Mut einflößen zu können!

Die Erinnerung einer solchen Szene, wobei ich [einst] gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen und verließ die Gesellschaft ...“

Kommentar: Wahrscheinlich war es Goethe erlaubt, ans Sterbebett seiner Geliebten zu gelangen. Sie lag bereits im Koma.

2. Buch – 24. December 1771: „*Ich lernte neulich auf dem Spaziergange [in Darmstadt] ein Fräulein von B. [richtig: von R[ossillon] kennen, ein liebenswuerdiges Geschöpf, das sehr viele Natur mitten in dem steifen Leben [bei Hofe sich] erhalten hat. Wir gefielen uns in unserem Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubnis, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimütigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier [Urania wohnte in Bergzabern] und wohnt [in Darmstadt] bei einer Tante [einer Frau von Geismar] im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel von allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist und keine Stütze hat als die Reihe ihrer [adeligen] Vorfahren, keinen Schirm als den Stand, in den sie sich verpalisadirt, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter wegzusehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehn [werden], wär' ihre Nichte nicht so liebenswürdig.*

2. Buch – 20. Januar 1772: „*Ein einzig weibliches Geschoepf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B. [richtig: von R.] ... Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders sein kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen, es wüsste niemand so fein zu loben als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?). Ich wollte von Fräulein [von] B. reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr [adeliger] Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel [des Hofes], und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Szenen von ungemischter Glückseligkeit ...“*

2. Buch – 15. März 1772: „*Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier [Darmstadt] wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! Er ist nicht zu ersetzen, und ihr seid doch allein schuld daran, die ihr mich sporntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! Nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen [richtig: Nerven] verdürben alles, so hast du*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C. liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da abends die noble Gesellschaft von Herren und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nie gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hineingehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B..., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadeligen Augen und Naslöcher [auf], und wie mir die Nation [die Adeligen] von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein [von] B. hereintrat. Da mir das Herz immer ein bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie all das [adelige] Volk, dacht' ich, und war angestochen und wollte gehen, und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte und es nicht glaubte und noch ein gut Wort von ihr hoffte und - was du willst. Unterdessen füllte sich die Gesellschaft. Der Baron [von] F. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Ersten her, der Hofrat R., hier aber in qualitate Herr von R. genannt, mit seiner tauben Frau etc., den übel fournierten J. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte - und gab nur auf meine [von] B. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein [von] B. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen [richtig: kennen], sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehn. Ich wollte nicht um alles - Ihro Exzellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inkonsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen. Ein böser Genius hat mich zurückgehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich [ver-]neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft ...“

2. Buch – 16. März 1772: „*Es hetzt mich alles. Heute treffe ich die Fräulein [von] B. in der Allee; ich konnte mich nicht enthalten, sie anzureden und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S. und [von] T. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wusste, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, - und jetzt der Lärm! - Wie, Fräulein? sagte ich und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. - Was hat mich es schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. - Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. - Erklären Sie sich! rief ich. - Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war ausser mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. - Meine Tante kennen Sie, fing sie an, sie war gegenwärtig und hat - O! mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht [einiges] ausgestanden und heute früh [mir] eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen [anhören müssen], und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb verteidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen, und nun fügte sie noch hinzu, was weiter würde geträtscht werden, was [für] eine Art Menschen darüber triumphiren würde, wie man sich nunmehr über die Strafe meines Übermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung - ich war zerstört und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde, mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir's besser werden. Ach! ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit [ver]schaffte."

2. Buch - 19. October 1772: „*Ach diese Lücke! Diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! - Ich denke oft, wenn du sie [Urania] nur einmal, nur einmal [noch] an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt sein."*

2. Buch – 27. October: „*Ich habe so viel, und die Empfindung an [zu] ihr verschlingt alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir alles zu Nichts.*

2. Buch – 21. November 1772: *„Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand und sagte:Adieu, lieber Werther [in der Realität: lieber Wolfgang]! - Lieber Werther [Lieber Wolfgang]! Es war das erstemal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! [Wolfgang] und musste hernach selbst über mich lachen."*

2. Buch – 6. December 1772: „*Wie mich die Gestalt [der Urania] verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! Ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie [die Augen] da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie [die Augen] vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn."*

2. Buch – 12. December: *„Diese Nacht! Ich zittere, es zu sagen, hielt ich sie [die verstorbene Urania] in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt,*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und deckte ihren Liebe lispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! Bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen?“

2. Buch – 20. December: *„Vergehen! - Was heisst das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz. - Todt, Lotte [richtig: Urania]! Eingescharrt [in] der kalten Erde, so eng! so finster! - Ich hatte eine Freundin, die mein alles war meiner hülflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel [Sand] hinunterschollerte, und die ängstliche Lade [richtig: der Holzsarg] einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer [tönte es], und endlich [der Sarg] bedeckt war! - Ich stürzte neben das Grab hin - ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah - wie mir geschehen wird! - Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!“*

Zusammenfassung: In Goethes Briefroman >Die Leiden des jungen Werther's< finden wir fast sämtliche Indizien in Rede und Schrift, die auf eine Neuro-Syphilis hindeuten: Silbenstolpern, Versetzen von Buchhstaben und Silben (was keine Druckfehler sind, da sie zu oft vorkommen) häufiges Auslassen von Wörtern (der Setzer hielt sich genau an die schriftliche Vorlage), ungenaue Wortwahl, moralische Enthemmung, die unter die Gürtellinie geht, ständige hypomanische Stimmungslage, maßlose Reizbarkeit, die bis zur Selbstzerstörung (Selbstmord) gehen kann, extreme affektive Gemütsschwankungen zwischen Wut und Liebenswürdigkeit und nicht zuletzt fehlender Sinn für Gerechtigkeit: der Trieb und das egoistische individuelle Gefühl stehen bei dem Neuro-Syphilitiker Werther-Goethe über der Moral.

>Clavigo<

CARLOS. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, röste mich nicht monatelang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu tun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeitlang herum, und kaum sind sie ein bißchen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heiratsgedanken und Heiratsvorschlägen, die ich fürchte wie die ***Pest*** [richtig: die ich fürchte wie die **Syphilis**!] Du bist nachdenkend, Clavigo? [...]

CARLOS. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und - aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die ***Pest*** unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. - Ein Mann, der Stammvater einer Familie sein könnte, die vielleicht künftig - Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir! [...]

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kommentar: Vor der **Pest** brauchte man sich zu Goethes Zeit weniger zu fürchten als vor der **Syphilis**. Die **Pest** kann man auch nicht „unter die Nachkommenschaft bringen, daß alle deine Kinder und Enkel in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen“, sehr wohl aber ist die **Syphilis** vererbbar. Offensichtlich hat Goethe anstatt >Syphilis< lieber >Pest< verwendet. Der Literaturforscher Johann Heinrich Rille hat in seinem Werk >Die Syphilis in der Dichtkunst< festgestellt, daß auch die deutschen Shakespeare-Übersetzer anstatt >Syphilis< (engl. >pox<) ebenfalls >Pest< übersetzt haben. Offensichtlich gehörte es in Deutschland zu damaliger Zeit zum guten Ton, die Syphilis nicht zu erwähnen. Vielleicht weil so viele hohe Herren – Adelige und Intellektuelle - von dieser Krankheit betroffen waren?

>Faust< I. Teil

FAUST:
Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unsrer Wand'rung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Tränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest [richtig: Syphilis]
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes wert gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann;
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit höllischen Latwergen [Quecksilber-Präparate]
In diesen Tälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest [die Syphilis] getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Daß man die frechen Mörder lobt.

>Wilhelm Meisters Lehrjahre<

II. Buch

1. Kapitel

Die Pest [richtig: die Syphilis] oder ein böses Fieber [natürlich von der Syphilis verursacht] rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm [alias Goethe] unvermutet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand gerät, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durcheinander zischen und sausen, so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und dem, den es trifft, ist es eine Wohltat, daß ihn die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren, seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch festzuhalten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen [verlorenen] Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper, solange die Verwesung dauert, nicht ganz tot nennen kann, solange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Teile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles aneinander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Atem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüte war viel zu zerreißen, zu zerstören, zu ertöten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich [Schicksalsschlag] hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Not sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugnis so bei der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zugrunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ein lebhaftes Fieber [verursacht durch die Syphilis] mit seinem Gefolge, den Arzneien, der Überspannung und der Mattigkeit[283], dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er nach so großem Verlust [Verlust der Geliebten, des sog. „schönen Gretchens“] noch einen schmerzenlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Tränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Szenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund [gemeint ist: seiner Syphilis-Erkrankung], labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Wert geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und letzte sei, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm. [...]

Viertes Kapitel

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegenbleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt ja unartig betrug und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freund [Wilhelm Meister, alias Goethe] die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling [Laertes] dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. „Wer wird ihm übelnehmen“, rief sie aus, „daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat und ihm alle Übel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr konzentrierten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehmann, Hahnrei, Patient [Syphilitiker] und Witwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem [Mann] ärger machen wollte.“

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft

283 Alles Indizien für eine Neuro-Syphilis, keinesfalls ist die Pest gemeint. Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien [Quecksilber-Präparate], der Überspannung [Neurasthenie] und der Mattigkeit“ [Erschöpfungszustände und Depressionen], alle Symptome deuten auf eine Neuro-Syphilis.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Direktor entzweiet, abzureisen willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen getan, zu bleiben, und endlich versprochen, das Mädchen zu heiraten. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sei er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehmann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschreck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft dreingeschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert und sei mit einer leidlichen Wunde davongekommen. Vater und Tochter seien darauf noch in der Nacht abgereist, und er sei leider auf eine doppelte Weise verwundet zurückgeblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscher von der Welt geführt, und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen [wegen der Quecksilber-Präparate] aus diesem Abenteuer geschieden. Er sei zu bedauern, weil er übrigens der bravste Junge sei, den Gottes Erdboden trüge. „Besonders“, sagte sie, „tut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?“

Römische Elegien, II.

Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend nennt sie die Welt Jahre die Tausende schon:
Python, dich, und dich, Lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes[284] gesandt?
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, Hesperischer Drache, gegrüßt: du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts - und wo er sich findet
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O wie glücklich warst du, Lukrez! du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
Selig warst du, Properz! dir holte der Sklave die Dirnen
Vom Aventinus herab, aus dem Tarpeischen Hain
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar, aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!

284 Ungeheure Geburt giftigen Schlammes = Syphilis. Die gab es jedoch in der Antike noch nicht.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude,
Nirgend legt man das Haupt ruhig dem Weib in den Schoß.
Sicher ist nicht das Ehbett mehr, nicht sicher der Ehbruch;
Gatte, Gattin und Freund: eins ist im andern verletzt.
O der goldenen Zeit, da Jupiter noch vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Callisto begab!
Ihm lag selber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen sie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir sind nicht so ganz, wir alte Heiden, verlassen,
Immer schwebet ein Gott über der Erde noch hin,

Eilig und geschäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn,
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes, den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter, verehrender Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch stehn, und ewige Zeiten
Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf:
Schützet immer mein kleines, mein artiges Gärtchen,
entfernet
Jegliches Übel von mir; reichet mir Amor die Hand,
O so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.

B: Indizien in den anonymen Werken Goethes
>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<

N e u n t e N a c h t w a c h e
Das Tollhaus

Es freut mich, daß ich in den vielen Dornen meines Lebens doch wenigstens eine blühendvolle Rose fand; sie war zwar so von den Stacheln umschlungen, daß ich sie nur mit blutiger Hand und entblättert hervorziehen konnte; doch aber pflückte ich sie und ihr sterbender Duft tat mir wohl. Diesen einen Wonnemonat unter den übrigen Winter- und Herbstmonden verlebte ich - im Tollhause.

Die Menschheit organisiert sich gerade nach Art einer Zwiebel und schiebt immer eine /154/ Hülse in die andere bis zur kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig steckt. So baut sie in den großen Himmelstempel, an dessen Kuppel die Welten als wunderheilige Hieroglyphen schweben, kleinere Tempel mit kleinern Kuppeln und nachgeäfften Sternen und in diese wieder noch kleinere Kapellen und Tabernakel, bis sie zuletzt das Allerheiligste ganz en miniature wie in einen Ring eingefaßt hat, da es doch ringsum groß und mächtig um Berge und Wälder schwebt und in der glänzenden Hostie, der Sonne, am Himmel emporgehoben wird, daß die Völker davor niederfallen. In

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

die allgemeine Weltreligion, die die Natur mit tausend Schriftzeichen geoffenbart hat[285], schachtelt sie wieder kleinere Volks- und Stammreligionen für Juden, Heiden, Türken und Christen; ja die letztern haben auch daran nicht genug, sondern schachteln sich noch von neuem ein. - Ebenso ist es mit dem allgemeinen Irrhause, aus dessen Fenstern so viele Köpfe schauen, teils mit / 155/ partiellem, teils mit totalem Wahnsinne; auch in dieses sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren hineingebaut. In eins von diesen kleinern brachten sie mich jetzt aus dem großen[286], vermutlich, weil sie dieses für zu stark besetzt hielten. Ich fand es indes hier gerade wie dort, ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.

Ich kann meine Mitnarren nicht besser darstellen, als wenn ich gerade den Augenblick wähle, wo ich sie dem besuchenden Arzte vorführen mußte, was dann und wann geschah, weil mich der Aufseher des Instituts, meiner unschädlichen Narrheit halber, zum Vize- und Unteraufseher ernannt hatte.[287] Ich tat es das letzte Mal unter folgender Rede:

„Herr Doktor Oehlmann oder Olearius - wie Sie denn ihren Namen vor Dissertationen und Programmen durch eine tote /156/ Sprache in die Unsterblichkeit übersetzen. Wir laborieren zwar alle mehr oder minder an fixen Ideen, nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gemeinschaften und Fakultäten, von denen z. B. viele der letzteren neben dem Vertriebe der Weisheit auch einem bloßen Huthandel obliegen, wodurch sie sogar nichtweise Häupter, bloß vermöge des leichten Aufdrückens eines solchen Hutes aus ihrer Fabrik, in weise umzusetzen glauben; ja ihn oft selbst auf einen bloßen Rumpf schlagen und so scheinbar Philosophen bilden, weil die Gesichter der letzteren vor übergroßem Spekulieren sich ohnedies gewöhnlich tief unter die Hutkrempe zu verkriechen pflegen. - Ich habe der vielen Beispiele halber, die sich hier meinem Gedächtnisse aufdrängen, den Faden des Perioden verloren und reiße ihn lieber ganz ab, um von neuem anzuheben."

Oehlmann schüttelte hier seinen Doktorhut, wie wenn er daran zweifelte, daß man dem /157/ meinigen Kopfe eine Doublette von diesem erhandelten Exemplare[288] jemals verabfolgen lassen würde.

„Sie schütteln [den Kopf]", fuhr ich fort, „weil mich der Himmel bloß zu einem Narren kreiert hat und nicht späterhin der Kaiser zum Doktor? Doch beseitigen wir das für jetzt noch und reden von meiner Tollheit und den Mitteln ihr abzuhelfen lieber zuletzt.

Hier Nro. 1 ist ein Beleg zur Humanität, der mehr als alle Schriften darüber gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten Helden der Vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein Wahnsinn besteht darin, die Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im Gegensatze schlechter Poeten, alle Flüssigkeiten bei sich, weil er befürchtet, durch ihre Freilassung eine allgemeine Sündflut herbeizuführen. /158/ Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes Vermögen nicht in der Tat besitze - wahrlich, ich tät's, ich nähme die Erde als meinen pot de chambre in die Hand, daß alle Doktoren untergingen und nur ihre Hüte in Menge oben

285 Gemeint ist: die epikureische und stoische Naturphilosophie.

286 Das große Tollhaus - die Erde.

287 Goethe war tatsächlich seit dem Jahre 1792 psychisch labil. Dies hat er seinem Sohn Ludwig Tieck brieflich mitgeteilt. Siehe Baus, >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck, II. Kapitel: Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck.

288 Gemeint ist: gekauften Doktorhut.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

schwämmen. Es ist ein großer Gedanke - der arme Teufel faßt ihn nicht, denn sehn Sie nur, wie er da steht und sich quält und den Atem zurückhält, bloß aus reiner Menschenliebe; und wenn wir ihm jetzt von dieser Seite nicht Luft verschaffen, so ist er des Todes. Mein recipe[289] sind Feuersbrünste, ausgetrocknete Ströme mit stillstehenden Mühlen und vielen Hungrigen und Durstigen an den Ufern. Eine Radikalkur, denke ich, soll die Hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jetzt alle Tage führe und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesetzt hat. - Seines ursprünglichen Handwerks nach soll er ein Poet gewesen sein, der seine Flüssigkeiten in keinen Buchladen ableiten konnte.

/159/ Nro. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laboriert an einer gläsernen Brust und dieser an einem gläsernen Gesäße, weshalb er sein Ich niemals setzt, was jenem eine Kleinigkeit ist, ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet und darum die Brust sorgfältig bedeckt.

Nro. 4 sitzt hier bloß deswegen, weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist; es wandeln noch einige von der Art frei herum, die man aber, wie billig, alle auch für toll hält.

Nro. 5 hielt zu verständige und verständliche Reden, deshalb haben sie ihn hierher geschickt.

Nr. 6 ist aus der Verrücktheit, den Scherz eines Großen als Ernst zu nehmen, verrückt geworden.

/160/ Nro. 7 hat sein Gehirn versengt, dadurch, daß er sich zu hoch in die Poesie verstieg, und

Nro. 8 [hat] dadurch, daß er bei vernünftigen Tagen es mit der Rührung in seinen Komödien zu übermäßig betrieb, seine Vernunft gänzlich weggeschwemmt. Jener glaubt jetzt als Flamme zu brennen, so wie im Gegenteile dieser als Wasser dahin fließt. Ich habe dann und wann versucht, die widerstreitenden Elemente durch einen gegenseitigen Kampf zu verzehren, aber das Feuer fiel dann so heftig über das Wasser her, daß ich

Nro. 9, der sich für den Weltschöpfer hält, herbeirufen mußte, um sie wieder voneinander zu scheiden.

Diese letzte Nummer hält oft höchst wunderliche Selbstgespräche und Sie können jetzt eben einem zuhören, wenn Sie anders Geduld dazu haben:

/161/

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers

„Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand und wenn ich's von Sekunde zu Sekunde - was sie dort ein Jahrhundert heißen - durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht, ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll - wenn beides sich nur überhaupt für mich[290] schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen, es sei gut - übereilt war das freilich, indes ich hatte nun einmal meine gute Laune und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertreib gibt. - Mit manchem, was ich geschaffen [habe], bin ich freilich noch jetzt zufrieden, so ergötzt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern, die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, /162/ die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch zu ihnen zurückkehren, um ihre

289 recipe = Rezept.

290 Der Narr glaubt, er sei der liebe Gott.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben.[291] - Aber dies winzige Stäubchen, dem ich einen lebendigen Atem einblies und es Mensch nannte, ärgert mich wohl hin und wieder mit seinem Fünkchen Gottheit, das ich ihm in der Übereilung anerschuf und worüber es verrückt wurde. Ich hätte es gleich einsehen sollen, daß so wenig Gottheit nur zum Bösen führen müsse, denn die arme Kreatur weiß nicht mehr, wohin sie sich wenden soll, und die Ahnung von Gott, die sie in sich herumträgt, macht, daß sie sich immer tiefer verwirrt, ohne jemals damit auf's Reine zu kommen. In der einen Sekunde, die sie das goldene Zeitalter nannte, /163/ schnitzte sie Figuren lieblich anzuschauen und baute Häuserchen darüber, deren Trümmer man in der andern Sekunde anstaunte und als die Wohnung der Götter betrachtete. Dann betete sie die Sonne an, die ich ihr zur Erleuchtung anzündete und die, mit meiner Studierlampe verglichen, sich wie das Fünkchen zur Flamme verhält. Zuletzt - und das war das Ärgste - dünkte sich das Stäubchen selbst Gott und baute Systeme auf, worin es sich bewunderte. Beim Teufel! Ich hätte die Puppe ungeschnitzt lassen sollen! - Was soll ich nun mit ihr anfangen? - Hier oben sie in der Ewigkeit mit ihren Possen herumhüpfen lassen? - Das geht bei mir selbst nicht an; denn da sie sich dort unten schon mehr als zuviel langweilt und sich oft vergeblich bemüht, in der kurzen Sekunde ihrer Existenz[292] die Zeit sich zu vertreiben, wie müßte sie sich bei mir in der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen![293] Sie ganz und gar zu vernichten, tut mir auch leid, denn der /164/ Staub träumt doch oft gar so angenehm von der Unsterblichkeit und meint, eben weil er soetwas träumt, müsse es ihm werden. - Was soll ich beginnen? Wahrlich, hier steht mein Verstand selbst still! Lasse ich die Kreatur sterben und wieder sterben und verwische jedesmal das Fünkchen Erinnerung an sich selbst, daß es von neuem auferstehe und umherwandle? Das wird mir auf die Länge auch langweilig, denn das Possenspiel[294] immer und immer wiederholt, muß ermüden![295] - Am besten, ich warte überhaupt mit der Entscheidung bis es mir einfällt, einen jüngsten Tag festzusetzen und mir ein klügerer Gedanke beikommt."

„Was das für ein verruchter Wahnsinn ist", fiel ich ein, als Nro. 9 innehielt. „Wenn ein vernünftiger Mensch dergleichen vorbrächte, würde man es wahrlich konfiszieren."

/165/ Oehlmann schüttelte den Kopf und machte einige bedeutende Anmerkungen über Gemütskrankheiten überhaupt.

Der Weltschöpfer, der bei seiner Rede einen Kinderball in der Hand hielt und jetzt mit ihm zu spielen anfing, fuhr nach einer Pause fort.

„Wie die Physiker sich jetzt über die veränderte Temperatur wundern und neue Systeme darüber aufstellen werden. Ja diese Erschütterung bringt vielleicht Erdbeben und andere Erscheinungen [auf dem Erdball] zuwege und es gibt ein weites Feld für die Theologen. O das Sonnenstäubchen hat eine

291 Fußnote im Original: Irgendein Naturforscher stellte die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

292 Im Vergleich zur Ewigkeit ist die menschliche Existenz wohl nur als eine „kurze Sekunde" zu verstehen.

293 Siehe dazu auch die Seiten /73/, /98/ und /251/: *„übergroße, ewig öde Lebenslangeweile"*.

294 Gemeint ist: das Menschenleben.

295 Siehe Epikur, Fragment Nr. 105: >*Welchen Nutzen, sagt Epikur, versprach sich Gott vom Menschen, daß er ihn um seinetwillen erschaffen hätte? ... Was soll die Verehrung der seligen und bedürfnislosen Gottheit? Denn wenn er den Menschen so schätzte, daß er seinetwegen die Welt schuf, ihn mit Verstand ausstattete, zum Herrn der Lebewesen machte und ihn wie einen Sohn liebte, warum hat er ihn dann sterblich und schwächlich geschaffen? Warum setzte er* [Gott] *ihn* [den Menschen], *den er liebte, allen Übeln aus?*<

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

erstaunliche Vernunft und bringt selbst in das Willkürlichste und Verworrenste etwas Systematisches; ja es lobt und preist oft seinen Schöpfer eben deshalb, weil es davon überrascht wurde, daß er eben so gescheit als es selbst sei. - Dann treibt es sich durcheinander und das Ameisenvolk /166/ bildet eine große Zusammenkunft und stellt sich fast an, als ob etwas darin abgehandelt würde. Lege ich jetzt mein Hörrohr an, so vernehme ich wirklich etwas und es summen von Kanzeln und Kathedern ernsthafte Reden über die weise Einrichtung in der Natur, wenn ich etwa Ball spiele und dadurch ein paar Dutzend Länder und Städte untergehen und mehrere von den Ameisen zerschmettert werden, die sich ohnedas, seitdem sie die Kuhpocken erfunden haben, nur zu viel vermehren. O seit einer Sekunde sind sie so klug geworden, daß ich mich hier oben nicht schneuzen darf, ohne daß sie das Phänomen ernsthaft untersuchen. - Beim Teufel! Da ist es fast ärgerlich, Gott zu sein, wenn einen solch ein Volk bekrittelt! - Ich möchte den ganzen Ball zerdrücken!“

„Sehen Sie nur, Herr Doktor“, fuhr ich fort, als der Weltschöpfer endete, „wie grimmig der Kerl es auf die Welt angelegt /167/ hat; es ist fast gefährlich für uns andere Narren, daß wir den Titanen unter uns dulden müssen, denn er hat eben so gut sein konsequentes System, wie Fichte, und nimmt es im Grunde mit dem Menschen noch geringer als dieser, der ihn nur von Himmel und Hölle abtrennt, dafür aber alles Klassische rings umher in das kleine Ich, das jeder winzige Knabe ausrufen kann, wie in ein Taschenformat zusammendrängt. Jeder vermag jetzt aus der unbedeutenden Hülse, wie es ihm beliebt, ganze Kosmogonien, Theosophien, Weltgeschichten und dergleichen, samt den dazu gehörigen Bilderchen herauszuziehen. Groß und herrlich ist das allerdings; wenn nur das Format nicht so klein wäre! - Schon Schlegel hat es sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen; ich muß gestehen, daß mir eine große Iliade, in Sedez[296] herausgegeben, nimmer behagen will. - Das heißt, den ganzen Olymp in eine Nußschale packen; die Götter und Helden müssen sich entweder zum verjüngten /168/ Maßstabe[297] bequemen oder ohne Gnade das Genick brechen! - Sie sehen mich an, Herr Doktor, und schütteln zum zweiten Male den Kopf! Ja, ja, Sie haben es getroffen, das alles gehört zu meiner Tollheit und im vernünftigen Zustande bin ich gerade der entgegengesetzten Meinung![298] - Lassen Sie uns den Weltschöpfer verlassen!

Hier Nro. 10 und 11 sind Belege zur Seelenwanderung; der erste bellt als Hund und diente ehmals am Hofe; der zweite hat sich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen.

Nro. 12, 13, 14, 15 und 16 sind Variationen über denselben Gassenhauer, die Liebe.

/169/ Nro. 17 hat sich über seine eigene Nase vertieft. Finden Sie das sonderbar? Ich nicht! Vertiefen sich doch oft ganze Fakultäten über einen einzigen Buchstaben, ob sie ihn für ein A oder O nehmen sollen.[299]

Nro. 18 ist ein Rechenmeister, der die letzte Zahl finden will.

---

296 Buchformat, dessen Druckbogen 16 Blatt = 32 (kleine) Seiten zählen.

297 Im Sinne von: verkleinerten Maßstabe.

298 Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit, die einmal (politisch gesehen) extrem nach links und dann wieder extrem nach rechts ausschlagen konnte? Oder besaß er nur nicht genügend Mut, für seine wahre Überzeugung öffentlich mit seinem Namen und mit seiner ganzen Existenz einzustehen? Weiter unten im Text der >Nachtwachen< erfahren wir noch etwas Sensationelles über das Schicksal des Aufklärers Heinrich Merck.

299 Satirische Spitze Goethes auf die theologische Fakultät.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Nro. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den der Staat an ihm beging; das darf er aber nur im Tollhause.

Der vernünftige Narr

Nro. 20 ist endlich mein eigenes Narrenkämmerchen. Treten Sie immer herein und schauen Sie sich um, sind wir doch vor Gott alle gleich und laborieren bloß an verschiedenen fixen Ideen[300], wo nicht an einem totalen Wahnsinn, bloß mit kleinen Nuancen. - Das dort ist ein Sokrates-Kopf, dem Sie die Weisheit, so wie jenem Skaramuz die Narrheit an der Nase ansehen. Dies Manuskript enthält ei/170/genhändige Parallelen von mir über beide und ist zu Gunsten des Narren ausgefallen. - Nicht wahr, der Fleck müßte kuriert werden? Es ist überhaupt die verstockteste Seite an mir, daß ich alles Vernünftige abgeschmackt, so wie vice versa finde - ich kann mich der Grille[301] gar nicht erwehren![302]

Oft habe ich es versucht, die Weisheit mit den Haaren an mich zu reißen und habe deshalb privatim mit allen drei Brotfakultäten Umgang gepflogen, um mich demnächst öffentlich, nach einem kurzen akademischen Musenbeilager, als eine heilige Dreizahl zum Besten der Menschheit einsegnen zu lassen und mit den drei übereinandergestülpten Doktorhüten einherzuschreiten. O dachte ich bei mir selbst, könntest du dann nicht bloß durch leichten, unbemerkbaren Hutwechsel als ein Proteus in praktischer und theoretischer Hinsicht umherwandeln! Über die kürzeste Heilungsmethode der Krankheiten in Dissertationen /171/ verkehren und den Kranken selbst auf dem kürzesten Wege von seinem Übel entbinden! Den Sterbenden, nach rasch vertauschtem Hute, als Rechtsfreund umarmen und sein Haus bestellen und endlich bloß durch übergeworfenen Mantel als Himmelsfreund ihm den rechten Weg zum Himmel zeigen. Wie in einer Fabrik durch verschiedene Maschinen, ließe sich auf diese Weise durch verschiedene Hüte ein Höchstes und Letztes erreichen. Und welch ein Überfluß an Weisheit und Gelde - eine erwünschte Kombination der beiden entgegengesetztesten Güter, eine höchste Idealisierung der Zentaurennatur im Menschen, wo das wohlgesättigte Tier unten den höhern Reiter keck einherstolzieren läßt. - Doch ich fand bei näherer Ansicht alles eitel und erkannte in aller dieser gepriesenen Weisheit zuletzt nichts anderes als die Decke, die über das Mosesantlitz des Lebens gehängt ist, damit es Gott nicht schaue.

/172/ Sie sehen, wohin das führt; und es ist eben meine fixe Idee, daß ich mich selbst für vernünftiger halte als die in Systemen deduzierte Vernunft und für weiser als die dozierte Weisheit.

Ich möchte wahrlich mit Ihnen zu einer medizinischen Beratschlagung mich verbinden, bloß um zu überlegen, wie dieser meiner Narrheit beizukommen sei und welche Mittel man dagegen anwenden könnte. Die Sache ist von Wichtigkeit, denn sagen Sie, wie kann man gegen Krankheiten sich auflehnen wollen, wenn man selbst, wie Sie wissen, mit dem Systeme nicht im Reinen ist, ja wohl gar das für Krankheit hält, was höhere Gesundheit ist, und umgekehrt?[303]

---

300 Demokrit, Fragment Nr. 145: >*Mensch ist, was alle kennen*<.

301 Ein beliebter Ausdruck Goethes: >Grille<.

302 Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes.

303 Siehe Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 92: *„Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt", hatte Kant geschrieben, „... hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Er duldet keine verworfene Unterthänigkeit und atmet Freiheit in einem edlen Busen. Alle Ketten, von den vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu den schweren Eisen*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ja, wer entscheidet es zuletzt, ob wir Narren hier in dem Irrenhause meisterhafter irren oder die Fakultisten in den Hörsälen? Ob vielleicht nicht gar Irrtum Wahrheit, Narrheit Weisheit, Tod Leben ist - wie man vernünftigerweise es dermalen gerade im Ge/173/genteile annimmt! - O ich bin inkurabel[304], das sehe ich selbst ein."

Der Doktor Oehlmann verordnete mir nach einigem Nachsinnen viel Bewegung und wenig oder gar kein Denken, weil er meinte, daß mein Wahnsinn, gerade wie bei andern eine Indigestion[305] durch zu häufigen physischen Genuß, durch übertriebene intellektuelle Schwelgerei[306] entstanden sei. - Ich ließ ihn gehen!

Für meinen Wonnemonat im Tollhause spare ich ein anderes Nachtstück auf. /174/ [...]

V i e r z e h n t e N a c h t w a c h e
Die Liebe zweier Narren

Kehre mit mir zurück ins Tollhaus, du stiller Begleiter, der du mich bei meinen Nachtwachen umgibst. - Du erinnerst dich noch an mein Narrenkämmerchen, wenn du anders den Faden meiner Geschichte nicht verloren hast, der sich still und verborgen wie ein schmaler Strom durch die Fels- und Waldstücke schlingt, die ich umher aufhäufte. - In diesem Narrenkämmerchen lag ich, wie in einer Höhle der Sphynx, mit meinem Rätsel eingeschlossen und war fast auf dem glücklichen Wege, mich /231/ wahrhaft zur Tollheit, als dem einzigen haltbaren Systeme, zu bekennen; eben weil ich täglich Gelegenheit hatte, die Resultate dieser allgemeinen Schule mit denen der einzelnen zu vergleichen.

Ich will etwas ausholen, sagen die Schriftsteller, wenn sie vom Eie einer Sache anheben wollen; ich muß mich auch dazu bequemen, da ich in dieser Nacht das einzige Nachtigallenei meiner Liebe auszubrüten gedenke; denn um mich her schlagen die Nachtigallen in allen Büschen und Gezweigen und verbinden sich, wie ein Chor, zu einem einzigen Liebesgesange.

Ich spielte einst aus Ingrimm über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gastrolle[307], um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater ablief. Es gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühete sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf

---

der Galeerensklaven, sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer und nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig" (Ges. Schr., Bd II, 221 ff.).

304 inkurabel = unheilbar.

305 Indigestion = eine Verstopfung.

306 Genau dies war Goethes Problem: übertriebene geistige Schwelgerei, d. h. zu große denkerische und dichterische Produktivität! Deswegen riet ihm auch der Herzog, nicht zu viel zu denken und zu dichten. Siehe dazu auch Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 116: „Die übermäßige intellektuelle Anspannung, das anhaltend angestrengte und der Erschöpfung nicht achtende Bedenken schwieriger Probleme, die unmäßige Lektüre philosophischer Texte usw. bringen danach nicht nur den Prädisponierten in die Gefahr, einer unheilbaren Schwermut zu verfallen".

307 Siehe Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, WA I.21, ab Seite 289.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.[308]

/233/ Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier wieder mit ihr zusammen. Ihr Kämmerchen stieß dicht an das meinige und ich hörte sie täglich den Holzschuh und Muschelhut ihres Geliebten besingen. Ein Kerl wie ich[309], der aus Haß und Grimm zusammengesetzt ist und nicht wie andere Menschenkinder seiner Mutter Leibe, sondern vielmehr einem schwangern Vulkane entbunden zu sein scheint, hat für Liebe und dergleichen wenig Sinn; und doch beschlich mich hier im Tollhause soetwas. Es äußerte sich zwar anfangs nicht in den gewöhnlichen Symptomen, als Vorliebe für Mondschein, poetischen Andrangs zum Kopfe und dergleichen, sondern vielmehr in dem heftigen Bestreben zur Errichtung einer Narrenpropaganda und einer ausgebreiteten Kolonie von Verrückten, um sie zum Schrecken der andern vernünftigen Menschen plötzlich anlanden zu lassen.[310]

Dies tolle Gefühl indes, das sie Liebe nennen und das wie ein Flicken vom Himmel /234/ auf diese dürre Steppe der Erde heruntergefallen ist, fing doch am Ende auch bei mir an es ernstlicher zu nehmen. Ich machte zu meinem eigenen Entsetzen mehrere Gedichte in Versen, schaute auch in den Mond und sang gar zu Zeiten mit, wenn draußen um das Tollhaus her die Nachtigallen pfiffen. Ich habe wahrhaft einmal einige Rührung an einem sogenannten melancholischen Abend verspürt; ja ich konnte in gewissen Stunden aus einem Loche meiner Kaukasushöhle schauen und weniger denken als nichts. - Auch Betrachtungen habe ich in diesem Zeitpunkte meiner Schreibtafel einverleibt, von welchen ich doch hier einige für gefühlvolle Seelen ausheben will:

An den Mond

Sanftes Antlitz voll Gutmütigkeit und Rührung; denn beides mußt du in dir vereinen, weil du nicht einmal am Himmel den Mund aufreißest, weder zum Fluchen noch zum /235/ Gähnen, wenn tausend Narren und Verliebte ihre Seufzer und Wünsche zu dir hinaufrichten und dich zu ihrem Vertrauten erkiesen; so lange du auch schon um die Erde herumgelaufen bist, als ihr Begleiter und Eicisbeo, so hast du dich doch beständig als ein treuer Confident gehalten und man findet kein einziges Beispiel in der Weltgeschichte bis zu Adam hin, wo du unwillig geworden wärest, die Nase gerümpft oder hämische Mienen angenommen hättest, ob du gleich diese Seufzer und Klagen schon tausende und abertausende Male wiederholen hörtest. Noch immer bist du gleich aufmerksam, ja man sieht dich so oft gerührt das Wischtüchlein einer Wolke vorhalten, um deine Tränen dahinter zu verbergen. Welchen bessern Zuhörer könnte sich ein seine Werke vorlesender Dichter wählen, als dich; welchen innigern Vertrauten ich, der ich hier im Tollhause mich liebend verzehre. Wie blaß du bist, Guter, wie teilnehmend und zugleich wie aufmerksam auf alle, die noch /236/ in diesem Augenblicke außer mir da stehen und dich anschauen! Deine gutmütige Miene könnte man leicht für

308 Möglicherweise war Corona Schröter gegen Ende ihres Lebens gemütskrank. Sie starb angeblich voller Sehnsucht. Siehe den weiteren Verlauf dieses Goetheschen Gleichnisses.

309 Goethe meint sich selber!

310 Selbstironische Anspielung Goethes auf seine Mitgliedschaft und aktive Tätigkeit im Illuminaten - Orden. Was liegt näher als die Vermutung, daß Goethe die Sektion Literatur und Theater, d. h. aufklärerisch-propagandistische Tätigkeit in diesen Bereichen übertragen worden war. „Narrenpropaganda“ ist daher gleich Illuminatenpropaganda.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Einfalt halten, besonders heute, wo dein Antlitz zugenommen hat und recht rund und genährt anzuschauen ist; aber du magst zunehmen wie du willst, ich lasse mich dadurch in deinem Anteile nicht täuschen, bleibst du doch immer der Alte und nimmst auch wieder ab und verzehrst dich - ja verhüllst du nicht gar, wenn dich die Rührung überwältigt, dein Gesicht, wie der weinende Agamemnon, daß man nichts von dir sieht, als den vor Gram kahlen Hinterkopf! - Leb' wohl, Trauter, Guter!

An die Liebe

Weib, was willst du von mir, daß du dich an mich hängst? Hast du mir auch schon ins Gesicht geschaut? - Du mit deinem Lächeln und deinen holden, liebäugenden Mienen; und ich, mit all dem Grimme und Zorne im Me/237/dusenantlitz! - Traute, überleg es, wir geben ein gar zu ungleiches Paar ab. Laß mich los, beim Teufel! Ich habe nichts mit dir zu schaffen! Du lächelst wieder und hältst mich fest? Was soll die vorgehaltene Göttermaske, mit der du mich anblickst? Ich reiße sie dir ab, um das dahintersteckende Tier kennen zu lernen; denn in der Tat, ich halte dein wahres Gesicht nicht für das reizendste. - Himmel, das wird immer ärger; ich girre und schmachte ganz erbärmlich - willst du mich völlig rasend machen! Weib, wie kannst du nur Gefallen daran finden, auf einem so kreischenden Instrumente, wie ich bin, spielen zu wollen! Die Komposition ist für einen Fluch gesetzt und ich muß ein Liebeslied dazu absingen! O laß mich fluchen und nicht in so schrecklichen Tönen schmachten! Hauche deine Seufzer in eine Flöte, aus mir schallen sie wie aus einer Kriegstrompete und ich rühre die Lärmtrommel, wenn ich girre. - Und nun gar der erste Kuß - o das andere ließe sich noch überstehen, /238/ wie alles, was sich bloß in der Sprache und in Tönen umhertreibt; und es wäre mir immer noch erlaubt, heimlich etwas anderes dabei zu denken - aber der erste Kuß - ich habe niemals geküßt, aus Abscheu gegen alle rührende und zärtliche Heuchelei! - Unholdin, wüßte ich, daß du mich dazu verleiten könntest, ich böte meine letzte Kraft auf und schüttelte dich von mir!

In solchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet und mich ordentlich methodisch auszuschreiben gesucht, wie mancher Dichter, der seine Gefühle so lange auf dem Papiere von sich gibt, bis sie zuletzt alle abgegangen sind und der Kerl selbst ganz ausgebrannt und nüchtern dasteht.

Es schlug indes alles fehl bei mir, ja die Symptome wurden immer kritischer und ich fing gar an, in mich vertieft umherzuwandern, /239/ und fühlte mich fast human und kleinlaut gegen die Welt gestimmt. Einmal meinte ich gar, sie könnte doch wohl die beste sein und der Mensch selbst wäre etwas mehr als das erste Tier darauf, ja er habe einigen Wert und könne vielleicht gar unsterblich sein.

Als es soweit gekommen war, gab ich mich selbst verloren und betrieb es jetzt ganz so langweilig und alltäglich wie ein anderer Verliebter. Ich entsetzte mich schon nicht mehr, wenn ich versifizierte, ja ich konnte auf eine längere Zeit gerührt bleiben und gewöhnte mich an manche Ausdrücke, die ich sonst gar nicht in den Mund genommen hätte. Jetzt ließ ich den ersten Liebesbrief vom Stapel laufen, den ich hier samt dem andern Briefwechsel zur Erbauung anhänge:

Hamlet an Ophelia

Himmlischer Abgott meiner Seele, reizerfüllteste Ophelia! Dieser Eingang zwar, mit /240/ dem ich meinen ersten Brief an dich überschrieb, als wir noch

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

bloß auf dem Hoftheater uns zum Vergnügen der Zuschauer liebten[311], könnte dich vielleicht täuschen und es dir einreden wollen, als ob ich noch ebenso wie damals an einem fingierten Wahnsinn und allen denen metaphysischen Spitzfindigkeiten, die ich von der hohen Schule mitbrachte, laborierte. - Aber laß dich dadurch nicht täuschen, Abgott, denn ich bin für diesmal wirklich toll - so sehr liegt alles in uns selbst und ist außer uns nichts Reelles, ja wir wissen nach der neuesten Schule nicht, ob wir in der Tat auf den Füßen oder auf dem Kopfe stehen, außer, daß wir das erste durch uns selbst auf Treu und Glauben angenommen haben. - Es ist dies ein ganz verwünschter Ernst, Ophelia, und du sollst nicht etwa glauben, daß ich es als Persiflage von mir gebe. - Ach, wie ist alles jetzt verändert in deinem armen Hamlet. - Diese ganze Erde, die ihm sonst wie ein verödeter Garten voll Dornen und Disteln, wie /241/ ein Sammelplatz voll pestilenzischer Ausdünstungen vorkam, hat sich jetzt vor ihm in ein Eldorado verwandelt, in einen blühenden Garten der Hesperiden; er[312] war einst so frei und kerngesund, als er sie haßte, und ist jetzt ein Sklav' und fast krank, da er sie liebt. - Teuerste, ich wollte, daß ich Verhaßteste sagen könnte, es gäbe dann doch wenigstens nichts, was mich an diesen dummen Ball fesselte; auch ich könnte ganz froh und lustig mich von ihm hinunterstürzen in das ewige Nichts! - Also, leider, Teuerste! Ich sage jetzt nicht mehr wie vormals zu dir: „Geh in ein Nonnenkloster!“ Denn ich bin toll genug zu glauben, wenn der Mensch liebe, so sei der Narr etwas. Ob er gleich deshalb doch immer nur dem Tode rascher entgegen geht und dieser ihm, bis sie sich beide endlich treffen und fest und ewig umarmen; es sei dies nun an dem Steine, wo der heilige Gustav entschlummerte, oder auf dem Gerüste, wo die schöne Maria blutete[313], oder an /242/ irgend einem noch bessern oder schlechtern Orte.

Ich weiß gewiß, der böse Feind schwebt hohnlachend über der Erde und hat die Liebe, als eine bezaubernde Maske, auf sie herabgeworfen, um die sich jetzt alle Menschenkinder reißen, sie auf eine Minute vorzuhalten. Sieh, auch ich habe sie leider gefaßt und minaudiere mit dem Totenkopfe recht zärtlich hinter ihr und habe, beim Teufel, Lust, das Menschenkind mit dir fortzupflanzen. O wäre die verwünschte Larve[314] nicht, es hätten dann die Erdensöhne hienieden gewiß dem jüngsten Tage einen Possen gespielt durch ein Gesetz gegen die Bevölkerung, damit unser Herrgott oder wer sonst zuletzt den Erdball noch einmal anschauen will, ihn zu seiner Verwunderung von Menschen durchaus entvölkert gefunden hätte.

Doch laß mich endlich zu dem Punkte kommen, den ich leider, so sehr ich mir auch /243/ Mühe gebe, nicht umgehen kann - zu meiner Liebeserklärung!

Zorniger, wilder, menschenfeindlicher hat es in mir seit meiner Geburt nicht ausgesehen, als in diesem Augenblicke, wo ich es dir aufgebracht hinschreibe, daß ich dich liebe, dich anbete und daß ich nach dem Wunsche, dich zu hassen und zu verabscheuen, keinen sehnlichern hege, als das Geständnis deiner Gegenliebe zu vernehmen. Bis dahin dein liebender Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Liebe und Haß steht in meiner Rolle und zuletzt auch Wahnsinn - aber sage mir, was ist das alles eigentlich an sich, daß ich wählen kann? Gibt es etwas an

311 Goethe und Corona Schröter traten häufig gemeinsam (und auch als Liebespaar) auf dem Weimarer Liebhabertheater auf.

312 Hamlet, alias Goethe.

313 Goethe dachte dabei an die Hinrichtung der Frankfurter Kindsmörderin im Jahre 1772.

314 Der Säugling ist gemeint.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

sich oder ist alles nur Wort und Hauch und viel Phantasie? - Sieh, da kann ich mich nimmer herausfin/244/den, ob ich ein Traum [bin] - ob es nur Spiel [ist] oder Wahrheit? Und ob die Wahrheit wieder mehr als [ein] Spiel [ist]? - Eine Hülse sitzt über der andern und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurücklesen, bis zu mir selbst. Ob ich denn selbst wohl noch außer meiner Rolle wandle oder ob alles nur Rolle [ist] und ich selbst eine dazu? Die Alten hatten Götter und auch einen darunter, den sie Traum nannten; es muß ihm sonderbar zu Mute sein, wenn es ihm etwa einfiel, sich für wirklich halten zu wollen und er doch immer nur Traum blieb? Fast glaube ich, der Mensch ist auch solch ein Gott. Ich möchte gern mich auf einen Augenblick mit mir selbst unterreden, um zu erfahren, ob ich selbst liebe oder nur mein Name Ophelia? - Und ob die Liebe selbst etwas ist oder nur ein Name? - Sieh, da suche ich mich zu ereilen, aber ich lauf immer vor mir her und mein Name hin/245/terdrein, und nun sage ich wieder die Rolle auf - aber die Rolle ist nicht [mein] Ich. - Bring' mich nur einmal zu meinem Ich, so will ich es fragen, ob es dich liebt. Ophelia.

Hamlet an Ophelia

Grübele dergleichen Dingen nicht so tief nach, Teure, denn sie sind so verworrener Natur, daß sie leicht zum Tollhause führen könnten![315] Es ist alles Rolle, die Rolle selbst und der Schauspieler, der darin steckt, und in ihm wieder seine Gedanken und Plane und Begeisterungen und Possen - alles gehört dem Momente an und entflieht rasch, wie das Wort von den Lippen des Komödianten. - Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen oder zwei Schritte höher, auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des abgegangenen Königs /246/ aufgreifen; mag Frühling, Winter, Sommer oder Herbst die Bühne dekorieren und der Theatermeister Sonne oder Mond hineinhängen oder hinter den Koulissen donnern und stürmen - alles verfliegt doch wieder und löscht aus und verwandelt sich - bis auf den Frühling in dem Menschenherzen; und wenn die Koulissen ganz weggezogen sind, steht nur ein seltsames, nacktes Gerippe dahinter, ohne Farbe und Leben, und das Gerippe grinset die anderen noch herumlaufenden Komödianten an.

Willst du aus der Rolle dich herauslesen bis zum Ich? - Sieh, dort steht das Gerippe und wirft eine Handvoll Staub in die Luft und fällt jetzt selbst zusammen - aber hinterdrein wird höhnisch gelacht. Das ist der Weltgeist oder der Teufel - oder das Nichts im Widerhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals, als ich mit dem Finger an der /247/ Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten und Wunder glaubten, was hinter dem Ganzen stecke. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheites ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber - und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comedia larmoyante noch eine zweite folgen sollte.[316] - - Ich denke, es hat damit nichts zu sagen! Darum, teure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne; und laß uns lieben

315 Die Beiden befinden sich ja bereits im Tollhaus! Eine gelungene satirische Spitze Goethes auf das große Tollhaus: die Erde. Wozu die Menschen die Erde gemacht haben: zum Tollhaus.
316 Gemeint ist: Goethe fürchtete in jungen Jahren zu sterben, bevor er als Dichter berühmt und damit „unsterblich“ geworden wäre.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

und fortpflanzen und alle die Possen mittreiben - bloß aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen letzten Schauspieler, der grimmig das /248/ Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasitzenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich, kurz und gut, ohne weiteres Grübeln! Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Du stehst [nun] einmal als Stichwort in meiner Rolle und ich kann dich nicht herausreißen, so wenig wie die Blätter aus dem Stücke, worauf meine Liebe zu dir geschrieben ist.[317] So will ich denn, da ich mich aus der Rolle nicht zurücklesen kann, in ihr fortlesen bis zum Ende und zu dem exeunt omnes, hinter dem dann doch wohl das eigentliche Ich stehen wird. Dann sage ich dir, ob außer der Rolle noch etwas existiert und das Ich lebt und dich liebt. Ophelia.

/249/ Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wortwechsel ein und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an bis zum Selbstwechsel.

Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben.[318] - Ich war doch fast glücklich in der Zeit und spürte in dem Tollhause zuerst einige Menschenliebe, so daß ich ernsthaft über Planen brütete, mit den Narren um mich her Platons Republik zu realisieren.[319] Doch da strich der Traumgott wieder alles aus!

Die Ophelia wurde immer blasser und vernünftiger, obgleich der Arzt meinte, der Unsinn sei bei ihr im Steigen; aber es war der Moment, wo ein großer Sinn in ihn eintrat. - Es stürmte wild um das Tollhause her - ich lag am Gitter und schaute in die Nacht, außer der am Himmel und auf Erden nichts weiter zu sehen war. Es war mir, als stände ich dicht am Nichts und riefe hinein, aber es /250/ gäbe keinen Ton mehr. - Ich erschrak, denn ich glaubte, wirklich gerufen zu haben, aber ich hörte mich nur in mir. Ein Blitz, ohne nachfolgenden Donnerschlag, flog pfeilschnell aber still durch die Nacht; und der Tag erschien und verschwand rasch in ihr, wie ein Geist. Neben mir auf der einen Seite rasselte ein Wahnsinniger schrecklich mit seinen Ketten,[320] auf der andern hörte ich Ophelia abgerissene Stücke ihrer Balladen[321] singen, doch wurden die Töne oft Seufzer und zuletzt schien mir alles eine große Disharmonie, zu der die rasselnden Ketten die begleitende Musik abgaben. Es dünkte mich, als entschliefe ich. Da sah ich mich selbst mit mir allein im Nichts, nur in der weiten Ferne verglimmte noch die letzte Erde, wie ein auslöschender Funken. - Aber es war nur ein Gedanke von mir, der eben endete. Ein einziger Ton bebte schwer und ernst durch die Öde. - Es war die ausschlagende Zeit und die Ewigkeit trat jetzt ein. Ich hatte jetzt aufgehört alles andere zu denken und dachte /251/ nur mich selbst! Kein Gegenstand war ringsum aufzufinden, als das große, schreckliche Ich, das an sich selbst zehrte und im Verschlingen stets sich wiedergebar. Ich sank nicht, denn es war kein

317 In den Theaterstücken, die Goethe während seines ersten Weimarer Jahrzehnts schrieb, steht seine Liebe zu Corona geschrieben; bzw in den Rollen der Corona Schröter ihre Liebe zu Goethe.

318 Ophelia war schwanger.

319 Wiederum eine deutliche Anspielung Goethes auf seine aktive Tätigkeit im Illuminaten-Orden.

320 Neben Goethes Haus in Weimar wohnte und arbeitete ein Leinweber, dessen Webmaschinen Goethe furchtbar auf die Nerven gingen.

321 Corona Schröter schrieb und vertonte Balladen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Raum mehr, ebensowenig schien ich emporzuschweben. Die Abwechslung war zugleich mit der Zeit verschwunden und es herrschte eine fürchterliche, ewig öde Langeweile.[322] Außer mir, versuchte ich mich zu vernichten - aber ich blieb und fühlte mich unsterblich! - Hier vernichtete sich der Traum in seiner eigenen Größe und ich erwachte tiefaufatmend - das Licht war erloschen, ringsum tiefe Nacht; nur Ophelien hörte ich leise ihre Balladen singen, wie wenn sie jemand damit in den Schlaf wiegte. Ich tappte an den Wänden aus meiner Kammer, neben mir schlichen draußen durch die Finsternis noch Wahnsinnige und zischelten leise.

Ich öffnete Opheliens Tür, sie lag blaß auf ihrem Lager, bemüht, ein totes, eben ge/252/borenes Kind an ihrer Brust in den Schlaf zu lullen; neben ihr stand ein irres Mädchen und legte den Finger auf den Mund, wie wenn sie mir Stille zuwinkte.

„Jetzt schläft es!“, sagte Ophelia und blickte mich lächelnd an, und das Lächeln war mir, wie wenn ich in ein aufgeworfenes Grab schaute.

„Gottlob, es gibt einen Tod und dahinter liegt keine Ewigkeit!“, sprach ich unwillkürlich.[323]

Sie lächelte fort und flüsterte nach einer Pause, wie wenn die Sprache sich allmählich in Hauche auflösen und leise verschwinden wollte: „Die Rolle geht zu Ende, aber das Ich bleibt, und sie begraben nur die Rolle. Gottlob, daß ich aus dem Stücke herauskomme und meinen angenommenen Namen ablegen kann; hinter dem Stücke geht das Ich an!“

„Es ist das Nichts!“, sagte ich kopfschüttelnd.

Sie fuhr kaum hörbar fort: „Dort steht es schon hinter den Koulissen und wartet auf das Stichwort; wenn nur der Vorhang erst ganz nieder ist! - Ach, ich /253/ liebe dich! Das ist die letzte Rede im Stücke und sie allein will ich aus meiner Rolle zu behalten suchen - es war die schönste Stelle! Das Übrige mögen sie begraben!“ - Da fiel der Vorhang und Ophelia trat ab. - Niemand klatschte und es war, als ob kein Zuschauer zugegen wäre.[324] Sie schlief schon ganz fest mit dem Kinde an der Brust; und beide waren nur sehr blaß und man hörte keine Atemzüge, denn der Tod hatte ihnen seine weiße Maske schon aufgelegt. - Ich stand stürmisch aufgereizt neben dem Lager und in mir machte es sich zornig Luft, wie zu einem wilden Gelächter. - Ich erschrak, denn es wurde kein Gelächter, sondern die erste Träne, die ich weinte. Nahe bei mir heulte noch einer - doch war es nur der Sturm, der durch das Tollhaus pfiff. Als ich aufblickte, standen die Wahnsinnigen in einem Halbkreise um das Lager her, alle schweigend, aber seltsam gestikulierend und sich gebärdend. Einige lächelnd, andere tief /254/ nachsinnend, noch andere den Kopf schüttelnd oder starr die weiße Schlummernde und das Kind betrachtend - auch der Weltschöpfer[325] war darunter, aber er legte nur bedeutend den Finger auf den Mund.

Es ward mir fast bange in dem Kreise! [...]

---

322 Hier schildert Goethe eigene Wahnvorstellungen. Siehe dazu L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<. Goethe beklagte sich zur Zeit der Niederschrift der >Nachtwachen< mehrmals über „ewig öde“ Lebenslangeweile.

323 Selbstverständlich eine satirische Spitze Goethes: Man kann ja nicht Gott loben, daß es *kein* ewiges Leben gibt!

324 Bei Corona Schröters Beerdigung war angeblich auch kein Freund zugegen. Goethe ließ ihr jedoch eine bronzene Grabplatte anfertigen.

325 Der „Weltschöpfer“, alias Goethe. Goethe schrieb ein Gedicht namens >Weltschöpfung<. Goethe kann sich auch in zwei handelnden Personen gleichzeitig verbergen. Goethe ist identisch sowohl mit der Nr. 20, dem ehemaligen Nachtwächter, als auch mit dem Weltschöpfer. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit?

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

>Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< [326]

(Seitenangaben nach der Originalerstauflage)

Seite 206: „Seine Empfindungen verglich er mit Bebungen [richtig: Erbebungen] oder Stössen, und sagte, dass ihm diese besonders von dem Buchstaben >R< bis zur Beängstigung empfindlich wären."

Analogon: GG Nr. 1882: G. Moltke: >Goethe-Reminiszenzen<

Goethe konnte das >T< nicht aussprechen. Er sagte zu dem jungen Moltke: „Kleiner Molke!" – „Das >T< in meinem [Moltkes] Namen war ihm [Goethe] eine grausame Härte."

Seite 269: „Man setze [nehme an] einen Hypochondristen, dem sein krankes Gemeingefühl Knochenschmerzen vorstellt. Er sucht die Ursache derselben in einem versteckten venerischen Gift [gemeint ist: in der Syphilis]. Die Idee wird habituell; er beschäftigt sich unaufhörlich mit ihr und ist deswegen taub für die Gründe des Gegentheils. Dem fixen Wahn folgen absurde Handlungen, unzeitiger Gebrauch des Quecksilbers, Selbstmord [im Sinne von: er begeht praktisch Selbstmord, wenn er Quecksilber zur Heilung gebraucht]."

Kommentar: Diese Stelle werte ich als ein eindeutiges Indiz dafür, daß Goethe ein Syphilitiker war und daß er alles in seiner Macht Stehende versucht hat, um den furchtbaren Spätfolgen der Syphilis zu entgehen. Die Niederschrift der >Rhapsodieen< ist ebenfalls ein Beweis für eine Syphiliskrankheit Goethes und für den Versuch einer Selbstheilung durch Studium aller verfügbaren Literatur zum Thema Psychopathologie, denn Goethe stand wegen einer leichten Präparalyse zumindest zeitweise an der Grenze zum Wahnsinn.

Seite 276 – 279: „Allein der Verrückte, welcher des Verstandes ermangelt, der hier unterscheiden muss, hält seine Gesichte [im Sinne von: Phantasmen] für Wahrheit, verliert sich auf den Grenzen der Subjektivität und Objektivität, und lebt in einer idealischen Welt, in welcher sein Ich beides, den Zuschauer und den Schauspieler macht."

Seite 285: „Hypochondristen haben ein reizbares Gemeingefühl. Sie empfinden in allen Punkten, worin sie die Aufmerksamkeit ihrer Seele richten. Sie bilden sich daher ein, alle Krankheiten zu haben, von welchen sie hören. Besonders quält sie der Gedanke verlarvter venerischer Krankheiten, wenn sie sich nicht sicher wissen."

Kommentar: Wiederholung des bereits auf Seite 269 Gesagten. Beliebter Goethescher Ausdruck: „verlarvt" für „versteckte" venerische Krankheiten, gleich Syphilis.

Seite 309: „Eben so geht es dem Hypochondristen. Ihn quälen fixe Ideen in Beziehung auf seinen körperlichen Zustand. Allein er will und kann sich derselben [nicht] entschlagen, wünscht von ihnen befreit zu seyn, wechselt mit seinen Grillen, glaubt heute an einem Leberschaden und morgen an einer versteckten Lustseuche [Syphilis] zu leiden, kurz seine fixen Ideen bestimmen ihn noch nicht völlig und nothwendig in seiner Handlungsweise. Er ist also hypochondrisch, aber noch nicht wahnsinnig. Dies Vermögen, den Ungrund [richtig: Nichtgrund] der fixen Idee einzusehen, stirbt in unmerklichen Graden

326 Auszug aus L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<, XI. Kapitel. Angeblich ein Werk des Mediziners J. Ch. Reil. Eindeutige Indizien, die für Goethe sprechen, siehe o. g. Buch.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ab.“

Kommentar: Wiederholung des bereits auf Seite 269 und Seite 285 Gesagten.

Seite 443: Die hellen Zwischenräume sind periodisch oder erratisch, kürzer oder länger, reiner oder weniger rein. Doch bleibt immer noch, auch in den reinsten Intervallen, eine Abweichung von dem Einklang der Seelenkräfte zur Einheit der Vernunft übrig. Das Zusammenfassen des Organismus zur Individualität und das klare Bewusstseyn der Persönlichkeit kehren am spätesten in die zerrissene Seele zurück. Der Kranke ist im scheinbar vollen Gebrauch der Vernunft, doch nicht unglücklich. Denn er hat von dem Umfang seines Seelenzustandes keine deutliche Vorstellung. Dadurch unterscheidet sich der helle Zwischenraum von der Genesung.

Meistens laufen dem wiederkehrenden Anfall Zufälle [im Sinne von: Anzeichen] vor, die seine Annäherung anmelden. Der Kranke klagt [über] Zusammenschnürungen und ein Brennen in der Magengegend und den Gedärmen, durstet deswegen sehr, hat aber Abneigung gegen Speisen, ist verstopft, unruhig, schlaflos, fährt im Schlaf schrecklich zusammen. Die Wangen färben sich, das Gesicht glüht, die Halsadern klopfen stärker, das Auge wird roth, die Blicke funkeln. Seine Geberden, die Haltung und Bewegung seines Körpers sind ungewöhnlich. Er heftet seine Blicke gen Himmel, spricht mit sich, läuft schneller, steht still, nimmt die Mine des Nachsinnens oder einer bedächtigen Ueberlegung an. Einige [Syphilitiker] sind ausgelassen lustig, schwatzhaft und brechen ohne Grund in ein lautes Gelächter aus; andere hingegen weinen ohne Ursache, starren auf einen Punkt, und sind versunken in ein düsteres Stillschweigen. Der Phantast hat Visionen, dem Verliebten erscheint seine Psyche [Geliebte] im Traume in einer himmlischen Gestalt.

Kommentar: Hier beschreibt der Verfasser der >Rhapsodieen< - Goethe - unverkennbar euphorisch-präparalytische Halluzinationen, hervorgerufen durch die Syphilis. Er weiß sogar durch bestimmte wiederkehrende körperliche Veränderungen und Anzeichen, wann ein neuer paralytischer Schub bevorsteht.

Seite 446 bis 447: „Man suche ihm [dem Syphilitiker] seine Krankheit in den gefälligsten Umrissen als ein hitziges Fieber oder als eine schwere Nervenerkrankung vorzustellen. Ihr wahres Bild würde ihn mit Schauder und namenlose Traurigkeit erfüllen. Besonders verwahre man ihn, dass er nicht solche Epochen seiner Krankheit erfahre, die nach seinem Dafürhalten seine politische Existenz zernichten. Schon der Gedanke im Tollhause gewesen zu seyn, ist dem besonnenen Manne schrecklich! Doch ist ohne Tollhaus die Heilung schwierig, unmöglich. Wie soll diese Kollision vermittelt werden?“

Kommentar: Genau dies war Goethes Problem. Er mußte seine Syphiliserkrankung unter allen Umständen geheimhalten versuchen. Da sie ihm mit Sicherheit seine politische Existenz - seinen Ministerposten und damit sein Ministergehalt - und auch sein Ansehen als ein großer deutscher Dichter „zernichtet“ hätte.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

>Die Reisenden< [327]

„0 Sie unverständiger Mann“, rief der Kleine im größten Eifer aus, „so muß ich ja also dem Blinden von der Farbe predigen! Indessen, was tut's? Glaube und Überzeugung werden Ihnen schon, wie zahme Hündchen, in die Hände laufen. Sehn Sie, ich bin schon eine Anzahl von Jahren Unteraufseher in diesem [Narren-] Hause. Ich sage nicht etwa deswegen Unteraufseher, weil wir jetzt hier im untern Teile des Hauses eine gewisse Aufsicht führen; sondern Sie verstehn mich schon: ich meine, bin so fast nach dem Direktor der wichtigste Mann hier, wie Sie auch wohl werden bemerkt haben; nur der verdammte Türhüter will keinen Respekt vor mir haben. Nach einer Nervenkrankheit [in Folge der Syphilis?], wie es die trivialen Ärzte nennen, fand ich mich schon vor vielen Jahren als einen verwandelten Menschen wieder. Freund, da war mir ganz so zumute, als wenn einer meinem inwendigen Geiste Hosen und Weste aus-, ja noch die Haut dazu abgezogen hätte, so daß er nun niemals mehr zerstreut, oder dumm, oder langweilig war. Sie werden mich nicht ganz verstehn, tut aber auch nichts zur Sache. Es ist nämlich so: ich konnte von dem Augenblicke an überirdische Dinge begreifen und fassen, nicht mit meiner alltäglichen Vernunft; sondern in meinem inwendigsten Geiste hatte sich noch ein eignes kleines und feines Verständchen angesetzt, das dergleichen begriff, und da der Geist nun nicht mehr bekleidet war, und auch keine dumme Haut mehr über sich hatte, so konnte Ich, der Lebendige, der hier draußen steht und mit Ihnen spricht, so frischweg in jene meine unsichtbare Kreatur hineinsehn und alles kapieren. Kapieren Sie mich?“

327 Erstmals gedruckt in Amadeus Wendt’s >Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1823<. Angeblich ein Werk Ludwig Tiecks. Den Zeitpunkt der Niederschrift, bzw. des Diktats durch Goethe schätze ich fast 20 Jahre früher um das Jahr 1804. Die Beweise für Goethes Verfasserschaft siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel >Idiotismen und Stileigentümlichkeiten – Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes< am Ende des Buches.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

René Maria Rilke

Vorwort

Meines Wissens hat bisher noch kein Rilke-Biograph gewagt auch nur die Vermutung auszusprechen, René Maria Rilke könnte ein „genialer“ Syphilitiker gewesen sein. Es ist bei Rilke nicht anders als bei Rousseau, Goethe, Nietzsche und vielen anderen berühmten Künstlern: In der kurzsichtigen Meinung, ihr Ideal zu beschmutzen oder in den Augen anderer, ihrer Gegner, herabzusetzen, wagten sie eine derartige Diagnose nicht zu stellen. Ich möchte daher an dieser Stelle ausdrücklich bekennen, dass ich durchaus ein Bewunderer von Rilkes lyrischem Genie und sogar in gewisser Weise ein „Wahlverwandter“ von ihm bin. Das heißt aber nicht, dass ich eine rosarote Brille aufsetze, wenn ich seine Werke lese.

Der große Philosoph Arthur Schopenhauer hat einmal gesagt, dass jeder Mensch ein „metaphysisches Bedürfnis“ habe. Und der Rilke-Biograph Eudo C. Mason meinte sogar, dass die Rilke-Verehrer „von ihm metaphysische Daseinserleichterungen erhoffen“ würden. Das ist ein nicht zu unterschätzender Aspekt für Rilke-Konsumenten, zu denen ich mich ebenfalls zähle. Vor allem in diagonal entgegengesetzten Lebensabschnitten, in denen es einem entweder „richtig gut“ oder „richtig dreckig“ geht, ist Rilke sehr zu empfehlen. Er hat, wie man so schön sagt, aus dem wirklichen Leben oder noch richtiger aus Liebesglück und -leid gedichtet; und das Liebesleid war bei Rilke sozusagen vorprogrammiert, wegen seiner Krankheit.

Die erste Rilke-Abhandlung, die mir zu Händen kam, war das Buch des Psychoanalytikers Erich Simenauer mit Titel >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos<, Frankfurt am Main 1953. Simenauer war der Meinung, Rilke sei ein Narzisst gewesen. Er resümiert gegen Ende seines Buches, Seite 657: „Wir haben im Verlaufe unserer Erörterung nicht nur die Gesamtheit der mit der narzisstischen Regression in Verbindung stehenden trieblichen und charakterlichen Merkmale in Rilkes Gestalt und künstlerischer Gestaltung wiedergefunden, sondern sie auch in den mannigfaltigen Versionen des Narkissosmythos wiederentdecken können. Es brauchte nur die Bildersprache der Mythenschöpfer und des Dichters in die der Tiefenpsychologie zurückübersetzt zu werden.“

Ich bin überzeugt, der Psychoanalytiker Erich Simenauer irrte. Die Symptome, die er bei Rilke fand, ähneln stark einer narzisstischen Veranlagung. Die wahre Quelle seines dichterischen Genies und seines psychopathischen Verhaltens, im wahrsten Sinne des Wortes, war eine furchtbare Krankheit: die Syphilis.

Da es inzwischen eine große Zahl an Rilke-Biographien auf dem Buchmarkt zu kaufen gibt, druckfrisch oder antiquarisch, beschränke ich mich auf die reinen Indizien, die auf eine Syphilis-Erkrankung Rilkes schließen lassen. Außer der oben genannten Simenauer-Abhandlung habe ich zwei Rilke-Biographien gelesen: Das ältere Werk ist von Donald A. Prater mit Titel >Ein klingendes Glas – Das Leben des Rainer Maria Rilke<, aus dem Englischen von Fred Wagner, Carl Hanser Verlag München Wien 1986. Und das jüngere ist die zweiteilige Biographie von Ralph Freedman, erschienen im Insel Verlag 2001.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Meine anfängliche Vermutung, die Briefe von und an René Maria Rilke könnten von seinen leiblichen Erben und Nachlassverwaltern zensiert sein, hat sich als wahr erwiesen. Ernst Pfeiffer, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Rilke und Lou Andreas-Salomé, klagte im Nachwort zur Insel Taschenbuch-Ausgabe, erste Auflage 1989, Seite 635, über *„Rücksicht auf Lebende und über die Grenzen, die einer Bekanntgabe der psychogenen Leidenssymptome Rilkes zu ziehen waren“.* Einige Briefe, angeblich „nicht datierbar“, wurden vom Rilke-Archiv, also den leiblichen Nachkommen und Erben Rilkes, nur in Abschrift dem Insel-Verlag vorgelegt. Auch da wurde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zensiert, d. h. Unliebsames und Verdachterregendes weggelassen. Bei anderen Briefausgaben wird das Gleiche geschehen sein. Auch bei Goethe und Nietzsche wurde von den Nachlassverwaltern zensiert und gefälscht.

Chronologie von René Maria Rilkes Syphilis-Krankheit

1875 - 1890

René Maria Rilke[328] kommt am 4. Dezember 1875 in Prag zur Welt. Die Ehe der Eltern scheitert bereits früh, daher wird er am 1. September 1886 in ein Internat gegeben, in die Militär-Unterrealschule in St. Pölten. Die nächste Bildungsanstalt vier Jahre später ist die Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen. Bereits sechs Wochen nach der Aufnahme, ca. Mitte Oktober 1790, muss er wegen furchtbarer Kopfschmerzen und Fieber für zwei Wochen in das Anstaltsspital. Man vermutet angeblich eine „schwere Lungenentzündung“, die durch „schwere Nervenbelastung“ verschlimmert worden sei. René wird anschließend zur Kur in ein Sanatorium bei Salzburg geschickt.

Die Formulierung „schwere Lungenentzündung mit schwerer Nervenbelastung“ halte ich für ein deutliches Indiz für den Ausbruch einer Syphilis-Erkrankung. Die Infektion fand ungefähr neun Wochen früher statt.

1891

René Maria Rilke gehört m. E. zu den unschuldig Infizierten. Die Infektion muss keineswegs durch eine sexuelle Handlung erfolgt sein, sondern z. B. durch einen Kuss, unsauberes Essgeschirr oder sonstige mangelhafte Hygiene.[329] Der Gesundheitszustand des fünfzehnjährigen René bessert sich kaum, so dass er am 3. Juni 1891 aus der Militärschule entlassen wird.

Im Sommer des Jahres 1891 hegt er bereits den Wunsch, Schriftsteller zu werden. Erst Gedichte sendet er an verschiedene Zeitschriften.

1892

Rilke setzt an der Handelsakademie Linz seine Ausbildung fort. Er ist bei einer bürgerlichen Familie in Linz untergebracht. Zu Beginn des Jahres 1892,

328 Der vollständige und richtige Name lautet: René Karl Wilhelm Johann Maria Rilke. Den Vornamen „Rainer“, sozusagen als Künstlername, nahm er auf Wunsch von Lou Andreas-Salomé an.

329 Lesen Sie zu diesem Thema das interessante Buch von Ernst Bäumler, mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage 1997.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

mit gerade einmal sechzehn Jahren lernt er das Kindermädchen Olga Blumauer kennen. Trotz zweimaliger Ermahnung durch den Vater trifft er sich weiterhin mit dem älteren Fräulein. Ende Mai brennt er mit ihr durch. In einem Wiener Gasthaus werden sie nur drei Tage später gefunden. Rilke plante, sich als Schriftsteller durchzuschlagen.[330]

Diese Vorgänge (Nichteinhaltung zweier Versprechen das Verhältnis zu dem älteren Fräulein zu beenden, Flucht mit ihr von Linz nach Wien, dadurch Abbruch der Schule und das Vorhaben, sich mit nur sechzehn Jahren als Schriftsteller durchschlagen zu können) zeigen außer mangelndem Verantwortungsgefühl einen fehlenden Realitätssinn des jungen Rilke.

René Rilke wird von der Schule verwiesen. Nach Prag zurückgekehrt, lebt er offiziell bei seiner Tante Gabriele von Kutschera. Sein Onkel Jaroslav Rilke unterstützt ihn finanziell. Von nun an erhält René Privatunterricht von verschiedenen Hauslehrern mit dem Ziel Abitur und Hochschulreife.

1893

Anfang des Jahres lernt er Valerie von David-Rhonfeld kennen, mit der er fast drei Jahre liiert ist.

1894

René Rilkes Verhältnis zu Valerie ist ein erotisches. Folgende Indizien sprechen dafür: In einem Widmungsgedicht für Valerie (siehe Sämtliche Werke III, S. 499 f.) dichtet er: „Du kannst allein verstehn, ich sag es dreiste, / die Du mit mir genossest Waldhauchrhythmen“. In dem Buch >RMR – Sieh dir die Liebenden an< schreibt er an Valerie im Brief Nr. 94 (um die Jahreswende 1894/95): „Meine süße Geliebte“ und „unsere ewige Verbindung so gut wie vor aller Welt geschlossen“; im Brief Nr. 104, 22.4.1895: „Ich weiß eine Stunde, die niemand weiß, / Ich will dieser Stunde gedenken leis“; im Brief Nr. 112, vom 7.7.1895: „Liebes liebes Kind, das mir Genosse war und Lieb und mein Weib sein wird für immer und immer“.

1895

Über Rilkes Krankheit erfahren wir in seinen Briefen an Valerie folgendes: Brief Nr. 98 „lange, lange, hätt‘ ich wissen können, dass mein seelisches Missbehagen so bedeutend mich verändert und angreift, und sogar imstande ist, mein Benehmen gegen Dich zu wandeln“, Brief Nr. 109 vom 27.6.: „verzeih den Nerven, den bösen, und mir“; Brief Nr. 116 vom 3.8.: „Das war eine Nacht! Ich habe nicht ein Auge geschlossen. Schwer und schwarz wie auf dem kleinen Vögelchen im >Tod< wuchtete die Finsternis auf mir. Und mir war, als sollte sie wohl nimmer enden. Dann lange Qualen. Das Bett stöhnte“.

August: Rilke unterschreibt einen Brief an Ella Glaessner mit: René Maria ***Caesar*** Rilke.

September: Brief an Valerie: „Liebe Vally, dank für das Geschenk der Freiheit“.

330 Quelle: Storck, Joachim W.: >René Rilkes „Linzer Episode“ - Neue Dokumente zu einem unerhellten Lebensabschnitt<, in: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 7-8 (1980/81), S. 111 – 134.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Valerie von David-Rhonfeld schrieb im Jahr 1927 einen Brief an Carl Hirschfeld[331], dem sie ihre Rilke-Briefe und den Gedichtband >Leben und Lieder< von 1894 zum Kauf anbot mit der ausdrücklichen Ermächtigung zur Veröffentlichung. Sie schrieb, René sei ein „schwer nervenkranker, im Studium unbeständiger Mensch“ gewesen. „Seine Verwandten liebten ihn nicht und erklärten ihn kurz als Narren.“ [...] „Er ging sogar mit Selbstmordabsichten um und ich (Valerie) nahm mich seiner aus Mitleid an, lernte durch zweieinhalb Jahre täglich mit ihm und habe die Freude erlebt, dass er die Matura (das Abitur) mit Auszeichnung ablegte.“ Über seine ständigen Krankheiten berichtete sie: „René, welcher magenkrank war, litt schwer an Magenverstimmungen, sein Gesicht war von Finnen und Eiterpusteln maßlos entstellt, zumal seine Züge von abstoßender gemeiner Hässlichkeit waren und sein Atem unerträglich war.“ – „Nun, ich gewöhnte mich an sein Äußeres und sein Gesicht fesselte, blendete mich und schließlich liebte ich dieses arme unglückliche Geschöpf, welches jeder mied wie einen räudigen Hund.“ Rilkes Briefe und Gedichte an sie (Valerie) seien „unmittelbare Aufzeichnungen seiner zeitweiligen, teils glücklichen, meistens aber sehr deprimierten Stimmungen, seiner vergeblichen Bemühungen, den Sieg über seine kranken Launen, das heißt seine Nerven, davonzutragen, und zuletzt den unwiderstehlichen Drang, die ihm verhaßte Stadt (Prag) zu verlassen und jede weitere akademische Laufbahn, als seinen Dichterberuf hemmend, aufzugeben und den Wahn über Nacht „Weltberühmtheit“ und damit pekuniäre Unabhängigkeit zu erlangen.“ [...] „Den Weltruhm sollte ein dreiaktiges Drama aus Proletarier-Kreisen (mit Titel) >Gleich und Frei< begründen.“ Auf die Frage von C. Hirschfeld, ob Valerie ein Bild von Rilke besäße, antwortete sie: „Ich möchte sehr gern Ihren Wunsch betreffs einer Photographie von René erfüllen, aber es gibt überhaupt kein Bild von ihm aus jener Zeit. Er wußte gar wohl, daß sein Gesicht, die platte durch fortwährenden Schnupfen geschwollene breite Nase, sein unnatürlich großer Mund mit aufgeworfenen wustigen Negerlippen, sein langes schmales Gesicht sich auf der Photographie als Fratze ausnehmen würde.“

Über ihr Verhältnis zu Rilke bekannte sie, sie sei seine „Braut“ gewesen und sie war überzeugt, „keine andere Frau stand René seelisch in seinem ganzen ferneren Leben, das sehr erotisch gewesen zu sein scheint, so nahe als ich“. Sie sprach auch von „seiner rätselhaften Natur“ und er sei ein „viel zu kalter Genußmensch“ gewesen.

Zwei Gedichte Rilkes aus dieser Zeit:[332]

Wahnsinn

Entsetzlich Erbtheil väterlicher Sünden –
O grauser Wahnsinn fällst du mich schon an?
Gewiss! Du hoffst mich wohl bereit zu finden,
Ich war ja stets ein Freund von allem Wahn!

331 Quelle: >Die Horen – Monatshefte für Kunst und Dichtung<, 5. Jahrgang, zweiter Band, Horen Verlag Berlin 1928/1929.

332 Quelle: >RMR – Sieh dir die Liebenden an – Briefe an Valerie von David-Rhonfeld<, hrsg. von Renate Scharffenberg und August Stahl, Insel Verlag Frankfurt und Leipzig 2003.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ich glaubte ja doch, dass die Welt nicht trübe
Nicht traurig sei – so manchen Augenblick,
Ich glaubte ja doch einmal an die Liebe,
Ich glaubte ja doch einmal an das Glück!

Das war ein Wahn; wenn er auch oft beseelend
Die Brust erfüllte; ist er doch nicht mehr,
Die Welt ist voll von Laster und von Elend –
Und voll von Noth – von Freude ewig leer ...

Nein sie war schön ... und ich, ich war so selig
Und wollte es nie glauben, dass ich krank,
Nicht heilbar sei, doch fühlt ich schon wie mählich
Die schwarze Nacht mir auf die Seele sank.
[gekürzt]

Mein Glaubensbekenntnis

Ihr lippenfrommen Christen
Nennt mich den Atheisten
Und flieht aus meiner Näh‘.
Weil ich nicht wie ihr alle
Bethöret in die Falle
Des Christenthumes geh‘.
[gekürzt]

Ein nicht zu unterschätzender Grund, warum die Beziehung zwischen René und Valerie scheiterte, könnte an der unterschiedlichen Weltanschauung gelegen haben. Valerie bezeichnet Rilkes Theaterstück >Gleich und frei< als ein Drama aus „Proletarier-Kreisen“ mit „niedrigster Gotteslästerung und aufreizenden Reden gegen den Kapitalismus“.

1896

1897

12.5.: Begegnung Rilkes mit Lou Andreas-Salomé. Bereits nach wenigen Tagen sendet er ihr glühende Liebesgedichte.

1.6.: nach Ansicht vieler Rilke-Biographen erste Liebesnacht.

8. auf 9.6.: zweite Liebesnacht.

Für Lou ist Rilke angeblich die „erste sexuelle Erfahrung“, obwohl sie bereits mehrere Jahre verheiratet war. Und sie seien „wie Geschwister, bevor Inzest zum Sakrileg geworden war“.

Nach meiner Überzeugung war Lou Andreas-Salomé eine frigide Frau.[333] Trotz mehrerer intimer Verhältnisse zu Männern (Friedrich Nietzsche, Paul

333 Lesen Sie zu diesem Thema das Buch von Dr. med. Otto Adler, >Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes: Anaesthesia sexualis feminarum – Anaphrodisia – Dyspareunia<, 4. vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1924; außerdem das Buch von Carl van Bolen, >Dr. Kinsey und die Frau<, München 1969.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Rée, dem Ehemann F. C. Andreas, einem Russen namens Ssawely, René Maria Rilke und dem Arzt Friedrich Pineles, genannt Zemek, vom dem sie ebenfalls schwanger war, konnte sie zu keinem Orgasmus gelangen. Dies erklärt ihr Verhältnis zu ihrem Ehemann und auch zu Rilke. Sie war keinem treu, weil sie bei keinem Erfüllung fand. Lou bevorzugte die „platonische Liebe“.[334]

1898

24.01.: (wahrscheinlich in Berlin) Brief an die Mutter, Nr. 38: Rilke „um verschiedener nervöser Leiden willen“ in ärztlicher Behandlung.

Anfang April, Reise Rilkes nach Arco, Florenz und Viareggio. Lou hatte ihn „fortgeschickt“ und gesagt, er solle so lange in Italien bleiben, bis sie ihn rufen würde. Sie reist u. a. zu ihrer Freundin Johanna Niemann nach Zoppot bei Danzig. Einige Rilke-Biographen (siehe Freedman I, S 125) vermuten eine Schwangerschaft Lous.

Indizien im >Florenzer Tagebuch<: S. 64: „So rein, wie jede Geliebte war in der Frühlingsrenaissance, so heilig wird jede Mutter sein in dem Sommer, den wir beginnen.“ [...] „Damals habt ihr die Madonnen als mütterliche Jungfrauen geschaffen; unsere Geliebten werden jungfräuliche Mütter sein.“ [...] „O wenn ich euch doch allen sagen könnte, was für eine Zeit das ist! Es tut mir so weh, daß viele unfestlich und ohne Hoffnung sind.“ [...] „Heute schreibt mir eine Mutter, die tief in vieler Bangigkeit war, ehe das Wunder ihr geschah, sie schreibt: Jetzt ist der Frühling auch zu uns gekommen, allerdings ziemlich stürmisch und verweint.“ S. 67: „Ihr dürft nichts Heiligeres haben als das Mütterliche.“ S. 75: „Heute ist keine Bangigkeit mehr in mir, sondern die helle Freude: Dich in sechs bis sieben Tagen wieder zu haben.“ S. 87: „Wie eine Schuld fühlen alle Madonnen ihr Unverwundetsein. Sie können es nicht vergessen, daß sie ohne Leiden geboren haben, wie sie ohne Glut empfingen [...] daß sie Mütter wurden ohne den Mut der Mutter.“ S. 101: „Das Weib erfüllt sich im Kinde.“ [...] „Eine Frau, welche Künstlerin ist, muß nicht mehr schaffen, wenn sie Mutter wurde. Sie hat ihr Ziel aus sich herausgestellt und darf im tiefsten Sinne Kunst leben fortan.“ S. 102: „Des Weibes Weg geht immer zum Kinde, vor ihrer Mutterschaft und hernach.“

Lou hat das >Florenzer Tagebuch< nicht gefallen. Auch in Lous Werken aus dieser Zeit ist vom Gebären die Rede.

Kommentar: Da es - wie in vielen Fällen - für eine Abtreibung bereits zu spät war, Lou hatte wohl erst im dritten oder vierten Monat die Gewissheit ihrer Schwangerschaft, bleiben vier Möglichkeiten: Das Kind wurde entweder einem kinderlosen Ehepaar untergeschoben (heimliche Adoption) oder in ein Waisenhaus gegeben oder es war eine Totgeburt oder es war nicht lebensfähig und starb kurz nach der Geburt.

1899

Im März besucht Rilke den Vater in Prag. Eine angebliche Grippe zwingt ihn für mehrere Wochen das Bett zu hüten.

334 Interessante Informationen über Lou Andreas-Salomé, speziell auch über die Art ihrer Beziehungen zu Männern, stehen in der Biographie von H. F. Peters, mit Titel >Lou Andreas-Salomé – Femme fatale und Dichtermuse<, Heyne Verlag München 1995.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

1900

12.12.: (Rilke, >Worpsweder Tagebuch<, Lou betreffend) „Heute war die Probe von Gerhart Hauptmanns >Michael Kramer<. Ich saß mit Lou ganz allein in dem dunklen Zuschauerraum des Deutschen Theaters und wartete. Aufgewühlt, aufgefurcht im Innersten, war ich wie ein offenes Feld, und als die große Gebärde des Saemanns über mich hinwies, *da fühlte ich schmerzhaft den Fall des Samenkorns in meinem bloßgelegten Herzen.* Ein Tag der Empfängnis war es, schmerzhaft und feierlich, der erste von sehr zukünftigen Tagen, die ohne diesen wehen und schönen ersten nicht kommen könnten."

Kommentar: Schmerzliche Erinnerung Rilkes an Lous frühere Schwangerschaft oder erneute Schwangerschaft durch ihn.

1901

10.1.: (Tagebuch Lous) „dieser Tage bin ich zu Hause gewiß manchmal abscheulich gewesen. Hinterher tut es mir immer furchtbar weh. [...] Ich bin ein Scheusal. (Schlecht war ich auch gegen Rainer [Rilke], aber dies tut mir nie weh.)"

Kommentar: Animosität einer schwangeren Frau gegen den Verursacher ihrer Schwangerschaft: René Rilke.

17.1.: (Tagebuch Lous) „Damit R[ilke] fortginge, ganz fort, wär ich einer Brutalität fähig. (Er muß fort!)"

Kommentar: Ende der erotischen Beziehung. Jetzt nur noch platonische Freundschaft.

Gedicht Rilkes nach dem Bruch mit Lou:

Ich steh im Finstern und wie erblindet,
weil sich zu Dir mein Blick nicht mehr findet.
Der Tage irres Gedränge ist
ein Vorhang mir nur, dahinter Du bist.
Ich starre drauf hin, ob er sich nicht hebt,
der Vorhang, dahinter mein Leben lebt,
meines Lebens Gehalt, meines Lebens Gebot –
und doch mein Tod.

16.2.: Verlobung Rilkes mit Clara Westhoff.

26.2. Brief Lous an Rilke: „Letzter Zuruf." Lou nennt darin Rilke einen „lahmen Wilden, neben jähen, nervösen Willenseruptionen" und „voll Wahn-Zwang, ohne Wahrheits-Zwang".

In ihrem >Lebensrückblick< schreibt sie über Rilke im >Nachtrag< über „eine Veränderung, an der uns unser unschuldiges Lachen verging", außerdem von „Ängstlichkeiten", „fast Angstzuständen" Rilkes. „Am tiefsten erschrak ich damals während unseres gewohnten Mittagsganges [in Kiew, Pfingsten 1900) durch den prächtigen Akazienwald, als Du an einer bestimmten Akazie nicht vorbei konntest [...] und man konnte sehen, wie der Baum nun begann, sich Dir zu vergespenstern". [...] „Ähnliche Gefahren traten auf, wo Dir die restlose Formung eines Eindrucks mißlang: nicht Enttäuschung, Selbstvorwürfe, Niedergeschlagenheit (wie beim Durchschnitt von Normalmenschen) trat ein, sondern ein Explodieren in Gefühle, die sich ins Ungeheure, Ungeheuerliche überschlugen, wie unter einem Zwang, sich davon überwältigen zu lassen [...] Du nanntest es die von Angst irregeleitete Produktivität" [...] „Aber dann folgten doch wieder Angstverfassungen und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

körperliche Anfälle (sich zu Boden werfen aus Angst, anfallsweises Weinen [den Grund dazu] auf allerlei schiebend)“ [...] „Du spürtest mit Grauen unberechenbar krankhafte Verursachungen heraus.“

Ende Februar: Abreise nach Arco zu Mutter Phia.

15.3.: Rückkehr nach Westerwede zu Clara. Kurz darauf erkrankt Rilke schwer, angeblich ein Scharlachfieber, einen Monat halten die Beschwerden an mit Schüttelfrost, das Fieber schwächte ihn so sehr, dass er nicht einmal eine Feder halten kann. „Zustände von gleichzeitiger Erregung und Schwäche“ ist eindeutiges Indiz einer schweren Neurasthenie.

29.4.: Heirat mit Clara, sie ist bereits von Rilke schwanger.

Im Mai fahren beide Eheleute zur Kur in Dr. Lahmanns physiatrisches Sanatorium auf dem Weißen Hirsch bei Dresden. Rilke einer „strengen Kur unterworfen“.

12.12.: Geburt von Rilkes Tochter Ruth.

1902

Mitte des Jahres wird Rilke die Unterhaltszahlung von den Erben seines verstorbenen Onkels gestrichen. René ist jetzt auf die alleinige Unterstützung durch den Vater angewiesen. Die Eheleute Rilke müssen ihren gemeinsamen Hausstand in Worpswede aus Geldmangel aufgeben.

Im August zieht Rilke nach Paris. Um Geld zu verdienen beginnt er eine Monographie über den Bildhauer Rodin zu schreiben.

Im Oktober folgt ihm Clara Rilke-Westhoff; sie arbeitet als Bildhauerin in Paris.

1903

17.3.: Abreise Rilkes von Paris nach Viareggio, um im warmen Klima Italiens wieder gesund zu werden. Eine Art Influenza-Anfall kommt einem regelrechten Zusammenbruch gleich.

26.3.: Brief an die Mutter, Nr. 327: „ein völliges Wiederaufbauen aller Kräfte“.

Vom 13. bis 20.4. schreibt er wie im Fieber vierunddreißig Gedichte, Titel: >Das Buch von der Armut und dem Tode<.

2.6.: Paris, Brief an die Mutter, Nr. 342: Rilke hatte erneut „eine Art Influenza mit aller Heftigkeit, mit starkem Fieber etc, so dass ich mehrere Tage ans Bett gefesselt war“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 30.6.: „drei Influenze-Anfälle mit endlosen Fiebernächten und großer Bangigkeit [...] meine Kraft und mein Muth war klein geworden [...] fuhr mit dem letzten Rest [an Kraft] fort, fuhr durch viele schwere Berge, fuhr ein Leben lang und kam eines Abends in Viareggio an [...] da kamen verschiedene schmerzhafte Zustände, die ich für eingebildet hielt, für ein irrendes Schöpferischsein am eigenen Körper und gegen die ich kämpfte mit meinem Willen. Ich überwand sie zum Theil. Aber dann kam etwas so Banges, kam und kam wieder und verließ mich nicht mehr ganz, und ich weiß gar nicht wie ich sagen soll was es war [...] alles verändert sich, fällt mir von den Sinnen ab und ich fühle mich hinausgedrängt aus der Welt [...] ein neuer Influenza-Anfall, von dem ich mich nur ganz langsam erholte, eine kleine bessere Erholung [...] bis es neulich nachts wiederkam. Wenn es kommt,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

dann möchte ich mich an etwas sehr wirklichem festhalten; aber nichts ist wirklich genug, alles entfernt sich, giebt mich auf, geht fort“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.7.: „es war eine böse Woche. Ich habe immerfort so viel Schmerzen und lebe in lauter Ungemach [...] wohl Unregelmäßigkeiten im Blutumlauf, die entweder ungewöhnliche Geisteszustände erzeugen oder die und jene Stelle des Körpers schmerzhaft betonen. Jetzt quälte es wieder im Kopfe, war tagelang heftigster Zahnschmerz, wurde Augenweh und setzte schließlich als Rachenkatarrh mit trübem Fiebergefühl (ähnlich wie die Influenza-Anfälle des letzten Frühjahrs) ein“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 18.7.: „die Wagen fuhren durch mich durch, und die welche eilten, machten keinen Umweg um mich und rannten voll Verachtung über mich hin wie über eine schlechte Stelle in der altes Wasser sich gesammelt hat [...] in der Nacht stand ich auf und suchte meinen Lieblingsband Baudelaire, die petits poèmes en prose, und las laut das schönste Gedicht, das überschrieben ist A une heure du matin [...] Baudelaire [...] oft kann ich ihn kaum verstehen und doch manchmal tief in der Nacht [...] da war er mein Nächster und wohnte neben mir und stand bleich hinter der dünnen Wand und hörte meiner Stimme zu, die fiel. Was für eine seltsame Gemeinsamkeit war da zwischen uns, ein Theilen von allem, dieselbe Armuth und vielleicht dieselbe Angst“ [Baudelaire war ebenfalls ein Syphilitiker].[335]

In dieser Zeit in Paris entstehen die ersten Szenen des >Malte Laurids Brigge<.

Nach kurzem Deutschlandaufenthalt reist das Ehepaar Rilke nach Rom. Im warmen Klima Italiens bessert sich Rilkes Zustand.

1904

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 12.5.: „wie im vorigen Frühjahr eine seltsame Art von Ungesundheit, Hinfälligkeit und Lebenstrübung mich ergriffen hatte, so wurde mir auch jetzt wieder alles schwer und bange [...] Angstgefühlen [...] eine Unfähigkeit, die, wie ich begriff, vom körperlichen ausging, verringerte mich zu einem Mindestmaß von Dasein, ein Erschöpftsein, Vertrocknetsein bis auf die Neige [...] machte mich so allein wie ein Weggeworfenes ist, das nicht mehr theilnimmt [...] jeden Morgen den Kampf gegen alle Last beginnend, jeden Abend unterliegend unter ihr. Jene merkwürdige Unstätheit im Gange meines Blutes, von denen ich Dir vor einigen Jahren schrieb, traten wieder auf und verursachten mir Tage und Nächte, die unter den heftigsten Kopfschmerzen, Zahnschmerzen qualvoll langsam und nutzlos vergingen“.

Im Juni Rückreise von Rom nach Deutschland.

Im Dezember erneut scheinbarer Erkältungs-Anfall mit heftigen Zahnschmerzen.

1905

Im Frühjahr erneuter Aufenthalt Rilkes im Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden.

335 Diese Stelle im Brief an Lou ist ein Indiz, dass Rilke gewusst, zumindest geahnt haben könnte, dass er – wie Baudelaire – ebenfalls ein Syphilitiker war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

30.4.: (Worpswede bei Bremen) Brief an die Mutter, Nr. 424: zwei Tage „in großer Erschöpfung hingebracht“.

1906

14.5.: Tod des Vaters.

29.11.: Brief an die Mutter, Nr. 482: (Rilke ist in Berlin in zahnärztlicher Behandlung) „habe ein tiefes Loch in dem einen Kiefer“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.12.: „ein unerträglicher Aufenthalt in Berlin [...] eine sieben Wochen lange quälende zahnärztliche Behandlung [...] die mich elend und krank (vielleicht infolge des Einflusses der bei einem komplizierten Geschwür angewandten Antiseptica) [...] gemacht hat“.

1907

Ende des Jahres eine schwere Erkältung mit Unwohlsein und Schlaflosigkeit Rilkes. Ehefrau Clara pflegt ihn.

1908

Das Unwohlsein hält auch zu Beginn des neuen Jahres an.

15.1.: Brief an die Mutter, Nr. 525: Rilke hat ein Geschwür am Bein, das ihm viel Schmerzen bereitet.

Ende Februar Reise in den Süden bis nach Capri. Ende April Rückkehr nach Paris.

1909

Zu Beginn des Jahres wieder Verschlechterung von Rilkes Gesundheit, wiederum unerklärliche Fieberanfälle, Depressionen, Erschöpfungszustände, Arbeitsunfähigkeit.

11.3.: Brief an die Mutter, Nr. 573: „Es kam, wie im Vorjahr, auch heuer ein schmerzhaftes Geschwür dazu“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 23.10.: „im Schwarzwald [...] Mineralquellen von Rippoldsau [...] Arzt (Dr. van Oordt) empfahl er mir ein nervenstärkendes Mittel, phytinum liquidum, das ich nun, dreimal täglich seit etwa zehn Tagen nehme [...] mich seit Monaten eine Spannung quält, die bald da bald dort in den Muskeln auftritt, bei der geringsten Leseermüdung in der Stirn, in den Wangen, an der Zungenwurzel, im Halse; dort oft auch mechanisch hervorgerufen durch den geringsten Druck des Kragens [...] Das Gefühl im Rücken und in der Speiseröhre, davon ich Dir hier sprach, war derselben Art. Es ist, als ob eine Alaunlösung in die Muskelbänder gerathen wäre, sie ziehen sich bis an den Beginn eines Schmerzes, gleichsam bitter, zusammen“.

Danach Reise nach Südfrankreich und Rückkehr nach Paris.

1910

Rilke kommt mit der Erzählung >Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge< seit sechs Jahren zu keinem Ende. Auf Drängen seines geschäftstüchtigen Verlegers Kippenberg reist er nach Leipzig. Hier werden die Fragmente des >Malte< in der Zeit vom 12.1. bis 27.1. mit Unterstützung von Katharina Kippenberg zusammengeflickt, angeblich „diktiert“.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Vor dem 27.7. (Brief an Mathilde Vollmoeller): „etwas invalide [...] kann nicht reisen [...] Sonnabend war ich in Hamburg beim Arzt“.

27.7.: Brief an die Mutter: „ein ganz großer Furunkel am Bein“.

Von September bis Oktober Rilke zu Gast bei Jenny Oltersdorf in München. Plan einer Reise nach Ägypten.

Brief von Lou Andreas-Salomé an Rilke, 6.11.: „wie Du es beschreibst, ist es sicher und absolut zweifellos neurasthenisch“.

19.11.: Abreise mit Jenny Oltersdorf nach Afrika, zuerst nach Algerien, dann nach Tunesien.

Wohl erste erotische Beziehung Rilkes zu einer anderen Frau seit seiner Eheschließung, dadurch Ende seiner Ehe.

Dr. med. Paul Ehrlich entwickelt in Berlin ein hochwirksames Medikament gegen die Syphilis, genannt Salvarsan. Die Heilungsrate liegt bei 90 Prozent.

1911

Vor dem 24.2.: Trennung Rilkes von Jenny Oltersdorf in Kairo. Im Brief an Kippenberg schreibt Rilke: „Reise war bisher mit mancherlei Unbillen verbunden“. Brief an Marie von Thurn und Taxis: „war fast drei Wochen in Cairo krank“.

Am 6.5. schenkt er der früheren Geliebten Jenny Oltersdorf ein Exemplar von Dostojewskis >Der Idiot<.

Ca. April / Mai: Rilke trifft nachts in Paris die siebzehnjährige Französin Marthe Hennebert. Jahre später gesteht Rilke, dass er Marthe „ein reines Herz in einem verachteten und verworfenen Metier [...] aus einem verrufenen Haus“ gerettet habe. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Er schreibt mindestens zwei Gedichte für sie. Er nennt sie „das phantastische ungehemmte Kind“.

Anfang September in Berlin erneut am Zahnleiden behandelt.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 28.12.: „sie [die Menschen] können ja nicht wissen, wie wenig Müh, im Grunde, ich mir mit ihnen gebe und welcher Rücksichtslosigkeit ich fähig bin [...] Weißt Du, daß ich den letzten Winter in Algier, Tunis und Aegypten war? Leider in mir so wenig angepaßten Verhältnissen, daß ich Sitz und Haltung verlor und schließlich nicht anders mitkam als einer, den ein durchgegangenes Pferd abgeworfen hat und auf und ab [den Fuß] im Bügel mitreißt“.

1912

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 10.1.: „eine Art von Abstumpfung, eine Art Altwerden [...] fortwährende innere Zerstreutheit [...] nur mit äußerster Anstrengung fünf Zeilen eines ganz gleichgültigen Briefes aufbringe, die mir, wenn sie endlich da sind, einen Nachgeschmack von solcher Unfähigkeit hinterlassen“.

Brief an Marie von Thurn und Taxis, 12.1.: „Ich schreibe wie ein Verrückter [...] Die Stimme, die sich meiner da bedient, ist mehr als ich.“ Gemeint ist die Niederschrift des >Marien-Leben<. Ist Marthe Hennebert gemeint mit: „Jene, du neidest sie fast, Verlassenen, die du / so viel liebender fandst als die Gestillten“. Erstes Indiz, dass Rilke eine Spaltung seiner Persönlichkeit entwickelt hat. Euphorie Rilkes.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 18.1.: „Die Überempfindlichkeit z. B. der Muskeln ist so groß, daß etwas Gymnastik oder eine irgendwie übertriebene Haltung (etwa beim Rasieren) gleich Schwellungen, Beschwerden u.s.w. zur Folge hat, Erscheinungen, an die sich dann wieder, als ob sie nur gewartet hätten, Ängste, Auslegungen, Quälereien aller Art anschließen: ich schäme mich einzugestehen, wie sehr mich oft wochenlang dieser verhängnisvolle Cirkel umtanzt, in dem ein Elend dem andern jeden Gefallen thut".

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 19.2.: „ich alles, was ich schon früher dafür [zum Quellenstudium] las, wieder rein vergessen habe, weg, nicht eine Spur".

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, Ende Februar: „ich beunruhige mich ernstlich über diesen Mangel an Gedächtnis, nicht allein, daß ich von früher so gut wie nichts [mehr] weiß, aber auch von einem Tag zum andern fällt mirs fort, bei aller Anstrengung".

Oktober in München Behandlung bei einem Zahnarzt.

1913

Nach der Spanien-Reise lebt Rilke wieder in Paris. Häufiger Umgang mit Marthe Hennebert.

Werk Rilkes >Der Brief des jungen Arbeiters<, Sämtl. Werke VI, S. 1111-1128:

„Ich habe eine Geliebte [Marthe Hennebert], fast noch ein Kind, die als Heimarbeiterin beschäftigt ist, wodurch sie oft, wenn es wenig Arbeit giebt, in eine arge Lage gerät. Sie ist geschickt, sie würde leicht in einer Fabrik unterkommen, aber sie fürchtet den Patron. Ihre Vorstellung von Freiheit ist grenzenlos. Es wird Sie nicht wundern, daß sie auch Gott so wie eine Art Patron empfindet, ja als den „Erzpatron", wie sie mir sagte, lachend, aber mit solchem Schreck in den Augen. Es hat lange gebraucht, bis sie sich entschloß, einmal abends mit mir nach St. Eustache zu gehen, wo ich gerne eintrat, wegen der Musik der Maiandachten. Einmal sind wir zusammen nach Maux geraten und haben in der Kirche dort Grabsteine angesehen. Allmählich merkte sie, daß Gott einen in den Kirchen in Ruhe läßt, daß er nichts verlangt; man könnte meinen, er wäre überhaupt nicht da, nicht wahr, – aber doch im Augenblick, wo man das etwa sagen wollte, meinte Marthe, daß er auch in der Kirche nicht ist, da hält einen etwas zurück. Vielleicht nur das, was die Menschen selbst durch soviel Jahrhunderte hereingetragen haben in diese hohe, eigentümlich bestärkte Luft. Vielleicht ist es auch nur, daß das Schwingen der mächtigen und süßen Musik nie ganz hinauskann, ja es muß ja längst in die Steine eingedrungen sein, und es müssen merkwürdig erregte Steine sein, diese Pfeiler und Wölbungen, und wenn ein Stein auch hart ist und schwer zugänglich, schließlich erschütterts ihn doch, immer wieder Gesang und diese Angriffe von der Orgel her, diese Überfälle, diese Stürme des Lieds, jeden Sonntag, diese Orkane der großen Feiertage. Windstille. Das ist's, was recht eigentlich in den alten Kirchen herrscht. Ich sagte es Marthe. Windstille. Wir horchten, sie begriff es sofort, sie hat eine wunderbar vorbereitete Natur. Seither traten wir manchmal da und dort ein, wenn wir singen hörten, und standen dann da, dicht aneinander. Am schönsten wars, wenn ein Glasfenster vor uns war, eines von diesen alten Bilderfenstern, mit vielen Abteilungen, jede

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ganz angefüllt mit Figuren, großen Menschen und kleinen Türmen und allen möglichen Ereignissen. Nichts ist dafür zu fremd gewesen, da sieht man Burgen und Schlachten und eine Jagd, und der schöne weiße Hirsch kommt immer wieder vor im heißen Rot und im brennenden Blau. Ich habe einmal ganz alten Wein zu trinken bekommen. So ist das für die Augen, diese Fenster, nur daß der Wein nur dunkelrot war im Mund, – dieses hier aber ist dasselbe auch noch in Blau und in Violett und in Grün. Es ist ja überhaupt alles in den alten Kirchen, gar keine Scheu vor etwas, wie in den neuen, wo nur gewissermaßen die guten Beispiele vorkommen. Hier ist auch das Arge und Böse und das Fürchterliche; das Verkrüppelte, das was in Not, das was häßlich ist und das Unrecht –, und man möchte sagen, daß es irgendwie geliebt sei um Gottes willen. Hier ist der Engel, den es nicht giebt, und der Teufel, den es nicht giebt; und der Mensch, den es giebt, ist zwischen ihnen, und, ich kann mir nicht helfen, ihre Unwirklichkeit macht ihn [den Mensch] mir wirklicher."

Vom 6.6. bis Anfang Juli Rilke zum zweiten Mal in Bad Rippoldsau zur Kur. Brief an Sidonie Nádherný von Borutin: „Das mindeste Schreiben oder Lesen verursacht mir Kongestionen und Muskelschmerzen".

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 15.8.: „nach Berlin, [er wohnt im] Hospiz des Westens [...] dort laß ich dem Zahnarzt die Zeit, die er braucht [...] Das gewisse Übel hat (unter dem Einwirken eines Mittels, das ich aus Göttingen's Apotheke mitnahm) ganz nachgelassen, aber im Ganzen bin ich nicht recht wohl, voll körperlicher Zwischenfälle und sehr schreckhaft und aus dem Gleichgewicht" [offensichtlich schwere Neurasthenie Rilkes].

1914

Ende Januar in Paris erhält Rilke den Brief einer Verehrerin. Magda von Hattingberg, eine Konzert-Pianistin, ist die Briefschreiberin. Acht Jahre jünger als Rilke und lebt von ihrem Mann getrennt. Rilke wird euphorisch, die Briefe gehen ihm „stürzend von Herzen". Zuerst ist sie seine Schwester, dann sind sie ein Liebespaar, „zuerst in Worten, dann in der Wirklichkeit", (nach Ralph Freedman, II. Band, S. 200). Am 26.2. steigt er in den Zug nach Berlin. Magda besucht ihn im Hospiz des Westens. Zwei Wochen bleiben sie in Berlin, dann reisen sie über München nach Paris. Magda nimmt sich angeblich eine eigene Wohnung in Paris. Drei Wochen später reisen sie über die Schweiz nach Italien (Venedig) und von da aus nach Schloss Duino zu Marie von Thurn und Taxis. Anfang Mai ist ihre Liebschaft nur noch Freundschaft.

In Magda von Hattingbergs Buch >Rilke und Benvenuta – Ein Buch des Dankes<, 2. Aufl., Wien 1947 sind eindrucksvolle Szenen von Rilkes psychopathischen Gemütsverfassungen geschildert:

Insbruck, März 1914, ab Seite 94: „Rilke sah mit einem Male so erschöpft und elend aus [...] Rainer war in seinem Zimmer, er lag angekleidet auf dem Diwan und ich erschrak bis ins Herz: die Augen geschlossen, das Gesicht fahlgrau, die Stirn qualvoll verzerrt, sah er wie ein Sterbender aus. „Ah, Dieu merci", sagte er leise, als ich eintrat, aber es war mehr ein Stöhnen als ein Sprechen. [...] Nein, einen Arzt wolle er nicht, nur bäte er um Kühlung auf Stirn und Augen. So saß ich Stunde um Stunde neben ihm, machte Umschläge, wechselte die nassen Tücher, man hatte mir Eis gebracht und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Baldriantropfen, die er gern nahm, später durfte ich ihm etwas Tee geben, dann schlief er ein. [...] hatte ich doch heute zum ersten Mal die zerstörenden Kräfte gesehen, die Rilkes äußeres Leben bedrohten. Konnte dies alles nicht auch wieder ins Seelische dringen und jene furchtbaren Depressionen wiederkommen lassen, unter denen er all die Jahre so qualvoll gelitten hatte?“

Paris, ca April 1914, ab Seite 141: „Er [Rilke] hatte erregt, wie im Fieber gesprochen, seine hellen Augen waren dunklen Blickes, er fröstelte, obwohl die warme Spätnachmittagssonne ins Zimmer schien. [...] Sein bräunlich bleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen erinnerte mich plötzlich an jene schreckliche Stunde in Insbruck. Wie damals, so wagte ich auch jetzt kaum zu atmen, um ihn nicht zu wecken. War es wieder da, das Furchtbare? [...] Ich beugte mich über ihn, da schlug er die Augen auf, er sah jammervoll leidend aus. [...] Plötzlich sagte Rainer mit fieberglänzenden Augen und seine Stimme war ganz heiser, wie in Todesangst: „Benvenuta, laß mich nicht allein.“ [...] Rainer hat mich gefragt, ob ich – ob wir für unser Leben zusammenbleiben wollen – Er sprach das von ihm so verdächtige und gemiedene Wort ‚immer‘ mit einem Vertrauen, in einer gläubigen Inbrunst aus, die mich überwältigte. Ich glaube, ich wurde totenbleich, denn alles Blut strömte mir zum Herzen.

Er nahm meine Hände und küßte sie mit einer so rührenden Bewegung und Ehrfurcht, daß mir die Tränen in die Augen stiegen.“

Schilderung von Rilkes geistiger Verwirrung, ab Seite 150: „Und als ob ich [Benvenuta] darin eine Antwort auf die verzweifelt fragende Wirrnis meines Herzens finden sollte, las ich in solchen Stunden wieder und wieder in Rilkes frühen Briefen. Er sprach darin, wie sehr er das ‚Einsehn‘ liebe, wie sehr er es liebe, den Dingen ‚auf die Spur‘ zu kommen, sie zu ergründen: ‚zum Beispiel einen Hund einsehn, sich einlassen in den Hund ... wenn ich Dir sage, wo mein Weltgefühl war, meine irdische Seligkeit, so muß ich Dir’s gestehen: sie war immer wieder in den raschen tiefen zeitlosen Augenblicken dieses göttlichen Einsehns ... siehst Du, und liebte man, so war dies das erste, was fortfiel – da kam der Hund: ein unsäglicher Schmerz entstand, man hatte nicht mehr die Freiheit, verschwenderisch in ihn überzugehen. Da war im Hintergrund jemand, der ‚mein‘ zu einem sagte ... und bei dem hätte sich der Hund erst vorstellen müssen und ihn um die Erlaubnis bitten, daß man diesen einen unmerklichen heimlichen Moment in ihn hinein dürfe ... darauf kommt nun kein Hund – und täte er’s, es wäre überhaupt nichts. Denn daß jemand davon wüßte und ihn soundso viele Male (‚noch diesmal‘) zugäbe, das würde ja genügen, jenen verzauberten Augenblick für immer unmöglich zu machen.‘[336]

Rainer hatte mich gefragt, ob ich das ganz töricht und kindisch fände. Nein, ich begriff es nur zu gut und begriff, daß er vielleicht nur deshalb von zu Hause fortgegangen war, weil man ‚nicht in den Hund durfte‘ oder daß man, wenn es doch einmal geglückt war, gleich erzählen mußte, wie es in dem Hund war! Aber er konnte sich auch genügend weit in die Mutter hineinhalten und verstehen, daß ihr Leids und Abbruch geschah, für sie war der Hund nicht viel anständiger als so eine Schenke am Hafen, ‚wie sollte sie’s fassen, daß ihr reinlicher Junge gern darin ist und keine Spur bei ihr‘?

336 Magda von Hattingberg hatte erkannt, dass Rilke psychisch krank war. Diese geistige Verwirrungen sind die ersten Anzeichen einer Präparalyse. Aber es war noch nicht das Schlimmste, was sie schließlich bewog, die Beziehung zu Rilke zu beenden.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

[...] Wie schicksalhaft aber erschien mir, daß die Zurückbleibende so eine Art ‚Matrosenbraut' sein müsse und gar keine Vorstellung habe von den Gefahren und Schicksalen, aus denen ihr Geliebter vielleicht eines Tages oder mitten in der Nacht wiederkommt, dunkel, wortscheu, die Sinne bis weit hinein voll fremder Bilder, voll fremden Gefühls, unfähig wochenlang, über alles das sich auszusagen, ja wie erfüllt von einem entfremdeten Blute. Und in seinem Innersten, erfüllt von Zweifeln, mußte Rilke dennoch fragen, ob es denkbar wäre, daß die, die ihn über stillen, gleichmäßigen Geschäften erwartet hat, dem gegenüber nichts merken ließe, keine Furcht, keine Besorgnis, keinen Vorwurf, ja nicht die geringste Träne der Enttäuschung, daß sie einfach da wäre, wie das Haus, hell am Tage und unbeschreiblich stille in der Nacht, wie der Garten, wie das demütige Fenster an der Treppe, ja wie einer der treuen, gewohnten, stillherzigen Gegenstände des Hauses: ‚Daß sie die Liebe wäre, die unendlich unbekümmerte, immer vollzählige (und daher unverlangte Liebe), ja so müßte eine solche Wiederkehr über alle Maßen sein, wie ein seliger Tod, wie Auferstehung. Aber ich [Rilke] sage dir, daß es nicht denkbar ist.'

Ja, das ist wahr, es ist nicht denkbar, dachte ich [Magda von Hattingberg]".

Seite 154: „Rilke ist wieder krank. Die schrecklichen Nervenschmerzen überfallen ihn oft halbe Tage. Trotzdem ist er heute ausgegangen."

Seite 159: „Rilke will nicht mehr nach Duino, er fühlt sich wieder so krank und elend, daß er sich einschließen möchte, 'Verkriechen wie ein stumpf sterbendes Tier'. Eine trostlose Verzweiflung ist in ihm, so habe ich [Benvenuta] ihn noch nie gesehen. Er sagt, er sei fertig, es sei aus mit der Arbeit, er würde nie mehr etwas schreiben können, es sei alles verloren; er müsse fliehen aus dem Tag, aus der Welt der wenigen Menschen, die er liebe, um sie zu 'verschonen', um sie vergessen zu machen, wie unwert er sei, wie verloren."

Schloss Duino, ca. Mai, ab Seite 202: „Er [Rilke] vergrub sich in weltabgewandte, lebensfeindliche Gedanken und Bücher – und in dieser Zeit kam es zwischen uns zum ersten Male zu einer Art Entfremdung [...] Der Anlaß war: Rilke hatte – ich glaube von der Künstlerin [Lotte Pritzel], die sie gemacht hatte – farbige Abbildungen von Puppen bekommen, die er mir zeigte. Sie sahen aus wie Nachbildungen opiumkranker oder irrsinniger Menschen. Ich fand sie schrecklich und war ganz bestürzt, als Rilke sagte, sie seien 'erschütternd' schön. Ich erwiderte: 'Immer ist es für ein Spielzeug maßgebend, ob Kinder es lieben, vor diesen Gespenstern aber würde jedes gesunde und harmlose kleine Mädchen erschrecken.' [...]

Aber Rilke war nun mit einmal von einer wahren Leidenschaft erfaßt, mir seine Meinungen verständlich zu machen, er holte ein Heft aus seinem Schrank herunter, es war eine Nummer der >Weißen Blätter< [März 1914], und begann zu lesen:

[Auszug aus >Zu den Wachs-Puppen von Lotte Pritzel< von R. M. Rilke:]

„[...] Aber wenn nicht; wenn nichts dalag und uns auf andere Gedanken brachte, wenn jenes beschäftigungslose Geschöpf fortfuhr, sich schwer und dumm zu spreizen, wie eine bäuerische Danaë nichts anderes kennend, als den unaufhörlichen Goldregen unserer Erfindung: ich wollte, ich könnte mich entsinnen, ob wir dann aufbegehrten, auffuhren und dem Ungeheuer zu

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

verstehen gaben, daß unsere Geduld zu Ende wäre? Ob wir dann nicht, zitternd vor Wut, vor ihr standen und wissen wollten, Posten für Posten, wofür sie unsere Wärme eigentlich gebrauche, was aus diesem ganzen Vermögen geworden sei? – Dann schwieg sie, nicht aus Überlegenheit, schwieg, weil das ihre ständige Ausrede war, weil sie aus einem nichtsnutzigen, völlig unzurechnungsfähigen Stoffe bestand, – schwieg und kam nicht einmal auf den Gedanken, sich darauf etwas zugute zu tun, ob es ihr gleich zu großer Bedeutung verhelfen mußte in einer Welt, in der das Schicksal, ja Gott selber, vor allem dadurch berühmt geworden sind, daß sie uns anschweigen. Zu einer Zeit, wo noch alle bemüht waren, uns immer rasch und beschwichtigend zu antworten, war sie, die Puppe, die erste, die uns jenes überlebensgroße Schweigen antat, das uns später immer wieder aus dem Raume anhauchte, wenn wir irgendwo an die Grenze unseres Daseins traten. Ihr gegenüber, da sie uns anstarrte, erfuhren wir zuerst (oder irr ich mich?) jenes Hohle im Gefühl, jene Herzpause, in der einer verginge, wenn ihn dann nicht die ganze, sanft weitergehende Natur, wie ein Lebloses, über Abgründe hinüberhübe. Sind wir nicht wunderliche Geschöpfe, daß wir uns gehen und anleiten lassen, unsere erste Neigung dort anzulegen, wo sie aussichtslos bleibt? So daß überall in den Geschmack jener unüberlegtesten Zärtlichkeit die Bitternis sich verteilte, daß sie vergeblich war? Wer weiß, ob nicht mancher später draußen im Leben aus solchen Erinnerungen den Verdacht nimmt, daß er nicht zu lieben sei? Ob nicht in dem und jenem seine Puppe heillos weiterwirkt, so daß er hinter vagen Befriedigungen her ist, einfach aus Widerspruch gegen das Unbefriedigtsein, mit dem sie sein Gemüt verdorben hat? – Ich entsinne mich, auf dem Herrenhaus eines abgelegenen russischen Gutes, in den Händen der Kinder, eine alte ererbte Puppe gesehen zu haben, der die ganze Familie ähnlich sah. – Es könnte ein Dichter unter die Herrschaft einer Marionette geraten, denn die Marionette hat nichts als Phantasie. Die Puppe hat keine und ist genau um so viel weniger als ein Ding, als die Marionette mehr ist. Aber dieses Weniger-sein-als-ein-Ding, in seiner ganzen Unheilbarkeit, enthält das Geheimnis ihres Übergewichts. An die Dinge muß sich das Kind gewöhnen, es muß sie hinnehmen, jedes Ding hat seinen Stolz. Die Dinge dulden die Puppe, keines liebt sie, man könnte meinen, der Tisch wirft sie ab, kaum sieht man fort, liegt sie schon wieder auf dem Fußboden. Anfänger der Welt, die wir waren, konnten wir über nichts überlegen sein, als höchstens über einen solchen halben Gegenstand, der uns hingelegt worden war, wie man den Tieren in den Aquarien einen Scherben hinlegt, damit sie an ihm ein Maß und Kennzeichen ihrer Umwelt fänden. Wir orientierten uns an der Puppe. Sie lag tiefer von Natur, so konnten wir unmerklich gegen sie abfließen, uns in ihr sammeln und, wenn auch ein wenig trübe, die neuen Umgebungen in ihr erkennen. Aber wir begriffen bald, daß wir sie weder zu einem Ding noch zu einem Menschen machen konnten, und in solchen Momenten wurde sie uns zu einem Unbekannten, und alles Vertrauliche, womit wir sie erfüllt und überschüttet hatten, wurde uns unbekannt in ihr.

Daß wir dich aber dann doch nicht zum Götzen machten, du Balg, und nicht in der Furcht zu dir untergingen, das lag daran, will ich dir sagen, daß wir dich gar nicht meinten. Wir meinten etwas ganz anderes, Unsichtbares, das wir über dich und uns, heimlich und ahnungsvoll, hinaushielten, und wofür

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

wir beide gleichsam nur Vorwände waren, eine Seele meinten wir: die Puppenseele. [...]"

Kommentar: Magda von Hattingberg stellt in den wenigen Monaten ihres Zusammenlebens mit Rilke fest, dass er nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist. Seine Fieberphantasien sind von Wahnsinnsvorstellungen durchdrungen. Aber was sie am meisten abstößt, das ist sein Atheismus, den sie jedoch in ihrem Buch nicht offen anzuprangern wagt. Sie nennt nur die ihr bekannten Quellen, wie z. B. den obigen Artikel, aus denen sein Atheismus deutlich erkennbar wird. Sie ist zu der schockierenden Erkenntnis gelangt, dass es Autoren gibt, die zwar >Geschichten vom lieben Gott< schreiben, aber selber gar nicht mehr an Gott glauben.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 4.7.: „trug mir die Hitze [...] die quälendsten Nächte ein und gestern, beim Rückschlag [Umschlag] des Wetters, blieb ich in einem Zustande zurück, für den Erschöpfung lange noch kein Ausdruck ist. Die übertriebene Spannung und Entspannung der Gewebe, die ich so gut an den Schläfen und dem Schlunde kenne, war dermaßen über den ganzen Körper ausgebreitet, daß es war, als versuchte ein in jedem Gliede entstehender Gähnkrampf tausend kleine Munde hervorzubringen, die ihn ausgähnen sollten".

Paris, Brief an die Mutter, Nr. 880, vom 18.6.: „große körperliche und nervöse Müdigkeit".

Anfang August begibt sich Rilke zu einer eingehenden Untersuchung nach München zu Dr. von Stauffenberg. Dieser kann einen leichten Lungenschaden feststellen und empfiehlt Rilke eine Kur in Irschenhausen. Hier lernt er die Malerin Loulou Albert-Lasard kennen. Das eheähnliche Verhältnis mit ihr dauert - mit Unterbrechungen - zwei Jahre.

1915

1916

Brief A. Kippenbergs an Rilke, dass er in den letzten zwei Jahren beinahe 25.000 Mark erhalten habe. Für die damalige Zeit eine bedeutende Summe.

Im Sommer Ende der Beziehung zu Loulou Albert-Lasard.

Ende des Jahres erotisches Verhältnis zu Mia Mattauch, das etwa einen Monat dauert. Im Brief an Lou Andreas-Salomé beschreibt er es: „Wenigstens daß die Unruhe des letzten Monats eine wie von unruhigen Engeln war, durch die Gegenwart eines schönen schönen jungen Mädchens bei mir".

Kommentar: Ab dem Jahr 1916 Beginn einer erotischen Enthemmung.

1917

1918

Brief an die Mutter, Nr. 987, vom 18.6.: „dringende Dinge über dieser Schwere meines gelähmten Schreibvermögens unerledigt bleiben".

Ende Oktober – Anfang November steht Claire Goll vor Rilkes Münchner Haustür. In ihren Memoiren >Ich verzeihe keinem – Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit<, Berlin 1980, gesteht sie freimütig, dass sie sich bewusst an Rilke herangemacht habe, um ihn zu umgarnen. Eine Liebesnacht mit Rilke „verwandelte sich bei ihm in eine

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Erzählung der Scheherezade. Und um die Illusion zu vollenden, bat er mich, ihm den Tanz der sieben Schleier vorzuführen. Ich tanzte gut, und er verschlang mich mit den Augen“.

Claire Goll wird schwanger von Rilke. In einem Interview aus dem Jahr 1973 bekennt sie, dass sie Rilkes Kind abgetrieben habe: „Das Kind wäre sowieso idiotisch geworden wie seine Tochter, die dauernd Schlagsahne aß.“ Außerdem berichtet sie über Rilke, er sei ein „Salonlöwe“ gewesen und habe „bei literarischen Tees nie das Gefühl gehabt, seine Zeit zu vergeuden“.

Anfang Dezember reist Claire Goll nach Berlin, da die Lage für Linksintellektuelle in München bedrohlich wird. Rilkes Wohnung wird zweimal von der Polizei durchsucht.

An Claire Goll schreibt Rilke am 29.12.: „Und bist Du jetzt bei Deiner unbegreiflich schönen Freundin, schlägst in sie über, voll, wie Du bist, meiner. Mir ist’s wie ein heiliger Schrecken, daß ich dabei bin [klares Indiz für eine Schwangerschaft Claires durch Rilke]; sag ihr nur, ich [das Kind ist gemeint] mach mich leicht in Dir, um nur mit meinem Göttlichsten an sie zu rühren in Deiner Umarmung.“ Die erotischen Anspielungen Rilkes sind, wenn auch verwirrt und in der Pointe missglückt, deutlich erkennbar.

Wir, in den ringenden Nächten,
wir fallen von Nähe zu Nähe;
und wo die Liebende taut,
sind wir ein stürzender Stein.

1919

Ende September 1918 war René Rilke eine höchst empfindsame Freundschaft, ich vermute sogar Liebschaft, mit Elya Maria Nevar in den Schoß gefallen. Offensichtlich gelang es ihm, die beiden Geliebten voreinander zu verheimlichen. Mit Elya trifft er sich anfangs nur am Mittwochabend und mit etwas Glück war dies nicht allzuschwer zu bewerkstelligen. Dass die Beziehung zu ihr letztendlich auch eine erotische wurde, dafür spricht ihre Länge von über neun Monaten. Die Indizien scheinen schwach zu sein, aber Elya besaß, wie auch Magda von Hattingberg, zu viel Ehrgefühl, für Claire Goll eher ein Fremdwort, um ihr erotisches Verhältnis zu Rilke öffentlich publik zu machen. Beide hatten als Künstlerinnen gute Gründe, über ihre Affaire zu René Rilke Diskretion zu wahren. Die Indizien in Elya Maria Nevars Buch >Freundschaft mit R. M. Rilke< sind folgende:

Brief Elya an René, 17.11.1918: „Mit Dir möchte ich wohl einmal ein ganz heimliches Andachtsstündlein halten in einem traulichen Kirchenwinkel – Ja? Wirst Du nun in die Schweiz gehen? Fortgehen? Es ist schade, daß Du den Abend nicht frei warst.“

Brief Elya an René, 13.12.1918: „Das Band, das Menschen so gern eng umeinander geschlungen wissen, ist mir ein leichter Blumenkranz, der, will man ihn enger ziehen, reißen muß. Kann man ihn zart um sich getragen fühlen, ist keiner Haltender und keiner Gehaltener: ein jeder frei im Nehmen und Geben aus innerm Bedarf.“

Seite 102: „So kam – unheimlich schnell – der letzte Abend [ca Mitte Juni 1919]. Wir hatten, wie auf Verabredung, so tun wollen, als wäre er einer, wie alle die andern schönen in den vergangenen Monaten. Es gelang nicht so ganz – es befiel mich eine solche Traurigkeit, dass Rainer-Maria sich plötzlich

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

während des sehr schweigsamen Abendbrotes zu einem unvollendet gebliebenen Satz von einem doch möglichen Wiederkommen verleiten liess ...“

Seite 103: „Ich hatte es keinen Augenblick erwogen, im Schwarm all seiner Bekannten am Bahnhof mich zum Lebewohl einzufinden. Ich mied es immer, mit vielen andern mich zu ihm zu drängen. Ich konnte nur noch eines für ihn tun: zur Bahnfahrt am frühen Morgen einen Wagen zu besorgen. Das war damals in München keine Leichtigkeit. Doch es gelang mir, und zu einem allerletzten >à Dieu< legte ich rote Rosen für den scheidenden Freund hinein ...“

Folgendes Indiz in Elya Maria Nevars Buch spricht für eine Syphilis-Diagnose:

Januar 1919: „unangenehme körperliche Zustände [Rilkes]: Seine Augen waren von einer fast unnatürlichen Empfindsamkeit. Deshalb begrüsste er jede Wachskerze, die ich für ihn auftreiben konnte, mit einer Art Erleichterung. Oft sassen wir den ganzen Abend bei Kerzenschein und benutzten nur im kleinen Esszimmer nebenan während des Abendessens das elektrische Licht.“

Brief Rilkes an den Maler Reinhold Rudolf Junghans vom 31.7.1919: „Die Probe auf die hohe Luft [im Engadin] hab ich ausgezeichnet bestanden; die körperlichen Übelstände, mit denen ich aus Zürich ausgereist war, verschwanden am ersten Tage, ich ging, stieg, schlief mit einer Leichtigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ.“

Kommentar: Auch der Syphilitiker Friedrich Nietzsche liebte das Hochtal des Engadin, da er dort weniger an Kopfschmerzen und Unwohlsein litt als in tieferen Lagen.

Im Brief an Kippenberg schreibt Rilke, dass er mit den Schweizer Freunden eine „Anleihe“ von monatlich 700 bis 900 Schweizer Franken vereinbart habe. Die Rückzahlung stehe ihm vollkommen frei. Er darf sie über Jahre aufschieben.

1920

Am 1.1. begegnet Rilke Angela Guttmann, alias Angelina Rohr. Das erotische Verhältnis mit ihr dauert mit Unterbrechungen bis April. Eintrag ins Tagebuch: „Sakrament der Trennung“. Angela erzählt Rilke bei einem Wiedersehen, ihr Verhältnis sei in Locarno bekannt geworden. Es wurde ihr gesagt, dass es auch sonst Rilkes Art sei, sich Menschen [Frauen?] intensiv zuzuwenden, um sie dann später [nachdem er mit ihnen im Bett war?] mit einem Schlag fallenzulassen.

Ende März ist Rilke wieder einige Zeit erkältet und unwohl. Er leidet unter Erschöpfung und Kopfschmerzen bis Mai.

Anfang August fährt er nach Zürich zu einem Zahnarzt. Am 6.8. Reise nach Genf. Hier trifft er erneut Baladine Klossowska (Kosename: Merline). Beginn ihrer Liaison.

Ende November schreibt er die ersten Gedichte >Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.< nieder. Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 30.11. berichtet er: „jetzt erst versteh ich, wie’s sich hervorthun konnte, Tag für Tag: zu eigener Produktion noch nicht eigentlich fähig und aufgelegt, mußte ich mir, scheints, eine Figur [den Graf C. W.] gewissermaßen ‚vorwändig‘ machen, die das, was sich etwa schon, auf dieser höchst unzulänglichen Stufe der Concentration, formen ließ, auf sich nahm“.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kommentar: Rilke hat eine Spaltung der Persönlichkeit entwickelt. Er schreibt die Gedichte als „Graf C. W.“ da er angeblich zu „eigener Produktion noch nicht eigentlich fähig und aufgelegt“ ist.

1921

Im Brief an Lou Andreas-Salomé vom 29.12 schreibt Rilke: eine „unglaubliche Schwierigkeit der Concentration ist mir aus der Unterbrochenheit der Kriegsjahre zurückgeblieben“.

1922

Anfang Februar Niederschrift des ersten Teils der >Sonette an Orpheus<. Er beschreibt es im Brief vom 7.2. an Gertrud Ouckama Knoop als „unaufhaltsame, mich erschütternde Entstehung“. Rilke nennt es einen „Vor-Sturm zu den [Duineser] Elegien“. Ein vorher nie gekannter Schaffensrausch ergreift ihn.

Danach, so Rilke an Katharina Kippenberg (SW II, S. 243), „brauste der große Sturm der [Duineser] Elegien herein“.

Die neunte Elegie

[...]
Aber weil Hiersein viel ist, und weil uns scheinbar
alles das Hiesige braucht, dieses Schwindende, das
seltsam uns angeht. Uns, die Schwindendsten. Ein Mal
jedes, nur ein Mal. Ein Mal und nicht mehr. Und wir auch
ein Mal. Nie wieder. Aber dieses
ein Mal gewesen zu sein, wenn auch nur ein Mal:
irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.
Und so drängen wir uns und wollen es leisten,
wollens enthalten in unsern einfachen Händen,
im überfüllteren Blick und im sprachlosen Herzen.
Wollen es werden. – Wem es geben? Am liebsten
alles behalten für immer... Ach, in den andern Bezug,
wehe, was nimmt man hinüber? Nicht das Anschaun, das hier
langsam erlernte, und kein hier Ereignetes. Keins.
Also die Schmerzen. Also vor allem das Schwersein,
also der Liebe lange Erfahrung, – also
lauter Unsägliches. Aber später,
unter den Sternen, was solls: die sind besser unsäglich.
[...]

Rilke ist außer Stande, für die >Sonetten< und die >Duineser Elegien< Interpretationshilfen zu geben. In >Briefe aus Muzot<, Nr. 63, Seite 195 schreibt er: „Sie sind vielleicht das geheimste, mir selber, in ihrem Aufkommen und sich-mir-Auftragen, rätselhafteste Diktat, das ich je ausgehalten und geleistet habe; der ganze erste Teil [der >Sonetten<] ist, in einem einzigen atemlosen Gehorchen, zwischen dem 2. und 5. Februar 1922 niedergeschrieben, ohne dass ein Wort im Zweifel oder zu ändern war ...“ Brief Nr. 106: „Sie reichen unendlich über mich hinaus.“ [...] Sie [die >Sonetten an Orpheus<] sind, wie das anders nicht sein kann, aus derselben ‚Geburt‘ wie die >Elegien<, und ... plötzlich, ohne meinen Willen ... aufkamen ...“.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Weiteres Indiz für eine Spaltung der Persönlichkeit Rilkes: Er kann es gar nicht glauben, dass er selber die Gedichte verfasst haben könnte.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 5.7. berichtet Rilke von großer Müdigkeit. „Ich schlafe jetzt hier [in Muzot], bei frühem Schlafengehen, 10 bis 11 Stunden".

Im Brief vom 20.10. an Frau Wunderly-Volkart schreibt er „Ich kann eben nur noch alleinsein".

1923

Am 7.1. berichtet Rilke Frau von Thurn und Taxis über Beschwerden des Sympathicus: dieser „ist seit einiger Zeit von einer krankhaften Empfindlichkeit bei mir, jede Erregung oder auch nur momentan starke geistige Anstrengung ruft dort Störungen hervor".

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.1.: „Seltsam abgestumpft bin ich, war es, zu meiner Erstaunung, schon im Sommer, gegen die Landschaft selbst, deren so tief erfahrene Großartigkeit ich mir angestrengt und absichtlich vorhalten muß, um noch an ihr Theil zu haben".

Am 9.1. schreibt er Frau Wunderly-Volkart: „aber ich muß vorsichtig sein, jede Erregung oder zu heftige Anstrengung erzeugt mir jene fatalen Zustände, um Weihnachten herum lebte ich, mehr als zehn Tage, nur von etwas Hafersuppe, als Strafe für ein zu gewaltiges im-Geiste-gewesen-sein".

Am 6.2. berichtet er Frau Wunderly-Volkart: „Eines ist erreicht, mein Schlaf, ich schlafe unerhört, wie ein Knabe in der Zeit des Wachsthums mit dem ganzen Körper der Länge nach, ich habe eine Million Schlaf-Stellen an mir, die alle ‚arbeiten' [...] vielleicht ist jetzt der Aufstieg begonnen, ich hoffe, ach gesund sein, unwillkürlich froh sein im Körper, welches Köstlichste".

Vom 22.8. bis 22.9. ist Rilke zur Kur im Sanatorium Schöneck bei Beckenried am Vierwaldstätter See. Körpergewicht 49 Kilogramm, die Untersuchung ergibt „certaines réalités palpables dans les intestins, ce que je préfère à tous les indices purement nerveux qu'on ne sait jamais atteindre".

Im Brief an Clara Rilke vom 10.9. berichtet er von „allerhand krampfhafte[n] Darmbeschwerden".

1924

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 7.7. schreibt Rilke: „Ich glaube ich habe es schwer jetzt allein zu sein [...] Ich weiß mich nicht eines so unmittelbaren Bedürfnisses nach Umgang und Bezug zu erinnern, wie es mich jetzt erfüllt und beinahe mißhandelt".

Mitte November ist Rilke in Bern und begibt sich in zahnärztliche Behandlung.

Brief an Clara Rilke vom 17.11.: „ja soweit ich denken kann, ist der Rest dieses Sommers und der Herbst eine meiner ärgsten und innerlich schwierigsten Zeiten gewesen."

Vom 24.11. bis 8.1.1925 befindet sich Rilke zum zweiten Mal im Sanatorium Val-Mont.

1925

Brief an A. Kippenberg vom 24.8.: „Alles in allem: ich werde dieses Jahr, 1925, zu den schlimmsten rechnen, die ich seit den Heimsuchungen der

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kindheit erinnern kann, wie jene hat es mich bis in meine physischen Grundlagen erschüttert und, wer weiß, verändert, und hat mit den Kindheitsnöten irgend eine innerste Unentrinnbarkeit gemein, die dadurch noch fühlbarer wird, daß man das Leben nicht mehr vor sich hat".

Brief an Werner Reinhart vom 26.10.: „Ich war unfähig zu sprechen".

Kommentar: Rilke denkt an eine Phobie, höchstwahrscheinlich ist es aber eine neurologische Ausfallerscheinung wegen seiner Neuro-Lues.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé vom 31.10: „ich lebe seit zwei Jahren mehr und mehr in der Mitte eines Schreckens, dessen greifbarste Ursache (eine an mir selbst ausgeübte Reizung) ich, mit teuflischer Besessenheit immer dann am Meisten steigere, wenn ich eben meine, die Versuchung dazu überwunden zu haben [angeblich Onanie]. Es ist ein entsetzlicher Cirkel, ein Kreis böser Magie, der mich einschließt wie in ein Breugel'sches Höllenbild. Nun haben sich, seit einem Monat, Erscheinungen eingestellt, die geeignet sind, jene gewisse Phobie [Unfähigkeit zu sprechen] in mir zu unterhalten, von der heute so viele Menschen verfolgt sind [...] Untergraben wie meine treue Natur jetzt ist, durch den Dauer und den Wahnsinn der Heimsuchung, genügt diese alles überwiegende Angst, um mich mir nun ständig zu enteignen. Ich weiß nicht, wie ich so weiterleben soll. Es ist zwei Jahre her, daß ich zuerst, gewahrend, wie die widerwärtige Neigung, jene Reizung auszuüben, meinen Willen überlistete und überwuchs, ärztlichen Rath aufsuchen ging im Sanatorium Valmont überhalb Montreux." [...] „Nun, da seit Ende September [1925], diese neuen Erscheinungen (Knötchen innen an der Lippe, die H(aemmerli) für Cysten hält, andere Ärzte gaben andere, beruhigende? Auslegungen) zu den anderen [Knötchen?] hinzugekommen sind, sah ich H. einen Augenblick – in Zürich, wo wir uns zufällig gleichzeitig aufhielten – wieder, und wieder war der Abstand zwischen seiner objektiven Feststellung und der subjektiven, kaum mehr wechselnden Grundfarbe meines Zustands enorm."

Am 27.10. verfasst Rilke sein Testament: „Einige persönliche Bestimmungen für den Fall einer mich mir mehr oder weniger enteignenden Krankheit [...] die am Ende auch den Geist zerstört [...] priesterlichen Beistand von ihm fernzuhalten".

Kommentar: Rilke fürchtet eine geistige Umnachtung.

Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart zur Weiterleitung an Lou Andreas-Salomé, 12.11.: „Die letzten Monate dort [in Paris] war ich [...] ein mir Unbekannter, so unbekannt, daß ich mich manchmal, Momente lang, auf einen *außer mir* verlasse, der ‚Ich' sein müßte [...] Ich bin wie eine leere Stelle, ich bin nicht, ich bin nicht einmal identisch mit meiner Noth, die ich nur bis zu einem gewissen Grad legitimieren kann. Da mir das Sprechen wegen der Mundverhältnisse (die Störungen und die gewisse Phobie sind immer die gleichen) mühsam ist, kann ich nichtmal laut Lesen, was mir sonst immer am Meisten zu mir hilft. Wie ich mit der Welt durch Aug und Geruch verkehre, so ist mein Selbstumgang zu einem großen Theil aufs Mich-Hören gestellt".

Zweite Nachschrift: [8.12.]: „Ich send Dir [Lou] das Alles, denn es gilt Alles noch so wie ichs schrieb, sogar die *Phobie,* nicht nur durch die kleinen Verhärtungen innen an der Lippe, sondern auch sonst durch allerhand Unbehagen im Munde, Schlund und Zunge unterhalten, hat zugenommen".

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Lou Andreas-Salomé an Rilke, 12.12.: „Wenn Du Deine jetzigen Dinge anschaust, die in den Mund, an Zunge und Schlund geratene Bereitwilligkeit, dem Schuldgefühl zu sekundieren – woran mahnt Dich das wohl? Nicht vielleicht an jene Jahre, wo Du ebenfalls mit Knötchen zu tun hattest und mit Sensationen an einem anderen Schlund, operiert worden warst und befürchtetest, es könnten böse Tumoren entstehen? So sprachst Du im Wolfrathshausener Loufried; aber anstatt mit den Jahren gerade erst zu kommen, wie Hämorrhoiden pflegen, ließen die nach, waren vermutlich deshalb bereits neurotisch überbedingt, konnten auf der ‚Rutschbahn hinauf' gelangen, von vornherein seelischen Verklemmungen gehorsam".

Kommentar: Eindeutig „Nebelkerzen" von Lou für Rilke, um ihn von seiner wahren Krankheit, der Neuro-Lues, abzulenken und zu beruhigen.

Am 20. 12.: Rilke wieder in Val-Mont.

1926

Ende Januar erkrankt Rilke an einer Kehlkopfentzündung.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 18.2. berichtet Rilke von einer erneuten Röntgenaufnahme, mit der Dr. Haemmerli zufrieden sei.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 5.4. schreibt Rilke: „ich weiß nicht weiter. Trotz >Recresal< [...] merke ich keine Besserung an den verschiedenen Bruchstellen meiner Schadhaftigkeit, Mund – Leib - und alles Übrige [...] bereiten mir weiter die gleichen Beschwernisse, und der Schrecken wohnt gleich um die Ecke".

Am 1. Juni verlässt Rilke das Sanatorium Val-Mont.

Im Brief vom 27.10. schreibt Rilke an Kippenberg, daß er sich Anfang Oktober mit dem Finger an einer Rosendorne verletzt habe. Am nächsten Tag bekommt er am Finger der anderen Hand eine Nagelinfektion. Beide Hände sind für zehn Tage im Verband, die linke Hand ist für Wochen außer Gebrauch. Kurz darauf holt er sich in Sion eine fiebrige Darminfektion.

Im Brief an Paul Thuns vom 4.11. schreibt Rilke, er sei krank und warte nur darauf, aus seinem kleinen Hotelzimmer nach Val-Mont oder in eine Klinik nach Bern oder Zürich gebracht zu werden.

Am 27.11. lässt Rilke wegen unerträglicher Schmerzen einen Arzt rufen.

Am 30.11. fährt Rilke nach Val-Mont. Es wird eine Blutuntersuchung vorgenommen. Dr. Haemmerli schreibt an Frau von Thurn und Taxis (Brief vom 25.2.1927): „une maladie mortelle des globules blancs dans le sang qu'on appelle leucémie et malheureusement de la forme la plus rare et la plus aigue de leucémie de myéloblastes. C'est une affection extrêmement rare qui se localisa chez R[ilke] en une forme spécialement douloureuse, das les intestins et provoqua ensuite sur peau des pustules noires comme dans les cas de septicémie".

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé [Sanatorium Valmont] 13.12.: „das siehst Du also wars, worauf ich seit drei Jahren durch meine wachsame Natur vorbereitet und vorgewarnt war: nun hat sie's [meine Natur] schwer, schwer durchzukommen [...] und ehe der jetzige grenzenlos schmerzhafte Zustand mit allen seinen Complicationen sich ausbildete war sie schon durch eine schleichende intestinal-Grippe [Darm-Grippe] mit mir gegangen".

Brief Rilkes an Weininger vom 19.12.: „Ich bin sehr krank, mein lieber Weininger, auf eine unendlich miserable und schmerzhafte Art; ein noch wenig

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

bekannter Zellenvorgang im Blut, ruft an meinem Körper überall Blasen und die peinlichsten Wunden hervor, und attaquiert auf allen inneren Wegen mit Nase und Mund angefangen die Schleimhäute“.

Rilke stirbt am 29.12.1926 im Sanatorium Val-Mont.

René Maria Rilke stirbt zwar unbezweifelbar an akuter Leukämie, diese ist jedoch eine unmittelbare Folgekrankheit seiner Syphilis.

Die Syphilis-Diagnose wird durch das Lehrbuch von Eduard Lang mit Titel >Vorlesungen über Pathologie und Therapie der Syphilis<, 2. Auflage, Wiesbaden 1896, eindeutig und unbezweifelbar bestätigt. Unter der Kapitelüberschrift >Veränderungen des Blutes im Verlaufe der Syphilis< lesen wir ab Seite 401:

„Die lange Dauer des syphilitischen Processes, seine bald schnelle, bald allmälige Ausbreitung über die verschiedensten Theile des Körpers führen sehr oft zu tiefen Störungen im Haushalte des erkrankten Organismus. Anämien sind darum bei Lues [Syphilis] aller Stadien nicht ungewöhnlich.

Seit Vierordt und Welcker die physiologische Menge der rothen Blutkörperchen in einer Volumeneinheit bestimmt haben, hat man versucht, solche Zählungen auch bei pathologischen Zuständen vorzunehmen. Es hat sich nun herausgestellt, dass in allen mit Blutharmuth einhergehenden Krankheiten die Zahl der Blutkugeln sich in Abnahme befindet; auch für die Syphilis ist ein solches Verhältniss mehrfach constatirt worden. Während in der Norm 4 – 5 Millionen Blutkörperchen auf ein Cubik-Mm. kommen, hat man dieselben bei Syphilitischen bis auf die Hälfte und darunter sinken sehen.

Schon zu Beginn der Generalisation des Syphiliscontagiums werden manche Individuen hinfällig, ermüden leicht und fallen durch eine länger andauernde Blässe auf. Es liegt nahe, hier an eine Anämie zu denken, welche zum Theile in der, wenn auch nur mässigen Erkrankung zahlreicher Lymphdrüsen begründet ist. Dieser Zustand von syphilitischer Anämie, welche bereits Ricord im Vereine mit Grassi constatirt hatte, oder, wie man auch sagt, syphilitischer Chlorose bessert sich wohl in den meisten Fällen, doch führen zahlreiche strumöse Lymphadenitiden auch zu Vermehrung der farblosen Blutzellen, zur Leukocytose, zur lymphatischen Anämie. Besteht gleichzeitig auch Milzerkrankung, so wird die Analogie mit Leukämie immer ausgesprochener, oder es bildet sich vollkommene Leukämie aus.

Bereits Fr. Moser ist in die Lage gekommen, eine exquisite Leukämie auf Syphilis zurückführen zu können; im Verlaufe der constitutionellen Erkrankung ist es zu einer Schwellung der Lymphdrüsen fast am ganzen Körper und zu einer (auf Vermehrung der farblosen Blutkörperchen basirten) Vergrösserung der Milz um das Vierfache gekommen. Die Leukocytose, die bei Syphilis öfter beobachtet wird, hatte sich zur wirklichen Leukämie ausgebildet; Mosler findet den Grund dafür darin, ‚Dass die Drüsenerkrankung eine so grosse Ausdehnung erlangte, und sich im Verlaufe der Syphilis noch eine Entzündung der Milz hinzugesellte‘.“

Auch die häufigen Geschwüre Rilkes (Loch im Kiefer und Geschwüre an den Beinen) waren eine Folge seiner Syphilis. In den o. g. Buch lesen wir dazu ab Seite 188, Überschrift >Papulöses Syphilid<:

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Die hohe Gefahr [der Ansteckung] dieses Syphilisstadiums, das durch die zahllosen, ungewöhnlich lange dauernden pathologischen Producte eine bedeutende Uebertragungs-Wahrscheinlichkeit in sich schliesst, wird für die gesunde Umgebung durch den Umstand nur noch mehr gesteigert, dass die syphilitischen, insbesondere aber die bezüglich der Ansteckungsfähigkeit sich vornehmlich auszeichnenden, nässenden Papeln zu den meist beobachteten Syphilisrecidiven gehören. Im 1. und 2. Jahre des Bestandes der Syphilis sind dieselben sehr gewöhnlich, doch gibt es Fälle, wo Papelrecidiven auch noch viel später zur Beobachtung gelangen.

Die ersten Recidiven des papulösen Syphilids werden mitunter ebenfalls durch ein Eruptionsfieber eingeleitet und erweisen sich auch in Bezug auf Form und Vertheilung einem ersten Ausbruche ziemlich ähnlich; je später jedoch ein Papelrecidiv erfolgt, um so weniger zahlreich sind die Efflorescenzen; und gar nicht so selten ist es, dass das Syphilisrecidiv nur in Form einer einzigen nässenden Papel oder einer einzigen desquamirenden oder hornartig verdickten Stelle an der Hohlhand oder den Fingern auftaucht.“

Die besondere Tragik der Syphilis-Diagnose René Maria Rilkes liegt darin, dass es seit 1911 gute Heilungsaussichten für Syphilitiker gab durch die Entdeckung von Dr. Paul Ehrlichs Medikament Salvarsan. Lesen Sie dazu das Buch von Ernst Bäumler mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Frankfurt am Main 1997, speziell Kapitel 6: Paul Ehrlichs 606. Versuch. Keiner der vielen Ärzte, die Rilke im Laufe seines Lebens konsultierte, war anscheinend auf den Gedanken gekommen, es könnte sich bei seinem Krankheitsbild um Syphilis handeln. Die teuren Behandlungen in den deutschen und schweizerischen Sanatorien dienten nur zur Linderung der Symptome, nicht der Heilung von der Syphilis.

Eine durchaus denkbare Möglichkeit wäre natürlich auch, dass Rilke über seine Syphilis genau Bescheid wusste, wofür ich persönlich plädiere, und er sich in aller Verschwiegenheit mit Salvarsan behandeln ließ, aber das Medikament bei ihm nicht anschlug. In diesem Fall hätte er zu den 10 Prozent gehört, für die es tatsächlich zu damaliger Zeit - bis 1926 das Penizillin entdeckt wurde - keine Heilung gab.

Und noch etwas muss mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Die Neuro-Lues war in den letzten drei Jahren von Rilkes Leben derart zerstörerisch fortgeschritten, dass er kurz vor der völligen geistigen Umnachtung stand: Er schreibt am 12.11.1925, Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart zur Weiterleitung an Lou Andreas-Salomé: *„Die letzten Monate dort [in Paris] war ich [...] ein mir Unbekannter, so unbekannt, daß ich mich manchmal, Momente lang, auf einen [Menschen] außer mir verlasse, der ‚Ich‘ sein müßte [...] Ich bin wie eine leere Stelle, ich bin nicht, ich bin nicht einmal identisch mit meiner Noth, die ich nur bis zu einem gewissen Grad legitimieren kann. Da mir das Sprechen wegen der Mundverhältnisse (die Störungen und die gewisse Phobie [in Wirklichkeit eine neurologische Ausfallerscheinung, bedingt durch das Zerstörungswerk der Spirochäten in seinem Gehirn] sind immer die gleichen) mühsam ist, kann ich nichtmal laut lesen, was mir sonst immer am Meisten zu mir hilft. Wie ich mit der Welt durch*

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Aug und Geruch verkehre, so ist mein Selbstumgang zu einem großen Theil aufs Mich-Hören gestellt".

Wäre René Rilke nicht 1926 an Leukämie als Folgeerkrankung seiner Syphilis gestorben, er hätte möglicherweise nur wenige Monate später in eine psychiatrische Klinik eingeliefert werden müssen. Der Tod hat ihm ein Schicksal in völliger geistiger Umnachtung, wie das von Friedrich Nietzsche und anderen Syphilitikern, erspart.

Und noch ein letztes Indiz möchte ich nicht unerwähnt lassen. Das Endstadium von Rilkes Syphilis hat ein Pendant mit dem von Winston Churchills Vater Randolph. In Ernst Bäumlers Buch >Amors vergifteter Pfeil< lesen wir auf Seite 319: *„Geschwüre, die nicht abheilen wollen, brachen am ganzen Körper [von Randolph Churchill] auf".* Bäumler vermutete eine Tabo-Paralyse.

Bei Rilke ist es ebenso: „*Während des Krankheitsverlaufs bildeten sich schwarze Blasen an verschiedenen Stellen seines Körpers, die aufbrachen und bluteten; die Nasen- und die inneren Mundschleimhäute waren bis in die Speiseröhre hinein mit solchen kleinen Blasen besetzt, so daß es schwer wurde, den furchtbaren Durst des Kranken zu stillen. (Man versuchte, ihm durch kleine Glasröhren Flüssigkeit zuzuführen). - Nach dem Zeugnis des behandelnden Arztes hat er furchtbare Schmerzen gelitten. - Die schwarzen Geschwüre wurden täglich abgetupft und der Geschwürsgrund behandelt, dann leicht kokainisiert (auch im Innern des Mundes)*", berichtet J. R. von Salis in seinem Buch >Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre<, 3. Auflage Frauenfeld 1952.

Weitere Indizien zu Rilkes Syphilis lassen sich mühelos in dem Werk von Erich Simenauer mit Titel >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos< finden. Besonders die Kapitel >Eine Krankengeschichte<, >Hinter tausend Stäben keine Welt< und >Spiegelzauber< bieten eine Fülle von Belegen, die eindeutig für eine fortschreitende Präparalyse Rilkes in Folge einer Syphiliserkrankung sprechen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Indizien in Rilkes Werk
>Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge<
Eine Syphilitiker-Erzählung Rilkes [337]

11. September, rue Toullier, Paris.

[…] Ich war etwas erschöpft nach alledem, man kann wohl sagen angegriffen, und darum war es zuviel für mich, daß auch er noch auf mich warten mußte. Er wartete in der kleinen Crémerie, wo ich zwei Spiegeleier essen wollte; ich war hungrig, ich war den ganzen Tag nicht dazu gekommen zu essen. Aber ich konnte auch jetzt nichts zu mir nehmen; ehe die Eier noch fertig waren, trieb es mich wieder hinaus in die Straßen, die ganz dickflüssig von Menschen mir entgegenrannen. Denn es war Fasching und Abend, und die Leute hatten alle Zeit und trieben umher und rieben sich einer am andern. Und ihre Gesichter waren voll von dem Licht, das aus den Schaubuden kam, und das Lachen quoll aus ihren Munden wie Eiter aus offenen Stellen. Sie lachten immer mehr und drängten sich immer enger zusammen, je ungeduldiger ich versuchte vorwärts zu kommen. Das Tuch eines Frauenzimmers hakte sich irgendwie an mir fest, ich zog sie hinter mir her, und die Leute hielten mich auf und lachten, und ich fühlte, daß ich auch lachen sollte, aber ich konnte es nicht. Jemand warf mir eine Hand Confetti in die Augen, und es brannte wie eine Peitsche. An den Ecken waren die Menschen festgekeilt, einer in den andern geschoben, und es war keine Weiterbewegung in ihnen, nur ein leises, weiches Auf und Ab, als ob sie sich stehend paarten. Aber obwohl sie standen und ich am Rande der Fahrbahn, wo es Risse im Gedränge gab, hinlief wie ein Rasender, war es in Wahrheit doch so, daß sie sich bewegten und ich mich nicht rührte. Denn es veränderte sich nichts; wenn ich aufsah, gewahrte ich immer noch dieselben Häuser auf der einen Seite und auf der anderen die Schaubuden. Vielleicht auch stand alles fest, und es war nur ein Schwindel in mir und ihnen, der alles zu drehen schien. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, ich war schwer von Schweiß, und es kreiste ein betäubender Schmerz in mir, als ob in meinem Blute etwas zu Großes mittriebe, das die Adern ausdehnte, wohin es kam. Und dabei fühlte ich, daß die Luft längst zu Ende war und daß ich nur mehr Ausgeatmetes einzog, das meine Lungen stehen ließen.

Aber nun ist es vorbei; ich habe es überstanden. Ich sitze in meinem Zimmer bei der Lampe; es ist ein wenig kalt, denn ich wage es nicht, den Ofen zu versuchen; was, wenn er rauchte und ich müßte wieder hinaus? Ich sitze und denke: wenn ich nicht arm wäre, würde ich mir ein anderes Zimmer mieten, ein Zimmer mit Möbeln, die nicht so aufgebraucht sind, nicht so voll von früheren Mietern wie diese hier. Zuerst war es mir wirklich schwer, den Kopf in diesen Lehnstuhl zu legen; es ist da nämlich eine gewisse schmierig-graue Mulde in seinem grünen Bezug, in die alle Köpfe zu passen scheinen. Längere Zeit gebrauchte ich die Vorsicht, ein Taschentuch unter meine Haare zu legen, aber jetzt bin ich zu müde dazu; ich habe gefunden, daß es auch so geht und daß die

337 Diese Erzählung Rilkes ist m. E. weniger Dichtung als man vermuten könnte, sondern überwiegend reale, autobiographische Schilderung seines Lebens und seiner krankhaften psychischen Verfassung in Paris im Jahr 1903 und später.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

kleine Vertiefung genau für meinen Hinterkopf gemacht ist, wie nach Maß. Aber ich würde mir, wenn ich nicht arm wäre, vor allem einen guten Ofen kaufen, und ich würde das reine, starke Holz heizen, welches aus dem Gebirge kommt, und nicht diese trostlosen têtes-de-moineau, deren Dunst das Atmen so bang macht und den Kopf so wirr. Und dann müßte jemand da sein, der ohne grobes Geräusch aufräumt und der das Feuer besorgt, wie ich es brauche; denn oft, wenn ich eine Viertelstunde vor dem Ofen knien muß und rütteln, die Stirnhaut gespannt von der nahen Glut und mit Hitze in den offenen Augen, gebe ich alles aus, was ich für den Tag an Kraft habe, und wenn ich dann unter die Leute komme, haben sie es natürlich leicht. Ich würde manchmal, wenn großes Gedränge ist, einen Wagen nehmen, vorbeifahren, ich würde täglich in einem Duval essen ... und nicht mehr in die Crémerien kriechen ... Ob er wohl auch in einem Duval gewesen wäre? Nein. Dort hätte er nicht auf mich warten dürfen. Sterbende läßt man nicht hinein. Sterbende? Ich sitze ja jetzt in meiner Stube; ich kann ja versuchen, ruhig über das nachzudenken, was mir begegnet ist. Es ist gut, nichts im Ungewissen zu lassen. Also ich trat ein und sah zuerst nur, daß der Tisch, an dem ich öfters zu sitzen pflegte, von jemandem anderen eingenommen war. Ich grüßte nach dem kleinen Buffet hin, bestellte und setzte mich nebenan. Aber da fühlte ich ihn, obwohl er sich nicht rührte. Gerade seine Regungslosigkeit fühlte ich und begriff sie mit einem Schlage. Die Verbindung zwischen uns war hergestellt, und ich wußte, daß er erstarrt war vor Entsetzen. Ich wußte, daß das Entsetzen ihn gelähmt hatte, Entsetzen über etwas, was in ihm geschah. Vielleicht brach ein Gefäß in ihm, vielleicht trat ein Gift, das er lange gefürchtet hatte, gerade jetzt in seine Herzkammer ein, vielleicht ging ein großes Geschwür auf in seinem Gehirn wie eine Sonne, die ihm die Welt verwandelte. Mit unbeschreiblicher Anstrengung zwang ich mich, nach ihm hinzusehen, denn ich hoffte noch, daß alles Einbildung sei. Aber es geschah, daß ich aufsprang und hinausstürzte; denn ich hatte mich nicht geirrt. Er saß da in einem dicken, schwarzen Wintermantel, und sein graues, gespanntes Gesicht hing tief in ein wollenes Halstuch. Sein Mund war geschlossen, als wäre er mit großer Wucht zugefallen, aber es war nicht möglich zu sagen, ob seine Augen noch schauten: beschlagene, rauchgraue Brillengläser lagen davor und zitterten ein wenig. Seine Nasenflügel waren aufgerissen, und das lange Haar über seinen Schläfen, aus denen alles weggenommen war, welkte wie in zu großer Hitze. Seine Ohren waren lang, gelb, mit großen Schatten hinter sich. Ja, er wußte, daß er sich jetzt von allem entfernte, nicht nur von den Menschen. Ein Augenblick noch und alles wird seinen Sinn verloren haben; und dieser Tisch und die Tasse und der Stuhl, an den er sich klammert, alles Tägliche und Nächste wird unverständlich geworden sein, fremd und schwer. So saß er da und wartete, bis es geschehen sein würde. Und wehrte sich nicht mehr.

Und ich wehre mich noch. Ich wehre mich, obwohl ich weiß, daß mir das Herz schon heraus hängt und daß ich doch nicht mehr leben kann, auch wenn meine Quäler jetzt von mir abließen. Ich sage mir: es ist nichts geschehen, und doch habe ich jenen Mann nur begreifen können, weil auch in mir etwas vor sich geht, das anfängt, mich von allem zu entfernen und abzutrennen. Wie graute mir immer, wenn ich von einem Sterbenden sagen hörte: er konnte schon niemanden mehr erkennen. Dann stellte ich mir ein einsames Gesicht vor, das sich aufhob aus Kissen und suchte, nach etwas Bekanntem suchte, nach etwas schon einmal Gesehenem suchte, aber es war nichts da. Wenn

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

meine Furcht nicht so groß wäre, so würde ich mich damit trösten, daß es nicht unmöglich ist, alles anders zu sehen und doch zu leben. Aber ich fürchte mich, ich fürchte mich namenlos vor dieser Veränderung. Ich bin ja noch gar nicht in dieser Welt eingewöhnt gewesen, die mir gut scheint.

Was soll ich in einer anderen? Ich würde so gerne unter den Bedeutungen bleiben, die mir lieb geworden sind, und wenn schon etwas sich verändern muß, so möchte ich doch wenigstens unter den Hunden leben dürfen, die eine verwandte Welt haben und dieselben Dinge.

Noch eine Weile kann ich das alles aufschreiben und sagen. Aber es wird ein Tag kommen, da meine Hand weit von mir sein wird, und wenn ich sie schreiben heißen werde, wird sie Worte schreiben, die ich nicht meine. Die Zeit der anderen Auslegung wird anbrechen, und es wird kein Wort auf dem anderen bleiben, und jeder Sinn wird wie Wolken sich auflösen und wie Wasser niedergehen. Bei aller Furcht bin ich schließlich doch wie einer, der vor etwas Großem steht, und ich erinnere mich, daß es früher oft ähnlich in mir war, eh ich zu schreiben begann. Aber diesmal werde ich geschrieben werden. Ich bin der Eindruck, der sich verwandeln wird. Oh, es fehlt nur ein kleines, und ich könnte das alles begreifen und gutheißen. Nur ein Schritt, und mein tiefes Elend würde Seligkeit sein. Aber ich kann diesen Schritt nicht tun, ich bin gefallen und kann mich nicht mehr aufheben, weil ich zerbrochen bin. Ich habe ja immer noch geglaubt, es könnte eine Hülfe kommen. Da liegt es vor mir in meiner eigenen Schrift, was ich gebetet habe, Abend für Abend. Ich habe es mir aus den Büchern, in denen ich es fand, abgeschrieben, damit es mir ganz nahe wäre und aus meiner Hand entsprungen wie Eigenes. Und ich will es jetzt noch einmal schreiben, hier vor meinem Tisch kniend will ich es schreiben; denn so habe ich es länger, als wenn ich es lese, und jedes Wort dauert an und hat Zeit zu verhallen.

„Mécontent de tous et mécontent de moi, je voudrais bien me racheter et m'enorgueillir un peu dans le silence et la solitude de la nuit. Âmes de ceux que j'ai aimés, âmes de ceux que j'ai chantés, fortifiez-moi, soutenez-moi, éloignez de moi le mensonge et les vapeurs corruptrices du monde; et vous, Seigneur mon Dieu! accordez-moi la grâce de produire quelques beaux vers qui me prouvent à moi-même que je ne suis pas le dernier des hommes, que je ne suis pas inférieur à ceux que je méprise.“

„Die Kinder loser und verachteter Leute, die die Geringsten im Lande waren. Nun bin ich ihr Saitenspiel worden und muß ihr Märlein sein. ... sie haben über mich einen Weg gemacht ... ... es war ihnen so leicht, mich zu beschädigen, daß sie keiner Hülfe dazu durften. ... nun aber geußet [gießt] sich aus meine Seele über mich, und mich hat ergriffen die elende Zeit. Des Nachts wird mein Gebein durchbohret allenthalben; und die mich jagen, legen sich nicht schlafen. Durch die Menge der Kraft werde ich anders und anders gekleidet; und man gürtet mich damit wie mit dem Loch meines Rocks ... Meine Eingeweide sieden und hören nicht auf; mich hat überfallen die elende Zeit ... Meine Harfe ist eine Klage worden, und meine Pfeife ein Weinen.“

Der Arzt hat mich nicht verstanden. Nichts. Es war ja auch schwer zu erzählen. Man wollte einen Versuch machen mit dem Elektrisieren. Gut. Ich bekam einen Zettel: ich sollte um ein Uhr in der Salpêtrière sein. Ich war dort.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Ich mußte lange an verschiedenen Baracken vorüber, durch mehrere Höfe gehen, in denen da und dort Leute mit weißen Hauben wie Sträflinge unter den leeren Bäumen standen. Endlich kam ich in einen langen, dunklen, gangartigen Raum, der auf der einen Seite vier Fenster aus mattem, grünlichem Glase hatte, eines vom anderen durch eine breite, schwarze Zwischenwand getrennt. Davor lief eine Holzbank hin, an allem vorbei, und auf dieser Bank saßen sie, die mich kannten, und warteten. Ja, sie waren alle da. Als ich mich an die Dämmerung des Raumes gewöhnt hatte, merkte ich, daß unter denen, welche Schulter an Schulter in endloser Reihe dasaßen, auch einige andere Leute sein konnten, kleine Leute, Handwerker, Bedienerinnen und Lastkutscher. Unten an der Schmalseite des Ganges auf besonderen Stühlen hatten sich zwei dicke Frauen ausgebreitet, die sich unterhielten, vermutlich Conciergen. Ich sah nach der Uhr; es war fünf Minuten vor Eins. Nun in fünf, sagen wir in zehn Minuten, mußte ich drankommen; es war also nicht so schlimm. Die Luft war schlecht, schwer, voll Kleider und Atem. An einer gewissen Stelle schlug die starke, steigernde Kühle von Äther aus einer Türspalte. Ich begann auf und ab zu gehen. Es kam mir in den Sinn, daß man mich hierher gewiesen hatte, unter diese Leute, in diese überfüllte, allgemeine Sprechstunde. Es war sozusagen die erste öffentliche Bestätigung, daß ich zu den Fortgeworfenen gehörte; hatte der Arzt es mir angesehen? Aber ich hatte meinen Besuch in einem leidlich guten Anzuge gemacht, ich hatte meine Karte hineingeschickt. Trotzdem, er mußte es irgendwie erfahren haben, vielleicht hatte ich mich selbst verraten. Nun, da es einmal Tatsache war, fand ich es auch gar nicht so arg; die Leute saßen still und achteten nicht auf mich. Einige hatten Schmerzen und schwenkten ein wenig das eine Bein, um sie leichter auszuhalten. Verschiedene Männer hatten den Kopf in die flachen Hände gelegt, andere schliefen tief mit schweren, verschütteten Gesichtern. Ein dicker Mann mit rotem, angeschwollenem Halse saß vorübergebeugt da, stierte auf den Fußboden und spie von Zeit zu Zeit klatschend auf einen Fleck, der ihm dazu passend schien. Ein Kind schluchzte in einer Ecke; die langen magern Beine hatte es zu sich auf die Bank gezogen, und nun hielt es sie umfaßt und an sich gepreßt, als müßte es von ihnen Abschied nehmen. Eine kleine, blasse Frau, der ein mit runden, schwarzen Blumen geputzter Krepphut schief auf den Haaren saß, hatte die Grimasse eines Lächelns um die dürftigen Lippen, aber ihre wunden Lider gingen beständig über. Nicht weit von ihr hatte man ein Mädchen hingesetzt mit rundem glatten Gesicht und herausgedrängten Augen, die ohne Ausdruck waren; sein Mund stand offen, so daß man das weiße, schleimige Zahnfleisch sah mit den alten, verkümmerten Zähnen. Und viele Verbände gab es. Verbände, die den ganzen Kopf Schichte um Schichte umzogen, bis nur noch ein einziges Auge da war, das niemandem mehr gehörte. Verbände, die verbargen, und Verbände, die zeigten, was darunter war. Verbände, die man geöffnet hatte und in denen nun, wie in einem schmutzigen Bett, eine Hand lag, die keine mehr war; und ein eingebundenes Bein, das aus der Reihe herausstand, groß wie ein ganzer Mensch. Ich ging auf und ab und gab mir Mühe, ruhig zu sein. Ich beschäftigte mich viel mit der gegenüberliegenden Wand. Ich bemerkte, daß sie eine Anzahl einflügeliger Türen enthielt und nicht bis an die Decke reichte, so daß dieser Gang von den Räumen, die daneben liegen mußten, nicht ganz abgetrennt war. Ich sah nach der Uhr; ich war eine Stunde auf und ab gegangen. Eine Weile später kamen die Ärzte. Zuerst ein

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

paar junge Leute, die mit gleichgültigen Gesichtern vorbeigingen, schließlich der, bei dem ich gewesen war, in lichten Handschuhen, Chapeau à huit reflets, tadellosem Überzieher. Als er mich sah, hob er ein wenig den Hut und lächelte zerstreut. Ich hatte nun Hoffnung, gleich gerufen zu werden, aber es verging wieder eine Stunde. Ich kann mich nicht erinnern, womit ich sie verbrachte. Sie verging. Ein alter Mann kam in einer fleckigen Schürze, eine Art Wärter, und berührte mich an der Schulter. Ich trat in eines der Nebenzimmer. Der Arzt und die jungen Leute saßen um einen Tisch und sahen mich an, man gab mir einen Stuhl. So. Und nun sollte ich erzählen, wie das eigentlich mit mit wäre. Möglichst kurz, s'il vous plaît. Denn viel Zeit hätten die Herren nicht. Mir war seltsam zumut. Die jungen Leute saßen und sahen mich an mit jener überlegenen, fachlichen Neugier, die sie gelernt hatten. Der Arzt, den ich kannte, strich seinen schwarzen Spitzbart und lächelte zerstreut. Ich dachte, daß ich in Weinen ausbrechen würde, aber ich hörte mich französisch sagen: „Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen, mein Herr, alle Auskünfte zu geben, die ich geben kann. Halten Sie es für nötig, daß diese Herren eingeweiht werden, so sind Sie nach unserer Unterredung gewiß imstande, dies mit einigen Worten zu tun, während es mir sehr schwer fällt.“ Der Arzt erhob sich mit höflichem Lächeln, trat mit den Assistenten ans Fenster und sagte ein paar Worte, die er mit einer waagerechten, schwankenden Handbewegung begleitete. Nach drei Minuten kam einer von den jungen Leuten, kurzsichtig und fahrig, an den Tisch zurück und sagte, indem er versuchte, mich strenge anzusehen: „Sie schlafen gut, mein Herr?“ „Nein, schlecht.“ Worauf er wieder zu der Gruppe zurücksprang. Dort verhandelte man noch eine Weile, dann wandte sich der Arzt an mich und teilte mir mit, daß man mich rufen lassen würde. Ich erinnerte ihn, daß ich auf ein Uhr bestellt worden sei. Er lächelte und machte ein paar schnelle, sprunghafte Bewegungen mit seinen kleinen weißen Händen, die bedeuten wollten, daß er ungemein beschäftigt sei. Ich kehrte also in meinen Gang zurück, in dem die Luft viel lastender geworden war, und fing wieder an, hin und her zu gehen, obwohl ich mich todmüde fühlte. Schließlich machte der feuchte, angehäufte Geruch mich schwindlig; ich blieb an der Eingangstür stehen und öffnete sie ein wenig. Ich sah, daß draußen noch Nachmittag und etwas Sonne war, und das tat mir unsagbar wohl. Aber ich hatte kaum eine Minute so gestanden, da hörte ich, daß man mich rief. Eine Frauenperson, die zwei Schritte entfernt bei einem kleinen Tische saß, zischte mir etwas zu. Wer mich geheißen hätte, die Türe öffnen. Ich sagte, ich könnte die Luft nicht vertragen. Gut, das sei meine Sache, aber die Türe müsse geschlossen bleiben. Ob es denn nicht anginge, ein Fenster aufzumachen. Nein, das sei verboten. Ich beschloß, das Aufundabgehen wieder aufzunehmen, weil es schließlich eine Art Betäubung war und niemanden kränkte. Aber der Frau an dem kleinen Tische mißfiel jetzt auch das. Ob ich denn keinen Platz hätte. Nein, den hätte ich nicht. Das Herumgehen sei aber nicht gestattet; ich müßte mir einen Platz suchen. Es würde schon noch einer da sein. Die Frau hatte recht. Es fand sich wirklich sogleich ein Platz neben dem Mädchen mit den herausdrängenden Augen. Da saß ich nun in dem Gefühle, daß dieser Zustand unbedingt auf etwas Fürchterliches vorbereiten müsse. Links war also das Mädchen mit dem faulenden Zahnfleisch; was rechts von mir war, konnte ich erst nach einer Weile erkennen. Es war eine ungeheuere, unbewegliche Masse, die ein Gesicht hatte und eine große, schwere, reglose Hand. Die Seite des

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gesichtes, die ich sah, war leer, ganz ohne Züge und ohne Erinnerungen, und es war unheimlich, daß der Anzug wie der einer Leiche war, die man für den Sarg angekleidet hatte. Die schmale, schwarze Halsbinde war in derselben losen unpersönlichen Weise um den Kragen geschnallt, und dem Rock sah man es an, daß er von anderen über diesen willenlosen Körper gezogen worden war. Die Hand hatte man auf diese Hose gelegt, dorthin wo sie lag, und sogar das Haar war wie von Leichenwäscherinnen gekämmt und war, wie das Haar ausgestopfter Tiere, steif geordnet. Ich betrachtete das alles mit Aufmerksamkeit, und es fiel mir ein, daß dies also der Platz sei, der für mich bestimmt gewesen war, denn ich glaubte nun endlich an diejenige Stelle meines Lebens gekommen zu sein, an der ich bleiben würde. Ja, das Schicksal geht wunderbare Wege.

Plötzlich erhoben sich ganz in der Nähe rasch hintereinander die erschreckten, abwehrenden Schreie eines Kindes, denen ein leises, zugehaltenes Weinen folgte. Während ich mich anstrengte, herauszufinden, wo das könnte gewesen sein, verzitterte wieder ein kleiner, unterdrückter Schrei, und ich hörte Stimmen, die fragten, eine Stimme, die halblaut befahl, und dann schnurrte irgend eine gleichgültige Maschine los und kümmerte sich um nichts. Jetzt erinnerte ich mich jener halben Wand, und es war mir klar, daß das alles von jenseits der Türen kam und daß man dort an der Arbeit war. Wirklich erschien von Zeit zu Zeit der Wärter mit der fleckigen Schürze und winkte. Ich dachte gar nicht mehr daran, daß er mich meinen könnte. Galt es mir? Nein. Zwei Männer waren da mit einem Rollstuhl; sie hoben die Masse hinein, und ich sah jetzt, daß es ein alter, lahmer Mann war, der noch eine andere, kleinere, vom Leben abgenutzte Seite hatte mit einem offenen, trüben, traurigen Auge. Sie fuhren ihn hinein, und neben mir entstand eine Menge Platz. Und ich saß und dachte, was sie wohl dem blöden Mädchen tun wollten und ob es auch schreien würde. Die Maschinen dahinten schnurrten so angenehm fabrikmäßig, es hatte gar nichts Beunruhigendes.

Plötzlich aber war alles still, und in die Stille sagte eine überlegene, selbstgefällige Stimme, die ich zu kennen glaubte:

„Riez!“ Pause. „Riez. Mais riez, riez.“ Ich lachte schon. Es war unerklärlich, weshalb der Mann da drüben nicht lachen wollte. Eine Maschine ratterte los, verstummte aber sofort wieder, Worte wurden gewechselt, dann erhob sich wieder dieselbe energische Stimme und befahl: „Dites-nous le mot: avant.“ Buchstabierend: „a-v-a-n-t“... Stille. „On n‘entend rien. Encore une fois ...“

Und da, als es drüben so warm und schwammig lallte: da zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren war es wieder da. Das, was mir das erste, tiefe Entsetzen eingejagt hatte, wenn ich als Kind im Fieber lag: das Große. Ja, so hatte ich immer gesagt, wenn sie alle um mein Bett standen und mir den Puls fühlten und mich fragten, was mich erschreckt habe: Das Große. Und wenn sie den Doktor holten und er war da und redete mir zu, so bat ich ihn, er möchte nur machen, daß das Große wegginge, alles andere wäre nichts. Aber er war wie die andern. Er konnte es nicht fortnehmen, obwohl ich damals doch klein war und mir leicht zu helfen gewesen wäre. Und jetzt war es wieder da. Es war später einfach ausgeblieben, auch in Fiebernächten war es nicht wiedergekommen, aber jetzt war es da, obwohl ich kein Fieber hatte. Jetzt war es da. Jetzt wuchs es aus mir heraus wie eine Geschwulst, wie ein zweiter

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Kopf, und war ein Teil von mir, obwohl es doch gar nicht zu mir gehören konnte, weil es so groß war. Es war da, wie ein großes totes Tier, das einmal, als es noch lebte, meine Hand gewesen war oder mein Arm. Und mein Blut ging durch mich und durch es, wie durch einen und denselben Körper. Und mein Herz mußte sich sehr anstrengen, um das Blut in das Große zu treiben: es war fast nicht genug Blut da. Und das Blut trat ungern ein in das Große und kam krank und schlecht zurück. Aber das Große schwoll an und wuchs mir vor das Gesicht wie eine warme bläuliche Beule und wuchs mir vor den Mund, und über meinem letzten Auge war schon der Schatten von seinem Rande.

Ich kann mich nicht erinnern, wie ich durch die vielen Höfe hinausgekommen war. Es war Abend, und ich verirrte mich in der fremden Gegend und ging Boulevards mit endlosen Mauern in einer Richtung hinauf und, wenn dann kein Ende da war, in der entgegengesetzten Richtung zurück bis an irgendeinen Platz. Dort begann ich eine Straße zu gehen, und es kamen andere Straßen, die ich nie gesehen hatte, und wieder andere. Elektrische Bahnen rasten manchmal überhell und mit hartem, klopfendem Geläute heran und vorbei. Aber auf ihren Tafeln standen Namen, die ich nicht kannte. Ich wußte nicht, in welcher Stadt ich war und ob ich hier irgendwo eine Wohnung hatte und was ich tun mußte, um nicht mehr gehen zu müssen.

Und jetzt auch noch diese Krankheit, die mich immer schon so eigentümlich berührt hat. Ich bin sicher, daß man sie unterschätzt. Genau wie man die Bedeutung anderer Krankheiten übertreibt. Diese Krankheit hat keine bestimmten Eigenheiten, sie nimmt die Eigenheiten dessen an, den sie ergreift. Mit einer somnambulen Sicherheit holt sie aus einem jeden seine tiefste Gefahr heraus, die vergangen schien, und stellt sie wieder vor ihn hin, ganz nah, in die nächste Stunde. Männer, die einmal in der Schulzeit das hülflose Laster versucht haben, dessen betrogene Vertraute die armen, harten Knabenhände sind, finden sich wieder darüber, oder es fängt eine Krankheit, die sie als Kinder überwunden haben, wieder in ihnen an; oder eine verlorene Gewohnheit ist wieder da, ein gewisses zögerndes Wenden des Kopfes, das ihnen vor Jahren eigen war. Und mit dem, was kommt, hebt sich ein ganzes Gewirr irrer Erinnerungen, das daranhängt wie nasser Tang an einer versunkenen Sache. Leben, von denen man nie erfahren hätte, tauchen empor und mischen sich unter das, was wirklich gewesen ist, und verdrängen Vergangenes, das man zu kennen glaubte: denn in dem, was aufsteigt, ist eine ausgeruhte, neue Kraft, das aber, was immer da war, ist müde von zu oftem Erinnern.

Ich liege in meinem Bett, fünf Treppen hoch, und mein Tag, den nichts unterbricht, ist wie ein Zifferblatt ohne Zeiger. Wie ein Ding, das lange verloren war, eines Morgens auf seiner Stelle liegt, geschont und gut, neuer fast als zur Zeit des Verlustes, ganz als ob es bei irgend jemandem in Pflege gewesen wäre –: so liegt da und da auf meiner Bettdecke Verlorenes aus der Kindheit und ist wie neu. Alle verlorenen Ängste sind wieder da.

Die Angst, daß ein kleiner Wollfaden, der aus dem Saum der Decke heraussteht, hart sei, hart und scharf wie eine stählerne Nadel; die Angst, daß dieser kleine Knopf meines Nachthemdes größer sei als mein Kopf, groß und schwer; die Angst, daß dieses Krümchen Brot, das jetzt von meinem Bette fällt, gläsern und zerschlagen unten ankommen würde, und die drückende Sorge, daß damit eigentlich alles zerbrochen sei, alles für immer; die Angst, daß der

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Streifen Rand eines aufgerissenen Briefes etwas Verbotenes sei, das niemand sehen dürfe, etwas unbeschreiblich Kostbares, für das keine Stelle in der Stube sicher genug sei; die Angst, daß ich, wenn ich einschliefe, das Stück Kohle verschlucken würde, das vor dem Ofen liegt; die Angst, daß irgendeine Zahl in meinem Gehirn zu wachsen beginnt, bis sie nicht mehr Raum hat in mir; die Angst, daß das Granit sei, worauf ich liege, grauer Granit; die Angst, daß ich schreien könnte und daß man vor meiner Türe zusammenliefe und sie schließlich aufbräche, die Angst, daß ich mich verraten könnte und alles das sagen, wovor ich mich fürchte, und die Angst, daß ich nichts sagen könnte, weil alles unsagbar ist, – und die anderen Ängste... die Ängste.

Ich habe um meine Kindheit gebeten, und sie ist wiedergekommen, und ich fühle, daß sie immer noch so schwer ist wie damals und daß es nichts genützt hat, älter zu werden.

Gestern war mein Fieber besser, und heute fängt der Tag wie Frühling an, wie Frühling in Bildern. Ich will versuchen, auszugehen in die Bibliothèque Nationale zu meinem Dichter, den ich so lange nicht gelesen habe, und vielleicht kann ich später langsam durch die Gärten gehen. Vielleicht ist Wind über dem großen Teich, der so wirkliches Wasser hat, und es kommen Kinder, die ihre Schiffe mit den roten Segeln hineinlassen und zuschauen.

[...]

Was hätte es für einen Sinn gehabt, noch irgendwohin zu gehen, ich war leer. Wie in leeres Papier trieb ich an den Häusern entlang, den Boulevard wieder hinauf.

Ich versuche es, Dir zu schreiben, obwohl es eigentlich nichts giebt nach einem notwendigen Abschied. Ich versuche es dennoch, ich glaube, ich muß es tun, weil ich die Heilige gesehen habe im Pantheon, die einsame, heilige Frau und das Dach und die Tür und drin die Lampe mit dem bescheidnen Lichtkreis und drüben die schlafende Stadt und den Fluß und die Ferne im Mondschein. Die Heilige wacht über der schlafenden Stadt. Ich habe geweint. Ich habe geweint, weil das alles auf einmal so unerwartet da war. Ich habe davor geweint, ich wußte mir nicht zu helfen.

Ich bin in Paris, die es hören freuen sich, die meisten beneiden mich. Sie haben recht. Es ist eine große Stadt, groß, voll merkwürdiger Versuchungen. Was mich betrifft, ich muß zugeben, daß ich ihnen in gewisser Beziehung erlegen bin. Ich glaube, es läßt sich nicht anders sagen. Ich bin diesen Versuchungen erlegen, und das hat gewisse Veränderungen zur Folge gehabt, wenn nicht in meinem Charakter, so doch in meiner Weltanschauung, jedenfalls in meinem Leben. Eine vollkommen andere Auffassung aller Dinge hat sich unter diesen Einflüssen in mir herausgebildet, es sind gewisse Unterschiede da, die mich von den Menschen mehr als alles Bisherige abtrennen. Eine veränderte Welt. Ein neues Leben voll neuer Bedeutungen. Ich habe es augenblicklich etwas schwer, weil alles zu neu ist. Ich bin ein Anfänger in meinen eigenen Verhältnissen.

Ob es nicht möglich wäre, einmal das Meer zu sehen?

Ja, aber denke nur, ich bildete mir ein, Du könntest kommen. Hättest Du mir vielleicht sagen können, ob es einen Arzt giebt? Ich habe vergessen, mich danach zu erkundigen. Übrigens brauche ich es jetzt nicht mehr.

Erinnerst Du Dich an Baudelaires unglaubliches Gedicht „Une Charogne“? Es kann sein, daß ich es jetzt verstehe. Abgesehen von der letzten

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Strophe war er im Recht. Was sollte er tun, da ihm das [die Syphilis-Infektion] widerfuhr? Es war seine Aufgabe, in diesem Schrecklichen, scheinbar nur Widerwärtigen das Seiende zu sehen, das unter allem Seienden gilt. Auswahl und Ablehnung giebt es nicht. Hältst Du es für einen Zufall, daß Flaubert seinen Saint-Julien-l'Hospitalier geschrieben hat? Es kommt mir vor, als wäre das das Entscheidende: ob einer es über sich bringt, sich zu dem Aussätzigen zu legen und ihn zu erwärmen mit der Herzwärme der Liebesnächte, das kann nicht anders als gut ausgehen.

Glaube nur nicht, daß ich hier an Enttäuschungen leide, im Gegenteil. Es wundert mich manchmal, wie bereit ich alles Erwartete aufgebe für das Wirkliche, selbst wenn es arg ist.

Mein Gott, wenn etwas davon sich teilen ließe. Aber *wäre* es dann, *wäre* es dann? Nein, es *ist* nur um den Preis des Alleinseins.

Die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft. Du atmest es ein mit Durchsichtigem; in dir aber schlägt es sich nieder, wird hart, nimmt spitze, geometrische Formen an zwischen den Organen; denn alles, was sich an Qual und Grauen begeben hat auf den Richtplätzen, in den Folterstuben, den Tollhäusern, den Operationssälen, unter den Brückenbögen im Nachherbst: alles das ist von einer zähen Unvergänglichkeit, alles das besteht auf sich und hängt, eifersüchtig auf alles Seiende, an seiner schrecklichen Wirklichkeit. Die Menschen möchten vieles davon vergessen dürfen; ihr Schlaf feilt sanft über solche Furchen im Gehirn, aber Träume drängen ihn ab und ziehen die Zeichnungen nach. Und sie wachen auf und keuchen und lassen einer Kerze Schein sich auflösen in der Finsternis und trinken, wie gezuckertes Wasser, die halbhelle Beruhigung. Aber, ach, auf welcher Kante hält sich diese Sicherheit. Nur eine geringste Wendung, und schon wieder steht der Blick über Bekanntes und Freundliches hinaus, und der eben noch so tröstliche Kontur wird deutlicher als ein Rand von Grauen. Hüte dich vor dem Licht, das den Raum hohler macht; sieh dich nicht um, ob nicht vielleicht ein Schatten hinter deinem Aufsitzen aufsteht wie dein Herr. Besser vielleicht, du wärest in der Dunkelheit geblieben und dein unabgegrenztes Herz hätte versucht, all des Ununterscheidbaren schweres Herz zu sein. Nun hast du dich zusammengenommen in dich, siehst dich vor dir aufhören in deinen Händen, ziehst von Zeit zu Zeit mit einer ungenauen Bewegung dein Gesicht nach. Und in dir ist beinah kein Raum; und fast stillt es dich, daß in dieser Engheit in dir unmöglich sehr Großes sich aufhalten kann; daß auch das Unerhörte binnen werden muß und sich beschränken den Verhältnissen nach. Aber draußen, draußen ist es ohne Absehen; und wenn es da draußen steigt, so füllt es sich auch in dir, nicht in den Gefäßen, die teilweis in deiner Macht sind, oder im Phlegma deiner gleichmütigeren Organe: im Kapillaren nimmt es zu, röhrig aufwärts gesaugt in die äußersten Verästelungen deines zahlloszweigigen Daseins. Dort hebt es sich, dort übersteigt es dich, kommt höher als dein Atem, auf den du dich hinaufflüchtest wie auf deine letzte Stelle. Ach, und wohin dann, wohin dann? Dein Herz treibt dich aus dir hinaus, dein Herz ist hinter dir her, und du stehst fast schon außer dir und kannst nicht mehr zurück. Wie ein Käfer, auf den man tritt, so quillst du aus dir hinaus, und dein bißchen obere Härte und Anpassung ist ohne Sinn.

O Nacht ohne Gegenstände. O stumpfes Fenster hinaus, o sorgsam verschlossene Türen; Einrichtungen von alters her, übernommen, beglaubigt,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nie ganz verstanden. O Stille im Stiegenhaus, Stille aus den Nebenzimmern, Stille hoch oben an der Decke. O Mutter: o du Einzige, die alle diese Stille verstellt hat, einst in der Kindheit. Die sie auf sich nimmt, sagt: erschrick nicht, ich bin es. Die den Mut hat, ganz in der Nacht diese Stille zu sein für das, was sich fürchtet, was verkommt vor Furcht. Du zündest ein Licht an, und schon das Geräusch bist du. Und du hältst es vor dich und sagst: ich bin es, erschrick nicht. Und du stellst es hin, langsam, und es ist kein Zweifel: du bist es, du bist das Licht um die gewohnten herzlichen Dinge, die ohne Hintersinn da sind, gut, einfältig, eindeutig. Und wenn es unruhigt in der Wand irgendwo, oder einen Schritt macht in den Dielen: so lächelst du nur, lächelst, lächelst durchsichtig auf hellem Grund in das bangsame Gesicht, das an dir forscht, als wärst du eins und unterm Geheimnis mit jedem Halblaut, abgeredet mit ihm und einverstanden. Gleicht eine Macht deiner Macht in der irdischen Herrschaft? Sieh, Könige liegen und starren, und der Geschichtenerzähler kann sie nicht ablenken. An den seligen Brüsten ihrer Lieblingin überkriecht sie das Grauen und macht sie schlottrig und lustlos. Du aber kommst und hältst das Ungeheuere hinter dir und bist ganz und gar vor ihm; nicht wie ein Vorhang, den es da oder da aufschlagen kann. Nein, als hättest du es überholt auf den Ruf hin, der dich bedurfte. Als wärest du weit allem zuvorgekommen, was kommen kann, und hättest im Rücken nur dein Hereilen, deinen ewigen Weg, den Flug deiner Liebe.

[...]

Es ist natürlich Einbildung, wenn ich nun behaupte, ich hätte in jener Zeit schon gefühlt, daß da etwas in mein Leben gekommen sei, geradeaus in meines, womit ich allein würde herumgehen müssen, immer und immer. Ich sehe mich in meinem kleinen Gitterbett liegen und nicht schlafen und irgendwie ungenau voraussehen, daß so das Leben sein würde: voll lauter besonderer Dinge, die nur für *Einen* gemeint sind und die sich nicht sagen lassen. Sicher ist, daß sich nach und nach ein trauriger und schwerer Stolz in mir erhob. Ich stellte mir vor, wie man herumgehen würde, voll von Innerem und schweigsam. Ich empfand eine ungestüme Sympathie für die Erwachsenen; ich bewunderte sie, und ich nahm mir vor, ihnen zu sagen, daß ich sie bewunderte. Ich nahm mir vor, es Mademoiselle zu sagen bei der nächsten Gelegenheit.

Und dann kam eine von diesen Krankheiten, die darauf ausgingen, mir zu beweisen, daß dies nicht das erste eigene Erlebnis war. Das Fieber wühlte in mir und holte von ganz unten Erfahrungen, Bilder, Tatsachen heraus, von denen ich nicht gewußt hatte; ich lag da, überhäuft mit mir, und wartete auf den Augenblick, da mir befohlen würde, dies alles wieder in mich hineinzuschichten, ordentlich, der Reihe nach. Ich begann, aber es wuchs mir unter den Händen, es sträubte sich, es war viel zu viel. Dann packte mich die Wut, und ich warf alles in Haufen in mich hinein und preßte es zusammen; aber ich ging nicht wieder darüber zu. Und da schrie ich, halb offen wie ich war, schrie ich und schrie. Und wenn ich anfing hinauszusehen aus mir, so standen sie seit lange um mein Bett und hielten mir die Hände, und eine Kerze war da, und ihre großen Schatten rührten sich hinter ihnen. Und mein Vater befahl mir, zu sagen, was es gäbe. Es war ein freundlicher, gedämpfter Befehl, aber ein Befehl war es immerhin. Und er wurde ungeduldig, wenn ich nicht antwortete.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

[...]

Es sei zu meiner Ehre gesagt, daß ich viel geschrieben habe in diesen Tagen; ich habe krampfhaft geschrieben. Allerdings, wenn ich ausgegangen war, so dachte ich nicht gerne an das Nachhausekommen. Ich machte sogar kleine Umwege und verlor auf diese Art eine halbe Stunde, während welcher ich hätte schreiben können. Ich gebe zu, daß dies eine Schwäche war. War ich aber einmal in meinem Zimmer, so hatte ich mir nichts vorzuwerfen. Ich schrieb, ich hatte *mein* Leben, und das da nebenan war ein ganz anderes Leben, mit dem ich nichts teilte: das Leben eines Studenten der Medizin, der für sein Examen studierte. Ich hatte nichts Ähnliches vor mir, schon das war ein entscheidender Unterschied. Und auch sonst waren unsere Umstände so verschieden wie möglich. Das alles leuchtete mir ein. Bis zu dem Moment, da ich wußte, daß es kommen würde; da vergaß ich, daß es zwischen uns keine Gemeinsamkeit gab. Ich horchte so, daß mein Herz ganz laut wurde. Ich ließ alles und horchte. Und dann kam es: ich habe mich nie geirrt.

Beinah jeder kennt den Lärm, den irgendein blechernes, rundes Ding, nehmen wir an, der Deckel einer Blechbüchse, verursacht, wenn er einem entglitten ist. Gewöhnlich kommt er gar nicht einmal sehr laut unten an, er fällt kurz auf, rollt auf dem Rande weiter und wird eigentlich erst unangenehm, wenn der Schwung zu Ende geht und er nach allen Seiten taumelnd aufschlägt, eh er ins Liegen kommt. Nun also: das ist das Ganze; so ein blecherner Gegenstand fiel nebenan, rollte, blieb liegen, und dazwischen, in gewissen Abständen, stampfte es. Wie alle Geräusche, die sich wiederholt durchsetzen, hatte auch dieses sich innerlich organisiert; es wandelte sich ab, es war niemals genau dasselbe. Aber gerade das sprach für seine Gesetzmäßigkeit. Es konnte heftig sein oder milde oder melancholisch; es konnte gleichsam überstürzt vorübergehen oder unendlich lange hingleiten, eh es zu Ruhe kam. Und das letzte Schwanken war immer überraschend. Dagegen hatte das Aufstampfen, das hinzukam, etwas fast Mechanisches. Aber es teilte den Lärm immer anders ab, das schien seine Aufgabe zu sein. Ich kann diese Einzelheiten jetzt viel besser übersehen; das Zimmer neben mir ist leer. Er ist nach Hause gereist, in die Provinz. Er sollte sich erholen. Ich wohne im obersten Stockwerk. Rechts ist ein anderes Haus, unter mir ist noch niemand eingezogen: ich bin ohne Nachbar.

In dieser Verfassung wundert es mich beinah, daß ich die Sache nicht leichter nahm. Obwohl ich doch jedesmal im voraus gewarnt war durch mein Gefühl. Das wäre auszunutzen gewesen. Erschrick nicht, hätte ich mir sagen müssen, jetzt kommt es; ich wußte ja, daß ich mich niemals täuschte. Aber das lag vielleicht gerade an den Tatsachen, die ich mir hatte sagen lassen; seit ich sie wußte, war ich noch schreckhafter geworden. Es berührte mich fast gespenstisch, daß das, was diesen Lärm auslöste, jene kleine, langsame, lautlose Bewegung war, mit der sein Augenlid sich eigenmächtig über sein rechtes Auge senkte und schloß, während er las. Dies war das Wesentliche an seiner Geschichte, eine Kleinigkeit. Er hatte schon ein paar Mal die Examen vorbeigehen lassen müssen, sein Ehrgeiz war empfindlich geworden, und die Leute daheim drängten wahrscheinlich, sooft sie schrieben. Was blieb also übrig, als sich zusammenzunehmen. Aber da hatte sich, ein paar Monate vor der Entscheidung, diese Schwäche eingestellt; diese kleine, unmögliche Ermüdung, die so lächerlich war, wie wenn ein Fenstervorhang nicht oben

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

bleiben will. Ich bin sicher, daß er wochenlang der Meinung war, man müßte das beherrschen können. Sonst wäre ich nicht auf die Idee verfallen, ihm meinen Willen anzubieten. Eines Tages begriff ich nämlich, daß der seine zu Ende sei. Und seither, wenn ich es kommen fühlte, stand ich da auf meiner Seite der Wand und bat ihn, sich zu bedienen. Und mit der Zeit wurde mir klar, daß er darauf einging. Vielleicht hätte er das nicht tun dürfen, besonders wenn man bedenkt, daß es eigentlich nichts half. Angenommen sogar, daß wir die Sache ein wenig hinhielten, so bleibt es doch fraglich, ob er wirklich imstande war, die Augenblicke, die wir so gewannen, auszunutzen. Und was meine Ausgaben betrifft, so begann ich sie zu fühlen. Ich weiß, ich fragte mich, ob das so weitergehen dürfe, gerade an dem Nachmittag, als jemand in unserer Etage ankam. Dies ergab bei dem engen Aufgang immer viel Unruhe in dem kleinen Hotel. Eine Weile später schien es mir, als trete man bei meinem Nachbar ein. Unsere Türen waren die letzten im Gang, die seine quer und dicht neben der meinen. Ich wußte indessen, daß er zuweilen Freunde bei sich sah, und, wie gesagt, ich interessierte mich durchaus nicht für seine Verhältnis se. Es ist möglich, daß seine Tür noch mehrmals geöffnet wurde, daß man draußen kam und ging. Dafür war ich wirklich nicht verantwortlich.

[...]

Manchmal früher fragte ich mich, warum Abelone die Kalorien ihres großartigen Gefühls nicht an Gott wandte. Ich weiß, sie sehnte sich, ihrer Liebe alles Transitive zu nehmen, aber konnte ihr wahrhaftiges Herz sich darüber täuschen, daß Gott nur eine Richtung der Liebe ist, kein Liebesgegenstand? Wußte sie nicht, daß keine Gegenliebe von ihm zu fürchten war? Kannte sie nicht die Zurückhaltung dieses überlegenen Geliebten, der die Lust ruhig hinausschiebt, um uns, Langsame, unser ganzes Herz leisten zu lassen? Oder wollte sie Christus vermeiden? Fürchtete sie, halben Wegs von ihm aufgehalten, an ihm zur Geliebten zu werden? Dachte sie deshalb ungern an Julie Reventlow?

[...]

Wird er bleiben und das ungefähre Leben nachlügen, das sie ihm zuschreiben, und ihnen allen mit dem ganzen Gesicht ähnlich werden? Wird er sich teilen zwischen der zarten Wahrhaftigkeit seines Willens und dem plumpen Betrug, der sie ihm selber verdirbt? Wird er es aufgeben, *das* zu werden, was denen aus seiner Familie, die nur noch ein schwaches Herz haben, schaden könnte?

Nein, er wird fortgehen. Zum Beispiel während sie alle beschäftigt sind, ihm den Geburtstagstisch zu bestellen mit den schlecht erratenen Gegenständen, die wieder einmal alles ausgleichen sollen. Fortgehen für immer. Viel später erst wird ihm klar werden, wie sehr er sich damals vornahm, niemals zu lieben, um keinen in die entsetzliche Lage zu bringen, geliebt zu sein. Jahre hernach fällt es ihm ein und, wie andere Vorsätze, so ist auch dieser unmöglich gewesen. Denn er hat geliebt und wieder geliebt in seiner Einsamkeit; jedesmal mit Verschwendung seiner ganzen Natur und unter unsäglicher Angst um die Freiheit des andern. Langsam hat er gelernt, den geliebten Gegenstand mit den Strahlen seines Gefühls zu durchscheinen, statt ihn darin zu verzehren. Und er war verwöhnt von dem Entzücken, durch die immer transparentere Gestalt der Geliebten die Weiten zu erkennen, die sie seinem unendlichen Besitzenwollen auftat.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Wie konnte er dann nächtelang weinen vor Sehnsucht, selbst so durchleuchtet zu sein. Aber eine Geliebte, die nachgiebt, ist noch lang keine Liebende. O, trostlose Nächte, da er seine flutenden Gaben in Stücken wiederempfing, schwer von Vergänglichkeit. Wie gedachte er dann der Troubadours, die nichts mehr fürchteten als erhört zu sein. Alles erworbene und vermehrte Geld gab er dafür hin, dies nicht noch zu er fahren. Er kränkte sie mit seiner groben Bezahlung, von Tag zu Tag bang, sie könnten versuchen, auf seine Liebe einzugehen. Denn er hatte die Hoffnung nicht mehr, die Liebende zu erleben, die ihn durchbrach.

Selbst in der Zeit, da die Armut ihn täglich mit neuen Härten erschreckte, da sein Kopf das Lieblingsding des Elends war und ganz abgegriffen, da sich überall an seinem Leibe Geschwüre aufschlugen wie Notaugen gegen die Schwärze der Heimsuchung, da ihm graute vor dem Unrat, auf dem man ihn verlassen hatte, weil er seinesgleichen war: selbst da noch, wenn er sich besann, war es sein größestes Entsetzen, erwidert worden zu sein. Was waren alle Finsternisse seither gegen die dichte Traurigkeit jener Umarmungen, in denen sich alles verlor. Wachte man nicht auf mit dem Gefühl, ohne Zukunft zu sein? Ging man nicht sinnlos umher ohne Anrecht auf alle Gefahr? Hatte man nicht hundertmal versprechen müssen, nicht zu sterben? Vielleicht war es der Eigensinn dieser argen Erinnerung, die sich von Wiederkunft zu Wiederkunft eine Stelle erhalten wollte, was sein Leben unter den Abfällen währen ließ. Schließlich fand man ihn wieder. Und erst dann, erst in den Hirtenjahren, beruhigte sich seine viele Vergangenheit.

Wer beschreibt, was ihm damals geschah? Welcher Dichter hat die Überredung, seiner damaligen Tage Länge zu vertragen mit der Kürze des Lebens? Welche Kunst ist weit genug, zugleich seine schmale, vermantelte Gestalt hervorzurufen und den ganzen Überraum seiner riesigen Nächte.

Das war die Zeit, die damit begann, daß er sich allgemein und anonym fühlte wie ein zögernd Genesender. Er liebte nicht, es sei denn, daß er es liebte, zu sein. Die niedrige Liebe seiner Schafe lag ihm nicht an; wie Licht, das durch Wolken fällt, zerstreute sie sich um ihn her und schimmerte sanft über den Wiesen. Auf der schuldlosen Spur ihres Hungers schritt er schweigend über die Weiden der Welt. Fremde sahen ihn auf der Akropolis, und vielleicht war er lange einer der Hirten in den Baux und sah die versteinerte Zeit das hohe Geschlecht überstehen, das mit allem Erringen von Sieben und Drei die sechzehn Strahlen seines Sterns nicht zu bezwingen vermochte. Oder soll ich ihn denken zu Orange, an das ländliche Triumphtor geruht? Soll ich ihn sehen im seelengewohnten Schatten der Allyscamps, wie sein Blick zwischen den Gräbern, die offen sind wie die Gräber Auferstandener, eine Libelle verfolgt?

Gleichviel. Ich seh mehr als ihn, ich sehe sein Dasein, das damals die lange Liebe zu Gott begann, die stille, ziellose Arbeit. Denn über ihn, der sich für immer hatte verhalten wollen, kam noch einmal das anwachsende Nichtanderskönnen seines Herzens. Und diesmal hoffte er auf Erhörung. Sein ganzes, im langen Alleinsein ahnend und unbeirrbar gewordenes Wesen versprach ihm, daß jener, den er jetzt meinte, zu lieben verstünde mit durchdringender, strahlender Liebe. Aber während er sich sehnte, endlich so meisterhaft geliebt zu sein, begriff sein an Fernen gewohntes Gefühl Gottes äußersten Abstand. Nächte kamen, da er meinte, sich auf ihn zuzuwerfen in den Raum; Stunden voller Entdeckung, in denen er sich stark genug fühlte,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nach der Erde zu tauchen, um sie hinaufzureißen auf der Sturmflut seines Herzens. Er war wie einer, der eine herrliche Sprache hört und fiebernd sich vornimmt, in ihr zu dichten. Noch stand ihm die Bestürzung bevor, zu erfahren, wie schwer diese Sprache sei; er wollte es nicht glauben zuerst, daß ein langes Leben darüber hingehen könne, die ersten, kurzen Scheinsätze zu bilden, die ohne Sinn sind. Er stürzte sich ins Erlernen wie ein Läufer in die Wette; aber die Dichte dessen, was zu überwinden war, verlangsamte ihn. Es war nichts auszudenken, was demütigender sein konnte als diese Anfängerschaft. Er hatte den Stein der Weisen gefunden, und nun zwang man ihn, das rasch gemachte Gold seines Glücks unaufhörlich zu verwandeln in das klumpige Blei der Geduld. Er, der sich dem Raum angepaßt hatte, zog wie ein Wurm krumme Gänge ohne Ausgang und Richtung. Nun, da er so mühsam und kummervoll lieben lernte, wurde ihm gezeigt, wie nachlässig und gering bisher alle Liebe gewesen war, die er zu leisten vermeinte. Wie aus keiner etwas hatte werden können, weil er nicht begonnen hatte, an ihr Arbeit zu tun und sie zu verwirklichen.

In diesen Jahren gingen in ihm die großen Veränderungen vor. Er vergaß Gott beinah über der harten Arbeit, sich ihm zu nähern, und alles, was er mit der Zeit vielleicht bei ihm zu erreichen hoffte, war „sa patience de supporter une âme“. Die Zufälle des Schicksals, auf die die Menschen halten, waren schon längst von ihm abgefallen, aber nun verlor, selbst was an Lust und Schmerz notwendig war, den gewürzhaften Beigeschmack und wurde rein und nahrhaft für ihn. Aus den Wurzeln seines Seins entwickelte sich die feste, überwinternde Pflanze einer fruchtbaren Freudigkeit. Er ging ganz darin auf, zu bewältigen, was sein Binnenleben ausmachte, er wollte nichts überspringen, denn er zweifelte nicht, daß in alledem seine Liebe war und zunahm. Ja, seine innere Fassung ging so weit, daß er beschloß, das Wichtigste von dem, was er früher nicht hatte leisten können, was einfach nur durchwartet worden war, nachzuholen. Er dachte vor allem an die Kindheit, sie kam ihm, je ruhiger er sich besann, desto ungetaner vor; alle ihre Erinnerungen hatten das Vage von Ahnungen an sich, und daß sie als vergangen galten, machte sie nahezu zukünftig. Dies alles noch einmal und nun wirklich auf sich zu nehmen, war der Grund, weshalb der Entfremdete heimkehrte. Wir wissen nicht, ob er blieb; wir wissen nur, daß er wiederkam.

Die die Geschichte erzählt haben, versuchen es an dieser Stelle, uns an das Haus zu erinnern, wie es war; denn dort ist nur wenig Zeit vergangen, ein wenig gezählter Zeit, alle im Haus können sagen, wieviel. Die Hunde sind alt geworden, aber sie leben noch. Es wird berichtet, daß einer aufheulte. Eine Unterbrechung geht durch das ganze Tagwerk. Gesichter erscheinen an den Fenstern, gealterte und erwachsene Gesichter von rührender Ähnlichkeit. Und in einem ganz alten schlägt plötzlich blaß das Erkennen durch. Das Erkennen? Wirklich nur das Erkennen? – Das Verzeihen. Das Verzeihen wovon? – Die Liebe. Mein Gott: die Liebe.

Er, der Erkannte, er hatte daran nicht mehr gedacht, beschäftigt wie er war: daß sie noch sein könne. Es ist begreiflich, daß von allem, was nun geschah, nur noch dies überliefert ward: seine Gebärde, die unerhörte Gebärde, die man nie vorher gesehen hatte; die Gebärde des Flehens, mit der er sich an ihre Füße warf, sie beschwörend, daß sie nicht liebten. Erschrocken und schwankend hoben sie ihn zu sich herauf. Sie legten sein Ungestüm nach ihrer

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Weise aus, indem sie verziehen. Es muß für ihn unbeschreiblich befreiend gewesen sein, daß ihn alle mißverstanden, trotz der verzweifelten Eindeutigkeit seiner Haltung. Wahrscheinlich konnte er bleiben. Denn er erkannte von Tag zu Tag mehr, daß die Liebe ihn nicht betraf, auf die sie so eitel waren und zu der sie einander heimlich ermunterten. Fast mußte er lächeln, wenn sie sich anstrengten, und es wurde klar, wie wenig sie ihn meinen konnten.

Was wußten sie, wer er war. Er war jetzt furchtbar schwer zu lieben, und er fühlte, daß nur Einer dazu imstande sei. Der aber wollte noch nicht.

Ende der Aufzeichnungen

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Liebesbriefe mit Neuro-Lues - Die Korrespondenz von Rilke und Merline

Wenn ein männlicher Rilke-Enthusiast die Korrespondenz von René[338] Maria Rilke und Merline, alias Baladine Klossowska, liest, gerät er unweigerlich ins Schwärmen, ja geradezu in neidische Verwunderung. Wann hat er jemals solche glühendheißen Liebesbriefe einer Frau an einen Mann gelesen?

Als ein älterer, lebenserfahrener Mann steht man wahrlich vor einem Paradoxon. (Wäre interessant zu wissen, was eine Frau über die Liebesbriefe Merlines denkt.)

Nachdem ich die Ausgabe >Rainer Maria Rilke et Merline – Correspondence 1920-1926<, Zürich 1954, durchgeblättert hatte und auch im 2. Teil der Rilke-Biographie von Ralph Friedmann mit Titel >Rainer Maria Rilke – Der Meister 1906 bis 1926<, mir die ambivalente Beziehung zwischen Rilke und Merline zu Gemüte geführt hatte, stieg mir ein wirklich unheimlicher Verdacht auf: Könnte es sein, dass Merline ebenfalls eine Syphilitikerin war? Und könnte sie sich an Rilke infiziert haben? - Die zweite Frage kann ich mit absoluter Sicherheit verneinen. Dazu war die Zeit, gerechnet von ihrer ersten Begegnung bis zum Beginn ihrer Liaison und von Merlines ersten neurologischen Auffälligkeiten zu kurz. Ich zähle Merline zu den „unschuldig" Infizierten und der Zeitpunkt ihrer Ansteckung muss mehrere Jahre vor ihrer Bekanntschaft mit Rilke liegen.

Meine jahrzehntelange Erfahrung als männlicher Hetero sagt mir, dass die Liebesbriefe Merlines an René Rilke über das gesunde Maß einer normalen Liebe einer Frau zu einem Mann weit hinausragen. Man könnte vielleicht entgegnen, dass Merline sich in einer besonders prekären existenziellen Lage befand und deswegen in Versuchung gewesen wäre, mit Rilke in den sicheren Hafen einer Ehe zu gelangen. Aber dieses Argument ist nicht überzeugend, denn Rilkes finanzielle Situation war zu keiner Zeit seines Lebens stabil oder gesichert und spätestens nach einem Jahr hätte eine klar denkende Frau gewusst, dass eine feste und dauerhafte Beziehung zu Rilke aussichtslos ist.

Rekapitulieren wir zuerst noch einmal die bisherigen Liebesbeziehungen Rilkes. Dadurch gewinnen wir bereits ein wichtiges Indiz, was für eine Art Beziehung zu Merline für Rilke überhaupt denkbar, erstrebenswert und sogar realistisch möglich war. Ich konnte zehn Liebesverhältnisse vor Merline recherchieren:

1. Valerie von David-Rhonfeld, 2. Lou Andreas-Salomé (mit Schwangerschaft), 3. Clara Westhoff, verheiratete Rilke (Kind Ruth), 4. Jenny Oltersdorf, 5. Marthe Hennebert, 6. Magda von Hattingberg, 7. Loulou Albert-Lasard, 8. Claire Goll (mit Schwangerschaft, wahrscheinlich Abtreibung), Elya Maria Nevar, 10. Angela Guttmann. Merline war demnach mindestens die 11. Liebesbeziehung Rilkes.

Alle Liebesverhältnisse Rilkes begannen euphrorisch auf beiden Seiten und endeten – katastrophal. Rilke war, wegen seiner Neuro-Lues, nicht fähig,

338 An dieser Stelle möchte ich noch einmal erwähnen, dass der richtige Vorname Rilkes „René" ist und nicht „Rainer". Die Briefe an Merline unterschreibt er auch nur mit „René".

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

ein längerfristiges Liebesverhältnis zu einer Frau aufrecht zu erhalten. Entweder scheiterte ein ehegleiches Verhältnis an seinen Nerven, oder an den zahlreichen physischen syphilitischen Erkrankungen, oder an der Weltanschauung, wegen seines offen ausgesprochenen Atheismus', oder an seinem radikalen Egoismus, denn seine Dichtkunst ging ihm über alles andere. Es kann auch alles zusammen der Grund gewesen sein, warum eine Frau es nicht lange mit ihm aushielt.

In den überirdischen elysischen Liebesbriefen Merlines, die ich wegen des Copyrights nur in stark verkürzter Form veröffentlichen darf, werde ich die Indizien als Fußnoten anmerken, die eine Neuro-Lues bei ihr wahrscheinlich machen. Folgende Indizien konnte ich in den Briefen Merlines finden: 1. Halluzinationen, 2. Neurasthenie, 3. Stimmungsschwankungen (Euphorie und Depressionen), 4. Physische Symptome.

Da Rilke nach zehn gescheiterten Liebesbeziehungen genau wusste, dass er zu einer dauerhaften Liebesbeziehung zu einer Frau absolut unfähig war, schob er als Grund seine Dichtkunst vor, um Abstand zu Merline halten zu können.

Rilke wusste - davon bin ich felsenfest überzeugt - mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, dass er ein Syphilitiker war. Aus diesem Grund und mit diesem Wissen erkannte er möglicherweise an Merline die Anzeichen einer Neuro-Lues, die ihm selber bestens bekannt waren. Daher schob er seine künstlerische Tätigkeit als Grund vor, um ihre Liebesbeziehung in einem gewissen Schwebezustand und in einem gewissen Abstand zu halten. Einige Zeit später wusste er auch, dass er zu einer Liebesbeziehung, nicht nur physisch sondern vor allem psychisch, unfähig geworden war und dass er nur noch allein sein konnte.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Quellennachweis

Bassermann, Dieter (Red.): >Rainer Maria Rilke et Merline – Correspondance 1920 – 1926, Ed. Max Niehans Zürich 1954;

Bäumler, Ernst: >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Edition Wötzel Frankfurt am Main 1997;

Bigler, Niklaus / Luck, Rätus: >R.M.R. – Briefe an Nanny Wunderly-Volkart<, 2 Bände, hrsg. im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek, Insel Verlag Frankfurt am Main 1977;

Bollnow, Otto Friedrich: >Rilke<, Stuttgart 1951; dazugehörig die Rezension in der >Zeitschrift für philosophische Forschung, 7 (1953) p. 386: siehe Wein, Hermann;

Nevar, Elya Maria: >Freundschaft mit Rainer Maria Rilke<, Bern-Bümplitz 1946;

Pfeiffer, Ernst: >Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé – Briefwechsel<, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1989;

Rank, Otto: >Der Doppelgänger – eine psychoanalytische Studie<, Wien 1925, Nachdruck 1993;

Scharffenberg, Renate / Stahl, August: >R.M.R. – Sieh dir die Liebenden an – Briefe an Valerie von David-Rhonfeld<, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2003;

Sieber-Rilke, Hella: >R.M.R. – Briefe an die Mutter – 1896 bis 1926<, 2 Bände, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009;

Simenauer, Erich: >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos<, Schauinsland Verlag Frankfurt am Main 1953;

Storck, Joachim W.: >René Rilkes „Linzer Episode“ - Neue Dokumente zu einem unerhellten Lebensabschnitt<, in: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 7-8 (1980/81);

Tramer, Hans: >Rilkes letzte und wahre Liebe: Baladine Klossowska<, in: Bulletin des Leo-Baeck-Instituts, Band 14/1975, Heft 51, Seiten 80 – 97;

Weitere Quellen sind im Text oder als Fußnoten genannt.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

IV. Teil

Joris Karl Huysmans

Gegen den Strich -
oder
Szenen aus dem Leben eines Präparalytikers

Vorwort des Hrsg.:
War Huysmans ein Syphilitiker? Seite 353

Auszüge aus >Gegen den Strich< Seite 358

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Vorwort des Herausgebers -
War J.-K. Huysmans ein Syphilitiker?

Der Adelige Jean Florentin des Esseintes ist von Geburt an ein Syphilitiker. Seine Mutter, von der er die Syphilis bereits im Mutterleib erhielt, dämmert in ewiger Dunkelheit mit zugezogenen Gardinen dahin, weil sie das helle Tageslicht nicht ertragen kann. Sie stirbt früh. Über den Vater erfahren wir so gut wie nichts.

Jean des Esseintes ist intelligent, besitzt ein überdurchschnittliches Wissen, das er sich aus Büchern aneignet. Die Erziehung in einem katholischen Internat verhindert jedoch nicht, dass er den Theismus ablehnt und sich zu der Lehre des deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer bekennt. Religion ist für ihn, wie einst für Jean Jacaques Rousseau, nur ein schönes Kindermärchen, das die Psyche beruhigt. Oder, wie Rousseau es ausdrückte: *„Mein Verstand konnte sie [die Atheisten] nicht widerlegen, aber mein Gefühl."*

Infolge seiner Neuro-Lues, die ihn zu einem wissenschaftlichen Studium und zur Ausübung eines Berufes geistig unfähig macht, und auch wegen seines ererbten Reichtums, vergeudet er sein Leben mit Nichtstun oder mit irgend etwas Banalem, das ihm gerade in den Sinn kommt. Kennzeichen seines furchtbaren Krankheit sind moralische Enthemmungen aller Art: Die arbeitenden Menschen verachtet er aus Standesdünkel, denn Adelige sind Menschen erster Klasse, die Armen sind selbst Schuld an ihrer Armut und man darf sie noch zusätzlich unterdrücken und ins Elend stoßen. Noch deutlicher tritt seine Neuro-Lues an der Erotomanie in Erscheinung. Er vergeudet sein Vermögen in ausschweifenden sexuellen Exzessen. Nicht nur dass er gewisse Etablissements aufsucht, in denen sich Frauen prostituieren, auch Vermittlungsagenturen nimmt er in Anspruch und zuletzt versucht er in Eigeninitiative jede Frau, die ihn irgendwie sexuell reizt und die er mit viel Geld korrumpieren kann, ins Bett zu kriegen. Dies führt schließlich zu einer Abstumpfung seiner Libido, was jedoch primär ebenfalls eine Folge seiner Syphilis ist, was der Autor, Huysmans, wohl gar nicht wusste. Mit mehr oder weniger makaberen Tricks versucht er daher seine Potenz wiederzubeleben.

Seine Erotomanie lässt ihn sogar in exotischen Blumen menschliche Geschlechtsorgane erblicken.

>Gegen den Strich<, 8. Kapitel:

Die Gärtner züchteten noch mehr neue Sorten; diesmal täuschten sie den Anschein künstlicher, von falschen Adern durchfurchter Haut vor; und die meisten von ihnen wiesen, als ob sie von Syphilis und Lepra zerfressen wären, ein bläuliches Fleisch auf, das von Roseola marmoriert und von Ringelflechten damastartig übersät war; andere hatten den leuchtendrosa Farbton heilender Narben oder die bräunliche Farbe des sich bildenden Schorfes; noch andere waren wie von Kauterisierung gekocht oder durch Brandwunden zerstört; wieder andere zeigten behaarte Haut, wie von Geschwüren ausgehöhlt, wodurch der Schanker zurückgedrängt war; einige andere schließlich schienen mit Bandagen bedeckt, mit schwarzer Quecksilbersalbe oder mit grüner

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Belladonnasalbe bestrichen oder mit dem gelben Glimmer des Jodpulvers[339] *gesprenkelt zu sein.*[340]

„Potztausend!“ rief er entzückt aus.

Eine neue Pflanze von gleichartigem Modell wie das des Caladium, die Alocasia Metallica begeisterte ihn noch mehr. Sie war wie mit einer Schicht grüner Bronze überstrichen, über die silberne Reflexe hinliefen; es war ein Meisterwerk der Unnatürlichkeit, man möchte sagen, es gliche einem Stück Ofenrohr, von einem Töpfer aus grünem Eisen gefertigt.

Die Leute luden noch rautenförmige, flaschengrüne Blattpflanzen ab, in deren Mitte ein Stäbchen aufstieg, an dessen Ende ein großes Herz-Ass schwankte, gelackt wie die spanische Pfefferschote. Wie um die alltäglichen Erscheinungen der Pflanzen zu verhöhnen, sprang aus der Mitte von scharfem Rot ein fleischiger, faseriger, weißer oder gelber Schwanz hervor, aufrecht bei den einen, bei den anderen geringelt wie der Schwanz eines Schweines.“

Fürchterliche Alpträume quälen des Esseintes, so dass er aus Furcht sogar das Einschlafen zu vermeiden versucht. In der Schilderung eines Alptraums offenbart uns der Autor sein schreckliches Lebensgeheimnis.

>Gegen den Strich<, 8. Kapitel:

„Es ist alles Syphilis, dachte des Esseintes, während sein Blick wie gebannt auf die schrecklichen Flecken des Caladiums [das Halsband der Venus] gerichtet war, die von einem Strahl des Tageslichts gestreichelt wurden. Und plötzlich hatte er die Vision einer Menschheit, die ständig vom Virus der Urzeit [der Syphilis] geplagt wurde. Seit Anbeginn der Welt haben alle Lebewesen das unzerstörbare Erbe vom Vater auf den Sohn weitergegeben: die ewige Krankheit, die die Vorfahren des Menschen heimsuchte und sich bis zu den Knochen vorgrub, die heute aus den alten Fossilien exhumiert werden!

Sie [die Syphilis] war, ohne jemals zu ermüden, durch die Jahrhunderte gelaufen; auch heute noch wütet sie, versteckte sich hinter heimtückischen Leiden, verbarg sich unter den Symptomen von Migräne und Bronchitis, Vapeurs und Gicht; von Zeit zu Zeit stieg sie an die Oberfläche, befiel bevorzugt schlecht versorgte und schlecht ernährte Menschen, zerplatzte zu Goldmünzen, drückte den armen Teufeln ironischerweise einen Satz seiner heißgeliebten Pailletten auf die Stirn und ritzte, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, in ihre Haut das Symbol des Geldes [das sogenannte Halsband der Venus] und des Wohlstandes! Und hier erschien sie in seiner ursprünglichen Pracht auf dem bunten Laub der Pflanzen!“

Und weiter unten:

„Er befand sich in einer Allee mitten im Gehölz. Es dämmerte, er ging an der Seite einer Frau, die er nie gekannt, noch je gesehen hatte. Sie war mager, hatte flachsgelbes Haar, ein Bulldoggengesicht voller Sommersprossen, schiefe Zähne, die unter der Stumpfnase hervorstanden. Sie trug eine große weiße Schürze, ein Tuch aus Büffelleder über die Brust geschlagen, halbhohe preußische Soldatenstiefel und eine schwarze Haube mit Rüschen verziert.

339 Auch mit Jodpräparaten und -kuren, versuchte man die Syphilis zu bekämpfen.

340 Hier wird Huysmans erstaunlich offen und konkret: Was er an den Pflanzen sieht, erinnert ihn an seinen eigenen Körper. Die Haut ist von Syphilis zerfressen, von Geschwüren ausgehöhlt, durch Kauterisation wird der Schanker zurückgedrängt, anschließend wird die Wunde mit schwarzer Quecksilbersalbe eingerieben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Sie schien eine Fremde zu sein und sah aus wie eine dem Jahrmarkt entlaufene Gauklerin.

Er fragte sich, wer diese Frau sein möge, die er schon seit langem in seiner Intimität gefühlt hatte; er suchte vergeblich nach ihrem Ursprung, ihrem Namen, ihrem Gewerbe, ihrem Recht, neben ihm zu sein; ihm kam keine Erinnerung an diese unerklärliche Bekanntschaft, die doch zweifellos bestand.

Er forschte noch immer in seinem Gedächtnis, als plötzlich vor ihnen eine seltsame Figur zu Pferde erschien, die plötzlich herantrabte und sich dann im Sattel umdrehte.

Jetzt erstarrte sein Blut vor Schrecken in den Adern, wie gebannt blieb er an seinem Platz. Dieses doppelsinnige Gesicht, ohne Geschlecht, war grün, mit entsetzlichen Augen von kaltem, klarem Blau, die unter violetten Augenlidern hervorsahen; Ausschlag umgab den Mund; außergewöhnlich magere Arme, wie die eines Skeletts, nackt bis zum Ellbogen, staken aus zerrissenen Ärmeln hervor, zitternd vor Fieber, und fleischlose Lenden klapperten in übergroßen Reiterstiefeln.

Der entsetzliche Blick dieser Augen heftete sich auf des Esseintes, durchdrang ihn, ließ ihn bis ins Mark erstarren; die Frau mit dem Bulldoggengesicht klammerte sich in wahnsinniger Angst an ihn, stieß ein Todesgeheul aus, den Kopf auf den steifen Hals hintenüber geworfen.

Und sogleich begriff er den Sinn dieser furchtbaren Erscheinung: Er hatte das Bild der Syphilis vor sich.“

Die ganze Erzählung ist von vorne bis hinten eine realistische Schilderung des Leben, Leiden, Fühlen und Denken eines Neuro-Luetikers. Diese Erkenntnis impliziert, dass der Autor, Joris-Karl Huysmans, ebenfalls ein Syphilitiker gewesen sein muss.

Ein früheres Werk Huysmans mit Titel >À vau l'eau<, zu deutsch >Im Eimer< oder in übertragenem Sinn >Das Leben ist im Eimer<, ist ebenfalls dem realen Leben Huysmans sehr ähnlich. Der Verdacht, dass Joris-Karl Huysmans ein Autographomane war, der den Stoff zu seinen Erzählungen und Novellen aus dem eigenen Leben nahm, ist daher naheliegend.

Huysmans englischer Biograph, Robert Baldick, vermutete eine „venereal disease“, eine „venerische Krankheit“, eine „Krankheit der Venus“ bei ihm. Er schrieb ab Seite 67:[341]

[Übersetzung vom Hrsg.]

Wie Folantin [in der Erzählung >À vau l'eau<] war er [J.-K. Huysmans] ein eingefleischter Junggeselle und verabscheute die Idee der Ehe. Für ihn bedeutete das Eheleben Armut und Frustration; es bedeutete, „still im Bett liegen zu müssen, die Berührung einer Frau zu ertragen, egal ob es ihm passte oder nicht, und sie zu befriedigen, wenn man einfach nur schlafen wollte“; es bedeutete, „ein Balg zu ertragen, der an einem Tag heulte, weil er einen Zahn bekam, und am nächsten, weil er ihn nicht bekam“. Doch Bequemlichkeit allein reichte nicht aus, um Huysmans' extreme Bitterkeit in seinen Ansichten über Frauen zu erklären; es gab andere, grundlegendere Gründe. Erstens nagte noch immer der Gedanke an die zweite Ehe seiner Mutter und ihre darauffolgende Kälte ihm gegenüber an ihm, ebenso wie die Erinnerung an seine verhängnisvolle Liaison mit der Soubrette Bobino. Zweitens ist es durchaus möglich, dass er, wie der kleine Schreiber in seinem Roman, als

341 Robert Baldick, >The life of J.-K. Huysmans<, Oxford at the clarendon press, 1955.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

junger Mann eine venerische Krankheit bekommen hatte. Und schließlich litt er, wie er in einigen unveröffentlichten Briefen an Theodore Hannon zugab, unter Phasen sexueller Impotenz.

Es war dieser Faktor, der vor allem anderen seine Einstellung zum anderen Geschlecht prägte. Anna Meunier brachte ihm unerschütterliche Zärtlichkeit und Verständnis entgegen, doch begann er, intimen Kontakt mit anderen Frauen zu fürchten, so wie Folantin vor der ungestümen Umarmung der Prostituierten in >À vau-l'eau< zurückschreckt. Huysmans' Frauenfeindlichkeit war in der Tat keine oberflächliche Affektiertheit; sie wurzelte – tief – in der Angst. Seine pessimistische Lebenseinstellung, die in Titel und Text von >À vau-l'eau< so perfekt zum Ausdruck kam, rührte teils von seinen unglücklichen Erfahrungen bei Tisch oder in der Nische her, teils von der Wirkung, die eine unvollkommene Welt auf seine neurotische Sensibilität hatte. Er pflegte zu sagen, er sei so empfindlich wie jemand, dem man die Haut abgezogen hat, und es ist sicher, dass in seinen Augen die kleinen Ärgernisse des Lebens den Charakter körperlicher Qualen annahmen, eine gedankenlose Handlung zu einem Akt krimineller Dummheit wurde und ein kleiner Rückschlag zu einer großen Katastrophe aufgebauscht wurde. Ein Bekannter von ihm hat erzählt, wie Huysmans, als in seiner Gegenwart eine zufällige Bemerkung fiel, „ohne aufzublicken und ohne sich die Mühe zu machen, deutlich zu sprechen, den Satz aufgriff, ihn umwandelte, ehe er ihn in einen perfekt formulierten Satz, einen Satz improvisierter Ausarbeitung, einfing. Vielleicht hatte jemand nur ein dummes Buch erwähnt oder eine dumme Frau; während er sprach, tauchte das Buch vor einem auf, wurde in seiner Langeweile monströs, ein Meisterwerk und Wunder der Dummheit; die unwichtige kleine Frau wuchs vor seinen Augen zu einem langsamen Grauen heran …“

Es hatte etwas Masochistisches an sich, wie Huysmans sich mit den unangenehmen Aspekten der Dinge beschäftigte und sich bewusst Hässlichkeit, Dummheit und Schmerz aussetzte. Doch er wusste, dass Leiden auch für seine Kunst und seinen Glauben unerlässlich waren; für seine Kunst, weil, wie sein Freund Paul Valery erklärte, „alles, was seine Sinne empörte, sein [dichterisches] Genie erregte“, und für seinen Glauben, weil Schmerz und Unglück seine und Folantins Behauptung stützten, dass „man nur das Schlimmste erwarten kann“.

Er fand Bestätigung für diese melancholische Meinung in den banalsten Begebenheiten. Wenn er beispielsweise einen Freund in ein Café einlud und zwei verschiedene Aperitifs bestellte, garantierte er, dass der Kellner die Bestellungen verwechseln würde; laut Gustave Kahn wurde nicht ein einziges Mal bewiesen, dass er Unrecht hatte; und dieser eigentümliche Zustand wurde bei seinen Vertrauten als „Huysmans'sches Gesetz“ bekannt. Eine noch gewichtigere Grundlage für seine pessimistischen Überzeugungen lieferten Schopenhauers >Aphorismen<, die in intellektuellen Kreisen für Aufsehen sorgten, als sie 1880 erstmals ins Französische übersetzt wurden. Huysmans entdeckte, dass sie viele seiner eigenen tiefsten Überzeugungen widerspiegelten – dass das Leben sinnlos und unangenehm sei, dass die Frau grundsätzlich unedel, dass Leiden ein Zeichen von Überlegenheit sei usw. –, und es überrascht nicht, dass er Schopenhauers Philosophie vorbehaltlos

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zustimmte. Er versuchte sogar, Zola von seinem Standpunkt zu überzeugen, wie der folgende Brief zeigt.

„Bedenken Sie [schrieb er], dass es sich um die Theorie der Resignation handelt, genau wie in der Nachfolge Christi, nur dass hier das zukünftige Allheilmittel durch Geduld, die Entschlossenheit, alle Leiden ohne Klagen zu ertragen, und die ruhige Erwartung des Todes ersetzt wird, der, wie in der Religion, nicht gefürchtet, sondern als Erlösung begrüßt wird. Ich weiß natürlich, dass Sie Pessimismus ablehnen und dass Bourdeau in seinem Vorwort zu Schopenhauers >Aphorismen< erklärt, dieser erstaunliche Mann habe den Tod gefürchtet. Aber die Theorie ist größer als der Mann, der lediglich nicht praktizierte, was er predigte. Und da kein intelligenter Mensch an den katholischen Glauben glauben kann, bleiben seine Ideen die tröstlichsten, logischsten und überzeugendsten, die es geben kann. Schließlich kann man, wenn man kein Pessimist ist, nur Christ oder Anarchist sein; man muss eines von dreien sein."

Obwohl dieses letzte Argument Zola nicht überzeugen konnte, blieb Huysmans von seiner Gültigkeit überzeugt; und als er einige Jahre später seinen pessimistischen Überzeugungen abschwor, trat er der katholischen Kirche bei. 1882 jedoch hielt der Autor von >À vau-l'eau< [und auch von >À rebours<] die christliche Dogmatik noch immer für absurd, den Klerus für intolerant und Religion für „einen Trost oder nichts, außer für Schwachsinnige".

Die beiden Erzählungen >À vau-l'eau< und >À rebours< sind keine reinen Erfindungen sondern Produkte eines Autographomanen. Der Verfasser schilderte authentisch und doch mit allen künstlerischen Freiheiten seine eigene Krankheit: die Spätfolgen der Syphilis, die Neuro-Lues. Joris-Karl Huysmans kann man wegen seiner furchtbaren Krankheit nur bemitleiden.

Es ist geradezu phänomenal zu nennen, welche Faszination die Syphilitiker-Erzählung >À rebours< auch heute noch auf viele ausübt. Ich habe bis heute fünf Übersetzungen ins Deutsche gezählt, allerdings mit unterschiedlichen Titeln. Die Menschen werden anscheinend vom Phantastischen magisch angezogen. Das erklärt auch die sogenannte Esoterik-Literatur. Die Menschheit ist im wahrsten Sinne des Wortes vom Wahn-Sinn umzingelt. Sie können nicht fassen, dass alles nur in ihren Köpfen entsteht. Die Menschheit ist krank, krank vor Angst vor dem Tod, vor der Endlichkeit ihres Daseins. Das beste Beispiel dafür sind die Syphilitiker, die den Gedanken der Endlichkeit ihres Daseins, wegen ihrer Neurasthenie, nicht ertragen konnten.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Auszüge aus >Gegen den Strich<

von

Joris Karl Huysmans [342]

Einleitung

Wenn man nach den Porträts urteilen sollte, die im Schloss Lourps aufbewahrt werden, müsste die Familie Floressas des Esseintes in alten Zeiten aus athletischen alten Haudegen und rauhen Kriegsmannen hervorgegangen sein.

Gedrängt und eingeengt in ihre alten Rahmen, die sie mit ihren breiten Schultern gänzlich ausfüllen, könnten sie uns mit ihren starren Augen, den à la yatagans gedrehten Schnurrbärten und ihrer mit gewölbtem Panzer bedeckten Brust nahezu erschrecken.

So sahen die Ahnen der berühmten Familie des Esseintes aus; die Bilder der Nachkommen fehlen, da die Reihenfolge unterbrochen ist. Ein einziges Gemälde dient als Mittelglied und verbindet die Vergangenheit und die Gegenwart. Es war dies ein gar eigentümliches, schlaues Gesicht mit bleichen, schlaffen Zügen, die Backenknochen wie rot punktiert, das Haar wie angeklebt und von Perlen durchflochten, mit ausgestrecktem, geschminktem Hals, der aus den tiefen Falten einer steifen Krause hervortritt.[343]

Schon auf diesem Bilde eines der intimsten Vertrauten des Herzogs von Épernon und des Marquis d'O machten sich die Gebrechen einer untergrabenen Gesundheit, das Überwiegen der Lymphe im Blut[344] bemerkbar.

Der Verfall dieser Familie hatte zweifellos seinen regelmäßigen Verlauf genommen; die Verweichlichung der männlichen Linie war immer mehr hervorgetreten, und als ob die des Esseintes das Werk der Zeit hätten selbst vollenden wollen, hatten sie während zweier Jahrhunderte ihre Kinder unter sich verheiratet, wodurch der Rest ihrer Kraft in naher verwandtschaftlicher Verbindung noch mehr geschwächt worden war.

Von dieser einst so zahlreichen Familie, die fast das ganze Gebiet von Isle-de-France und Brie bewohnte, lebte nur noch ein einziger Nachkomme, Jean des Esseintes, ein schmächtiger junger Mann von dreißig Jahren, blutarm und nervös, mit eingefallenen Backen, kalten stahlblauen Augen, gerader feiner Nase und dürren schmalen Händen.

Durch ein seltsames Vorkommnis der Vererbung hatte dieser letzte Sprosse eine ganz auffällige Ähnlichkeit mit dem Urahnen, von dem er den spitzen Bart von außerordentlich hellem Blond und den doppelsinnigen Ausdruck des sehr schlaffen und doch lebendigen Gesichtes hatte.

---

342 In der Übersetzung von M. Capsius, vom Herausgeber redigiert und mit Anmerkungen versehen. Erstdruck: Verlag Schuster und Löffler, Berlin 1897. Die Kapitel 3, 4, 5, 11, 12, 14 sind vollständig weggelassen, andere sind gekürzt.

343 Die Halskrause sollte die Flecken am Hals, das sogenannte „Halsband der Venus“ verdecken, ein Merkmal der Syphilitiker.

344 Die Ärzte im 19. Jahrhundert erkannten, dass das Lymphsystem bei Syphilitikern angegriffen war.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Seine Kindheit war traurig gewesen; bedroht von Skrofeln und heimgesucht von hartnäckigen Fiebern[345], war er doch in der frischen Luft und bei sorgfältiger Pflege so weit gediehen, dass er die Klippen der Reifezeit überschreiten konnte. Von da ab hielten seine Nerven stand, so dass er die Schwächen der Bleichsucht überwand und es schließlich bis zur vollständigen Reife brachte.

Seine Mutter, eine sehr blasse Frau, still und schweigsam, starb an Entkräftung. Sein Vater erlag einer unbestimmbaren Krankheit, als Jean des Esseintes eben sein achtzehntes Jahr erreicht hatte.

Von seinen Eltern war ihm nur eine Erinnerung verblieben, die einer gewissen Furcht, die jedes kindliche Gefühl erstickte. Seinen Vater, der fast immer in Paris gelebt hatte, kannte er kaum; und seine Mutter vermochte er sich nur in einem dunkelen Zimmer des Schlosses von Lourps unbeweglich auf dem Schlummerbette liegend vorzustellen. Selten nur waren die Gatten vereint gewesen, und aus jenen Tagen erinnerte er sich nur noch der gar einförmigen Zusammenkünfte, wo beide einander gegenüber saßen, zwischen sich einen Tisch, auf dem eine große Lampe brannte, die durch einen Lampenschirm tief verhängt war, da die Frau Herzogin weder Licht noch Lärm zu ertragen vermochte, ohne einer Nervenkrisis zu verfallen.[346] Hier im Halbdunkel wechselten die Gatten wohl einige wenige Worte, bis des Esseintes aufstand, sich verabschiedete und gleichsam erleichtert den nächstbesten Zug nahm, der ihn wieder nach Paris zurückführte.

Bei den Jesuiten, zu denen Jean zur Erziehung geschickt wurde, fand er wohlwollende freundliche Aufnahme. Die Pater gewannen das Kind, dessen Fassungskraft sie in Erstaunen setzte, recht lieb. Dennoch aber vermochten sie nicht, es trotz all ihrer Bemühungen dahin zu bringen, dass es sich den geregelten Studien widmete. Wohl fand es Geschmack an gewissen Arbeiten, so dass es frühzeitig der lateinischen Sprache mächtig ward, dagegen war es aber unfähig, nur zwei Worte Griechisch zu erklären. Es hatte durchaus keine Befähigung für das Erlernen der lebenden Sprachen und zeigte sich geradezu stumpf, sobald man sich bemühte, es in die Anfangsgründe der exakten Wissenschaften einzuführen.

Die Familie kümmerte sich wenig um Jean; dann und wann besuchte ihn sein Vater auf einen Augenblick in der Pension: „Guten Tag! - Adieu! - Sei artig! - Arbeite tüchtig!“ das war alles, was er zu hören bekam.

Die Sommerferien verbrachte er im Schloss von Lourps; doch vermochte seine Gegenwart nicht, die Mutter ihrem träumerischen Zustand zu entreißen. Sie bemerkte ihn oft kaum oder betrachtete ihn während einiger Sekunden mit fast schmerzlichem Lächeln und versenkte sich dann wieder von neuem in die durch dicke Gardinen erzeugte künstliche Nacht.

Die Diener waren langweilig und alt. Der Knabe, sich selbst überlassen, durchstöberte an Regentagen die Bücher der Bibliothek und streifte bei schönem Wetter in der Gegend umher.

Seine größte Freude war, in das kleine Tal hinunterzugehen bis nach Jutigny, einem kleinen Dörfchen, das sich am Fuß der Hügel ausdehnte und aus wenigen kleinen Häusern und Hütten bestand, die, meist mit Stroh bedeckt,

345 Huysmans will damit sagen, dass Jean des Esseintes von Geburt an ein Syphiliker war. Er bekam die Syphilis bereits im Mutterleib. Skrofeln und hartnäckiges Fieber sind Indizien.

346 Indiz für Syphilis der Mutter. Syphilitiker können das helle Licht nicht ertragen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gleichsam aus dem Moos herauswuchsen. Er warf sich dann wohl auf die Wiese im Schatten eines hohen Heuschobers nieder und lauschte dem dumpfen Geplätscher der Wassermühle und sog die frische Luft der Voulzie in die Lungen. Manchmal dehnte er seinen Spaziergang bis zum Torfmoor oder bis zu dem grünen und schwarzen Weiler von Longueville aus, oder er kletterte gar die Anhöhen hinauf, wo der Wind schärfer wehte und von wo er eine schönere Aussicht genoss. An der einen Seite hatte er das Seine-Tal unter sich, das sich in weiter Ferne mit dem Blau des Himmels mischte; an der anderen Seite hatte er den Blick hoch oben gen Westen auf die Kirchen und den Turm von Provins, die in der Sonne und dem goldigen Luftstaub zu zittern schienen.

Er las oder träumte, in vollem Genuss der Abgeschlossenheit, wohl bis zur Dunkelheit; und da er sich immer grübelnd denselben Gedanken hingab, konzentrierte sich sein Geist; und seine bis dahin noch unbestimmten Ideen begannen vorzeitig zu erstarren. Nach den Ferien kam er jedesmal nachdenklicher und störrischer zu seinen Lehrern zurück, denen diese Veränderung keineswegs entging. Scharfsinnig und schlau – durch ihren Beruf daran gewöhnt, die Seelen bis ins Innere zu ergründen – ließen sie sich durch seine aufgeweckte, doch unlenksame Intelligenz durchaus nicht hinters Licht führen. Sie erkannten wohl, dass dieser Schüler niemals zum Ruhm ihrer Anstalt beitragen werde; da aber seine Familie reich war und sich wenig um seine Zukunft bekümmerte, verzichteten sie vollständig darauf, ihn auf den einträglichen Schulberuf hinzulenken, obgleich er gern die theologischen Doktrinen mit ihnen erörterte, die ihn durch ihre Spitzfindigkeit und ihren Scharfsinn reizten. Dachten sie doch nicht einmal daran, ihn für ihren Orden zu gewinnen; denn trotz aller ihrer Bemühungen blieb sein Glaube schwach, weil sie ihn, aus Klugheit und Furcht vor etwas Unvorhergesehenem, auch ruhig die Studien verfolgen ließen, die ihm eben zusagten, und andere dagegen vernachlässigen, damit ihnen sein selbständiger Charakter nicht durch die Plackereien weltlicher Studienlehrer noch mehr entfremdet werde.

So lebte er vollständig zufrieden und fühlte das väterliche Joch der Priester kaum. Er setzte seine lateinischen und französischen Studien ganz in seiner Weise fort. Und obgleich Theologie nicht auf dem Schulplan stand, widmete er sich doch theologischen Lehren, deren Studium er bereits im Schloss Lourps in der vom Urgroßonkel, dem Domherrn Prosper, dem vormaligen Prior der Stiftsherren von Saint-Ruf, hinterlassenen Bibliothek begonnen hatte.

Als er die Erziehungsanstalt der Jesuiten bei Eintritt seiner Großjährigkeit verlassen musste, wurde er Herr seines Vermögens; sein Vetter und Vormund, der Graf von Montchevrel, legte ihm Rechenschaft über seinen Besitz ab. Die Beziehungen zwischen ihnen aber waren nur von kurzer Dauer, da es keinen Berührungspunkt zwischen beiden gab, weil der eine alt, der andere jung war. Aus Neugier, Langeweile und Höflichkeit setzte der junge Herzog dennoch eine Weile den Umgang mit der Familie fort. Er machte einige Besuche in ihrem Palais in der Rue de la Chaise; entsetzlich langweilige Abende, an denen die steinalten Verwandten sich über adelige Familien, heraldische Monde und veraltetes Zeremoniell unterhielten.

Mehr noch als diese vornehmen alten Damen hier schienen ihm die hochadeligen Herren, die die Whisttische umsaßen, verknöcherte, höchst unbedeutende Menschen zu sein.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Nachkommen der alten Helden, die letzten Zweige der feudalen Geschlechter, erwiesen sich dem Auge des Herzogs Jean des Esseintes nach Lüftung ihrer Maske meist nur als vom Katarrh geplagte arg verschrobene Käuze, die immer wieder dieselben faden Redensarten und hundertjährigen Phrasen im Mund führten.

Nachdem er einige Abende in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte, fasste er den Entschluss, trotz aller Einladungen und Vorwürfe nie wieder dort hinzugehen.

Jetzt fing er an, mit jungen Leuten seines Alters und seines Standes zu verkehren.

Einige von ihnen waren mit ihm in der Ordensschule erzogen und hatten durch diese Erziehungsweise gleichsam einen besondern Stempel aufgedrückt erhalten. Sie gingen regelmäßig zur Messe, beichteten zu Ostern, besuchten die katholischen Kreise und hielten jeden ihrer Angriffe, die sie auf schöne Mädchen niedergeschlagenen Auges unternahmen, geheim wie ein Verbrechen. Es waren dies meist geistlose unselbständige Zierpuppen, die die Geduld ihrer Lehrer ermüdet hatten, die aber trotzdem ihren Wünschen soweit nachgekommen waren, dass sie nun in der menschlichen Gesellschaft als gehorsame und fromme Wesen dastanden.

Die anderen, meist Schüler der Staats-Gymnasien, waren weniger Heuchler und im allgemeinen freier, aber sie waren weder interessanter noch aufgeweckter als jene. Sie liebten die Vergnügungen jeder Art, waren große Freunde der Operette und des Turfs, waren an jedem Spieltisch zu finden und verwetteten ihr Vermögen auf Pferde und Karten.

Nach Verlauf eines Jahres war der junge Herzog dieser Gesellschaft müde und überdrüssig. Ihren Ausschweifungen sich hinzugeben, die sie ohne Unterscheidung, ohne fieberhafte Vorbereitung, ohne wirkliche Wallung und Aufregung des Blutes und der Nerven durchmachten, erschien ihm mehr als flach und geradezu gemein.

Nach und nach zog er sich daher von ihnen zurück und schloss sich den Literaten an, bei denen er mehr geistige Verwandtschaft zu finden und sich wohler zu fühlen hoffte. Dies aber führte nur neue Enttäuschungen mit sich, denn er war empört, ihre kleinlichen und rachsüchtigen Urteile zu erkennen, ihre banale Unterhaltung und ihre widerlichen Streitigkeiten zu hören, wonach der Wert eines Werkes einfach nach der Zahl der Auflagen und dem Ertrag des Verkaufs bemessen wurde.

Er lernte zu gleicher Zeit die Freidenker wie die Prinzipienreiter des Bürgerstandes kennen, Leute die alle Freiheit beanspruchten, um die Meinungen der anderen zu ersticken; habsüchtige, schamlose Puritaner, deren Bildung er noch geringer schätzte als die des erstbesten Türstehers.

Seine Menschenverachtung nahm immer mehr zu; er erkannte, dass die Menschheit zum großen Teil aus leeren Prahlhälsen und Dummköpfen besteht, so dass er die Hoffnung aufgab, bei anderen wahre Seelengröße oder reinen Hass zu entdecken. Er verzichtete darauf, einer Fassungskraft zu begegnen, die sich wie die seine in einer arbeitsamen Abgeschlossenheit gefiel, oder in einem Schriftsteller oder Gelehrten den scharf durchgearbeiteten Geist zu finden, der sich dem seinen anschließen konnte.

Er fühlte sich nervös und mehr als unbehaglich, war von der Flachheit der Ideen, die man gegenseitig austauschte, angewidert und wurde wie die

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Leute, von denen Pierre Nicole sagt, dass sie überall empfindlich und gereizt seien. Es kam so weit, dass er sich fortwährend seine Haut aufritzte. Geradezu unerträglich litt er bei der Lektüre patriotischer und sozialer Torheiten, die jeden Morgen von den Zeitungen unter die Leute gebracht und mit denen die ehrsamen Leser abgespeist wurden.

Er begann schon von einer abgeschiedenen Thebaïde, einer komfortabelen Wüstenei, einer unbeweglichen und angenehm durchwärmten Arche zu träumen, wohinein er sich vor der wachsenden Flut des schon fast unmenschlichen Blödsinns zu flüchten gedachte.

Eine einzige Leidenschaft, die für die Frauen, hätte ihn von dieser allgemeinen Verachtung, die ihn erdrückte, zurückhalten können, aber diese Saite war ja leider auch schon verbraucht.

Hatte er doch an dieser Fleischestafel mit dem launenhaften Heißhunger eines Menschen gegessen, der an krankhafter Esslust leidet, und dessen Gaumen bald abgestumpft und übersättigt ist.[347] Während der Zeit, in der er mit den Junkern verkehrte, hatte er an ihren tollen Gelagen teilgenommen, bei denen betrunkene Dirnen sich zum Nachtisch die Kleider lüften und mit dem Kopf, wenn nicht unter, so doch auf dem Tisch liegen. Selbstredend war er hinter den Kulissen gewesen; er hatte es mit Schauspielerinnen und Sängerinnen versucht und, außer der den Frauen angeborenen Dummheit, die rasende Eitelkeit elender Künstlerinnen zu ertragen gehabt; er hatte mit galanten, ihrer Schönheit wegen berühmten Frauenzimmern in Verbindung gestanden und gewaltiges Geld an gewisse Agenturen bezahlt, wofür er sehr zweifelhafte Vergnügungen genossen hatte, um sich schließlich übersättigt, des gleichförmigen Luxus, der erkünstelten Zärtlichkeiten überdrüssig, in die untersten Schichten der Gesellschaft zu stürzen. Hier hoffte er seine nimmersatte Gier durch den Kontrast neu aufstacheln und seine schlummernde Sinnlichkeit durch die aufreizende Unreinheit des Elends wieder anfachen zu können.

Doch was er auch versuchen mochte, ein ungeheuerer Weltschmerz drückte ihn nieder. Er gab dennoch den Kampf nicht auf. Er nahm seine letzte Zuflucht zu den gefährlichen Liebkosungen der Virtuosinnen; seine Gesundheit wurde schwach, und seine Nerven zermürbten mehr und mehr. Sein Nacken wurde empfindlich und seine Hand fing schon zu zittern an. Allerdings hielt er sie noch gerade, sobald er einen schweren Gegenstand ergriff, doch war sie kraftlos, sobald er etwas Leichtes, zum Beispiel ein Glas, zu Munde führen wollte.

Die Prognose der Ärzte beunruhigte ihn. Es war Zeit, diesem Leben Einhalt zu tun und auf jene Experimente zu verzichten, die nur die letzten Kräfte raubten. Während einiger Zeit verhielt er sich ruhig; aber sein Gehirn erhitzte sich bald von neuem und rief ihn wieder zu den Waffen. Wie die jungen Mädchen in der Reife ein Verlangen nach allen möglichen aufreizenden Dingen empfinden, kam er dahin, sich ganz absonderliche sinnliche Freuden und Genüsse auszumalen und sich ihnen hinzugeben. Dies aber war der Anfang vom Ende. Übersättigt und erschöpft von allem verfielen seine überreizten Sinne einer Art Lethargie – das sichere Anzeichen eines herannahenden Unvermögens.

347 Die sexuelle Enthemmung und Maßlosigkeit ist ebenfalls eine typische Folge der Neuro-Lues.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er kam dann wieder von seinen Verirrungen ernüchtert, entsetzlich ermattet zurück, ein Ende herbeisehnend, vor dem die Feigheit seines in Sinnlichkeit versunkenen Charakters aber zurückschauderte.

Seine Idee, sich irgendwo fern von der Welt niederzulassen, sich gleichsam in einem Winkel einzunisten und wie ein Kranker zu leben, der die Straße mit Stroh bedecken lässt, um den Lärm des unerbittlichen Lebens zu dämpfen, wurde immer stärker in ihm.

Zudem war auch der Zeitpunkt gekommen, einen Entschluss zu fassen, denn seine Vermögensverhältnisse erschreckten ihn. Den größten Teil seines Erbgutes hatte er törichterweise längst vergeudet, und der Rest steckte in Ländereien, die ihm lächerlich wenig einbrachten.

Er entschloss sich daher, Schloss Lourps zu verkaufen, wohin er doch nicht mehr ging, und woran ihn keine Erinnerung und kein Bedauern fesselte; er verkaufte ebenso seine anderen Güter, kaufte sich Staatspapiere und schaffte sich auf diese Art ein jährliches Einkommen von 50.000 Franken. Er behielt außerdem noch eine ansehnliche Summe zurück, die er für den Kauf und die Einrichtung eines Häuschens bestimmte, in dem er in völliger Stille und Zurückgezogenheit leben wollte.

Er suchte die Umgebung von Paris ab und entdeckte ein kleines Häuschen hoch oben in Fontenay-aux-Roses, das billig zu kaufen war, weil es an einem entlegenen Platz ganz ohne Nachbarn in der Nähe der Festung lag. Sein Traum erfüllte sich, denn in diesem Ort, der wenig von Parisern heimgesucht ist, war er ziemlich sicher, die gewünschte Zurückgezogenheit zu finden. Die Schwierigkeit der unzuverlässigen Verbindung durch die Eisen- und Pferdebahn, die am Ende des Städtchens stationiert waren und die gingen und kamen, wie es ihnen passte, beruhigte ihn sehr. Wenn er an diese neue Existenz dachte, die er sich hier gründen wollte, empfand er eine große Freude; und dies um so mehr, als die Wohnung ziemlich weit vom Seineufer entfernt lag, so dass ihn der Menschenstrom selbst nicht erreichte, während er dennoch in der Nähe der Hauptstadt blieb, so dass ihm seine Zurückgezogenheit nicht gerade fühlbar wurde.

Er schickte die Maurer in das neu erstandene Haus, und eines Tages, ohne irgend jemandem etwas von seinen Plänen zu verraten, verkaufte er sein Mobiliar, entließ seine Diener und verschwand, ohne seine Adresse zu hinterlassen.

Erstes Kapitel

Mehr als zwei Monate vergingen noch, bevor sich des Esseintes in die stille Zurückgezogenheit seines Häuschens in Fontenay vergraben konnte. Einkäufe aller Art nötigten ihn, noch eine Weile in Paris zu verweilen und die Stadt oft von einem Ende bis zum anderen zu durchlaufen.

Lange hatte er nachgeforscht und gegrübelt, ehe er die neue Wohnung endlich den Tapezierern überlassen konnte.

Vormals, da er noch schöne Frauen zu sich kommen ließ, hatte er ein Boudoir nach seiner Angabe einrichten lassen, wo sich inmitten kleiner geschnitzter Möbel aus hellem japanischen Kampferholz unter einem Zelt von indischem Rosa-Atlas der nackte Körper beim künstlichen Widerschein des bauschigen Stoffes noch zarter färbte.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Jenes Gemach, dessen große Spiegel sich beständig reflektierten und so eine ganze Reihe von Rosa-Boudoirs darstellten, war bei den Damen der galanten Welt sehr berühmt gewesen; denn es machte ihnen großes Vergnügen, ihre Nacktheit in dieses sanfte Inkarnat zu tauchen, wie auch den starken Duft der Möbel einzuatmen.

So hatte er unter anderem aus Hass und Verachtung seiner Kindheit unter dem Plafond dieses Boudoirs einen kleinen Käfig aufgehängt, in dem ein kleines Heimchen zirpte, wie er es oft in der Asche der hohen Kamine im Schloss Lourps gehört hatte, während jener langen stillen Abende, die er bei seiner Mutter zubringen musste; und die Erinnerung daran, wie an das Alleinsein in seiner traurigen Jugend, stieg in wirrem Durcheinander vor ihm auf. Bei den Bewegungen der Frau, die er liebkoste und deren Geschwätz oder Lachen seine Vision verscheuchte und ihn plötzlich in die Wirklichkeit versetzte, in diesem so weltlichen Boudoir[348], da entstand ein Kampf in seiner Seele, ein Bedürfnis, alle die erlittenen Trübsale zu rächen, eine Wut, durch schändliche Gemeinheiten die Familienerinnerungen zu besudeln, das rasende Verlangen, auszukeuchen auf diesem Menschenleib, bis zum letzten Tropfen die wahnsinnigsten der sinnlichen Verirrungen auszukosten.

Dann wieder einmal, wenn ihn der Spleen packte und wenn ihn bei nassem Herbstwetter der Widerwille gegen sein Heim und gegen den trüben wolkenschweren Himmel draußen erfasste, dann flüchtete er sich an das verborgene Plätzchen, bewegte leise den Käfig und beobachtete, wie sich der Käfig ringsherum unzählige Male widerspiegelte, bis es seinen trunkenen Augen endlich vorkam, als ob sich der Käfig nicht mehr bewegte, dass aber das ganze Boudoir schwanke und sich drehe wie in einem sanften rosa Walzer.

Ein anderes Mal, als sich Jean des Esseintes wieder durch seine Sonderbarkeit auszeichnen wollte, hatte er ein Meublement nach seltsamem Geschmack zusammengestellt. Er teilte seinen Salon in eine Reihe von Nischen, die alle verschieden ausgeschmückt waren und die miteinander vereinigt werden konnten. Es waltete hier eine tolle Übereinstimmung von freundlichen und düsteren, von zarten und krassen Farben. Dann ließ er sich in einer dieser Nischen nieder, deren Dekoration ihm am besten mit der Eigenart des Werkes, das er gerade las, zu harmonieren schien.

Schließlich hatte er noch einen hohen Saal herrichten lassen, in dem er seine Lieferanten empfing. Sie mussten sich nebeneinander in eine Art von Kirchenstühlen setzen. Hier bestieg er eine hohe Kanzel, von der herab er ihnen eine Predigt über die Eitelkeit und das Geckentum der Welt hielt. Er forderte von hier aus seinen Schuhmacher und Schneider feierlich auf, sich aufs genaueste nach seinem päpstlichen Schreiben hinsichtlich des Schnittes zu richten, wobei er sie mit einem pekuniären Kirchenbann bedrohte, so sie nicht die in seinem väterlichen Ermahnungsschreiben und seinen Enzykliken gegebenen Anweisungen buchstäblich zur Ausführung brächten.

So erlangte er bald den Ruf eines höchst exzentrischen Menschen, den er dadurch zu krönen suchte, dass er sich Anzüge aus weißem Samt anfertigen ließ; wie er auch Westen aus Goldbrokat trug und statt der Krawatte einfach einen großen Veilchenstrauß in den weiten Ausschnitt seines Hemdes steckte. Dann gab er den Literaten oft großartige Diners, unter anderem ein Trauerdiner

348 Aus dem Französischen: das Boudoir ist das „Ankleidezimmer einer Dame“, und im übertragenen Sinne „ein Ort zum Schmollen“, von bouder „schmollen“.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

nach dem Muster des achtzehnten Jahrhunderts, um ein ganz unbedeutendes kleines Missgeschick, das ihm zugestoßen war, klassisch zu feiern.

Das Esszimmer war ganz schwarz ausgeschlagen. Es führte nach dem völlig umgestalteten Garten hinaus, dessen Alleen zu diesem Zweck mit feinem Kohlenstaub bestreut waren; das kleine mit Basaltstein umrandete Wasserbecken war mit schwarzer Tinte gefüllt, die Gebüsche bildeten Fichten und Zypressen. Die Mahlzeit wurde auf einem schwarzen Tischtuch serviert, auf dessen Mitte sich Blumenkörbe, mit Veilchen und Skabiosen gefüllt, befanden. In hohen Kandelabern brannten grünliche Flammen, und Wachskerzen in Armleuchtern erhellten den Saal. Ein unsichtbares Orchester spielte Trauermärsche, und die Gäste wurden von nackten Negerinnen, bekleidet mit Pantoffeln und kleinen Strümpfen aus Silbergewebe, die mit glänzenden Kügelchen besät waren, bedient.

Man aß von Tellern mit schwarzem Rand: Schildkrötensuppe, russisches Schwarzbrot, reife türkische Oliven, Kaviar, Seebarben, ein im Süden von Frankreich sehr beliebtes Gericht, Wildbret in schwarzer Sauce, so schwarz als wär es Lakritzensaft oder Stiefelwichse, danach Trüffelpüree und Schokoladenpudding, dem ganz dunkle Blutpfirsiche, blauschwarze Trauben, Maulbeeren und schwarze Kirschen folgten. Man trank aus dunkelen Gläsern die Weine von Limagne und Roussillon, von Tenedos, von Porto, von Val de Peñas, labte sich schließlich nach dem Kaffee mit Nussschnaps, an Kwas, Porter und Stout.

Die Einladungen zu diesem Diner waren auf Papier mit breitem, schwarzem Trauerrand geschrieben.

Aber diese Extravaganzen und Tollheiten, in denen er früher seinen Ruhm suchte, hatten sich erschöpft.

Heute gedachte er nur mit Verachtung jener kindlichen Albernheiten und veralteten Prahlereien, jener absurden Kleidung und seltsamen Ausschmückungen seiner Wohnung. Jetzt beabsichtigte er, sich einfach ein bequemes Heim zu seinem persönlichen Vergnügen zu schaffen und nicht das Staunen anderer zu wecken. Er hatte jetzt nur vor, sich eine ruhige, wenn auch barocke Wohnung einzurichten, die sich für seine künftige einsame Lebensweise am besten eignen sollte.

Als das Haus in Fontenay von seinem Architekten schließlich hergestellt und nach seinen Wünschen und Plänen eingerichtet war und als ihm nur noch die innere Ausschmückung zu erledigen übrigblieb, stellten sich ihm die ersten Schwierigkeiten in den Weg.

Das, was er wollte, waren nämlich Farben, die beim Lampenlicht Stich hielten. Ob sie bei Tage hart oder unschön schienen, war ihm gleich, da er die Nacht zum Tage zu machen gedachte, da er sich sagte, dass man dann erst ganz allein sei und der Geist erst wirklich bei der näheren Berührung der Schatten der Nacht belebt und erregt werde. Er fand eine gewisse Befriedigung darin, sich ganz allein in einem großen, hell erleuchteten Raum aufzuhalten, während alles um ihn herum wie ausgestorben war.

Sorgfältig überlegend wählte er die Farben.

Blau wird bei Licht ein ungewisses Grün; und wenn es Kobalt oder Indigoblau ist, wird es schwarz aussehen; ist es hell, verändert es sich in Grau; und ist es blau wie der Türkis, nimmt es eine trübe eisige Färbung an, es sei denn, dass man es mit einer anderen Farbe mische; sonst kann man es kaum in

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

einem Raum verwerten. andererseits nimmt das Eisengrau ebenfalls eine unfreundlich schwere Färbung an; Perlgrau verliert seine Zartheit und verwandelt sich in schmutziges Weiß; Braun wirkt trüb und erkaltend; und was Dunkelgrün, Kaisergrün und Olivengrün anbelangt, hat es denselben Nachteil wie Dunkelblau und verschmilzt mit Schwarz; bleiben also nur noch die blassgrüneren Farben wie Pfauengrün, dann Zinnober, die Lackfarben; hier aber verjagt das Licht das Blau und lässt das Gelb hervortreten, das wieder einen unnatürlich verschwommenen Ton annimmt.

Es war auch nicht daran zu denken, Lachsfarbe, Maisgelb oder Rosenrot zu nehmen, denn diese weichen Farben standen im Widerspruch mit den Gedanken seiner Abgeschiedenheit; unmöglich war ebenfalls Veilchenblau, da es bei Licht verschwimmt und das Rot darin allein des Abends hervortritt, doch was für ein Rot! Dick und klebrig! Es schien ihm außerdem überflüssig, zu dieser Farbe seine Zuflucht zu nehmen, denn wenn man ein wenig Santonine einmischt, so erscheint es violett; diese Farbe ist nicht leicht zur Wandbekleidung zu verwenden.

Er nahm daher von diesen Farben Abstand, und so blieben ihm nur noch drei übrig: Orangegelb, Zitronengelb und Rot.

Er zog das Orangegelb vor, indem er durch sein eigenes Beispiel die Wahrheit einer Theorie bestätigte, die er im übrigen für mathematische Richtigkeit erklärte: nämlich, dass eine Harmonie zwischen der sinnlichen Natur eines Menschen, der wirklich Künstler ist, und der Farbe existiere, die sein Auge besonders lebhaft sieht.

Wenn man die große Menge beiseite lässt, deren grobe Netzhaut weder die eigenartige Harmonie der Farben bemerkt, noch den geheimnisvollen Reiz ihrer Abstufungen und ihrer Zusammenstellung kennt; wenn man gleichfalls die Bürger-Philister beiseite lässt, die unempfänglich für die Pracht und den Sieg der starken kräftigen Nuancen sind, und um sich nur auf die zu beschränken, deren Augen durch die Literatur und die Kunst verfeinert sind, erscheint es zweifellos, dass das Auge dessen, der Ideales träumt und der Illussionen bedarf, gewöhnlich eine Vorliebe für Blau und dessen Abstufungen, sowie für lila und perlgraue Farbe habe, vorausgesetzt, dass diese Nuancen weich und verschwommen bleiben und nicht die Grenze überschreiten, wo sie in ein bestimmtes Violett und scharfes Grau übergehen.

Die aber, die frei und ungebunden leben, kräftige Sanguiniker, starke energische Menschen sind, gefallen sich meistens in schimmernden Farben, wie Rot und Gelb, wie sie auch die Zimbelschläge des Zinnobers und der Chromfarben lieben, die sie blenden und berauschen.

Die geschwächten und nervösen Menschen dagegen, deren sinnlicher Appetit nach Speisen sucht, die scharf gewürzt sind, die Augen dieser hektischen, überreizten Naturen lieben fast alle die krankhaft aufregende Farbe mit täuschendem Glanz, mit scharfem, unruhigem Wechsel: das Orangegelb.

Die Wahl, die des Esseintes treffen würde, ließ also kaum Zweifel zu; dennoch aber entstanden neue Schwierigkeiten, denn wenn auch das Rot und Gelb sich bei Licht glänzend bewähren, so geschieht das nicht immer bei ihrer Zusammenstellung. Das Orangegelb verschärft und verwandelt sich oft in Dunkelrot oder gar in Feuerrot.

Bei Kerzenlicht versuchte er alle seine Farbenzusammenstellungen und entdeckte eine, die gleich zu bleiben und sich nicht den Anforderungen zu

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

entziehen schien, die er an sie stellte. Nachdem diese Vorkehrungen beendet waren, bemühte er sich, so viel es eben möglich war, für sein Arbeitszimmer die orientalischen Farben und Teppiche zu vermeiden, die prahlend und gewöhnlich geworden sind, seit Parvenus sie sich in den großen Modemagazinen zu herabgesetzten Preisen leicht verschaffen können.

Nach reiflicher Überlegung entschloss er sich dazu, die Wände wie seine Bücher mit Saffian-Leder mit breitgedrückten Narben oder mit satiniertem Kap-Leder bekleiden zu lassen.

Als das Getäfel derartig geschmückt war, ließ er die Leisten und Gesimse mit dunkler Indigofarbe und einer blauen Lackfarbe bestreichen, so, wie sie die Wagenbauer für das Äußere der Wagen verwenden; und der etwas gewölbte Plafond, ebenfalls mit Saffian-Leder bezogen, öffnete sich wie ein ungeheures rundes Fenster, eingefasst von orangegelbem Leder: ein kreisförmiges Himmelszelt von königsblauer Seide, in dessen Mitte silberne Seraphine mit ausgebreiteten Flügeln schwebten.

Er hatte richtig kalkuliert: Das Getäfel veränderte sein Blau nicht, es wurde gehalten und erwärmt durch das Orangegelb, das ebenfalls seine Farbe behielt, unterstützt und belebt durch den kräftigen Zug der blauen Farben.

Was die Möbel anbetrifft, hatte des Esseintes keine allzu große Mühe, da der einzige Luxus dieses Zimmers nur aus Büchern und seltenen Blumen bestehen sollte; er begnügte sich damit, an den Wänden Bücher- und Fachschränke aus Ebenholz aufzustellen, indem er sich für später vorbehielt, die frei gebliebenen Zwischenräume mit einigen Bildern und Zeichnungen zu schmücken. Dann ließ er den getäfelten Fußboden mit Fellen von wilden Tieren belegen. In der Nähe eines großen massiven Tisches aus der Mitte des 15. Jahrhunderts standen tiefe Lehnstühle und ein altes Kirchenpult aus Schmiedeeisen; eines jener antiken Chorpulte, auf das ehemals der Diakonus das Chorbuch gelegt und auf dem jetzt einer der schweren Folianten des Glossarium mediae et infimae latinitatis von dem Gerichtsschreiber du Cange stand.

Die Fenster, mit Scheiben aus bläulichen Flaschenböden von rissigem Schmelz und Goldrand, schnitten die Aussicht auf das Land ab und ließen nur ein gedämpftes Licht eindringen; sie wurden außerdem mit Vorhängen aus alten Messgewändern verhängt, deren dunkles, fast rauchiges Gold sich in einem matt rotgelben Gewebe verlor.

Und endlich noch befand sich auf dem Kamine, dessen Bekleidung ebenfalls aus einem prachtvollen florentinischen Messgewand hergestellt war, zwischen zwei Monstranzen aus vergoldetem Kupfer byzantischen Stils, die der alten Abtei Bois-de-Bievre entnommen waren, eine wunderbar schöne Messtafel mit drei getrennten Fächern von außerordentlicher Zartheit; unter dem Glas ihres Rahmens sah man ferner auf Pergament in entzückender Messbuchschrift kopiert und mit kostbarer Ausmalung versehen drei Werke von Baudelaire: zur Rechten und Linken Sonette mit dem Titel >Der Tod der Verliebten>, >Der Fein< – und in der Mitte in Prosa: „Any where out of the world.“

Zweites Kapitel

Nach dem Verkauf seiner Güter nahm Herzog Jean des Esseintes die alten verheirateten Dienstleute zu sich, die seine Mutter gepflegt und die zu

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

gleicher Zeit dem Amte als Verwalter und Kastellane in Schloss Lourps vorgestanden hatten, das bis zur Feststellung des notariellen Verkaufs unbewohnt und leer geblieben war.

Er ließ das Diener-Ehepaar nach Fontenay kommen. Sie waren an die Tätigkeit der Krankenwärter, an die Regelmäßigkeit, mit der von Stunde zu Stunde die Arzneien verabreicht wurden,[349] wie an das starre Schweigen des Klosterslebens gewöhnt. Ohne mit der Außenwelt im geringsten zu verkehren, verblieben sie stets in geschlossenen Zimmern hinter verschlossenen Fenstern.

Dem Mann wurde die Reinigung der Zimmer und das Einkaufen übertragen, die Frau mit dem Kochen beauftragt. Er überließ ihnen den ersten Stock des Hauses, doch mussten sie dicke Filzschuhe tragen. Er ließ Windfänge vor den gut geölten Türen anbringen, und ihre Fußböden mit dicken Teppichen belegen, so dass er ihre Schritte über seinem Kopf nicht hörte.

Er verabredete ebenfalls mit ihnen eine gewisse Art zu klingeln und bestimmte die Bedeutung der einzelnen Klingelzeichen nach ihrer Kürze und Länge; bezeichnete auf seinem Schreibtisch den Platz, wo sie jeden Monat das Rechnungsbuch hinlegen mussten, kurz, er richtete sich so ein, dass er nicht oft genötigt war, sie zu sehen.

Ebensowenig wollte er, da die alte Dienerin manches Mal am Haus vorübergehen musste, um aus einem kleinen Schuppen Holz zu holen, dass ihn ihr Schatten störe, der dann durch die Scheiben seiner Fenster fiel. Er ließ ihr daher ein besonderes Kostüm aus flandrischer Seide mit weißer Mütze und niedergeschlagener breiter schwarzer Kapuze anfertigen, in der Art, wie sie die Frauen des Beguinenklosters in Gent tragen.

Wenn der Schatten dieser Kopfbedeckung in der Dämmerung an seinen Fenstern vorüberglitt, gab er ihm das Gefühl, dass er sich in einem Kloster befinde. Es erinnerte ihn an die stillen frommen Dörfer, die toten und versteckten Stadtviertel einer tätigen und lebhaften Stadt.

Er regelte und stellte auch die Stunden der Mahlzeiten fest, die übrigens wenig gewählt, vielmehr überaus einfach waren, denn die Schwäche seines Magens erlaubte ihm nicht, verschiedene oder schwere Gerichte zu genießen.

Um fünf Uhr im Winter, beim Herannahen der Dunkelheit, nahm er ein leichtes Frühstück ein, das aus zwei Eiern, kaltem Fleisch und Tee bestand. Um elf Uhr hielt er seine Hauptmahlzeit; manchmal trank er etwas Kaffee, Tee oder Wein während der Nacht, und gegen fünf Uhr morgens naschte er wohl noch ein paar leichte Sachen, worauf er sich schlafen legte.

Er nahm diese Mahlzeiten, deren Anordnung und Reihenfolge ein für allemal zu Anfang jeder Jahreszeit festgesetzt wurde, an einem Tisch in der Mitte eines kleinen Zimmers ein, das von seinem Arbeitszimmer durch einen ganz mit dickem Stoff ausgeschlagenen Korridor getrennt und ganz hermetisch verschlossen war, so dass weder Geruch noch Lärm in die beiden anderen Gemächer dringen konnte.

Dieses Esszimmer glich einer Schiffskajüte mit gewölbtem Plafond, im Halbkreis mit Balken, Wänden und Fußböden aus hellem Fichtenholz versehen, mit einem kleinen, runden, ins Holz eingelassenen Fenster, das der Luftöffnung an den Seiten eines Schiffes nicht unähnlich war.

349 Indiz, dass er ständig Medikamente nahm gegen die Auswirkungen seiner Syphilis.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gleich japanischen Schachteln, von denen die eine immer in die andere hineinpasst, war dieser Raum vom Architekten in einen größeren eingeschachtelt, der als eigentliches Esszimmer erbaut war.

Dieses hatte zwei Fenster, eines unsichtbar durch eine leichte Bretterwand den Blicken entzogen, das aber durch eine Feder nach Wunsch niedergelassen werden konnte, damit frische Luft durch die Öffnung eindringe, um die Fichtenholzkajüte zirkuliere und sich hier verbreite. Das andere sichtbare Fenster befand sich gerade gegenüber dem runden Kajütenfensterchen in der Holzbekleidung, jedoch zugesetzt durch ein großes Aquarium, das den ganzen Raum zwischen dem kleinen runden und dem wirklichen Fenster in der Mauer ausfüllte. Das Tageslicht drang also durch das große Fenster, durch das Wasser und schließlich durch das runde Fenster in die Kajüte.

Wenn dann der Samowar auf dem Tisch dampfte und die Sonne im Herbst unterging, rötete sich das Wasser im Aquarium trübe und gläsern und warf einen leichtfeurigen Schimmer auf das helle Getäfel.

Nachmittags manchmal, wenn der Herzog Jean zufällig wach war und aufstand, setzte er den Betrieb der Wasserröhren, die das Aquarium leerten, in Bewegung und ließ es sich wieder von neuem mit frischem Wasser füllen. Indem er dann einige Tropfen farbiger Essenz hineintat, erzeugte er grünliche und gelbliche, milchweiße oder silberne Färbungen, wie sie die natürlichen Gewässer je nach der Farbe des Himmels, der mehr oder minder starken Glut der Sonne oder des nahenden Regens haben, mit einem Wort: wie es die Jahreszeit der Atmosphäre verursacht.

Er bildete sich dann ein, in dem Zwischendeck einer Brigg zu sein; und neugierig betrachtete er wunderbar gearbeitete Fische, die, aufgezogen durch ein Uhrwerk, vor der Scheibe des runden Kajütenfensters vorbeischwammen und in dem künstlichen Gras hängen blieben. Oder er betrachtete, während er den Teergeruch einsog, mit dem man den Raum besprengt hatte, bevor er ihn betrat, die an den Wänden aufgehängten farbigen Stiche, die – wie in den Agenturen der Schiffahrtsgesellschaften – Dampfschiffe auf dem Weg nach Valparaiso oder La Plata vorstellten. Oder er besah die eingerahmten Tabellen, auf denen die Reiseroute der Linie der Postdampfer der Kompanien Lopez und Valéry, die Frachtgelder, die Häfen des Postdienstes im Atlantischen Meer verzeichnet waren.

Dann, wenn er müde war, diese Fahrpläne zu Rate zu ziehen, ließ er seine Blicke über die Chronometer und Kompasse schweifen, über die Winkelmesser und Zirkel, die Fernrohre und Karten, die zerstreut auf dem Tisch lagen, auf dem sonst nur ein einziges Buch aufgestellt war, gebunden in Seehundsleder: Arthur Gordon Pyms Abenteuer, das besonders für ihn auf streifiges Papier reinster Faser gedruckt war, jedes Blatt sorgfältig ausgesucht und mit einer Schwalbe als Wasserzeichen.

Da waren außerdem Fischereigeräte, durch Lehm gezogene Netze, aufgerollte braune Segel, ein kleiner schwarz gestrichener Anker aus Kork, zu einem Haufen nahe der Tür vereinigt, die durch einen kleinen ausgepolsterten Flur in die Küche führte und der ebenso wie der Korridor das Esszimmer mit dem Arbeitszimmer verband, um die Gerüche und den Lärm aufzusaugen.

Auf diese Art verschaffte er sich ohne große Mühe sofort die augenscheinlichsten Eindrücke einer Seereise. Besteht doch das Vergnügen der

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Abwechslung im Grunde genommen einzig in der Erinnerung und fast niemals in der Gegenwart, im Augenblick selbst. Er kostete diese Abwechslung in vollen Zügen, mit aller Bequemlichkeit, ohne jede Anstrengung und ohne die sonst unvermeidlichen Verdrießlichkeiten in dieser erdachten Kajüte.

Bewegung schien ihm zudem überflüssig, da ihm die Einbildung leicht die gewohnte Wirklichkeit des Lebens zu ersetzen vermochte.

Nach seiner Ansicht war es nämlich möglich, sich die Wünsche, die für die schwierigsten gelten, im normalen Leben künstlich selbst zu befriedigen und dies mittels Täuschung durch eine genaue Fälschung der erwünschten Gegenstände zu tun. Ist es doch klar, dass jeder Feinschmecker heutzutage entzückt ist, wenn er in einem wegen der Vortrefflichkeit seines Kellers berühmten Restaurant die teuern Weine schlürft, die nach Pasteurs Methode aus leichten billigen Weinen hergestellt sind. Falsch oder echt, diese Weine haben ganz dasselbe Aroma, dieselbe Farbe, dieselbe Blume und verursachen also auch dasselbe Vergnügen, das man beim Kosten und Genießen echter und reiner Weine empfindet, die infolge starker Nachfrage schließlich für Gold kaum aufzutreiben wären.

Es unterliegt nach alledem keinem Zweifel, dass sich diese berauschende Abweichung, diese geschickte Lüge und Täuschung des Geistes in die Welt des realen Verstandes übertragen lassen und dass man mithin ebenso leicht wie in der materiellen Welt eingebildete Wonnen genießen kann, die fast in allen Punkten den wirklichen gleichen. Kein Zweifel zum Beispiel, dass man im Notfall dem störrisch langsamen Geiste nachhelfen, beim Lesen einer fesselnd geschriebenen Reisebeschreibung ruhig am Kamin verweilen und sich erfolgreich angenehmen Forschungen hingeben kann. Wie man sich auch – ohne Paris zu verlassen – das wohltuende Gefühl eines Seebades suggerieren kann, da es ja genügt, sich nach Vigier zu begeben, dessen Bäder mitten in der Seine liegen.

Wenn man dort das Wasser der Wanne salzen lässt und nach der Vorschrift des Arzneibuches schwefelsaures Sodasalz und Magnesia hinzufügt und ein kleines Ende Kabeltau aus einer Seilerei mitnimmt und dann den Duft, den dieses Tau noch bewahrt hat, einsaugt und dabei eifrig Joannes Handbuch liest, das die Schönheiten des Strandes, an dem man sein möchte, beschreibt; und wenn man sich dann schließlich noch leise von den Wellen schaukeln lässt, die die Dampfschiffe, die an der schwimmenden Badeanstalt vorbeifahren, in der Badezelle aufwerfen, wenn man das Ächzen des Windes hört, der sich unter den Brücken fängt, und dem dumpfen Lärm der Omnibusse lauscht, die wenige Schritte weiter über Pont-Royal hinwegrollen – ist da nicht die Illusion des Meeres unleugbar da?

Es handelt sich eben nur darum, seinen Geist auf einen bestimmten Punkt zu richten.

Da ist nicht eine ihrer Erfindungen, möge sie für noch so feinsinnig oder noch so großartig gelten, die das Genie des Menschen nicht zu schaffen imstande wäre! Da ist kein Wald von Fontainebleau, kein Mondschein, den nicht eine von elektrischem Licht überflutete Dekoration hervorzuzaubern vermöchte; kein Wasserfall, den die Wasserleitungskunst nicht täuschend nachahmen könnte, kein Felsen, der nicht durch Papiermaché herzustellen wäre, keine Blume, die nicht durch besonderen Taffet und zart bemaltes Papier genau so wiedergegeben werden könnte!

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Unzweifelhaft hat diese uralte Schwätzerin Natur die gutmütige Bewunderung der wirklichen Künstler erschöpft, und der Augenblick ist gekommen, sie verbessert zu ersetzen, soweit es sich eben durch die Kunst ermöglichen lässt. Und dann, um ehrlich zu sein, das ihrer Werke, das fraglos als das künstlichste gilt, die ihrer Schöpfungen, deren Schönheit nach Ansicht aller die ursprünglichste und vollkommenste ist, nämlich die Frau. Hat der Mensch nicht seinerseits ein ebenso künstliches Wesen voll von Leben geschaffen, das vom Gesichtspunkt der plastischen Schönheit aus ihr vollkommen gleichwertig ist? Gibt es wohl hienieden ein Wesen, das, in Freuden der Brunst empfangen und mit Schmerzen aus der Mutterschaft hervorgegangen, an Form und Rasse strahlender und prächtiger sei, als das der beiden Lokomotiven, die auf der Nordbahn ihren Dienst verrichten?

Die eine, die Crampton, eine entzückende Blondine, mit scharfer Stimme, von hohem, schlankem Wuchs, eingeschnürt in ein glänzendes Kupferkorsett, geschmeidig – nervös wie eine Katze – eine schmucke goldige Blondine, deren außergewöhnliche Anmut nahezu erschreckt, wenn sie ihre Stahlmuskeln steift und den Schweiß ihrer warmen Schenkel dadurch erhöht, dass sie die ungeheure Rosette ihres zarten Rades in Bewegung setzt und wie rasend an der Spitze des Schnellzuges vorwärts stürmt!

Die andere Lokomotive, die Engerth, eine monumentale dunkle Brünette mit dumpfen rauhen Tönen, mit stämmigen Lenden, eingepresst in ihren gusseisernen Panzer, ein unförmiges Wesen mit wilder Mähne schwarzen Rauches und mit sechs niedrigen gepaarten Rädern; welche erdrückende Macht, wenn sie die Erde erzittern macht und plump und langsam den schweren Güterzug hinter sich her schleppt!

Sicherlich gibt es unter den zarten blonden und den majestätischen brünetten Schönheiten keine derartigen Typen zarter Schlankheit und erschreckender Kraft; auch kann man mit Recht sagen: der Mensch hat, in seiner Art, ebenso Gutes geschaffen wie Gott.

Diese Betrachtungen kamen des Esseintes, wenn ihm der Wind das sanfte Pfeifen der kleinen Eisenbahn zutrug, die sich wie ein Kreisel zwischen Paris und Sceaux hin und her bewegt.

Sein Haus war ungefähr zwanzig Minuten von der Station Fontenay entfernt; aber die Höhe, auf der es stand, und seine einsame Lage ließen nicht den Lärm des gemeinsamen Lebens bis zu ihm dringen.

Das Dorf selbst kannte er kaum. Durch seine Fenster hatte er eines Nachts die stille Landschaft betrachtet, die sich vor ihm ausbreitete und hinunterzog bis zum Fuß des Hügels, auf dessen Spitze die Batterien des Gehölzes von Verrières aufgepflanzt sind.

In der Dunkelheit rechts und links stiegen verworrene Massen stufenweise auf, in der Ferne von anderen Batterien und anderen Forts überragt, deren hohe Böschungen im Mondlicht wie in Wasserfarben mit schimmerndem Silber auf dunkelem Himmelsgrund gemalt erschienen.

Zusammengeschrumpft im Schatten der Hügel erschien die Ebene in der Mitte wie mit Mehl bestreut und mit weißer Cold Cream bestrichen. In der warmen Luft, die leise die farblosen Gräser fächelte und würzigen Duft verbreitete, schüttelten die wie mit Kreide übertünchten Bäume im Mondlicht ihr fahles Laubwerk und vergrößerten ihre Stämme, deren Schatten den Gipsboden mit schwarzen Streifen furchten, auf dem die Kieselsteine wie

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Tellerscherben glänzten. Ihres verkünstelt geschminkten Aussehens wegen missfiel dem Herzog Jean diese Landschaft nicht. Seit dem Nachmittag, den er auf der Suche nach einem Haus im Dörfchen von Fontenay zugebracht hatte, war er niemals mehr am Tage den Weg gegangen. Das grüne Laub dieser Gegend flößte ihm außerdem kein Interesse ein, bot es doch nicht einmal den zarten melancholischen Reiz dar, der der oft rührend kränklichen Vegetation entströmt, die notdürftig zwischen dem Schutt des Weichbildes nahe den Wällen hervorschießt.

Überdies waren ihm an jenem Nachmittag im Dörfchen einige dickbäuchige Einwohner mit Backenbärten und Leute in Gehröcken und mit Schnurrbärten begegnet – Köpfe, die ohne Zweifel der Obrigkeit oder dem Militär angehörten; und seit dieser Begegnung hatte sein Widerwille gegen jedes menschliche Gesicht noch mehr zugenommen.

Während der letzten Monate seines Aufenthalts in Paris, als er alles überwunden hatte, empört durch die allgemeine Heuchelei und vom Weltschmerz niedergedrückt, war die Überreiztheit seiner Nerven derartig gestiegen, dass sich der Anblick mancher Gegenstände oder Wesen seinem Gehirn so tief einprägte, dass es mehrerer Tage bedurfte, um nur die Spuren davon zu verwischen.[350] Unangenehme Gesichter, die sein Blick auf der Straße streifte, waren ihm zur wahren Qual geworden.

So litt er entschieden beim Anblick gewisser Physiognomien, deren hausbackener unfreundlicher Typus ihm wie eine Beleidigung erschienen; es wandelte ihn eine wahre Lust an, die zu ohrfeigen, die da langsamen Schrittes mit gelehrter Miene und gesenkten Augen über die Straße gingen, wie auch die, die sich in den Hüften wiegen und sich gar wohlgefällig in Spiegelscheiben zulächeln, oder die anderen, die eine ganze Welt von Gedanken zu bewältigen scheinen, indem sie mit der wichtigsten Miene den albernsten Klatsch und den haarsträubendsten Blödsinn der Tagesblätter verschlingen und einfach wiederkäuen.

Er witterte bei allen eine so eingewurzelte Dummheit, einen solchen Abscheu gegen seine eigenen Ideen, eine solche Verachtung der Literatur, der Kunst, kurz, was er verehrte, als wäre es ihnen erblich angeboren oder in ihre beschränkten Krämerseelen eingeankert, die, schließlich nur auf Gaunerei und Geld erpicht, wie alle unbedeutenden und schwachen Geister, nur für niedrige Zerstreuungen der gemeinen Politik eingenommen sind, so dass er wütend nach Hause ging, um sich mit seinen Büchern einzuschließen.

Kurz, er hasste mit ganzer Kraft die neuen Generationen, diese Vertreter moderner Flegelei, die das Bedürfnis haben, überall in den Speisesälen und Kaffeehäusern laut zu schreien und unverschämt zu lachen, die uns auf der Straße wüst anrennen, ohne um Verzeihung zu bitten, oder einem auch wohl einen Kinderwagen zwischen die Beine schieben, ohne sich zu entschuldigen oder kaum den Hut zu lüften.

[...]

Sechstes Kapitel

Tief in seinen bequemen Lehnsessel vergraben, die Füße auf den vergoldeten Kugeln der Feuerböcke, die Pantoffel fast brennend von den Holzscheiten, die knisternd lebhafte Flammen ausstrahlten, legte des Esseintes den alten Quartanten, in dem er las, auf einen Tisch, dehnte sich, zündete sich

350 Überreiztheit der Nerven = Neurasthenie infolge der Neuro-Lues.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

eine Zigarette an und verfiel dann in köstliche Träumereien, verfolgte mit verhängten Zügeln die Spur der Erinnerung, die ihm seit Monaten entfallen war und jetzt plötzlich wieder, durch das Einfallen eines Namens, hervorgerufen wurde.

Mit wunderbarer Deutlichkeit sah er nämlich die Verlegenheit seines Kameraden d'Aigurande vor Augen, als dieser in einer Versammlung standhafter Junggesellen die letzten Vorbereitungen zu einer Heirat offen gestehen musste. Man protestierte laut dagegen, man malte ihm die Abscheulichkeit eines Zusammenschlafens im selben Bett aus. Nichts half; vollständig in ihrem Banne glaubte er an die Intelligenz seiner zukünftigen Frau und behauptete sogar, bei ihr außergewöhnliche Eigenschaften von Hingebung und Zärtlichkeit erkannt zu haben.

Des Esseintes war es, der von all den jungen Leuten allein den Freund in seinem Entschluss ermutigte, und dies von dem Augenblick ab, als er in Erfahrung gebracht hatte, seine Braut wünsche an der Ecke eines neuen Boulevards eine der modernen Wohnungen in Rotundenform zu beziehen.

Überzeugt von der unbarmherzigen Macht kleiner Miseren, die unheilvoller für starke Naturen sind als große, sowie im Hinblick auf die Tatsache, dass d'Aigurande kein Vermögen besaß und die Mitgift seiner Frau so gut wie Null war, sah er in diesem einfachen Wunsch eine unendliche Aussicht für lächerliche Unannehmlichkeiten.

D'Aigurande kaufte Möbel von runder Form, Spiegeltische, die, hinten ausgehöhlt, einen Kreis bildeten, die Gardinenstützen in Bogenform, Teppiche in Halbmondform, kurz ein ganzes Mobiliar, wie es eben auf Bestellung angefertigt wird.

Er bezahlte das Doppelte dafür. Als später seine Frau für ihre Toilette zu knapp bei Geld und endlich der Rotundenwohnung überdrüssig war und eine viereckige Etage beziehen wollte, passte keines der Möbel mehr. Nach und nach wurde dieses lästige Mobiliar eine Quelle endlosen Verdrusses. Das frühere gute Einvernehmen der Eheleute, das schon durch das gemeinschaftliche Leben etwas lockerer geworden war, schrumpfte von Woche zu Woche mehr zusammen; sie gerieten in Zorn, warfen sich gegenseitig vor, nicht in einem Salon bleiben zu können, wo die Kanapees und Spiegeltische nicht einmal die Wände berühren und bei der geringsten Bewegung, trotz aller Keile, die man darunter gelegt hatte, wackelten. Auch fehlte das nötige Geld für die Ausbesserungen. Alles wurde ein Gegenstand des Streites und der Bitterkeit, von den Schubladen an, die sich in den nicht ordentlich feststehenden Möbeln gezogen hatten, bis zu den Spitzbübereien des Dienstmädchens, das von der Unachtsamkeit und den Zwistigkeiten profitierte, um die Kasse zu erleichtern. Mit einem Wort: das Leben wurde ihnen unerträglich. Er amüsierte sich außerhalb des Hauses; sie suchte daheim durch Übertretung des Ehegebots das Vergessen ihrer trüben und langweiligen Existenz zu ermöglichen.

„Mein Schlachtplan war richtig“, hatte sich damals des Esseintes gesagt, der dies mit der Befriedigung eines Strategen vernahm, dessen Manöver gelungen waren.

Er dachte jetzt vor dem Feuer seines Kamins an die Trümmer dieses ehelichen Heimes, deren Veranlassung sein guter Rat gewesen war. Er warf neue Scheite Holz in den Kamin und nahm flugs seine Träumereien wieder auf.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Andere Erinnerungen kamen ihm jetzt, die derselben Gedankenreihe angehörten.

Es war schon einige Jahre her, als er eines Abends in der Rue de Rivoli einem Laufburschen von ungefähr sechzehn Jahren begegnete, einem blassen, verschmitzt aussehenden Jungen, verführerisch wie ein Mädchen. Der sog mühevoll an einer Zigarette, deren Papier geplatzt war. Schimpfend rieb er gewöhnliche Küchenstreichhölzer an seiner Hose ab, die nicht fangen wollten, bis ihm keines mehr übrigblieb. Jetzt bemerkte er des Esseintes, der ihn beobachtete. Er näherte sich ihm und bat ihn, an den Rand seiner Mütze greifend, um Feuer. Herr des Esseintes reichte ihm einige duftende Zigaretten von Dubêque, knüpfte dann eine Unterhaltung mit ihm an und veranlasste ihn, seine Geschichte zu erzählen.

Die war äußerst einfach. Der Junge hieß Auguste Langlois und war bei einem Papparbeiter in der Lehre; er hatte seine Mutter früh verloren und wurde von seinem Vater oft nach Noten geprügelt.

Des Esseintes hörte ihm nachdenklich zu: „Komm, wir wollen etwas zusammen trinken“, sagte er und führte ihn in eine Wirtschaft, wo er ihm starken Punsch vorsetzen ließ. Der Junge trank, ohne ein Wort zu sprechen. – „Möchtest du dich heute Abend amüsieren?“ fragte des Esseintes. Dann hatte er den Kleinen zu Madame Laura geführt, einer Dame, die in der Rue Mosnier in der dritten Etage eine Auswahl von Blumenmacherinnen in einer Reihe roter Zimmer hielt, die mit runden Spiegeln, Kanapees, etc. etc. ausgestattet waren.

Dort hatte Auguste ganz verdutzt seine Mütze zwischen seinen Fingern gedreht und ein kleines Bataillon Frauenzimmer gesehen, die alle wie aus einem Munde riefen: „Ach, der hübsche Junge!“

„Aber sag mal, Kleiner, du hast noch nicht das richtige Alter“, fügte eine stattliche Brünette mit gebogener Nase und großen dunkelen Augen hinzu, die bei Madame Laura die unvermeidliche Rolle der schönen Jüdin vertrat.

Des Esseintes schien dort zu Hause zu sein und unterhielt sich leise mit der Wirtin.

„Sei doch nicht bange, Dummkopf“, rief er dem Jungen zu. „Triff deine Wahl, ich bezahle.“ Und er gab dem Kleinen einen leichten Stoß, so dass er auf den Diwan zwischen zwei der Schönen fiel.

Auf ein Zeichen der Wirtin rückten diese etwas zusammen, hüllten die Knie des Jungen mit ihren Röcken ein und hielten ihm ihre entblößten Schultern, die stark nach einem betäubenden Puder rochen, unter die Nase. Der arme Kleine rührte sich nicht mehr; sein Kopf wurde ganz heiß und rot, der Mund trocken; er schlug die Augen nieder und wagte nur verstohlen einige neugierige Blicke.

Wanda, die schöne Jüdin, küsste ihn und gab ihm gute Ratschläge, empfahl ihm, seinem Vater und seiner Mutter zu gehorchen, und zur selben Zeit glitten ihre Hände langsam über den Jungen hin, dessen veränderte Gesichtszüge konvulsivisch zuckten.

„Es ist also nicht deinetwegen, dass du heute Abend kommst?“ fragte Madame Laura des Esseintes. „Aber zum Teufel, wo hast du nur den Schlingel aufgetrieben?“ fing sie wieder an, als Auguste mit einer Schönen in einem Nebenzimmer verschwunden war.

„Auf der Straße, meine Beste.“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Du bist doch nicht betrunken?“ murmelte die alte Wirtin. Und nach einiger Überlegung fügte sie mit einem mütterlichen Lächeln hinzu: „Du liederlicher Strick, dir steht nach frischer Ware der Sinn!“

Des Esseintes zuckte mit den Achseln. „Du irrst dich gehörig! Ja vollständig“, entgegnete er. „Die Wahrheit ist, dass ich einfach versuche, mir einen Mörder zu bilden. Folge einmal aufmerksam meiner Beweisführung. Dieser Junge ist noch rein, doch hat er das Alter erreicht, wo das Blut zu wallen anfängt; er würde hinter den jungen Mädchen in seinem Viertel herlaufen, sich amüsieren und doch noch rechtschaffen bleiben, um schließlich sein bescheidenes Teil an einem momentanen Glück zu genießen, wie es den Armen eben beschieden ist. – So aber, wo ich ihn hierher führe, in die Mitte eures Paradieses, das er gar nicht ahnt und das ihm notgedrungen im Gedächtnis verbleibt, und indem ich ihm alle vierzehn Tage eine solch unverhoffte Wonne zuteil werden lasse, wird er sich an den Genuss des Fleisches gewöhnen. Es wird ihm systematisch zum Bedürfnis werden! Nehmen wir einmal an, dass er drei Monate braucht, bis der Genuss ihm absolut notwendig geworden ist – und mit den langen Zwischenräumen, die ich mache, laufe ich keine Gefahr, ihn zu übersättigen – nun, am Ende dieser drei Monate werde ich die kleine Rente, die ich dir einzahlen werde, aufheben, und dann wird er stehlen wie ein Rabe, um hierher kommen zu können; er wird alle Hebel in Bewegung setzen, um sich auf diesem Diwan und unter diesem Gas [von Parfüm] wälzen zu können. Die Sache zum Äußersten getrieben: Er wird, wie ich hoffe, eines Tages seinem Herrn, der ihn dabei antrifft, wie er den Geldschrank öffnet, einfach den Hals umdrehen, und so ist, wie du siehst, mein schöner Zweck erreicht. Ich werde im Verhältnis meiner Mittel eben dazu beigetragen haben, einen Schurken mehr zu schaffen, ein gefundenes Fressen der edlen Justitia, was mir als Feind dieser verabscheuten Gesellschaft, die uns brandschatzt, gerade recht ist.“

Die Frauenzimmer sahen ihn mit großen Augen an.

„Da bist du ja!“, fing er wieder an, als er Auguste in den Salon zurückkommen sah, der sich rot und verlegen hinter der schönen Jüdin zu verstecken suchte.

„Nun, mein Junge, es ist schon spät, sag diesen netten Damen gefälligst Adieu.“

Und auf der Treppe teilte er ihm mit, dass er alle vierzehn Tage, ohne dass es ihn einen Heller koste, zu Madame Laura gehen könne; dann auf der Straße angelangt, sah er den ganz betäubten Jungen einen Augenblick lang an und schloss:

„Wir werden uns wohl nicht wieder sehen; geh schnell heim zu deinem Vater, dessen Hand untätig juckt und behalte das gewissermaßen schöne evangelische Wort: ›Tue den anderen das, was du nicht willst, das sie dir tun‹ wohl im Gedächtnis. Mit dieser Lebensregel wirst du weit kommen. – Gute Nacht! Vor allen Dingen sei nicht undankbar, lass so bald wie möglich von dir hören, das heißt auf dem Wege der hochlöblichen Gerichtszeitung.“

„Der kleine Judas!“ murmelte des Esseintes vor sich hin, das Feuer schürend. „Sich sagen zu müssen, dass ich seinen Namen noch niemals unter der Rubrik Vermischtes gelesen habe! – Es sei denn, dass er schon mit dem Gericht zu tun gehabt hätte, seit ich in Fontenay bin, wo ich keine Zeitungen mehr lese.“

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er stand auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Es wäre trotz alledem schade“, sagte er sich, „denn indem ich so handelte, machte ich das weltliche Gleichnis wahr, die Allegorie der allgemeinen Lehre, die nach nichts Geringerm strebt, als alle Menschen in einen ›Langlois‹ zu verwandeln, und sich den Kopf zerbricht, statt endlich den Elenden aus Mitleid die Augen auszustechen, um sie ihnen ganz und mit Gewalt zu öffnen, damit sie um sich herum nur unverdiente und mildere Schicksale sehen, verfeinerte und schärfere Genüsse wittern, die ihnen darum um so ersehnter und begehrenswerter erscheinen.“

„Und die Tatsache ist“, fuhr des Esseintes in seiner Schlussfolgerung fort, „die Tatsache ist die, dass der Schmerz eine Wirkung der Erziehung ist, dass er sich erweitert und schärft, je nachdem die Ideen entstehen: Je mehr man sich also befleißigt, den Verstand und das Nervensystem der armen Teufel zu verfeinern, desto mehr wird man die gewaltigen lebenskräftigen Keime des moralischen Leidens und Hassens in ihnen anfachen und entwickeln.“[351]

Die Lampen kohlten. Er zog sie auf und sah nach der Uhr: drei Uhr morgens. – Er zündete sich eine Zigarette an und vertiefte sich von neuem in die durch seine Träumereien unterbrochene Lektüre des lateinischen Gedichts „De laude castitatis“, das unter der Regierung des Gondebald von Avitus, des Erzbischofs von Wien, geschrieben worden ist.

Siebentes Kapitel

Seit jener Nacht, in der er ohne augenscheinliche Ursache die melancholische Erinnerung an Auguste Langlois wachgerufen hatte, lebte sein ganzes früheres Leben wieder in ihm auf.

Er war unfähig, ein Wort der Bücher zu verstehen, die er zu Rate zog; selbst seine Augen lasen nicht mehr; es war ihm, als wenn sein Geist, von Literatur und Kunst übersättigt, sich weigerte, mehr in sich aufzunehmen.

Er lebte nur noch in sich selbst, nährte sich von seinem eigenen Mark, gleich Tieren während des Winterschlafes; denn die Einsamkeit hatte wie ein Schlaftrunk auf sein Gehirn gewirkt. Nachdem sie ihn anfangs entkräftet und hingehalten hatte, brachte sie schließlich eine Empfindungslosigkeit mit unbestimmten Träumereien in ihm hervor; sie vernichtete seine Absichten, brach seinen Willen, führte ihm eine Reihe von Träumen vor, die er passiv ertrug, ohne auch nur zu versuchen, sich ihnen zu entziehen.

Die verworrene und ungeregelte Lektüre, das künstliche Denken, dem er sich seit seiner Zurückgezogenheit hingegeben hatte, glich einem Damm, mit dem er seine alten Erinnerungen umgab; dieser Damm war plötzlich gewaltsam durchgebrochen, die Flut setzte sich in Bewegung, riss Gegenwart und Zukunft mit sich, um alles gleichsam unter Wasser zu setzen und seinen Geist mit einer unendlichen Traurigkeit zu erfüllen, auf der unbedeutende Ereignisse seines Lebens und alberne Nichtigkeiten wie Strandgut umherschwammen.

Das Buch, das er in der Hand hielt, fiel oft achtlos auf den Boden; er ließ sich gehen, ließ voll Widerwillen und Scham die Jahre seines vergangnen Lebens an sich vorüberziehen. Was war das für eine Epoche![352]

351 Es ist gewiss unnötig zu erwähnen, dass dies die Gedanken eines Wahnsinnigen, eines Präparalytikers sind.

352 Die Neuro-Lues setzt ihr Zerstörungswerk im Gehirn fort. Die Gedanken verwirren sich immer mehr, dazu kommen jetzt abwechselnd Depressionen und Euphorien.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er versetzte sich in die Zeit der vornehmen Abendgesellschaften, der Pferderennen, des Spiels, seiner Liebeleien. Er erinnerte sich der Gesichter, der Mienen, der nichtssagenden Worte, die ihn mit der Hartnäckigkeit trivialer Melodien verfolgten, die man wohl gegen seinen Willen summt, die sich aber schließlich mit einemmal, und ohne dass man daran denkt, wieder verlieren. Diese Periode war von kurzer Dauer. Es trat darauf Gedächtnisruhe ein; er versenkte sich aufs Neue in seine lateinischen Studien, um die Rückblicke selbst bis zum Eindruck zu verwischen.

Doch der Reigen war eröffnet, fast unmittelbar folgte eine zweite Phase, nämlich die Erinnerungen seiner Kindheit, besonders an die Jahre, die er bei den Jesuiten zugebracht hatte.

Diese Erinnerungen waren die entferntesten und doch klarsten seines Gedächtnisses, ihm scharf und tief eingegraben: der schattige Park, die langen Alleen, die Blumenbeete, die Bänke – alle die kleinen Einzelheiten stiegen in seiner Einsamkeit vor ihm auf. Er sah die Gärten sich beleben, hörte das Geschrei der Schüler, das Lachen der Lehrer, die sich während der Erholungsstunden unter die Schüler mischten und sich, den hochgeschürzten Priesterrock zwischen den Knien haltend, dem Ballspiel hingaben oder auch mit den jungen Leuten ganz ungezwungen wie Kameraden unter den Bäumen plauderten.

Die Jesuiten erlangten durch diese Methode einen wirklichen Einfluss auf das Kind, brachten es dahin, die geistigen Gaben, die sie kultivierten, gewissermaßen zu kneten, sie in eine bestimmte Richtung zu lenken, sie gleichsam mit besonderen Ideen zu pfropfen, ihre Gedankenzunahme durch eine eindringlich einschmeichelnde Methode zu fördern, indem sie sich bemühten, ihren Schülern später, beim Eintritt in die Welt, zu folgen und sie zu unterstützen, indem sie ihnen liebevolle Briefe sandten, wie sie der Dominikaner Lacordaire an seine ehemaligen Zöglinge zu schreiben verstand.

Des Esseintes gab sich von dem Erziehungsverfahren Rechenschaft, das er, wie er sich einbildete, ohne Resultat hatte über sich ergehen lassen; sein Charakter, der allen Ratschlägen gegenüber rebellisch, spitzfindig, argwöhnisch und zum Widerspruch geneigt war, hatte ihn verhindert, durch ihre Zucht gebildet, ihren Lehren unterworfen zu werden. Einmal dem Kollegium entwachsen, hatte sein Skeptizismus [an der Religion] nur noch zugenommen; sein Weg durch eine legitimistisch-unduldsame und beschränkte Welt, die Unterhaltung mit unwissenden Kirchenvorstehern und niedrigen Geistlichen, deren Ungeschicktheit den Schleier zerrissen hatte, der so kunstgerecht von den Jesuiten gewebt war, bestärkten nur noch seinen unabhängigen Geist und vermehrten sein Misstrauen gegen jeden Glauben.

Er erachtete sich im ganzen genommen frei von jedem Band, von jedem Zwang; er hatte einfach, anders als alle anderen, die im Lyzeum oder in weltlichen Pensionaten erzogen waren, der Anstalt und seinen Lehrern ein vortreffliches Andenken bewahrt; und jetzt, wo er mit sich zu Rate ging, kam er dahin, sich zu fragen, ob der Same, bislang auf unfruchtbaren Boden gefallen, nicht anfinge aufzugehen.

Und wirklich, seit einigen Tagen befand er sich in einem unbeschreiblichen Seelenzustand. Während eines Augenblicks glaubte er sich instinktmäßig der Religion zugeführt; bei der geringsten Beweisführung aber

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

verflog seine Hinneigung zum Glauben; trotzdem blieb er voll Unruhe und Verwirrung.

Er wusste indessen wohl, indem er in sich ging, dass er niemals den Geist der wahrhaft christlichen Demütigung und Reue hätte; er wusste, dass der Augenblick, von dem der Pater Lacordaire spricht, dieser Augenblick der Gnade, „wo der letzte Lichtstrahl in die Seele dringt und die dort zerstreuten Wahrheiten in einem gemeinsamen Zentrum wieder fixiert", für ihn niemals käme; er fühlte nicht das Bedürfnis der Demütigung und des Gebetes, ohne die nach der Wahrheit der Priester keine Bekehrung möglich ist; er empfand nicht den Wunsch, Gott anzuflehn, dessen Barmherzigkeit ihm am wenigsten wahrscheinlich schien; und doch brachte es die Sympathie, die er für seine ehemaligen Lehrer bewahrte, dahin, ihn für sie und ihre Doktrinen zu interessieren. Diese unnachahmliche Sprache der Überzeugung, diese begeisternden Stimmen höherer Intelligenz fielen ihm wieder ein und hatten zur Folge, dass er an seinem Geist und seinen Kräften zweifelte. In seiner Einsamkeit, ohne neue Nahrung, ohne frisch empfundene Eindrücke, ohne Erneuerung der Gedanken und Austausch von Empfindungen, die von außen kommen, in dieser unnatürlichen Verbannung, in der er eigensinnig verharrte, stellten sich alle Streitfragen, die er während seines Aufenthaltes in Paris vergessen hatte, von neuem wie aufregende Rätsel vor seinem Geist dar.

Die Lektüre der lateinischen Werke, die ihm sonst angenehm war, Werke meist von Bischöfen und Mönchen verfasst, hatte ohne Zweifel zu dieser Krisis beigetragen. Eingehüllt in eine Klosteratmosphäre, in einen Duft von Weihrauch, der ihm den Kopf benahm, hatten sich die Nerven aufgeregt; durch eine Ideenverbindung hatten diese Bücher die Erinnerungen an seine Jugendzeit bei den Jesuiten wieder ans Licht gefördert.

„Die Sache ist klar", sagte sich des Esseintes, indem er vernünftig nachzudenken und dem Gang dieser Einführung des Jesuitenelements in Fontenay zu folgen versuchte, „ich habe seit meiner Kindheit, und ohne es je gewusst zu haben, diesen Stoff, der noch nicht gegärt hatte, in mir selbst; diese Vorliebe, die ich immer für alle religiösen Sachen gehabt habe, ist vielleicht ein Beweis dafür".

Dennoch versuchte er sich vom Gegenteil zu überzeugen; unzufrieden, nicht mehr unumschränkter Herr über sich selbst zu sein, holte er Gründe herbei. Er hatte sich notgedrungen der Geistlichkeit zuwenden müssen, da die Kirche allein die verloren gegangene Kunst und Form der Jahrhunderte gesammelt hatte; sie hat selbst bis zu den gewöhnlichen modernen Erzeugnissen herab die Formen der Goldschmiedekunst bewahrt, den Zauber der schlanken Kelche und der Hostiengefäße in ihrer edlen Rundung auf uns gebracht, sie hat sogar in dem modernen Aluminium, in unedlen Metallen, in farbigem Glas die Grazie der mittelalterlichen Formen beibehalten.

Die meisten der kostbaren Gegenstände, die im Museum von Cluny klassifiziert und wie durch Wunder der gemeinen Raubgier der Sansculotten entgangen sind, stammen aus den alten Abteien Frankreichs her. Ebenso wie die Kirche im Mittelalter die Philosophie, die Geschichte und Sprache vor dem Verfall geschützt hat, so hat sie auch die plastische Kunst hinübergerettet.

Bis zu unseren Tagen haben sich jene wunderbaren Muster von Geweben und Goldschmiedekunst erhalten, die die Fabrikanten kirchlicher Gegenstände verhunzen, ohne ganz auf die ursprüngliche entzückende Form verzichten zu

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

können. Es war daher durchaus nicht überraschend, dass er hinter antiken Nippsachen hergejagt, dass er mit Hilfe zahlreicher Sammler die Reliquien bei den Antiquitätenhändlern in Paris und den Trödlern auf dem Lande aufgestöbert hatte.

Aber vergebens berief er sich auf diese Gründe; es gelang ihm nicht, sich vollständig zu beruhigen. Gewiss, indem er alles kurz zusammenfasste, beharrte er dabei, die Religion als eine herrliche Legende, als eine großartige Betrügerei zu betrachten, und doch trotz all seiner Auslegungen fing sein Skeptizismus an zu wanken.[353]

Die seltsame Tatsache bestand: Er war jetzt weniger sicher als in seiner Kindheit, wo die Fürsorge der Jesuiten unmittelbar auf ihn gewirkt hatte, als er in ihren Händen, ohne Familienbande, ohne Einfluss von außen her, ihnen sozusagen mit Körper und Geist angehörte. Sie hatten ihm ebenfalls einen gewissen Geschmack für das Wunderbare eingeflößt, der sich langsam und unbemerkt in seiner Seele verzweigt hatte und der jetzt in der Einsamkeit aufblühte.

Beim Prüfen dieser seiner Gedanken, beim Suchen, ihre Fäden zu verbinden, die Quellen und Ursachen zu entdecken, kam er zu der Überzeugung, dass seine Handlungsweise während seines gesellschaftlichen Lebens von seiner Erziehung herrührte. Waren nicht seine Neigungen für das Verkünstelte, sein Verlangen nach dem Exzentrischen die Resultate besonderer Studien und Raffiniertheit? Gewissermaßen theologische Forschungen? Es waren im Grunde Erregungen und Begeisterungen zum Idealen, zum unbekannten Weltall, zu einer fern ersehnten Glückseligkeit, wie die, die uns die heilige Schrift verspricht.

Er hielt plötzlich an und brach den Faden seiner Betrachtungen ab.

„Mir scheint“, murmelte er verdrießlich, „dass ich noch mehr getroffen bin, als ich glaubte, da ich mich selbst mit Worten, wie ein Kasuist, bekämpfe.“

Er verblieb nachdenklich, von einer unbestimmten Furcht bewegt.

„Ach! ich werde stumpfsinnig“, sagte sich des Esseintes, „die Furcht vor der Krankheit [der Syphilis und ihrer Spätfolge: der Paralyse] wird, wenn das so weitergeht, schließlich die Krankheit [den Wahnsinn] selbst herbeiführen.“

Es gelang ihm, diesen Einfluss etwas abzuschütteln; seine Erinnerungen ließen nach, aber andere krankhafte Symptome [der Neuro-Lues] machten sich bemerkbar; jetzt waren es die Gegenstände der Streitigkeiten allein, die ihn heimsuchten. Der Park, die Lehrer, die Jesuiten waren entschwunden. Er war gänzlich vom Abstrakten beherrscht; gegen seinen Willen dachte er an die widersprechenden Auslegungen der Glaubenssätze, an die verloren gegangenen Lossagungen von den Klostergelübden, die Pater Labbe in dem Werk über die Konzilien erwähnt. Brocken von diesen Kirchenspaltungen, Überbleibsel dieser Ketzereien, die während mehrerer Jahrhunderte die Kirchen des Westens und des Ostens trennten, fielen ihm wieder ein. Hier war es Nestorius, der der Jungfrau Maria den Titel Muttergottes streitig machte, weil im Mysterium der Inkarnation nicht Gott, sondern nur die menschliche Kreatur vorhanden war, die sie in ihrem Leibe getragen habe; da war es Eutyches, der da erklärte, dass das Bildnis Christi nicht dem der anderen Menschen gleichen könnte, da die

353 Durch die Neuro-Lues wurde er zum Neurastheniker und durch die Neurasthenie (Nervenschwäche) verlor er die Festigkeit seiner Überzeugung, so dass er wieder in den alten Kinderglauben verfiel.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gottheit, in seinem Körper domizilierend, die Form ganz und gar verändert habe; dann waren es wieder andere Zänker, die behaupteten, dass der Erlöser gar keinen Körper gehabt habe, dass dieser Ausdruck der heiligen Schrift nur bildlich zu nehmen sei; während sich Tertullian in seinem berühmten, beinahe materialistischen Axiom äußert: „Nichts, das ist, ist unverkörpert; alles was ist, hat einen Körper, der ihm eigen ist“. Und schließlich diese alte, während langer Jahre erörterte Frage: „Ist Christus allein ans Kreuz geschlagen worden, oder hat die Dreieinigkeit, eins in drei Personen, in ihrer dreifachen Persönlichkeit am Kreuze Golgathas gelitten?“

Alles das trieb ihn an, drängte ihn; und mechanisch, wie eine einmal gelernte Aufgabe, stellte er sich selber Fragen und suchte sie zu beantworten.

Während einiger Tage war es in seinem Gehirn wie ein Wimmeln von Paradoxen, wie ein Flug von Haarspaltereien. Dann verwischte sich aber die abstrakte Seite und eine ganz plastische folgte ihr unter der Wirkung der Gustav Moreauschen Bilder, die an den Wänden aufgehängt waren.

Er sah eine ganze Prozession von Prälaten an sich vorüberziehen: Archimandriten, Patriarchen, die ihre goldbekleideten Arme emporheben, um die kniende Menge zu segnen, und ihre weißen Bärte beim Lesen und Gebeteleiern schütteln; er sah ganze Züge schweigender Büßer in die dunkelen Totengrüfte hinabsteigen, dann wieder sich unermessliche Dome erheben, in denen weiß gekleidete Mönche von der Kanzel herunter donnerten.

Nach und nach verschwanden schließlich diese Wahngebilde. Er sah von der Höhe seines Geistes herab das Panorama der Kirche sowie ihren erblichen Einfluss auf die Menschheit seit Jahrhunderten; er stellte sie sich verzweifelt und großartig vor, wie sie dem Menschen das Schreckliche des Lebens und die Unfreundlichkeit des Schicksals dartue, Geduld, Reue und Aufopferung predige, versuche, die Schmerzen zu heilen durch den Hinweis auf die blutenden Wunden Christi, göttliche Vorrechte versichere, den Betrübten den besten Teil des Paradieses verspreche, die menschliche Kreatur zum Leiden ermahne, damit der Mensch Gott seine Trübsale und Sünden, seine Missgeschicke und seine Sorgen als Sühneopfer darbringe.

Hier fasste des Esseintes wieder Fuß. Gewiss war er durch dieses Geständnis der sozialen Schändlichkeit befriedigt, wieder aber empörte ihn das unbestimmte Heilmittel der Hoffnung auf ein besseres Leben.

[Der Atheist] Schopenhauer war ehrlicher, seine Doktrinen und die der Kirche gingen von einem gemeinschaftlichen Standpunkt aus; er stützte sich ebenfalls auf die Ungerechtigkeit und Schändlichkeit der Welt, er stieß auch mit seiner „Nachfolge Jesu Christi“ den schmerzlichen Ruf aus: „Es ist wirklich ein Elend, auf der Welt zu sein!“ Er predigte auch die Erbärmlichkeit der Existenz, die Vorteile der Zurückgezogenheit, warnte die Menschheit, dass, was sie auch tun möge und nach welcher Seite sie sich auch drehe, sie immer nur unglücklich bleibe; arm wegen der Leiden, die aus den Entbehrungen hervorgehen, reich im Verhältnis zu der unbesiegbaren Langeweile, die der Überfluss erzeugt; aber er pries kein Universalmittel an, vertröstete mit keinem Köder, um dem unvermeidlichen Übel abzuhelfen.

Er [der Philosoph Schopenhauer] unterstützt nicht das empörende System der Erbsünde; versucht nicht zu beweisen, dass ein allgütiger Gott sei, der die Spitzbuben beschützt, der den Dummköpfen hilft, die Kindheit vernichtet, das Alter verdummt und die Unschuldigen bestraft; er rühmt nicht die

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

[angeblichen] Wohltaten einer Vorsehung, die diese nutzlose, unverständliche, ungerechte und alberne Abscheulichkeit, das physische Leiden, erfunden hat; er versucht keineswegs, wie die Kirche, die Notwendigkeit der Qualen und Prüfungen zu rechtfertigen. Ruft er [Schopenhauer] doch in seiner empörten Barmherzigkeit aus: „Wenn ein Gott diese Welt gemacht hat, so möchte ich nicht dieser Gott sein; das menschliche Elend bräche mir das Herz!“

Ach! Er [Schopenhauer] allein hatte das Richtige getroffen! Was waren alle die evangelischen [theistischen] Quacksalber neben seinen Abhandlungen von geistiger Gesundheitspflege? Er beabsichtigte nicht zu heilen, bot dem Kranken keine Entschädigung, keine Hoffnung an; aber seine Theorie des Pessimismus war im Grunde genommen die große Trösterin der auserwählten Geister, aller erhabenen Seelen. Sie offenbarte die Gesellschaft, so wie sie ist, und hob die angeborene Dummheit der Frauen hervor.

Diese Betrachtungen erleichterten des Esseintes von einer schweren Last. Dieser große Deutsche bannte seinen Gedankenschauer und brachte ihn durch die Berührungspunkte seiner beiden Doktrinen dahin, dass er diesen ebenso poetischen wie rührenden Katholizismus, in dem er erzogen war und von dem er in seiner Jugend die Essenz in alle Poren eingesogen hatte, nicht zu vergessen vermochte.

Diese Rückgänge zur Gläubigkeit quälten ihn, besonders seit sich Verschlimmerungen seiner [psychischen] Gesundheit zeigten; sie trafen mit den neu hinzugetretenen nervösen Störungen zusammen.

Seit seiner jüngsten Kindheit war er von unerklärlichen Abneigungen gemartert worden, von Schauern, die ihm den Rücken kalt hinunterliefen, ihm die Zähne zusammenpressten, wenn er zum Beispiel nasse Wäsche sah, die von einem Mädchen ausgewrungen wurde. Diese Wirkungen waren verblieben; noch heute litt er ganz besonders, wenn er einen Stoff zerreißen oder mit dem Finger auf Kreide reiben hörte, oder wenn er moirierte Seide[354] anfasste.

Die [sexuellen] Ausschweifungen seines Junggesellenlebens [wodurch er sich die Syph zuzog], die übertriebenen Anstrengungen seines Gehirns hatten sein ursprüngliches Nervenleiden außerordentlich verschlimmert und das schon von seinen Vorfahren arg verbrauchte gesunde Blut nur noch mehr verringert. In Paris hatte er bereits Kuren der Kaltwasserheilkunst durchmachen müssen, vornehmlich gegen das Zittern der Hände und gegen die entsetzlichen Schmerzen der Neuralgie [eine Folge der Syphilis], die ihm das Gesicht zerrissen, die Schläfen wie mit Hammerschlägen bearbeiteten, ihm die Augenlider wie mit Nadeln zerstachen und ihm Übelkeit erzeugten, die er nicht anders zu bekämpfen vermochte, als dadurch, dass er sich im Dunkelen auf den Rücken legte.

Diese Anfälle waren infolge seines geregelteren, ruhigeren Lebens langsam verschwunden. Jetzt machten sie sich aber von neuem in anderer Form geltend, indem sie den ganzen Körper durchliefen; die Schmerzen gingen vom Schädel zum Leib und durchbohrten ihn gleichsam wie mit einem glühenden Eisen. Dann folgte ein nervöser, trockener Husten, der zu einer bestimmten

354 Der oder das Moiré (auch Moiree, von frz. moiré, moiriert, marmoriert) ist ein Gewebe mit einer Maserung (ähnlich einer Holzmaserung oder Wasserwellen), das meist aus Seide hergestellt wird. Es handelt sich meist um unterschiedliche Helligkeiten, die durch den Moiré-Effekt zweier übereinander gelegter Lagen Gewebe entstehen. Diese Abneigung von des Esseintes ist ein weiterer Tick, hervorgerufen durch seine Neuro-Lues und beginnende Präparalyse.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Stunde anfing, eine immer gleiche Anzahl von Minuten währte, ihn aufweckte und ihn im Bett fast erstickte. Sein Appetit hörte ebenfalls auf. Nach jedem Versuch etwas zu essen, konnte er kein zugeknöpftes Beinkleid, keine fest zugemachte Weste mehr ertragen.[355]

Er enthielt sich aller geistigen Getränke, des Kaffees und Tees, trank nur noch Milch, nahm seine Zuflucht wieder zu den kalten Abwaschungen, stopfte sich voll mit Asafoetida[356], Baldrian und Chinin, wollte selbst das Haus verlassen, um ein wenig im Freien zu spazieren, als eben die Regentage eintraten, die das Land schweigend und eintönig machten. Als letztes Mittel verzichtete er vorläufig auf jede Lektüre und, von Langeweile verzehrt, entschloss er sich, um sein müßiges Dasein zu ändern, ein Projekt auszuführen, das er aus Bequemlichkeit und Hass gegen jede Störung fortwährend aufgeschoben hatte, seitdem er sich in Fontenay niederließ.

Da er sich nicht mehr an den bezaubernden Wirkungen des Stils zu berauschen vermochte, sich nicht mehr an den entzückenden Überraschungen des schönen Pathos aufregen konnte, beschloss er, die Ausstattung seiner Wohnung zu vollenden, sich seltene Treibhausblumen anzuschaffen, um sich auf diese Weise eine materielle Beschäftigung zuzugestehen, die ihn zerstreuen, seine Nerven erholen, sein Gehirn ausruhen ließe. Er hoffte, dass der Anblick ihrer seltsamen und prachtvollen Schattierungen ihn etwas entschädigte für die wahrhaft wunderlichen Farben des Stils, den seine literarische Diät ihn momentan vergessen oder verlieren ließ.

Achtes Kapitel

Von jeher hatte des Esseintes für Blumen geschwärmt.

Seit langem schon verachtete er die gewöhnlichen Pflanzen, denen man wohl in den flachen Körben auf den Pariser Märkten in angefeuchteten Töpfen unter den grünen Zelttüchern und roten Schirmen begegnet.

Wie sich sein literarischer Geschmack und sein Kunsturteil verfeinert und sich sein Überdruß an allgemein verbreiteten Ideen verstärkt hatte, so hatte sich auch seine Zärtlichkeit für Blumen von jedem Bodensatz und jeder Hefe losgemacht und geklärt.

Er verglich den Laden eines Gärtners mit einem Mikrokosmos, wo alle Klassen der Gesellschaft vertreten sind: Jämmerliche, elende und erbärmliche Blumen, die sich nur auf den Fensterbrettern der Dachkammern wohl befinden, deren Wurzel oft in Milchtöpfe und alte Schalen gesteckt wird, wie zum Beispiel der Goldlack; anspruchsvolle und dumm gefallsüchtige Blumen, wie sie von jungen Mädchen auf Porzellantöpfe, wie zum Beispiel die Rose, gemalt werden; schließlich die Blumen hohen Geschlechts, wie die Orchideen, zart und reizend, zitternd und fröstelnd, exotische Blumen, die, nach Paris verbannt, in warmen Glaspalästen gezüchtet werden, Prinzessinnen des Pflanzenreichs,

355 Alles Irritationen, die durch die Syphilis verursacht wurden.

356 Asafoetida, auch Asant genannt, ist ein Harz, das aus dem Saft der Wurzeln der gleichnamigen Pflanze gewonnen wird. Der Duft des Harzes wird als sehr intensiv und unangenehm beschrieben, was ihm auch die Beinamen Teufelsdreck und Stinkasant einbrachte. Beim Kochen verfliegt der Duft und verwandelt sich in ein angenehmes bitter-scharfes Knoblauch-Aroma. Das Gewürz ist eine gute Alternative für Menschen, die zwar den Geschmack von Zwiebeln und Knoblauch lieben, diese aber nicht so gut vertragen. Asafoetida lindert Blähungen und löst Magenkrämpfe.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

die, für sich lebend, nichts gemein haben mit den Pflanzen der Straße und dem bürgerlichen Blumenflor.

Nichtsdestoweniger fühlte er ein gewisses Mitleid mit den niederen Blumen, die durch die Ausströmungen der Kloaken und Dünste aller Art in den ärmlichen Vierteln entkräftet werden; seine wirkliche Augenfreude waren die vornehmen und seltenen Pflanzen von weither, die mit größter Sorgfalt durch künstliche Ofenwärme erhalten werden.

Dieser entschiedene Vorzug der Treibhausblumen hatte sich ebenfalls durch den Einfluss seiner allgemeinen Ideen ausgebildet. Damals in Paris hatte ihn seine natürliche Vorliebe für das Künstliche dahin geführt, die wirkliche Blume gegen ihr treu nachgeahmtes Bild aufzugeben, das dank den Wundern des Gummis, des Drahtes, des Taffets, des Papiers und des Samts sein buntes Scheinleben führte.

Er besaß eine wunderbare Sammlung künstlicher tropischer Pflanzen, von den Händen tüchtiger Arbeiter angefertigt.

Diese bewunderungswürdige Kunst hatte ihn lange bezaubert, aber er träumte jetzt von der Zusammenstellung einer anderen Flora.

Er machte sich daher daran, die Treibhäuser der Avenue de Châtillon und des Dorfes d'Aunay zu besuchen, kam todmüde nach Hause, die Börse leer, aber entzückt über die Tollheiten der Pflanzenwelt, die er gesehen hatte.

Er dachte nur noch an die Sorten, die er erworben hatte, ruhelos verfolgt von dem Gedanken an die prachtvollen und seltsamen Blumenbeete.

Zwei Tage später kamen mehrere Wagen. Mit der Liste in der Hand rief des Esseintes seine Einkäufe auf und prüfte einen nach dem anderen.

Die Gärtner hoben von ihrem Karren eine Sammlung von Caladien, die an gedunsenen haarigen Stielen enorme schildförmige Blätter trugen. Alle hatten einen Zug von Verwandtschaft miteinander, ohne sich indessen gleich zu sein.

Es waren darunter ganz ungewöhnliche rosenfarbige, solche wie die Virginale, die aus Wachstuch oder englischem Pflaster geschnitten zu sein schien; ganz weiße, wie der Alban, den man aus einer durchsichtigen Schweineblase hergestellt wähnte; einige, besonders Madame Mama, sahen aus wie Zink, auf dem kleine Stückchen gestanzten Metalls glänzen, in kaisergrüner Farbe, wie mit Tropfen Ölfarbe, rotem Bleioxyd oder Bleiweiß bespritzt; andere, wie der Bosporus, glichen täuschend gestreiftem Kattun, rot und myrtengrün gesprenkelt; wieder andere, wie die Aurora Borealis, breiteten ihre fleischfarbnen Blätter aus, mit purpurroten Rändern und violetten Fäserchen, ein aufgeschwollenes Blatt, das rötlichen Wein und Blut schwitzte.

Die Gärtner züchteten noch mehr neue Sorten; diesmal täuschten sie den Anschein künstlicher, von falschen Adern durchfurchter Haut vor; und die meisten von ihnen wiesen, als ob sie von Syphilis und Lepra zerfressen wären, ein bläuliches Fleisch auf, das von Roseola marmoriert und von Ringelflechten damastartig übersät war; andere hatten den leuchtendrosa Farbton heilender Narben oder die bräunliche Farbe des sich bildenden Schorfes; noch andere waren wie von Kauterisierung gekocht oder durch Brandwunden zerstört; wieder andere zeigten behaarte Haut, wie von Geschwüren ausgehöhlt, wodurch der Schanker zurückgedrängt war; einige andere schließlich schienen mit Bandagen bedeckt, mit schwarzer Quecksilbersalbe oder mit grüner

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Belladonnasalbe bestrichen oder mit dem gelben Glimmer des Jodpulvers[357] gesprenkelt zu sein.[358]

„Potztausend!“ rief er entzückt aus.

Eine neue Pflanze von gleichartigem Modell wie das des Caladium, die Alocasia Metallica begeisterte ihn noch mehr. Sie war wie mit einer Schicht grüner Bronze überstrichen, über die silberne Reflexe hinliefen; es war ein Meisterwerk der Unnatürlichkeit, man möchte sagen, es gliche einem Stück Ofenrohr, von einem Töpfer aus grünem Eisen gefertigt.

Die Leute luden noch rautenförmige, flaschengrüne Blattpflanzen ab, in deren Mitte ein Stäbchen aufstieg, an dessen Ende ein großes Herz-Ass schwankte, gelackt wie die spanische Pfefferschote. Wie um die alltäglichen Erscheinungen der Pflanzen zu verhöhnen, sprang aus der Mitte von scharfem Rot ein fleischiger, faseriger, weißer oder gelber Schwanz hervor, aufrecht bei den einen, bei den anderen geringelt wie der Schwanz eines Schweines.

Es war das Anthurium, eine Arumart, kürzlich von Kolumbien nach Frankreich eingeführt; sie bildete einen Teil dieser Familie, zu der auch ein Amorphophallus gehörte; eine Pflanze aus Kochinchina mit fischstecherartig geschnittnen Blättern mit langen schwarzen, mit Narben bedeckten Stielen, gleich vernarbten Gliedern eines Negers.[359]

Des Esseintes frohlockte.

Man hob einen neuen Schub von Ungeheuern aus dem Wagen: Echinopsen, deren in Watte gehüllte Blüten das hässliche Rosa eines verstümmelten Gliedes hatten; ein Nidularium, das in Säbelscheiden eine gähnende Öffnung zeigte; eine Tillandsia Lindeni, die schartige Messer von dicker, roter Farbe hervorsteckte; ein Cypripedium, mit wirrigen, zerrissenen Rändern, eine wahnsinnige Hervorbringung der Natur. Sie glichen einer kleinen Schale, einem Holzschuh, über dem sich eine menschliche Zunge aufschürzte mit ausgestrecktem Zungenband, wie man sie wohl in Werken, die Hals- und Mundkrankheiten behandeln, abgebildet findet. Zwei kleine Flügelchen, rot wie Ebereschen, die einer Kindermühle entnommen zu sein schienen, vervollständigten dieses lächerliche Gesamtbild.

Er konnte seine Augen nicht abwenden von dieser unglaublichen aus Indien kommenden Orchidee. Die Gärtner, die sich infolge der Verzögerungen langweilten, fingen jetzt an, mit lauter Stimme die an den Töpfen steckenden Zettel selbst vorzulesen.

Des Esseintes setzte seine Betrachtungen fort; er hörte nahezu bestürzt die rauhen Namen der grünen Pflanzen ankündigen: Encephalartos Horridus, eine riesenhaft eiserne Artischocke, rostfarbig gezeichnet, so, wie man sie auf die Türen der Schlossmauern steckt, um das Übersteigen zu verhindern; Cocos Micania, eine Art Palme, zackig und schlank, allseitig von hohen Blättern gleich indianischen Rudern umgeben; Zamia Lehmanni, eine ungeheure Ananas, wie ein gewaltiger Chesterkäse in Heideland gepflanzt und auf seiner Spitze mit widerhakigen Wurfspießen besät; Cibotium Spectabile, das alle

357 Auch mit Jodpräparaten und -kuren, versuchte man die Syphilis zu bekämpfen.

358 Hier wird Huysmans erstaunlich offen und konkret: Was er an den Pflanzen sieht, erinnert ihn an seinen eigenen Körper. Die Haut ist von Syphilis zerfressen, von Geschwüren ausgehöhlt, durch Kauterisation wird der Schanker zurückgedrängt, anschließend wird die Wunde mit schwarzer Quecksilbersalbe eingerieben.

359 Die Neuro-Lues manifestiert sich auch in der Erotomanie des Kranken. Er sieht stark fasziniert nur die Ähnlichkeiten mit Geschlechtsteilen an den exotischen Pflanzen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Gattungen durch seine wahnsinnige Form überbietet; aus einem palmigen Blätterwerk schießt der enorme Schwanz eines Orang-Utangs heraus, ein haarig brauner Schwanz, am Ende wie zu einem Bischofsstab abgerundet.

Aber des Esseintes beachtete sie kaum und wartete nur mit Ungeduld die Serie von Pflanzen ab, die ihn vor allen bezauberten, die vegetabilischen leichenfressenden Kobolde, die fleischverzehrenden Pflanzen, Gobe-Mouche, der Fliegenfänger der Antillen, mit dem faserigen Rand, der eine Verdauungsflüssigkeit absondert und mit gebogenen Stacheln versehen ist, die sich übereinander krümmen und ein Gitter über dem Insekt bilden, das er einschließt; die Drosera des Torflandes, mit drüsenartigen Haaren besetzt; die Sarracena, der Cephalothus mit seinen offnen, gefräßigen Hörnchen, fähig, wirkliches Fleisch zu verdauen und aufzuzehren; schließlich noch Nepenthes, dessen Phantasien alle Grenzen der exzentrischen Form überschreiten.

Er wurde nicht müde, den Topf in seinen Händen zu drehen und umzudrehen, aus dem diese Extravaganz der Flora hervorkam. Die Pflanze erinnerte an den Gummibaum, von dem sie auch die länglichen Blätter hatte, mit ihrem dunkelen metallischen Grün; aber am Ende dieses Blattes hing ein grüner Bindfaden, der sich einer Nabelschnur vergleichen lässt und eine grünliche Urne trägt, violett marmoriert, eine Art deutsche Porzellanpfeife oder sonderbares Vogelnest, das sich ruhig hin und her wiegte und ein mit Haaren besetztes Innere zeigte.

„Die hat es weit gebracht“, murmelte des Esseintes.

Er musste sich seinem Entzücken entreißen, denn die Gärtner, die es eilig hatten, leerten den Boden ihrer Karren und stellten knollige Begonien und schwarze Krebsblumen auf die Erde.

Des Esseintes bemerkte, dass noch ein Name auf der Liste blieb. Der Cattleya von Neu-Granada; man zeigte ihm eine geflügelte Glocke von verwischtem, fast verblasstem Lilablau; er ging näher und steckte seine Nase hinein, doch prallte er erschrocken zurück; sie strömte einen Geruch von lackiertem Tannenholz aus, wie der von Spielzeugschachteln, die ihm die Schrecken eines Neujahrstages wachriefen.

Er dachte, dass es gut wäre, ihr zu misstrauen, bedauerte fast, zwischen den geruchlosen Pflanzen, die er besaß, diese Orchidee zugelassen zu haben, die so unangenehme Erinnerungen erweckte.

Als er allein war, betrachtete er diese Menge von Gewächsen, die sein Vorzimmer füllte; sie mischten sich miteinander, kreuzten ihre Degen, ihre langen Dolche, ihre eisernen Lanzen, sie bildeten eine grüne Gewehrpyramide, über der, gleich barbarischen Lanzenfähnlein, Blumen von blendendem, hartem Ton schwebten.

Die Luft in dem Raum verdünnte sich; bald darauf schlängelte sich ein weißes, sanftes Licht im Dunkel eines Winkels, nahe dem Fußboden.

Er trat hinzu und bemerkte, dass es die Rhizomorphen waren, die beim Atmen gleichsam einen Nachtlampenschimmer ausstrahlen.

„Diese Pflanzen sind geradezu erstaunlich“, sagte er zu sich; dann trat er zurück und warf einen Blick auf die Sammlung: Sein Zweck war erreicht. Keine einzige machte den Eindruck des Natürlichen; Stoff, Papier, Porzellan, Metall, sie schienen der Natur vom Menschen geliehen zu sein, um solche Extravaganzen hervorzubringen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Da es ihr nicht möglich war, menschliche Arbeit zu imitieren, war sie darauf angewiesen, die inneren Häute von Tieren zu kopieren und die lebhaften Farbtöne ihres verwesenden Fleisches und die überwältigende Abscheulichkeit ihrer Gangrän zu übernehmen.

Es ist alles Syphilis, dachte des Esseintes, während sein Blick wie gebannt auf die schrecklichen Flecken des Caladiums [das Halsband der Venus] gerichtet war, die von einem Strahl des Tageslichts gestreichelt wurden. Und plötzlich hatte er die Vision einer Menschheit, die ständig vom Virus der Urzeit [vom Virus der Syphilis] geplagt wurde. Seit Anbeginn der Welt haben alle Lebewesen das unzerstörbare Erbe vom Vater auf den Sohn weitergegeben: die ewige Krankheit, die die Vorfahren des Menschen heimsuchte und sich bis zu den Knochen vorgrub, die heute aus den alten Fossilien exhumiert werden! [360]

Sie [die Syphilis] war, ohne jemals zu ermüden, durch die Jahrhunderte gelaufen; auch heute noch wütet sie, versteckte sich hinter heimtückischen Leiden, verbarg sich unter den Symptomen von Migräne und Bronchitis, Vapeurs und Gicht; von Zeit zu Zeit stieg sie an die Oberfläche, befiel bevorzugt schlecht versorgte und schlecht ernährte Menschen, zerplatzte zu Goldmünzen, drückte den armen Teufeln ironischerweise einen Satz seiner heißgeliebten Pailletten auf die Stirn und ritzte, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, in ihre Haut das Symbol des Geldes [das sogenannte Halsband der Venus] und des Wohlstandes! Und hier erschien sie in seiner ursprünglichen Pracht auf dem bunten Laub der Pflanzen!

„Es ist wahr“, fuhr des Esseintes fort, „dass in den meisten Fällen die Natur allein unfähig ist, solche ungesunden, verdorbnen Gattungen zu erzeugen; sie liefert den ersten Stoff, den Keim und den Boden, die Nährmutter und die wesentlichen Bestandteile der Pflanze, die der Mensch aufzieht, modelliert, malt und schnitzt je nach seinem Gefallen.

So eigensinnig, so verworren, so beschränkt die Natur auch ist, sie hat sich schließlich ergeben, und ihr Meister hat es dahin gebracht, durch chemische Gegenwirkungen die Substanzen der Erde zu verändern, lang gereifte Zusammenstellungen, langsam vorbereitete Kreuzungen anzuwenden, sich geschickter Ableger, methodischer Pfropfreiser zu bedienen, und er bildet jetzt auf demselben Zweig Blumen verschiedener Farbe, erfindet für sie neue Nuancen und ändert nach seinem Willen die hundertjährige Form ihrer Pflanzen; er schleift die Blöcke ab, vollendet die Entwürfe, zeichnet sie mit seinem Stempel, drückt ihnen sein Kunstsiegel auf.

„Kein Zweifel“, meinte er und fasste seine Betrachtungen zusammen, „der Mensch kann in wenigen Jahren eine Zuchtwahl herbeiführen, die die faule Natur nur nach Jahrhunderten hervorzubringen vermag; heutzutage sind entschieden die Gärtner allein die wahren Künstler“.

Er fühlte sich etwas angegriffen und erstickte fast in der Atmosphäre der eingeschlossenen Pflanzen; die Wege, die er seit ein paar Tagen gemacht hatte, hatten ihn ermüdet; der Wechsel der freien Luft und der lauwarmen

360 Huysmans glaubte, die Syphilis hätte es bereits in der Vorzeit gegeben. Neue Forschungsergebnisse belegen jedoch eindeutig, dass die Syphilis von Amerika nach Europa kam. Einem Forschungsteam unter Leitung des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie in Leipzig ist ein entscheidender Schritt zur Klärung einer langjährigen Kontroverse gelungen: Die Syphilis wurde Ende des 15. Jahrhunderts aus Amerika nach Europa eingeschleppt, die weltweite Ausbreitung ist erst der Kolonialzeit zuzuschreiben.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Temperatur seiner Wohnung, die Unbeweglichkeit eines zurückgezognen Lebens und die Bewegung eines freien Daseins waren zu schroff gewesen. Er verließ sein Vorzimmer und legte sich aufs Bett; aber mit einem einzigen Gegenstand beschäftigt, wie durch eine Federkraft in Bewegung gesetzt, fuhr der Geist, obgleich eingeschläfert, fort, seine Kette abzuwickeln; und es dauerte nicht lange, bis er der düsteren Macht eines Alptraums verfiel:

Er befand sich in einer Allee mitten im Gehölz. Es dämmerte, er ging an der Seite einer Frau, die er nie gekannt, noch je gesehen hatte. Sie war mager, hatte flachsgelbes Haar, ein Bulldoggengesicht voller Sommersprossen, schiefe Zähne, die unter der Stumpfnase hervorstanden. Sie trug eine große weiße Schürze, ein Tuch aus Büffelleder über die Brust geschlagen, halbhohe preußische Soldatenstiefel und eine schwarze Haube mit Rüschen verziert.

Sie schien eine Fremde zu sein und sah aus wie eine dem Jahrmarkt entlaufene Gauklerin.

Er fragte sich, wer diese Frau sein möge, die er schon seit langem in seiner Intimität gefühlt hatte; er suchte vergeblich nach ihrem Ursprung, ihrem Namen, ihrem Gewerbe, ihrem Recht, neben ihm zu sein; ihm kam keine Erinnerung an diese unerklärliche Bekanntschaft, die doch zweifellos bestand.

Er forschte noch immer in seinem Gedächtnis, als plötzlich vor ihnen eine seltsame Figur zu Pferde erschien, die plötzlich herantrabte und sich dann im Sattel umdrehte.

Jetzt erstarrte sein Blut vor Schrecken in den Adern, wie gebannt blieb er an seinem Platz. Dieses doppelsinnige Gesicht, ohne Geschlecht, war grün, mit entsetzlichen Augen von kaltem, klarem Blau, die unter violetten Augenlidern hervorsahen; Ausschlag umgab den Mund; außergewöhnlich magere Arme, wie die eines Skeletts, nackt bis zum Ellbogen, staken aus zerrissenen Ärmeln hervor, zitternd vor Fieber, und fleischlose Lenden klapperten in übergroßen Reiterstiefeln.

Der entsetzliche Blick dieser Augen heftete sich auf des Esseintes, durchdrang ihn, ließ ihn bis ins Mark erstarren; die Frau mit dem Bulldoggengesicht klammerte sich in wahnsinniger Angst an ihn, stieß ein Todesgeheul aus, den Kopf auf den steifen Hals hintenüber geworfen.

Und sogleich begriff er den Sinn dieser furchtbaren Erscheinung: Er hatte das Bild der Syphilis vor sich.

Außer sich und von Furcht getrieben, rannte er in einen Seitenweg, erreichte laufend einen Pavillon, der zwischen Ebenholzbäumen stand; dort sank er in einem Korridor auf einen Stuhl nieder.

Nach einigen Minuten, als er anfing wieder zu Atem zu kommen, vernahm er ein Schluchzen neben sich, er richtete den Kopf in die Höhe: die Frau mit dem Bulldoggenkopf stand neben ihm und weinte jämmerlich grotesk heiße Tränen, jammernd, dass sie während der Flucht ihre Zähne verloren habe, dann zog sie aus der Tasche ihrer großen weißen Schürze Tonpfeifen hervor, die sie zerbrach, die Stücke der weißen Röhren steckte sie in die Löcher ihres Zahnfleisches.

Teufel, jetzt wird sie ganz verrückt, dachte des Esseintes, die Pfeifenrohrstücke werden niemals festsitzen; und in der Tat, sie fielen auch alle eines nach dem anderen wieder aus.

Im selben Augenblick vernahm er den Galopp eines Pferdes. Eine furchtbare Angst erfasste des Esseintes; fast brachen seine Knie unter ihm

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zusammen; der Galopp kam näher; die Verzweiflung trieb ihn wie mit einem Peitschenhieb in die Höhe. Er warf sich auf die Frau, die auf den zerbrochenen Tonstücken herumtrampelte, und flehte sie an, ruhig zu sein, sie beide nicht zu verraten durch den Lärm ihrer Stiefel. Sie schlug mit Händen und Füßen um sich, er schleifte sie bis zum Ende des Korridors und erwürgte sie fast, um sie am Schreien zu hindern; plötzlich bemerkte er eine Wirtshaustür mit grünem Laden, ohne Klinke; er stieß sie auf, nahm einen Anlauf, blieb aber plötzlich stehen.

Vor sich, mitten in einer weiten Lichtung, sah er riesige, weiße Pierrots[361] bei hellem Mondschein Bocksprünge machen.

Tränen der Entmutigung stiegen ihm in die Augen; niemals, nein niemals könnte er die Schwelle der Tür überschreiten.

Ich werde zertreten werden, dachte er; und wie um seine Befürchtungen zu rechtfertigen, vervielfältigte sich die Zahl der ungeheuern Hanswürste; ihre Sprünge nahmen jetzt den ganzen Horizont und den ganzen Himmel ein, gegen den sie abwechselnd bald mit ihren Köpfen, bald mit ihren Füßen stießen.

Jetzt hielt das Pferd an. Es war da, hinter einem runden Fenster im Korridor; mehr tot als lebendig drehte sich des Esseintes um und sah durch das Fensterchen hindurch die steifen geraden Ohren, die gelben Zähne, die Nasenlöcher, aus denen Dampf strömte, der nach Phenol roch.

Er brach zusammen; er gab den Kampf und die Flucht auf. Er schloss die Augen, um den schrecklichen Blick der Syphilis nicht zu sehen, der auf ihm lastete, der ihm unter seinen geschlossenen Lidern entgegenschlug, den er über seinen feuchten Rücken kriechen fühlte, auf seinem Körper, dessen Haare sich von Bächen kalten Schweißes aufstellten. Er erwartete alles, hoffte sogar auf den letzten Schlag; ein Jahrhundert, das wahrscheinlich nur eine Minute dauerte, verging; zitternd öffnete er wieder die Augen. - Alles war verschwunden; ohne Übergang, wie durch eine Veränderung des Blickfeldes, durch einen Dekorationstrick, verschwand eine abscheuliche Wüstenlandschaft in der Ferne, eine bleiche, verlassene, zerklüftete, tote Landschaft; ein Licht erhellte diesen trostlosen Ort, ein ruhiges, weißes Licht, das an das Glühen von in Öl gelöstem Phosphor erinnerte.

Auf dem Boden bewegte sich etwas, das sich als eine sehr blasse, nackte Frau erwies, deren Beine mit grünen Seidenstrümpfen bekleidet waren.

Er betrachtete sie neugierig; ihr Haar, an den Spitzen gespalten, kräuselte sich wie mit heißen Eisen gebrannte Pferdehaare; Nepenthes-Urnen hingen an ihren Ohren; wie gekochtes Kalbfleisch glänzte das Innere ihrer weit geöffneten Nasenlöcher.

Mit leeren Augen rief sie ihm leise etwas zu.

Er hatte keine Zeit zu antworten, denn schon veränderte sich das Aussehen der Frau; Flammen schossen aus ihren Augen; ihre Lippen färbten sich mit wildem feurigem Rot.

Eine plötzliche Intuition überkam ihn: Es ist die Blume, sagte er sich; und der Wahn blieb auch im Alptraum bestehen.

Er entdeckte auf der Haut des Körpers schwarzbraune, kupferrote Flecke; er schreckte verstört zurück, aber das Auge der Frau zog ihn zauberisch an, langsam trat er näher und versuchte, nicht weiter zu gehen, er sank nieder und

361 Der „Pierrot“ ist eine komische männliche Figur des französischen pantomimischen Theaters, meist in weißen Kleidern und mit weiß geschminktem Gesicht.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

raffte sich dennoch wieder auf, um sich ihr zu nähern. Schon berührte er sie fast, als plötzlich schwarze Amorphophallen von allen Seiten hervorsprangen und sich auf den Leib der Frau stürzten, der sich hob und senkte wie ein wildbewegtes Meer. Er schob sie beiseite, stieß sie zurück und empfand einen grenzenlosen Widerwillen, während er zwischen seinen Fingern die warmen, aber festen Stengel wimmeln sah; dann waren die abscheulichen Pflanzen plötzlich wieder verschwunden und zwei Arme versuchten ihn zu umschlingen; die Angst ließ sein Herz heftiger schlagen, denn die Augen, die schrecklichen Augen der Frau hatten einen kalten, grausamen, entsetzlichen Ausdruck angenommen. Er machte eine übermenschliche Anstrengung, um sich aus ihrer Umarmung zu winden, aber mit unwiderstehlicher Gewalt hielt sie ihn fest; und mit irrem Blick sah er unter den hochgehobenen Schenkel das wilde Nidularium sich klaffend und blutend entfalten.

Er streifte mit seinem Körper die scheußliche Wunde dieser Pflanze; er fühlte sich dem Tod nahe - da fuhr er plötzlich aus dem Schlaf auf, halb erstickt, eiskalt, fast wahnsinnig vor Angst, er atmete erleichtert auf und seufzte: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!“

Neuntes Kapitel

Diese Alpträume wiederholten sich; er fürchtete sich vor dem Einschlafen. Er blieb stundenlang auf seinem Bett ausgestreckt, bald in anhaltender Schlaflosigkeit und fieberhafter Aufregung, bald in schrecklichen Träumen, in denen er den Boden unter den Füßen verlor, eine Treppe hinunterstürzte oder in einen Abgrund fiel, ohne sich festhalten zu können.

Das während einiger Tage eingelullte Nervenleiden [verursacht durch die Neuro-Lues] gewann wieder die Oberhand und trat heftiger und eigensinniger unter neuen Formen auf.

Jetzt belästigten ihn die Decken; er erstickte unter ihnen, hatte ein Kribbeln im ganzen Körper, Hitze im Blut. Ein Prickeln peinigte ihn am ganzen Leib. Zu diesen Symptomen kam bald ein dumpfer Schmerz in den Kinnbacken hinzu und das Gefühl, als wenn seine Schläfen in einen Schraubstock gepresst würden.

Seine Befürchtungen wuchsen; unglücklicherweise fehlten die Mittel, diese hartnäckige Krankheit zu bezwingen.

Ohne Erfolg hatte er Kaltwasserapparate in seinem Ankleidezimmer herrichten zu lassen versucht. Die Unmöglichkeit, das Wasser auf die Höhe, auf der sein Haus lag, hinaufzuleiten, die Schwierigkeit, es sich in genügender Quantität zu verschaffen in einem Dorf, wo die Brunnen aus Sparsamkeit nur zu gewissen Stunden in Betrieb waren, verhinderte die Benutzung; da er sich nicht durch den Wasserstrahl peitschen lassen konnte, der, kräftig auf die Wirbelsäule gerichtet, mächtig genug war, um die Schlaflosigkeit zu bekämpfen und die Ruhe herbeizuführen, musste er sich mit kurzen Abwaschungen in seiner Badewanne oder mit einfachen Übergießungen begnügen, worauf er sich von seinem Diener mit Pferdehaarhandschuhen frottieren ließ.

Aber dieses schwache Mittel hemmte das Voranschreiten des Nervenleidens keineswegs; höchstens empfand er während einiger Stunden etwas Erleichterung, übrigens teuer genug bezahlt durch die Rückfälle, die sich immer heftiger erneuerten.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Seine Unzufriedenheit nahm mehr und mehr zu; die Freude, einen seltenen Blumenflor zu besitzen, war verflogen; er war schon gegen ihre Farben und Formen abgestumpft; denn trotz aller Sorgfalt, mit der er sie pflegte, verwelkten die meisten seiner Pflanzen. Er ließ sie daher aus seinen Zimmern entfernen.

Jetzt ärgerte ihn wieder bei seiner Reizbarkeit der leere Raum, den die Pflanzen vorher eingenommen hatten.

Um sich zu zerstreuen und die endlosen Stunden zu töten, nahm er Zuflucht zu seinen Kupferstichen und ordnete seine Goyas. Die ersten Drucke der „Capriccios“, an ihrem rötlichen Ton erkennbar, früher einmal mit schwerem Gelde erstanden, heiterten ihn auf. Er vertiefte sich in sie und folgte den Phantasien des Künstlers, verliebt in seine phantastischen Szenen, seine auf Katzen reitenden Hexen, seine Frauen, die da versuchen, einem Gehängten die Zähne auszureißen, seine Räuber, seine Dämonen und Zwerge.

Dann durchblätterte er alle anderen Serien seiner Radierungen und Aquatintazeichnungen, seine unheimlichen „Sprichwörter“, seine wilden Kriegsskizzen, seinen Kupferstich des Garot, von dem er einen wunderbaren Künstlerabdruck auf dickem Papier, von sichtbaren Wasserstreifen durchzogen, besonders gern hatte.

Das wilde Feuer, das herbe, stürmische Talent von Goya fesselte ihn; aber die allgemeine Bewunderung, die seine Werke erlangt hatten, brachten ihn trotzdem etwas von ihm ab, und er hatte daher davon abgesehen, sie einrahmen zu lassen, aus Furcht, dass, wenn er sie zur Schau stellte, der erste beste Einfaltspinsel es für nötig hielte, Dummheiten darüber loszulassen oder vor Entzücken außer sich zu geraten.

Es ging ihm ebenso mit seinen Rembrandts, die er dann und wann mit heimlichem Entzücken betrachtete; denn wie die schönste Arie der Welt unausstehlich wird, sobald sie der Pöbel summt und die Straßenorgel sich ihrer bemächtigt, so wird das Kunstwerk, das den unselbständigen Künstler zur Nachahmung reizt, das die Dummköpfe loben und das sich nicht damit begnügt, die Begeisterung von wenigen zu erregen, ebenfalls für die Kenner entweiht, banal, ja widerwärtig.

Dieses Schwanken in seiner Bewunderung war übrigens mit sein größter Kummer; äußerliche Erfolge hatten ihm Bilder und Bücher, die ihm ehemals teuer waren, für immer verleidet; infolge des Beifalls der Stimmenmehrheit entdeckte er zuletzt Mängel, die gar nicht da waren, er wies sie zurück, indem er sich fragte, ob sein Scharfsinn sich nicht abstumpfe und ihn betrüge.

Er schloss seine Mappen und verfiel wieder einmal seinen schwankenden Gefühlen und unfruchtbaren Grübeleien.[362] Um den Lauf seiner Gedanken zu ändern, nahm er besänftigende Lektüre zur Hand, versuchte sich das Gehirn abzukühlen. Er las die Romane von Dickens, an denen sich die Genesenden und die Unglücklichen entzücken.

Aber diese Bücher brachten die entgegengesetzten Wirkungen hervor, als er erwartet hatte: er sah nur keusche Liebende, steif gekleidete Heldinnen, die nur beim Sternenlicht lieben und sich begnügen, die Augen zu senken, zu erröten oder vor Glück zu weinen, indem sie sich die Hände drücken. Diese übertriebene Keuschheit führte ihn der entgegengesetzten Übertreibung zu, so dass er von einem Extrem ins andere fiel, sich mächtig bewegter Szenen

362 Eine typische Folge der Neuro-Lues.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

erinnerte, an die sexuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau und an ihre Küsse dachte.

Er unterbrach seine Lektüre und grübelte weiter über die Prüderie Englands. Er wurde von einer seltsamen Aufregung befallen. Die Zeugungsunfähigkeit seines Gehirns und seines Körpers, die er für eine permanente gehalten hatte, verschwand. Die Einsamkeit wirkte belebend auf seine Nerven. Die sinnliche Seite, seit Monaten ganz unempfindlich, war zuerst wieder durch die entnervende fromme Lektüre angeregt, dann durch die englische Ziererei zu einer Nervenkrisis gesteigert und stand jetzt in voller Blüte da; durch die Erregtheit seiner Sinne in die Vergangenheit zurückgeführt, watete er im Schmutz seiner alten Erinnerungen herum.

Er stand auf und öffnete schwermütig eine kleine vergoldete Dose, deren Deckel mit glitzernden Steinen besetzt war.

Sie war voll von violetten Bonbons; er nahm eines heraus, berührte es leicht mit den Fingerspitzen und dachte an die seltsamen Eigentümlichkeiten dieses Bonbons. Damals, als er sich seiner Impotenz klar wurde, als er noch ohne Bitterkeit, ohne Bedauern, ohne neues Verlangen nach einer Frau war, legte er eines dieser Bonbons auf die Zunge, ließ es zergehen; und plötzlich stiegen mit einer unendlichen Sanftheit verwischte Erinnerungen an wollüstige Ausschweifungen in ihm auf.

Diese Bonbons, von Siraudin erfunden und mit dem lächerlichen Namen „Perles de Pyrénées“ bezeichnet, enthielten einen Tropfen Sarcanthusöl. Sie drangen in die Schleimhäute ein und erinnerten ihn an die Wollust aromatischer Küsse.

Gewöhnlich lächelte er beim Einatmen dieses verliebten Aromas, das ihm eine Erinnerung von Nacktheit vor das geistige Auge führte und für einen Augenblick wieder das Verlangen nach dem noch vor kurzem angebeteten Geruch bestimmter Frauenteile in ihm rege machte.

Jetzt wirkten sie nicht mehr heimlich und leise, sie beschränkten sich nicht mehr darauf, das Bild ferner und konfuser Ausschweifungen anzufachen – im Gegenteil, die Schleier zerrissen, und vor seinen Augen entstand die verkörperte, zudringliche, brutale Wirklichkeit.

An der Spitze der Fata Morgana ehemaliger Geliebten, die der Genuss dieses Bonbons in klaren Zügen zeichnen half, befand sich eine Frau mit großen, weißen Zähnen, mit einer Haut wie von rosa Atlas, die Nase wie gemeißelt, mit kleinen Mäuseaugen und kurz abgeschnittenem blondem Haar.

Sie hieß Miss Urania, war Amerikanerin und eine der berühmtesten Akrobatinnen des Zirkus, deren schön proportionierter Körper, kräftige Schenkel und Muskeln von Stahl und Eisen, Aufsehen erregt hatten.

Des Esseintes hatte sie während langer Abende aufmerksam beobachtet; die ersten Male war sie ihm, wie sie wirklich war, erschienen, das heißt kräftig und hübsch, aber der Wunsch, sich ihr zu nähern, packte ihn nicht; sie besaß nichts, was sie der Lüsternheit eines blasierten Menschen begehrlich machen konnte, und doch ging er wieder nach dem Zirkus hin, angelockt, ohne zu wissen wovon, getrieben von einem schwer zu erklärenden Gefühl.

Während er ihre Bewegungen verfolgte, machte er eine sonderbare Beobachtung; in dem Maße, wie er ihre Geschmeidigkeit und ihre Kraft bewunderte, sah er eine Geschlechtsveränderung mit ihr vorgehen: Ihre zierlichen und weiblichen Bewegungen verwischten sich mehr und mehr,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

während sich die gewandten und kräftigen Reize des Mannes dafür vordrängten; kurz, nachdem sie sich zuerst als Frau gezeigt hatte, dann für eine kurze Zeit geschlechtslos gewesen war, schien sie vollständig Mann geworden zu sein. „Diese Akrobatin könnte sich, wie ein kräftiger Kerl in ein zartes Mädchen sich verliebt, auch in einen Schwächling, wie ich es bin, verlieben“, sagte sich des Esseintes; und indem er sich betrachtete und Vergleiche zog, wurde ihm klar, dass er immer femininer wurde; und er sehnte sich nach dem Besitz dieser Frau und begehrte sie, wie sich ein bleichsüchtiges junges Mädchen wohl nach einem robusten Mann sehnt, dessen Liebkosungen sie zu erdrücken drohen.

Dieser Austausch des Geschlechts zwischen der Akrobatin und ihm begeisterte ihn. „Wir sind für einander bestimmt“, überzeugte er sich selbst.

Eines schönen Abends entschloss er sich, die Logenschließerin abzuschicken. Aber Miss Urania hielt es für angemessen, ihm nicht eher Gehör zu schenken, bis er ihr den üblichen Hof gemacht hatte; doch zeigte sie sich wenig grausam, denn durch Hörensagen wusste sie, dass des Esseintes reich war und dass sein Name genügte, um eine Frau in Mode zu bringen.

Aber sobald seine Wünsche Erhörung gefunden hatten, übertraf seine Enttäuschung alle bisherige Erfahrung. Er hatte sich die Akrobatin dumm und roh wie einen Jahrmarktsringer vorgestellt, ihre Dummheit war aber unglücklicherweise nur feminin. Gewiss, es fehlte ihr an Erziehung und an Takt, sie hatte weder Verstand noch Geist, und sie bewies bei Tisch einen tierischen Eifer, anderseits aber waren alle kindlichen Gefühle einer Frau in ihr vorhanden; sie schwatzte auch und kokettierte wie alle von ihren Albernheiten eingenommene Frauenzimmer.

Dabei bewahrte sie im Bett eine puritanische Zurückhaltung und zeigte keine jener athletischen Roheiten, die er ersehnte, aber auch gleichzeitig fürchtete. Sie war nicht, wie er es einen Augenblick gehofft, den Aufregungen ihres Geschlechts unterworfen. Doch wenn er den Mangel ihrer Sinnlichkeit recht untersucht hätte, so hätte er eine Neigung zu einem zarten, schmächtigen Wesen, zu einem ihm ganz entgegengesetzten Temperament, einem mageren Clown, entdeckt.

Unglücklicherweise trat der junge Herzog wieder in die einen Moment vergessene Männerrolle zurück; seine Eindrücke von weiblicher Natur, von Schwäche, verschwanden; die Illusion war nicht mehr möglich. Miss Urania war eine ganz gewöhnliche Maitresse, die in keiner Weise den neugierigen Erwartungen des Gehirns entsprach, die sie anfangs hervorgerufen hatte.

Obgleich der Reiz ihrer weichen, frischen Haut, ihrer prächtigen Schönheit des Esseintes zuerst überrascht und bei ihr zurückgehalten hatte, suchte er dieses Verhältnis schnell wieder zu lösen und den Bruch zu beschleunigen, denn seine frühzeitige Impotenz verschlimmerte sich noch bei den eisigen Liebkosungen, bei dem gezierten Wesen dieses Mädchens.

Und doch war sie die erste, die [innerlich] vor ihm stehen blieb bei dem ununterbrochenen Vorbeimarsch dieser wollüstigen Bilder; wenn sie sich aber schließlich seinem Gedächtnis doch fester eingeprägt hatte als eine Menge anderer, deren Reize weniger trügerisch und deren Genüsse weniger beschränkt gewesen waren, so lag das an dem gesunden und kräftigen Geruch ihres weiblichen Körpers; dieser Überfluss an Gesundheit war das Gegenteil der

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Blutarmut, die man mit Parfüms auffrischt, deren feinen Geruch er in dem zarten Siraudin-Bonbon wiederfand.

Er gedachte seiner anderen Geliebten. Sie drängten sich wie eine Herde in seinem Gehirn zusammen, doch alle überragte eine Frau, deren eigentümlicher Reiz ihn während mehrerer Monate außergewöhnlich gefesselt hatte.

Es war eine kleine, magere Brünette mit schwarzen Augen und pomadisierten Haaren, die auf dem Kopf wie mit einem Pinsel angeklebt waren, mit einem Scheitel auf der linken Seite, der ihr das Aussehen eines Jungen gab.

Er hatte sie in einem Café-Konzert kennen gelernt, wo sie Bauchredner-Vorstellungen gab.

Zum Erstaunen der Zuschauer, die sich fast unbehaglich bei diesen Ausführungen fühlten, ließ sie abwechselnd Kinder aus Pappe sprechen, die wie Orgelpfeifen auf Stühlen aufgestellt waren.

Des Esseintes war bezaubert gewesen; eine Menge von Ideen keimten in ihm auf. Zuerst beeilte er sich, die Bauchrednerin mit Haufen von Banknoten zu bändigen, da sie ihm gerade wegen des Kontrastes, den sie zu der Amerikanerin bildete, gefiel. Diese kleine Brünette brannte wie ein Krater in ihm; aber trotz all ihrer angewandten künstlichen Mittel erschöpfte sich des Esseintes in wenigen Stunden; er fuhr indessen fort, sich willfährig von ihr ausziehen zu lassen, denn mehr als die Geliebte zog ihn das Phänomen an.

Endlich waren die Pläne, die er gemacht hatte, gereift.

Eines Abends hatte er eine kleine Sphinx aus schwarzem Marmor mitgebracht, die in klassischer Pose dalag, die Beine ausgestreckt, den Kopf starr und gerade. Außerdem hatte er eine Chimäre aus vielfarbigem Ton mitgebracht, die eine struppige Mähne schwang, mit grimmigen Augen umherflog und mit den Furchen ihres Schweifes wie mit einem Schmiedeblasebalg ihre geschwollenen Flanken fächelte. Er stellte jedes dieser Tiere an ein Ende des Raumes, löschte die Lampen und ließ die Glut im Kamin glimmen, wodurch der Raum schwach erhellt wurde, wodurch die fast im Schatten ertränkten Gegenstände größer wirkten.

Dann legte er sich auf ein Sofa neben der Frau, deren regloses Gesicht vom Schein einer brennenden Glut getroffen wurde, und wartete.

Mit einer seltsamen Betonung, die er sie im Voraus ausführlich und geduldig hatte wiederholen lassen, belebte sie die beiden Ungeheuer, ohne auch nur die Lippen zu bewegen, ohne sie auch nur anzusehen.

Und in der Stille der Nacht begann der bewundernswerte Dialog der Chimäre und der Sphinx, vorgetragen von kehligen und tiefen Stimmen, mal heiser, mal schrill, als sei es übermenschlich.

„Hier, Chimäre, halte an.“

„Nein, niemals.“

Gewiegt von der entzückenden Prosa Flauberts, hörte er schwer atmend das schreckliche Duett, und ein Schauder durchflog ihn vom Nacken bis zur Zehe, als die Chimäre die feierlichen und zauberhaften Worte ausspricht:

„Ich suche neue Wohlgerüche, prächtigere Blumen, unbekannte Genüsse.“

Ach! Es war ihm, als ob diese Stimme zu ihm selbst, geheimnisvoll, wie in einer Beschwörung, spräche.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Das ganze Elend seiner eigenen nutzlosen Anstrengungen strömte ihm zum Herzen zurück. Sanft umfasste er die stumme Frau wie ein ungetröstetes Kind; nicht einmal das verdrießliche Gesicht der Komödiantin beachtete er, die genötigt war, eine Szene zu spielen und ihr Handwerk noch während ihrer Mußestunden auszuüben.

Ihr Verhältnis dauerte fort, doch bald verschlimmerte sich die Schwäche des Herzogs; die Aufwallungen seines Gehirns schmolzen nicht mehr das Eis seines Körpers; die Nerven gehorchten nicht mehr seinem Willen; die leidenschaftlichen Torheiten der Greise beherrschten ihn. Da er sich mehr und mehr bei seiner Geliebten schwach werden fühlte, nahm er seine Zuflucht zu dem wirksamsten Hilfsmittel der alten und unbeständigen Aufreizung: zu der Furcht.

Während er seine Maitresse in seinen Armen hielt, erscholl hinter der Tür eine rauhe Säuferstimme: „Wirst du gleich öffnen? Ich weiß sehr gut, dass du mit einem reichen Gimpel zusammen bist, na warte nur, du Schlange!“

Wie die Wüstlinge in der Gefahr einen Reiz empfinden und im Freien, auf den Böschungen, im Garten der Tuilerien, im Wald oder auf einer Bank ihre Sinnlichkeit befriedigen, so fand des Esseintes vorübergehend seine Kräfte wieder und stürzte sich auf die Bauchrednerin, deren Stimme hinter der Tür tobte, und empfand unerhörte Genüsse in diesem Herumstoßen, in dieser Angst des Mannes, der sich in Gefahr befindet.

Unglücklicherweise waren diese Freuden von kurzer Dauer, denn trotz der enormen Summen, die er der Bauchrednerin bezahlte, verabschiedete diese ihn schließlich und gab sich noch denselben Abend einem strammen Burschen hin, dessen Ansprüche weniger kompliziert, dessen Lenden aber kräftiger waren.

Diese Komödiantin hatte er wirklich bedauert; und bei der Erinnerung an ihre Geschicklichkeit schienen ihm die anderen Frauen anmutslos.

Eines Tages, da er allein in der Avenue de Latour-Maubourg spazieren ging, in seine Betrachtungen und seinen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht vertieft, wurde er nahe bei der Esplanade des Invalides von einem jungen Menschen angeredet, der ihn bat, ihm den kürzesten Weg nach der Rue de Babylone zu zeigen.

Des Esseintes bezeichnete ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte, und da auch er die Esplanade entlang ging, schritten sie zusammen weiter.

„Sie glauben, dass es, wenn ich links ginge, ein Umweg wäre?“ fuhr der junge Mann zu fragen fort, „man hatte mir bedeutet, die Avenue in schräger Richtung zu verfolgen ... “ Seine Stimme klang leise und schüchtern, fast bittend.

Des Esseintes betrachtete ihn näher. Er schien aus dem Gymnasium gekommen zu sein, war ärmlich gekleidet, trug eine kurze Jacke aus Cheviot, eine schwarze enge Hose, niedergeschlagenen Kragen und eine lose dunkelblaue Krawatte mit weißen Punkten.

In der Hand hielt er ein Schulbuch und hatte auf dem Kopf einen runden braunen Hut mit glattem Rand.

Sein Gesicht war beunruhigend; blass und müde, doch ziemlich regelmäßig und von langem, schwarzem Haar umrahmt; er hatte große feuchte Augen mit blauen Rändern, um die Nase herum einige Sommersprossen und

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

einen kleinen Mund mit starken Lippen, die in der Mitte wie eine Kirsche gespalten waren.

Sie sahen sich eine Weile an, gerade ins Gesicht, dann schlug der junge Mensch die Augen nieder und kam näher; sein Arm streifte bald den des Herzogs, der seinen Schritt mäßigte und nachdenklich den wiegenden Gang des Jünglings betrachtete.

Und aus dieser zufälligen Begegnung war eine Freundschaft entstanden, die sich monatelang hinzog.

Des Esseintes dachte mit Schaudern an sie zurück, niemals hatte er einen anziehenderen und herrischeren Pakt ertragen, niemals hatte er solche Gefahren gekannt und niemals noch sich so schmerzhaft befriedigt gefühlt.

Unter allen Erinnerungen, die ihn in seiner Einsamkeit bestürmten, beherrschte dieses Liebesverhältnis alle anderen.

Jetzt erwachte er aus seinen Träumereien, gebrochen, vernichtet, sterbend; er zündete schnell alle Lichter und Lampen an und hoffte in dieser Flut von Licht weniger deutlich das dumpfe, unaufhörliche, unausstehliche Klopfen der Pulsadern zu vernehmen.

Zehntes Kapitel.

Während dieser seltsamen Krankheit [der Neuro-Lues], die blutarme Menschen hinwegrafft, traten plötzlich kurze Pausen der Krisen ein. Ohne dass er sich ihren Grund zu erklären vermochte, wachte des Esseintes eines Tages ganz kräftig auf. Da war nichts mehr von aufreibendem Husten zu spüren, keine stechenden Schmerzen mehr im Nacken, nur ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlbehagen, eine Leichtigkeit des Hirns, dessen Gedanken sich erhellten.[363]

Dieser Zustand währte mehrere Tage; dann plötzlich zeigten sich eines Nachmittags wiederum Halluzinationen des Geruchsinnes.

Sein Zimmer duftete wie von Backwerk und Parfüm; er sah nach, ob nicht ein geöffnetes Flacon umherstand; doch nirgends war eins zu finden. Er lief durch alle seine Gemächer: der Geruch dauerte fort.

Er klingelte seinem Diener:

„Riechen Sie nichts?“ fragte er.

Der alte Mann erklärte, dass er keinen Blumengeruch bemerke: Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, das Nervenleiden [die Neuro-Lues] zeigte sich wieder unter einer neuen Sinnestäuschung.

Gelangweilt von der Hartnäckigkeit dieses eingebildeten Aromas, beschloss er, sich in wirkliche Parfüms zu tauchen, in der Hoffnung, diese Nasenhomöopathie werde ihn heilen oder wenigstens veranlassen, dass ihn dieser lästige Geruch nicht mehr verfolge.

Er begab sich in sein Ankleidezimmer. Dort standen nahe bei einem antiken Taufbecken, das ihm als Waschgefäß diente, unter einem breiten Spiegel von getriebenem Eisen Flaschen in allen Größen und allen Formen auf Etageren aus Elfenbein übereinander.

Er stellte sie auf einen Tisch und teilte sie in zwei Serien: die eine mit einfachen Parfüms, Extrakten und Spirituosen, die andere mit

363 Dies kam tatsächlich vor. Syphilitiker hatten auch Phasen, in denen sie völlig schmerzfrei und scheinbar wieder gesund waren.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

zusammengesetzten Parfüms, die man mit dem allgemeinen Ausdruck „Bouquets“ bezeichnet.

Er drückte sich in seinen Sessel und sammelte sich.

Er war schon seit Jahren in der Wissenschaft des Riechens geübt und war überzeugt, dass man durch den Geruch die gleichen Genüsse empfinden könne wie durch das Gehör und das Sehen, indem jeder Sinn infolge einer natürlichen Neigung und Angewöhnung genugsam empfindlich sei, neue Eindrücke aufzunehmen, sie zu verzehnfachen und zu verarbeiten.

In der Kunst der Parfümbereitung hatte ihn eine Seite vor allem angezogen, nämlich die der künstlichen Genauigkeit.

Das Parfüm stammt fast niemals von den Blumen, deren Namen es trägt; der Fabrikant, der es wagte, nur einzig der Natur ihre Elemente zu entlehnen, würde doch nur ein unechtes Werk schaffen, ohne Natürlichkeit.

Mit Ausnahme des unnachahmlichen Jasmin, der keine Fälschung zulässt, sind alle Blumengerüche genau durch Verbindungen mit aromatischem Weingeist und Spiritus herstellbar.

Nach und nach hatten sich die geheimen Operationen dieser so arg vernachlässigten Kunst vor des Esseintes erschlossen, der ihren verborgenen Wegen nachging.

Um dies zu erreichen, hatte er zuerst die Grammatik durchgearbeitet, die Syntax der Gerüche erlernt, wie auch die Regeln, die sie regieren, ergründet. Mit dieser Sprache einmal vertraut, musste er die Werke der Meister wie Atkinson und Lubin, Chardin und Violet, Legrand und Piesse vergleichen, die Konstruktion ihrer Sätze zerlegen, das Verhältnis ihrer Worte und die Aufstellung ihrer Satzgefüge abwägen.

Die klassische Parfümerie war ziemlich einförmig, fast farblos, vor langer Zeit von Chemikern in eine gleichmäßige Form gegossen.

Ihre Geschichte folgte Schritt für Schritt der Sprache unsrer Zeit.

Der parfümierte Stil Ludwigs XIII., aus teuern Bestandteilen zusammengesetzt, aus Iris, Moschus, Zibethpuder, Myrtenwasser, schon damals unter dem Namen „Eau des Anges“ bekannt, war kaum genügend, um die ungezwungnen Reize, die etwas rohen Färbungen jener Zeit auszudrücken, die uns gewisse Sonette von Saint-Armand aufbewahrt haben.

Später, mit der Myrrhe, dem Oliban, einer Art Weihrauch, wurden die mystischen Wohlgerüche kräftig und streng; die pomphafte Art des großen Jahrhunderts, die weitschweifigen Feinheiten der Redekunst, der breite, getragne Stil Bossuets und der Kanzelredner fanden ihren Niederschlag. Noch später fanden die erschlafften, kunstvollen Reize der französischen Gesellschaft unter Ludwig XV. leichter ihren Dolmetscher in dem Frangipan und dem Maréchale, die gleichsam die Synthese dieser Epoche selbst gaben. Dann, nach der Langeweile und Gleichgültigkeit des ersten Kaiserreichs, in dem man die Eaux de Cologne sowie die Präparate von Rosmarin missbrauchte, stürzte sich die Parfümerie hinter Victor Hugo und Gautier her in das Land der Sonne; sie schuf orientalische Wohlgerüche, scharfwürzige Bouquets, entdeckte neue Zusammenstellungen, bis jetzt nicht gewagte Gegensätze, wählte aus und nahm wieder alte Nuancen auf, die sie steigerte, verfeinerte und passend zusammensetzte. Sie verwarf schließlich energisch diese freiwillige Abgelebtheit, zu der sie Malesherbes, Boileau, Andrieux,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Baour-Lormian herabgesetzt hatten, diese niedrigen Destillateure ihrer Gedichte.

Aber auch seit der Periode von 1830 war diese Sprache nicht stehen geblieben. Sie hatte sich noch weiter fortentwickelt, und indem sie sich nach dem Gang des Jahrhunderts geformt hatte, war sie gleichlaufend mit den anderen Künsten vorangeschritten, hatte sich auch den Wünschen der Kunstfreunde und Künstler gefügt, sich auf die Chinesen und Japaner gestürzt, duftende Stammbücher erfunden, Blumensträuße von Takéoka nachgeahmt, durch Mischungen von Lavendel und Goldlack den Geruch des Rondeletia, durch eine Verbindung von Patschuli und Kampfer den sonderbaren Duft der chinesischen Tinte, durch die Zusammensetzung von Zitrone, Levkoje und Pomeranzblütessenz die Ausströmung des japanesischen Hovénia erhalten.

Des Esseintes studierte und analysierte die Seele dieser Fluida, machte die Exegese dieser Texte; er gefiel sich zu seiner eigenen Befriedigung darin, die Rolle eines Psychologen zu spielen, das Räderwerk auseinander zu nehmen und wieder zusammenzustellen, die Stücke abzuschrauben, die die Struktur einer zusammengesetzten Ausströmung bildeten, und bei dieser Ausübung hatte sein Geruchsinn die Sicherheit eines fast unfehlbaren Prüfsteins erlangt.

Wie ein Weinhändler das Gewächs an einem Tropfen, den er schlürft, erkennt, wie ein Hopfenhändler an dem Geruch des Sackes den genauen Wert der Ware bestimmen kann, wie ein chinesischer Kaufmann sofort die Herkunft des Tees, der ihm vorgehalten wird, anzugeben vermag und sagen kann, auf welchen Pachtungen des Berges Bohées, in welchen buddhistischen Klöstern er gezogen ist, und selbst den Zeitpunkt, an dem seine Blätter gepflückt würden, und den Grad des Dörrens zu bezeichnen weiß, sowie den Einfluss, dem er in der Nähe der Pflaumenblüte, der Aglaia, der duftenden Olea, aller dieser Wohlgerüche ausgesetzt gewesen ist, die dazu dienen, seine Natur zu verändern, eine unvermutete Steigerung hervorzurufen und in seinem trocknen Geruch einen Duft ferner frischer Blumen zu erzeugen – ebenso konnte des Esseintes auch, wenn er nur ein Tröpfchen Parfüm einatmete, gleich die Dosis seiner Mischung hernennen, die Psychologie seiner Mixtur erklären und den Künstler erkennen, der das Aroma hergestellt und ihm die persönliche Marke seines Stils aufgedrückt hatte.

Es versteht sich von selbst, dass er die Sammlung aller von den Parfümeuren angewendeten Produkte besaß; er hatte selbst das echte Mekkabalsamkraut, dieses seltne Kraut, das nur in gewissen Teilen des steinigen Arabiens wächst und dessen Monopol dem Sultan gehört. –

Und nun saß des Esseintes in seinem Ankleidezimmer und sann darauf, ein neues Bouquet zu erfinden, er war von dem Augenblick des Zögerns erfasst, den die Schriftsteller nur zu gut kennen, wenn sie nach Monaten der Ruhe ein neues Werk beginnen.

Ebenso wie Balzac, der von dem unabweislichen Bedürfnis verfolgt war, erst viel Papier zu bekritzeln, ehe er imstande war zu schreiben, so erkannte des Esseintes die Notwendigkeit, sich erst durch einige leichtere Arbeiten in Gang zu bringen.

Er fing an, die Flaschen mit Mandeln und Vanille zu wägen, um Heliotrop herzustellen, dann besann er sich anders und entschloss sich, mit der Riecherbse zu beginnen.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Die Formel, das Verfahren waren ihm entfallen; er tastete. Im allgemeinen herrscht bei dem Duft dieser Blume die Orange vor; er versuchte mehrere Zusammensetzungen und erreichte schließlich den richtigen Ton, indem er der Orange die Tuberose und die Rose hinzufügte, die er mit einem Tropfen Vanille verband.

Die Ungewissheiten verschwanden; ein leichtes Fieber erfasste ihn, er fühlte sich zur Arbeit angeregt und beschloss weiter zu gehen und einen fulminanten Satz loszulassen, dessen stolzes Geprassel das Geflüster dieses arglistigen Parfüms niederwürfe, der noch immer im Zimmer lastete.

Er experimentierte mit dem Amber, dem Tonkin-Moschus, dem Patschuli, dem schärfsten aller vegetabilischen Parfüms, dessen Blume einen Geruch von Schimmel und Rost ausströmt.

Aber was er auch versuchte, die Liebeleien des XVIII. Jahrhunderts verfolgten ihn; die Reifröcke und seidenen Garnierungen schwebten vor seinen Augen, die Erinnerungen der Venusse von Boucher, aus vollem Fleisch, ohne Knochen, in üppigster Gestalt, ließen sich an seinen Wänden nieder; der Rückblick auf den Roman Thermidor, auf die entzückende Rosette mit hochgeschürztem Rock peinigte ihn.

Wütend stand er auf, und um sich frei zu machen, sog er mit aller Kraft die reine Essenz des Spika-Nard ein, der den Orientalen so teuer und den Europäern so unangenehm ist wegen seines zu starken Geruchs von Baldrian. Er war fast betäubt von der Heftigkeit der Erschütterung.

Wie durch einen Hammerschlag zermalmt verschwand das Filigran des zarten Duftes.

Früher hatte er sich gern in Akkorden von Düften gewiegt; er gebrauchte ähnliche Effekte wie die der Poeten, wendete gewissermaßen die vortreffliche Anordnung der Stücke von Baudelaire an, wie zum Beispiel in „L'Irréparable“ und „Le Balcon“, wo der letzte der fünf Verse, die die Strophe bilden, das Echo des ersten ist und wie ein Refrain zurückkommt, und die Seele in die Unendlichkeit von Schwermut und Sehnsucht taucht.

Er verlor sich in den Träumen, die diese duftenden Stanzen in ihm hervorriefen; ihn verlangte, in einer wunderbaren und wechselnden Landschaft herumzustreichen, und deshalb fing er mit einem vollen und stattlichen Satz an, der plötzlich einen Durchblick auf eine großartige Landschaft eröffnete.

Mit seinen Vaporisateuren verspritzte er im Zimmer eine Essenz, aus Ambrosia, Mitcham-Lavendel, Riecherbse und Bouquet gebildet; eine Essenz, die, wenn sie von einem Künstler destilliert, den Namen verdient, den man ihr zuerkannt hat: „Extrait de Préfleuri“; in diese blühende Wiese führte er dann eine genaue Fusion von Tuberose, Orangenblüte und Mandel ein; und alsbald entstand künstlicher Flieder, und der Wind schien leise durch blühende Linden zu streichen und drückte ihre zarten Ausströmungen auf den Boden nieder, die dem Extrakt der englischen Tilia ähneln.

Dann ließ er durch einen Ventilator die duftenden Wellen entfliehn und behielt nur die Landschaft bei, die er erneute und deren Dosis er verstärkte, um ihre Rückkehr zu erzwingen.

Bald stiegen Hüttenwerke gen Himmel auf.

Ein starker Geruch von Fabriken, von chemischen Produkten verbreitete sich, und doch hauchte die Natur noch in dieser verpesteten Luft ihre süßen Düfte aus.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Des Esseintes bearbeitete und wärmte zwischen seinen Fingern eine Storax-Kugel, und ein höchst eigentümlicher Geruch verbreitete sich im Zimmer, ein Geruch, widerlich und köstlich zugleich, dem entzückenden Geruch der Jonquille und dem hässlichen Gestank der Guttapercha und dem Steinkohlenöl ähnlich.

Er desinfizierte sich die Hände, legte sein Harz in einen hermetisch verschlossenen Kasten, und die Fabriken verschwanden. Dann schleuderte er zwischen die wieder belebten Linden und Wiesen einige Tropfen New Mown Hay, und mitten in der zauberhaften Landschaft, ihres Flieders beraubt, stiegen Heugarben empor, die eine neue Jahreszeit suggerierten und ihre feinen Ausströmungen aushauchten.

Endlich, als er diesen Anblick genügend genossen hatte, versprengte er eiligst noch einige exotische Parfüms, leerte seine Vaporisateure, verflüchtete seine konzentrierten Spritsorten, ließ all den Balsamen die Zügel schießen, und in dem heißen aufregenden Dunst des Raumes entwickelte sich eine wahnsinnig sublimierte Temperatur, die seinen Atem beschleunigte.

Plötzlich empfand er einen heftigen Schmerz. Es war ihm, als wenn man ihm mit einem Instrument die Schläfen durchbohre. Er öffnete die Augen und befand sich in der Mitte seines Ankleidezimmers, vor seinem Tisch sitzend; mühevoll erhob er sich und schleppte sich zum Fenster, das er halb öffnete. Ein Luftstoß klärte die erstickende Atmosphäre, die ihn einhüllte; er ging im Zimmer auf und ab, die Augen gegen den Plafond gerichtet, wo Krabben und salzgepuderte Algen auf einem gekörnten Grund hell wie der Sand des Meeresufers im Relief aufstiegen. Eine gleiche Dekoration schmückte auch die Fußgesimse, die mit japanesisch wassergrüner, etwas zerdrückter Kreppseide die Wände einfassten, das Gekräusel eines Flusses, von Wind bewegt, nachahmten, und in diesem leicht fließenden Wasser schwamm das Blatt einer Rose, um das ein Schwarm kleiner Fische wirbelte, mit leichten Federstrichen gezeichnet.

Aber seine Augenlider blieben schwer; das Hin- und Hergehen ermüdete ihn, er lehnte sich an die Fensterbrüstung; allmählich verschwand seine Betäubung. Sorgsam korkte er die Fläschchen wieder zu und benutzte diese Gelegenheit, um die Unordnung in seiner reichen Schminksammlung zu beseitigen. Er hatte seit seiner Ankunft in Fontenay nicht daran gerührt, und er verwunderte sich fast, diese Kollektion jetzt wiederzusehen, die früher von so vielen Frauen besichtigt und bewundert worden war.

Die Kruken und Fläschchen häuften sich auf- und übereinander. Hier war es ein Porzellantopf, der Schnouda enthielt, diese wunderbare weiße Creme, die, wenn sie auf die Wange aufgerieben wird, unter dem Einfluss der Luft in zartes Rosa, dann in ein so echtes Inkarnat übergeht, dass er die wirklich genaue Täuschung einer durch Blutwallung geröteten Haut hervorbringt. Dort sind es mit Perlmutter eingelegte Lackkasten, die japanesisches Gold und athenisches Grün einschließen, die Farbe des Flügels einer spanischen Fliege, Gold und Grün, das sich in ein tiefes Purpur verwandelt, sobald man es anfeuchtet. Nahe den vollen Kruken mit Pasten von Lambertsnuss, Serkis des Harems, Emulsinen der Kaschmirlilie, Waschwasser von Erdbeeren und Holunder für den Teint und bei den kleinen Flaschen, die mit einer Auflösung von chinesischer Tinte und Rosenwasser zum Gebrauch der Augen bestimmt waren, lagen Utensilien aus Elfenbein, Perlmutter und Silber durcheinander mit

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Bürsten aus Luzern für das Zahnfleisch, Pinsel, Scheren, Wischer, Schminkläppchen und Puderquasten, Rückenkratzer und Schönheitspflästerchen.

Er betrachtete all diese Toilettengeräte, die er auf die Bitte einer seiner Geliebten gekauft hatte, die unter dem Einfluss gewisser Gerüche, gewisser Balsame vor Entzücken verging.

Er grübelte über die Erinnerungen nach, und es fiel ihm ein Nachmittag ein, den er mit dieser Frau, aus Langeweile und Neugier, in Pantin bei ihrer Schwester zugebracht hatte und der in ihm eine ganze Welt vergessener Ideen und alter Parfüms wachrief.

Er flüchtete in sein Arbeitszimmer zurück und öffnete das Fenster weit, glücklich, sich in der frischen Luft baden zu können. Aber plötzlich war es ihm, als wenn der Wind ihm einen unbestimmten Geruch von Bergamottenessenz entgegentrieb, mit dem sich der Jasminsprit, die Kassie und das Rosenwasser verband.

Er atmete schwer auf.

Der Geruch wechselte und veränderte sich, ohne zu verschwinden. Ein unbestimmter Duft von Tolutinktur, von Perubalsam, von Safran, verschmolzen mit einigen Tropfen Amber und Moschus, stieg jetzt aus der schlafenden Stadt empor, von dem Fuße der Anhöhe her, und plötzlich vollzog sich eine Metamorphose, die getrennten Gerüche verbanden sich, und von neuem verbreitete sich der Frangipan, dessen Geruch die Elemente und die Analyse herbeigeführt hatten, über das Tal von Fontenay bis zum Festungswerk hinauf. Sie erschütterten seine erschöpften und angegriffnen Nerven noch mehr, so dass er ohnmächtig an der Fensterbrüstung niedersank.

[...]

Dreizehntes Kapitel

Das Wetter war in diesem Jahr ganz ungewöhnlich: Nach den Stoßwinden und Nebel lag ein weißglühender Himmel über der Gegend ausgebreitet.

In zwei Tagen war ohne jeden Übergang der feuchten Kälte und den Regengüssen eine brennende Hitze, eine Luft von entsetzlicher Schwere gefolgt. Wie mit Feuerhaken geschürt strahlte die Sonne, gleich der Öffnung eines Backofens, ein fast weißes Licht aus, das das Auge blendete; ein heißer Staub erhob sich von den kalkigen Chausseen und verdorrte die Bäume und den Rasen. Die Sonne, die auf die weißgetünchten Mauern, die Zinndächer und die Fensterscheiben niederbrannte, blendete förmlich. Die Glut einer Gießerei lag auf dem Hause des Herzogs Jean des Esseintes.

Halb nackt öffnete er ein Fenster, eine Welle heißer Luft schlug ihm ins Gesicht; im Esszimmer, in den er sich flüchtete, war es glühendheiß.

Er setzte sich ganz verzweifelt nieder, denn die Überreizung, die ihn aufrechthielt, solange er beim Ordnen seiner Bücher seinen Träumen nachgehangen hatte, war jetzt vorüber.

Wie alle nervösen Leute wurde er durch die Hitze sehr angegriffen. Die Bleichsucht, durch die Kälte zurückgehalten, machte sich wieder bemerkbar und schwächte den ohnedies schon matten Körper noch mehr durch übermäßigen Schweiß.

Das Hemd klebte auf dem nassen Rücken, die Beine und Arme kraftlos, die Stirn mit Schweiß bedeckt, der in salzigen Tropfen die Backen hinablief,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

lag der Herzog wie gebrochen in seinem Sessel. Der Anblick des Fleisches, das auf dem Tische stand, widerte ihn in diesem Augenblick an, und er befahl, es fortzutragen; er bestellte sich Eier und versuchte einige Brotstückchen, ins weiche Gelbe getunkt, hinunterzuwürgen; aber sie blieben ihm in der Kehle sitzen. Die Neigung zum Erbrechen kam. Er trank einige Tropfen Wein, die ihm wie Feuer im Magen brannten.

Er wischte sich das Gesicht ab; der Schweiß, noch eben warm, floß kalt an den Schläfen entlang. Er sog einige Stückchen Eis langsam auf, um die Übelkeit zu vertreiben. Doch vergeblich.

Eine grenzenlose Mattigkeit drückte ihn nieder; er meinte zu ersticken und stand auf.

Noch nie hatte er sich so beunruhigt, so zerrüttet, so elend gefühlt. Dabei quollen seine Augen, er sah die Gegenstände doppelt und sie drehten sich um sich selbst. Bald verschwand ihm das Gefühl für die richtigen Entfernungen, sein Glas schien ihm eine Meile von ihm zu stehen. Er verhehlte sich nicht, dass er der Spielball seiner sensationellen Täuschungen war, und unfähig, dagegen zu reagieren, legte er sich auf das Sofa im Salon.

Da aber wiegte ihn ein Schwanken, wie das Schwanken eines Schiffes, und die Übelkeit wurde stärker; er stand wieder auf und entschloss sich, durch ein Verdauungsmittel die Eier, die ihn nahezu erstickten, hinunterzubringen.

Er ging nach dem Esszimmer zurück und verglich sich in dieser Kabine melancholisch mit einem Seereisenden. Er kam sich vor wie ein von Seekrankheit befallener Passagier.

Schwankenden Schrittes wendete er sich dann zu dem Wandschrank, prüfte seine Mundorgel, doch öffnete er sie nicht, sondern nahm von dem obern Brett eine Flasche mit Benediktiner, die er ihrer Form wegen aufbewahrte.

Aber für den Augenblick war ihm alles gleichgültig; mit mattem Auge betrachtete er die dickbäuchige dunkelgrüne Flasche, die sonst in ihm die Vorstellung eines mittelalterlichen Klosters wachgerufen hätte: mit ihrem antiken Mönchsbauch, ihrem Kopf und Hals, mit einer Pergamentkapuze versehen, ihrem roten Wachssiegel mit den drei silbernen Bischofshüten am Halse, gesiegelt wie eine Bulle, und einer Etikette, auf deren gelblichem Papier in Mönchslatein stand: „Liquor Monachorum Benedictinorum Abbatiae Fiscanensis.“

Diese klösterliche Hülle barg einen safrangelben Likör von entzückender Zartheit.

Er trank einige Tropfen von dem Likör und fühlte während eines Augenblicks etwas Erleichterung, aber bald brannte das Feuer wieder von neuem in seinen Eingeweiden.

Er warf verzweifelt seine Serviette hin und begab sich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er langsam auf und ab ging.

Es war ihm, als sei er unter einer Luftglocke, in der ihm die Luft nach und nach entzogen wurde, und eine wonnig-grausame Schwäche bemächtigte sich seiner, die vom Rückenmark durch alle Glieder ging. Er sträubte sich dagegen, und da er es nicht mehr aushalten konnte, flüchtete er sich, vielleicht zum erstenmal seit seiner Ankunft in Fontenay, in seinen Garten und suchte Schutz unter einem Baum, der einen runden Schatten warf.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er saß auf dem Rasen und sah mit stumpfer Miene auf die viereckigen Gartenbeete, auf denen seine alten Diener Gemüse gepflanzt hatten.

Er sah sie wohl an, aber erst nach Verlauf einer Stunde bemerkte er sie, denn ein gräulicher Nebel schwebte vor seinen Augen und ließ ihn nichts unterscheiden, ähnlich wie auf dem Meeresgrund, wo man nur unbestimmte Bilder gewahrt.

Schließlich fand er sein geistiges Gleichgewicht wieder und unterschied deutlich Zwiebeln von Kohl, sowie etwas weiter ein Feld mit Kopfsalat und im Hintergrund die ganze Hecke entlang eine Reihe weißer Lilien, die unbeweglich in der schweren Luft ihren Duft ausströmten.

Er durchstöberte den Garten und interessierte sich für die in der Hitze verwelkten Pflanzen und den heißen Erdboden, der in dem glühenden Staub der Luft dampfte. Dann bemerkte er oberhalb der Hecke, die den tiefer gelegnen Garten von der erhöhten Straße trennte, die nach dem Vorwerk führte, einige Jungen, die sich in der brennenden Sonne im Staub wälzten.

Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit eben auf sie, als ein anderer, kleinerer erschien; er sah schmutzig aus, hatte Haar wie Seegras und war voller Sand; zwei grüne Blasen hatte er unter der Nase, widerliche Lippen, weiß beschmiert mit weißem Käse, der auf Brot gestrichen und mit gehackten Zwiebeln bestreut war.

Der Herzog sog den Geruch davon ein; ein krankhaftes Gelüst bemächtigte sich seiner. Die schmutzigen Brotschnitte ließen ihm das Wasser in den Mund treten. Es schien ihm, als wenn sein Magen, der jede Nahrung verweigerte, dies abscheuliche Essen verdauen und sich sein Gaumen wie an einem Leckerbissen daran laben könne.

Er sprang auf, lief nach der Küche, befahl, aus dem Dorf einen Laib Brot, Quark und Zwiebeln zu holen, bestimmte, wie man ihm die Brotschnitte bereiten solle, genau wie die, an denen der Junge herumwürgte, und ging zu seinem Baum zurück, unter dem er sich wieder niederließ.

Jetzt schlugen sich die Jungen. Sie entrissen sich Stücke Brot, die sie sich in die Backen stopften, wobei sie sich die Finger ableckten. Es hagelte dabei Fußtritte, Faustschläge, und die Schwächsten, die zur Erde geworfen wurden, schlugen mit den Beinen um sich und heulten.

Dieses Schauspiel belebte den Herzog; das Interesse, das er an dem Kampf nahm, wendete seine Gedanken von seinem Übel ab; bei der Erbitterung der Bengel dachte er an das grausame Gesetz vom Kampf ums Dasein, und obgleich diese Jungen nur aus niedrigem Stand waren, konnte er sich doch nicht erwehren, sich für ihr Los zu interessieren und zu glauben, dass es besser für sie gewesen wäre, wenn ihre Mütter sie nicht in die Welt gesetzt hätten.

„Welcher Wahnsinn“, dachte der Herzog, „Kinder zu zeugen!“

Der Diener unterbrach die wohlgemeinten Betrachtungen, über die der Herzog nachgrübelte, und überreichte ihm auf einem silbernen Teller das gewünschte Käsebrot.

Eine Übelkeit überkam ihn; er hatte nicht den Mut, das Käsebrot zu essen, denn die krankhafte Überreizung seines Magens war nicht vergangen. Ein Gefühl entsetzlicher Zerrüttung befiel ihn von neuem; er musste aufstehen. Die Sonne drehte sich und nahm nach und nach seinen Platz ein, die Hitze wurde noch drückender und lästiger.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Werfen Sie das Brot den Jungens hin“, sagte der Herzog zu dem alten Diener, „mögen die sich darum schlagen; mögen sich die Schwächeren zu Krüppeln schlagen und keinen Anteil an den Leckerbissen haben; mögen sie obendrein von ihren Eltern tüchtig durchgeprügelt werden, wenn sie mit zerrissenen Hosen und blauen Augen nach Hause kommen; das wird ihnen einen Vorgeschmack geben von dem Leben, das ihrer erwartet!“

Mit diesen Worten ging er langsam seinem Haus zu und sank halb ohnmächtig auf einem Sessel nieder.

„Ich muss indessen versuchen, etwas zu essen“, murmelte er, und er tunkte einen Zwieback in einen alten Constantia, von dem er noch einige Flaschen im Keller hatte.

Dieser Wein, in der Farbe wie leicht angebrannte Zwiebeln, der die Mitte zwischen Malaga und Portwein hält, doch mit einem besonders zuckerigen Bukett und einem Nachgeschmack von Weintrauben, hatte ihn oft gestärkt und manchmal sogar seinem durch gezwungenes Fasten geschwächten Magen neue Kraft eingeflößt. Aber diese Herzstärkung, sonst treu und zuverlässig, verfehlte heute ihre Wirkung.

Nun hoffte er, dass ein linderndes Mittel die glühenden Eisen, die ihm gleichsam den Magen zerrissen, vielleicht abkühlen werde, und er nahm seine Zuflucht zum Nalifka, einem russischen Likör in einer mattgolden glasierten Flasche. Aber dieser ölige und himbeerartige Saft war ebenfalls wirkungslos.

Leider! Die Zeit war fern, wo der Herzog sich noch einer guten Gesundheit erfreute, wo er in voller Hundstagshitze auf seinem Besitztum einen Schlitten bestieg und da, eingewickelt in Pelze, die er bis zur Brust hinaufzog, zu frösteln versuchte und sich sagte, indem er sich mit den Zähnen zu klappern bemühte: „Ah! dieser Wind ist eisig, man erfriert fast, man erstarrt wirklich!“ bis es ihm fast gelang, sich zu überzeugen, dass es recht bitterlich kalt sei!

Unglücklicherweise wirkten diese Mittel nicht mehr, seit seine Leiden tatsächlich überhand genommen hatten.

Dabei blieb ihm nicht einmal die Zuflucht, zur Opiumtinktur zu greifen; denn anstatt ihn zu beruhigen, regte ihn dies schmerzstillende Mittel derartig auf, dass es ihm die Ruhe raubte.

Früher hatte er sich mit Opium und Haschisch Visionen erzeugen wollen, aber diese beiden Substanzen hatten Erbrechen und heftige nervöse Aufregungen herbeigeführt, er hatte sofort darauf verzichtet und ohne Hilfe dieser derben Reizmittel von seinem Gehirn allein verlangt, ihn weit von dem Leben ab ins Reich der Träume zu führen.

„Welch ein Tag!“ seufzte der Herzog; er trocknete sich den Hals und fühlte, dass das, was ihm noch an Kräften geblieben war, sich in neuem Schweiß auflöste. Eine fieberhafte Erregung verhinderte ihn, still zu sitzen. Von neuem irrte er durch alle Zimmer und versuchte alle Sitze nacheinander.

Des Kampfes müde sank er endlich vor seinem Schreibtisch nieder. Den Ellbogen auf die Platte gestützt, bewegte er mechanisch, ohne an etwas zu denken, einen Sternhöhenmesser, der anstatt eines Briefbeschwerers auf einem Haufen Bücher und Notizen stand.

Er hatte dieses Instrument aus graviertem, vergoldetem Kupfer, das aus Deutschland stammte und im siebzehnten Jahrhundert gearbeitet worden war, bei einem Trödler in Paris gekauft, nach einem Besuch des Cluny-Museum, wo

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

er lange in Entzücken vor einem wunderbaren Astrolabium aus geschnitztem Elfenbein gestanden hatte, dessen kabbalistische Art ihn geradezu bezauberte.

Dieser Briefbeschwerer rief einen ganzen Schwarm Erinnerungen in ihm wach. Der Anblick dieser Seltenheit ließ ihn vergessen, wo er sich befand, seine Gedanken schweiften zurück zu dem Trödler in Paris, der ihm das Instrument verkauft hatte.

Er sah sich im Geist wieder im Museum vor dem Astrolabium aus Elfenbein, während seine Augen fortfuhren, den Sternhöhenmesser aus Kupfer vor sich auf dem Tische zu betrachten, ohne ihn zu sehen.

[...]

Fünfzehntes Kapitel

Die nervöse Verdauungsschwäche zeigte sich von neuem. Das neue Mittel brachte eine solche Reizung in seinem Magen hervor, dass der Herzog so schnell wie möglich mit seinem Gebrauch aufhören musste.

Die Krankheit [die Syphilis] nahm ihren gewöhnlichen Verlauf; unbekannte Erscheinungen[364] begleiteten sie. Nach den Alpträumen, den Geruchseinbildungen, Sehstörungen, dem hartnäckigen Husten, dem Klopfen der Pulsadern und des Herzens, dem kalten Schweiß traten Täuschungen des Gehörs ein, Verschlimmerungen, die sich nur in der letzten Periode des Übels [der Präparalyse] zu zeigen pflegen.

Von einem hitzigen Fieber verzehrt, hörte der Herzog plötzlich ein Wasserrauschen, das Summen von Bienenschwärmen; dann verschmolzen diese Geräusche zu einem einzigen zusammen, das dem Schnarren einer Drehbank ähnelte. Dieses Schnarren wurde nach und nach schwächer und löste sich in hellen Glockenklängen auf.

Bald fühlte er sein fieberndes Hirn wie emporgetragen in musikalischen Wellen, eingehüllt in den mystischen Taumel seiner Kindheit.

Die bei den Jesuiten erlernten Gesänge fielen ihm wieder ein, durch sie das Pensionat und die Kapelle, in dem sie erklangen.

[...]

Er spielte wie der Erstbeste das Klavier, war nach längerem Studium imstande, eine Partitur zu entziffern, aber er verstand nichts von der Harmonie und der nötigen Technik, um wirklich eine Feinheit zu schätzen und mit Sachverständnis zu genießen.

Mit der profanen Orchestermusik konnte er sich nicht befreunden, weil man sie nicht bei sich allein hören kann, wie man ein Buch zu lesen pflegt. Um sie zu genießen, hätte er sich unter dieses immer gleiche Publikum mischen müssen, das die Theater füllt und den Winterzirkus belagert, wo man in einer Waschhausatmosphäre einen Menschen bewundert, der in der Luft herumfuchtelt und aus Wagner herausgerissene Episoden zur ungeheueren Freude eines unwissenden Haufens grausam zu Tode hetzt.

Er hatte nicht den Mut gehabt, sich in dieses Volksbad zu tauchen, um Berlioz zu hören, von dem ihn indessen einige Bruchstücke durch ihre leidenschaftliche Begeisterung und ihr schwungvolles Feuer gefangen

364 Gemeint sind Halluzinationen = Sinnestäuschungen, Trugwahrnehmungen durch die Neuro-Lues verursacht. Betroffene empfinden einen realen Sinneseindruck, ohne dass es einen erklärbaren Reiz gibt, der ihn auslöst. Das heißt vereinfacht: Sie sehen, hören, riechen oder empfinden etwas, was nicht existent ist.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

genommen hatten; und er sah auch ein, dass keine Szene, ja selbst nicht einmal ein Satz einer Oper des wunderbaren Wagner aus ihrem Gefüge ungestraft losgelöst werden durfte.

Und deshalb war der Herzog auch der Meinung, dass von diesem Haufen von Musikfreunden, die des Sonntags außer sich gerieten, kaum zwanzig die Partitur kannten, die man verhunzte.

Die bekanntere, leichtere Musik und die unabhängigen Stücke der alten Opern fesselten ihn sehr wenig; die leichten Piecen von Auber und Boieldieu, Adam und Flotow und die Banalitäten eines Ambroise Thomas und Bazin widerten ihn in gleichem Maße an, wie die veralteten Ziererein und die pöbelhaften Reize der Italiener.

Er hatte sich deshalb von der Musik fern zu halten entschlossen und seit den Jahren dieser seiner Enthaltung erinnerte er sich nur gewisser Kammermusiksoireen, in denen er Beethoven und besonders Schumann und Schubert gehört hatte, die seine Nerven derart zermürbt hatten wie die innigsten und qualvollsten Dichtungen Edgar Poës.

Gewisse Partien für Violoncello von Schumann hatten ihn ganz atemlos gelassen; es waren besonders die Lieder von Schubert, die ihn vor Entzücken außer sich gebracht hatten.

Diese Musik drang in sein tiefstes Innere und machte sein Herz erbeben wie von vergessenen Leiden alter Melancholie; und er fühlte sich ganz betäubt, plötzlich soviel wirres Elend und unbestimmten Schmerz zu empfinden.

Diese Musik der Verzweiflung, die aus dem Tiefsten des Seins aufschrie, entsetzte und entzückte ihn zugleich. Niemals hatte er „des Mädchens Klage“ hören können, ohne dass ihm nicht nervöse Tränen in die Augen stiegen, denn es war in diesem Klagelied mehr als Betrübnis, etwas Entrissenes, das ihm das Herz zerwühlte, wie das Sterben eines Lieben in einer düsteren, öden Landschaft.

Und immer wieder, wenn ihm diese entzückend traurigen Klagen über die Lippen kamen, riefen sie in ihm diese einsame Landschaft wach, in der geräuschlos in der Ferne vom Leben abgehetzte Menschen in der Dämmerung verschwanden. Er fühlte sich dann in dieser trostlosen Natur so allein, durch Herzeleid und Widerwillen verbittert, von einer namenlosen Melancholie erdrückt, von einer tödlichen Herzensangst erfasst, deren geheimnisvolle Macht jeden Trost, jedes Mitleid, jede Ruhe ausschloss.

Gleich einem Totengeläut verfolgte ihn dieser verzweiflungsvolle Gesang, jetzt, wo er durch Fieber vernichtet daniederlag, von toller Angst erregt, die zu beschwichtigen ihm um so weniger gelang, als er deren Ursache nicht erkannte.

Er überließ sich schließlich dem Spiel der Wellen. Des Kampfes müde, ließ er sich von dem Strom der Angst hin und her werfen, der sich in klagenden Tönen durch seinen schmerzenden Kopf und seine stechende Schläfe ergoss.

Eines Morgens hörte aber dieses Singen und Klingen auf; der Herzog war wieder seiner mächtig und ersuchte den Diener, ihm einen Spiegel zu bringen. Vor Entsetzen glitt ihm der Spiegel fast aus der Hand; er erkannte sich kaum wieder.

Sein Gesicht hatte eine Erdfarbe angenommen, die Lippen waren aufgedunsen und trocken, die Zunge welk, die Haut runzelig. Sein Haar und Bart, seit seiner Krankheit nicht geschnitten, erhöhten noch das Entsetzliche

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

seines eingefallenen Gesichtes mit den hohlen, verschwommenen Augen, die im Fieberglanz in seinem borstigen Schädel brannten.

Mehr als seine Schwäche, als seine Erbrechungen, die jeden Versuch von Nahrung zurückwiesen, mehr als dieser Marasmus[365], in dem er steckte, erschreckte ihn diese Veränderung seines Äußeren.

Er glaubte sich verloren; doch trotz der Ermattung, die ihn niederdrückte, richtete ihn die Energie eines gehetzten Menschen plötzlich auf und gab ihm die Kraft, einen Brief an seinen Arzt in Paris zu schreiben und seinem Diener zu befehlen, ihn auf der Stelle aufzusuchen und ihn um jeden Preis sofort herzuschaffen.

Sein vollständiges Sichgehenlassen ging in plötzliche Hoffnung über, denn dieser Arzt war ein berühmter Spezialist, ein Doktor, bekannt durch seine Kuren nervöser Krankheiten [wozu die Syphilis gehörte].

„Er hat sicher schon eigensinnigere und gefährlichere Fälle als den meinen behandelt“, sagte sich der Herzog; „er wird mich zweifellos in einigen Tagen wieder auf die Beine bringen.“

Dann aber folgte diesem Vertrauen eine vollständige Hoffnungslosigkeit.

„So gelehrt, so geschickt sie auch sein mögen, von Nervenleiden verstehen die Ärzte nichts, ja sie kennen nicht einmal ihren Ursprung.[366] Wie alle anderen wird auch dieser mir das ewige Zinkoxyd, Chinarinde, Bromkali und Baldrian verschreiben.“

„Aber wer weiß“, fuhr er dann fort, und klammerte sich an eine letzte Hoffnung, „wenn mir diese Mittel bis jetzt nicht geholfen haben, kommt es vielleicht daher, dass ich sie nicht in richtiger Dosis gebraucht habe.“

Trotz alledem aber gab ihm die Erwartung einer möglichen Linderung schon neuen Lebensmut.

Dann befiel ihn eine neue Befürchtung: Ob sich der Arzt in Paris befände und sich hierher bemühen werde. Und wieder überwältigte ihn die Furcht, dass der Diener ihn nicht antreffen könnte.

Er fühlte aufs Neue seine Kräfte schwinden, er ging von einer Sekunde zur anderen von tollster Hoffnung zur wahnsinnigsten Angst über, übertrieb die Aussichten plötzlicher Heilung, wie die Befürchtungen einer nahen Gefahr. So verflossen die Stunden, und der Augenblick kam, wo er zu Ende war mit seiner Kraft, wo er an dem Kommen des Arztes verzweifelte und sich wütend sagte, dass er sicherlich gerettet würde, wenn ihm rechtzeitig beigestanden worden wäre. Dann wieder verflog sein Zorn gegen den Diener und den Arzt, die er beschuldigte, ihn sterben zu lassen, und schließlich raste er gegen sich selbst und warf sich vor, zu lange gewartet zu haben, um Hilfe zu holen, und bildete sich ein, dass er jetzt geheilt wäre, wenn er nur einen Tag früher kräftige Arznein und vernünftige Pflege gehabt hätte.

Nach und nach besänftigte sich dieser Wechsel von Beunruhigungen und neuen Hoffnungen, die sich in seinem leeren Hirn jagten. Diese Widersprüche rieben ihn vollends auf. Er verfiel in einen Schlaf der Ermattung, den unzusammenhängende Träume durchzogen, in eine Art von Ohnmacht, die von bewusstlosem Erwachen unterbrochen wurde. Er hatte den Begriff seiner Wünsche und Befürchtungen derart verloren, dass er ganz apathisch war und

365 Marasmus ist eine schwere Krankheit verursacht durch dauerhafte Mangelernährung.

366 Die Syphilis war eine schwierig zu diagnostizierende Krankheit und zudem mit schwerwiegenden Vorurteilen behaftet, über die der Betroffene nicht gerne offen redete.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

kein Erstaunen und keine Freude empfand, als der Arzt plötzlich ins Zimmer trat.

Der Diener hatte ihn jedenfalls von der Lebensweise des Herzogs unterrichtet und auch von den verschiedenen Symptomen, die er selbst beobachtet hatte seit dem Tage, als er seinen Herrn nahe dem Fenster, von der Heftigkeit der Parfüms ohnmächtig, aufgehoben hatte; denn der Arzt stellte nur wenige Fragen an den Kranken, dessen Verhältnisse er übrigens seit Jahren kannte. Er untersuchte ihn, klopfte und horchte an ihm herum und prüfte aufmerksam den Urin, in dem ihm gewisse weiße Streifen eine der ausgesprochensten Ursachen des Nervenleidens offenbarten.

Er schrieb ein Rezept, und ohne noch etwas hinzuzufügen, ging er fort; seine baldige Rückkehr sagte er zu.

Dieser Besuch tröstete den Herzog, den jedoch das Schweigen sehr befremdete, und er beschwor seinen Diener, ihm nicht länger die Wahrheit vorzuenthalten. Dieser bestätigte ihm, dass der Arzt keinerlei Beunruhigung an den Tag gelegt hätte, und so misstrauisch auch Herzog Jean war, er fand kein Anzeichen, das eine Lüge auf dem ruhigen Gesicht des alten Mannes verriet.

Bald heiterten sich seine Gedanken auf; überdies waren seine Leiden verstummt und zu der Schwäche, die er in allen Gliedern verspürte, gesellte sich eine gewisse Sanftheit, eine gewisse Wohligkeit, leise und unbestimmt. Und endlich war er ganz zufrieden, nicht mit Arznein und Flaschen überbürdet zu sein. Ein schwaches Lächeln glitt um seine blassen Lippen, als der Diener einen mit Pepton gemischten Einlauf brachte und ihm bedeutete, dass er es dreimal in vierundzwanzig Stunden wiederholen müsse.

Es müßte köstlich sein, dachte er, wenn man bei voller Gesundheit dieses einfache Mittel fortsetzen könnte! Welch eine Ersparnis an Zeit, welch eine radikale Erlösung der Abneigung, die das Essen von Fleisch den Leuten ohne Appetit einflößt! Welch endgültige Befreiung des Überdrusses, der sich immer aus der notgedrungen beschränkten Wahl der Speisen ergibt! Welch energische Verwahrung gegen die gemeine Sünde der Gefräßigkeit!

Einige Tage darauf brachte der Diener einen Einlauf, dessen Farbe und Geruch anders war als das von Pepton.

„Aber es ist nicht mehr dasselbe!“ rief des Esseintes, der voller Aufregung zusah, wie die Flüssigkeit in das Gerät gegossen wurde. Er fragte wie in einem Restaurant nach der Speisekarte, entfaltete das Rezept des Arztes und las:

Lebertran 20 Gramm
Kraftbouillon 200 Gramm
Burgunderwein 200 Gramm
1 Eigelb.

Aber er brauchte bald nicht mehr über die nährenden Flüssigkeiten nachzudenken, denn es gelang dem Arzt, nach und nach das Erbrechen zu bezwingen und ihm auf gewöhnlichem Weg einen süßlichen Punsch mit Fleischpulver gemischt beizubringen, dessen unbestimmtes Aroma von Kakao seinem Mund zusagte.

Wochen vergingen, und sein Magen entschloss sich endlich wieder zu arbeiten; zu gewissen Zeiten kam die Übelkeit noch wieder, die indessen durch

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

das Ingwerbier und durch die Arznei Antiémétique de Rivière[367] eingeschränkt wurde.

Schließlich kräftigten sich auch nach und nach die Organe wieder, und mit Hilfe der Pepsine konnte er echtes Fleisch verdauen.

Die Kräfte nahmen zu, und bald konnte der Herzog schon in seinem Zimmer aufrecht stehen und versuchen zu gehen, indem er sich auf einen Stock stützte und an den Ecken der Möbel festhielt. Anstatt sich dieses Erfolges zu freuen, vergaß er seine vergangnen Leiden, wurde gereizt über die Länge der Rekonvaleszenz und warf dem Arzt vor, dass er seine Genesung verzögern würde.

Endlich war er so weit wieder hergestellt, dass er während ganzer Nachmittage aufbleiben konnte und ohne Hilfe in seinem Zimmer umherzugehen vermochte.

Jetzt ärgerte ihn sein Arbeitszimmer; Fehler, an die er sich durch die Länge der Zeit gewöhnt hatte, fielen ihm in die Augen, als er nach langer Zwischenzeit wieder dorthin kam.

Die Farben, die gewählt waren, um bei Licht gesehen zu werden, erschienen ihm bei Tageslicht unharmonisch. Er dachte daran, sie zu ändern, und stellte stundenlang künstliche Farbenharmonien zusammen.

Es ist kein Zweifel, ich bin auf dem Weg der Besserung, dachte er, da er die Rückkehr zu seinen frühern Beschäftigungen und alten Liebhabereien wahrnahm.

Eines Morgens, während er seine orang-gelben und blauen Wände betrachtete und dabei von den idealen Wandbekleidungen träumte, die aus griechischen Kirchenstolas, russischen Messgewändern in Goldstoff, Chormänteln aus Brokat, mit slavonischen Buchstaben gemustert, aus Edelsteinen des Ural und aus Reihen von Perlen gebildet waren, trat der Arzt ins Zimmer, beobachtete die Blicke seines Kranken und erkundigte sich nach seinem Befinden.

Der Herzog teilte ihm seine unausführbaren Wünsche mit und fing an, neue Farbenmischungen vor ihm zu entwickeln, von Paarungen und Auflösungen der Nuancen zu sprechen, als ihm der Arzt einen energischen Dämpfer versetzte und ihm in einer keinen Widerspruch duldenden Art erklärte, dass er jedenfalls nicht in dieser Wohnung seine Pläne zur Ausführung bringen werde.

Und ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, setzte er ihm auseinander, dass er zuerst zum Wichtigsten geschritten sei, indem er die Verdauungsfunktionen wiederhergestellt habe, und dass er jetzt das Nervenleiden [die drohende Paralyse] selbst in Behandlung nehmen müsse, das keineswegs geheilt sei und Jahre der Schonung und Pflege erfordere.

Er fügte hinzu, dass, bevor er irgendein Mittel versuchen oder eine Kaltwasserkur [368] anfangen könne, was außerdem in Fontenay unmöglich sei, er diese Zurückgezogenheit aufgeben, nach Paris zurückkehren, in das allgemeine Leben wieder eintreten und endlich versuchen müsse, sich wie jeder andere Mensch zu zerstreuen.

---

367 Ein französisches Medikament, das Erbrechen verhindert, stoppt oder lindert.

368 Die Kaltwasserkuren dienten nicht zur Heilung von der Syphilis, sondern zur Abhärtung des Körpers und zur Anregung der lebenswichtigen Funktionen, um wieder zu Kräften zu kommen nach den lebensgefährlichen Quecksilberkuren oder als Vorbereitung und Stärkung vor einer erneuten Quecksilberkur.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

„Aber die Vergnügungen der anderen zerstreuen mich nicht!“ rief der Herzog empört aus.

Ohne sich in eine Diskussion einzulassen, versicherte der Arzt einfach, dass die gänzliche Lebensveränderung in seinen Augen eine Überlebensfrage wäre.

„Das heißt also Tod oder Galeerenstrafe!“ rief der Herzog erbittert aus.

Der Arzt, von allen Vorurteilen eines Weltmanns durchdrungen, lächelte und schritt ohne zu antworten der Tür zu.

Sechzehntes Kapitel

Des Esseintes hatte sich in seinem Schlafzimmer eingeschlossen und sich die Ohren verstopft, um nicht die Hammerschläge zu hören, die vom Zunageln der Packkisten, die die beiden alten Diener fertig machten, herüberhallten. Jeder Schlag traf sein Herz und schlug ihm eine tiefe Wunde ins Fleisch.

Der Ausspruch des Arztes verwirklichte sich. Die Furcht, nochmals die Qualen, die er ertragen hatte, durchmachen zu müssen, und die Angst vor einem grässlichen Todeskampf hatten mächtiger auf des Esseintes gewirkt als der Hass auf die niederträchtige Existenz, zu der ihn das Urteil des Arztes verdammte.

„Und doch gibt es Leute“, murmelte er, „die zurückgezogen leben, ohne mit jemandem zu sprechen, die sich fern von der Welt verzehren, so wie die Zuchthäusler und die Trappisten, und nichts beweist, dass diese Unglücklichen, wie auch die Weisen wahnsinnig oder schwindsüchtig werden.“

Er hatte diese Beispiele dem Doktor ohne Erfolg angeführt. Dieser hatte ihm in trockenem Ton wiederholt, der keine Widerrede zuließ, dass seine Ansicht, die übrigens durch die Ansicht aller Krankheitsbeschreiber des Nervenleidens [der Neuro-Lues] bestätigt wurde, dass allein Zerstreuung, Vergnügen, Freude auf die Krankheit Einfluss haben könnte, die richtige wäre. Ungeduldig gemacht durch die Gegenklagen seines Kranken, hatte er ein für allemal erklärt, dass er sich weigere, seine Behandlung fortzusetzen, wenn er nicht einwillige, die Luft zu wechseln und nach den neuen Vorschriften der Gesundheitslehre zu leben.

Des Esseintes hatte sich nach Paris begeben und andere Spezialisten zu Rate gezogen, ihnen unparteiisch seinen Fall vorgelegt, und nachdem alle ohne Zögern die Verschreibungen ihres Fachgenossen gebilligt hatten, mietete er eine leere Wohnung, kehrte nach Fontenay zurück und befahl den alten Dienern, außer sich vor Wut, die Koffer zu packen.

Tief in seinen Sessel gedrückt, grübelte er jetzt über die Veränderung nach, die seine Pläne umstürzte, die die Neigungen seines jetzigen Lebens zerstörte, seine zukünftigen Projekte begrub. Er musste diesen Hafen, der ihn schützte, verlassen, wieder von neuem in den Sturm von Albernheiten hinaustreten, der ihn früher niedergeworfen hatte.

Die Ärzte sprachen von Vergnügungen, Zerstreuungen; ja aber mit wem und womit sollte er sich denn erheitern und zerstreuen?

Hatte er sich nicht selbst aus der Gesellschaft gestoßen? Kannte er einen Menschen, der es versuchen möchte, so wie er sich in Betrachtungen zu verbannen, sich in Träumerein zu verlieren? Kannte er auch nur einen Menschen, der imstande war, den Scharfsinn eines Satzes, die Feinheit einer Malerei, die Quintessenz eines Gedankens zu schätzen, einen Menschen,

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

dessen Seele fein genug war, einen Mallarmé zu verstehen, einen Verlaine zu lieben?

Wo, wann und in welcher Gesellschaft sollte er einen Geistesgenossen finden, einen Geist, abgesondert von allen Gemeinplätzen, der das Schweigen wie eine Wohltat, der den Undank wie eine Erleichterung, der das Misstrauen wie einen Schutz, wie einen Hafen suchte? In der Welt, in der er vor seiner Abreise nach Fontenay gelebt hatte? – Unmöglich! Die meisten dieser Junker, mit denen er früher verkehrte, waren seit jener Zeit noch mehr in den Salons verdummt, waren noch mehr an den Spieltischen versumpft, an den Küssen der Dirnen noch mehr verludert. Die meisten mochten jetzt sogar verheiratet sein.

„Welch hübscher Wechsel, welch schöner Tausch war doch diese von der sonst so prüden Gesellschaft angenommene Gewohnheit!“ träumte des Esseintes vor sich hin.

War denn nicht auch der alte Adel in Fäulnis geraten? War die Aristokratie nicht dem Stumpfsinn und der Verwesung anheimgefallen? Sie erlosch in der Verdorbenheit ihrer Nachkommen [wegen der Syphilis], deren Fähigkeiten bei jeder Generation schwächer wurden und den Gorillainstinkten eines Stall- oder Reitknechts gleich waren.

Die Klöster waren in Apotheken und Likörfabriken verwandelt. Sie verkauften Rezepte oder machten sie selbst: der Orden der Zisterzienser zum Beispiel Schokolade; Trappisten Nudeln und aromatische Weingeistarnika; die Dominikanermönche fabrizierten gegen den Schlagfluss wirkende Elixiere; die Jünger des heiligen Benedikt Benediktinerlikör; die Mönche des heiligen Bruno [die Kartäusermönche machten] Chartreuse [Kräuterlikör].

Der Handel hatte die Klöster überschwemmt: statt der Chorbücher standen große Handelsregister auf den Kirchenpulten. Dem Aussatz gleich zerstörte die Gier die Kirche, sie beugte die Mönche über die Inventuren und Rechnungen, verwandelte die Kirchenväter in Zuckerbäcker und Quacksalber, die Laienbrüder und Klosterdiener in gewöhnliche Packer und Krukenverschließer[369].

[...]

Es war die große Galeere Amerikas, die nach Europa verschlagen war. Es war die ungeheure und unerhörte Anmaßung des Geldmenschen und Emporkömmlings, die wie eine gemeine Sonne über die götzendienerische Stadt strahlte, die im Staub vor dem ruchlosen Tabernakel der Bankhäuser zotige Gesänge ausstößt.

„Stürze doch zusammen, Gesellschaft! Stirb doch, alte Welt!“ rief des Esseintes empört über das gemeine Schauspiel, das er heraufbeschwor; dieser Schrei beendete den Alptraum, der ihn bedrückte.

„Ach!“ seufzte er, „und sich sagen zu müssen, dass dies alles kein Traum ist! Dass ich wieder in das schändlich gemeine Gewühl des Jahrhunderts hineingeworfen werde“! Um sich zu beschwichtigen, rief er die tröstenden Lebensregeln Schopenhauers zu Hilfe; er wiederholte sich den schmerzlichen Grundsatz Pascals: „Die Seele sieht nichts, was sie nicht betrübt, wenn sie daran denkt.“ Aber die Worte hallten in seinem Gehirn wider wie Laute ohne Sinn; sein Verdruss zersplitterte sie, entzog ihnen jede Bedeutung, jede beruhigende Wirkung, jede wirksame und sanfte Kraft.

369 Die Kruke (niederdeutsch für Krug, pharmazeutisch Olla) ist ein Vorrats- bzw. Abgabegefäß des Apothekers.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)

Er sah schließlich ein, dass die Beweisgründe des Pessimismus ohnmächtig waren, ihn zu erleichtern, dass der unmögliche Glaube an ein zukünftiges Leben allein beruhigend wirkte.[370]

Ein Wutausbruch fegte gleich einem Orkan seine Versuche der Entsagung und der Gleichgültigkeit hinweg. Er konnte es sich nicht mehr verhehlen, es gab nichts, gar nichts mehr. Alles war vernichtet!

Zeigte der schreckliche Gott der Schöpfung und der blasse Losgenagelte von Golgatha nicht einmal wirklich, dass er existierte, erneuerte er nicht wieder die Sintfluten, zündete er nicht wieder die Flammenregen an, die einst die verdammten und toten Städte verzehrt hatten!?

Fuhr dieser Schlamm fort zu fließen und mit seinem Pesthauch die alte Welt zu vergiften, wo nur noch Saaten von Freveltaten und Ernten von Schande aufgingen!?

Plötzlich ging die Tür auf. In der Ferne, von den Türpfosten umrahmt, sah man kräftige Männer in Arbeitstracht die große Kisten und Möbel auf den breiten Nacken hinaustrugen. Dann schloss sich die Türe wieder hinter dem alten Diener, der Pakete mit Büchern geholt hatte.

Des Esseintes fiel vernichtet auf einen Stuhl.

„In zwei Tagen werde ich in Paris sein“, murmelte er, „nun ist alles zu Ende! Wie eine Springflut steigen die Wogen der menschlichen Mittelmäßigkeit bis zum Himmel, und sie werden den Zufluchtsort verschlingen, dessen Dämme ich wider meinen Willen öffnen muss. Ach! Mir fehlt der Mut! Jesus Christus, habe Mitleid mit dem Christen, der zweifelt, mit dem Ungläubigen, der glauben möchte, dem Sklaven des Lebens, der allein hinaussteuert in die Nacht, unter einen Himmel, an dem keine tröstenden Sterne alter Hoffnungen [und Illusionen] mehr leuchten.“

370 Wie Jean-Jacques Rousseau es ausdrückte, siehe oben: *„Mein Verstand konnte sie [die Atheisten] nicht widerlegen, aber mein Gefühl.“* - Ein äußerst schwaches Argument für den Theismus.

Copyright © by Lothar Baus D-66424 Homburg/Saar (Germany)